B 829,845

# Deutscher Volkswart

Herausgeber Gerhard Krügel

2. Jahrgang

Theodor Weicher
Leipzig

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

# Deutscher Volkswart

## Monatsschrift des Deutschbundes

herausgegeben von Br. Gerhard Krügel

2. Jahrgang

1917

Verlegt bei Br. Theodor Weicher in Leipzig

DD
1
.D54
V.2

# Inhaltsübersicht.

**Zeit- und Volksfragen.** Seite

Prof. Adolf Bartels, Die Ideale Mr. Wilsons . . . . . 29
Universitätsprof. Dr. Eduard Eckhardt, Die baltischen Provinzen und ihre Zukunft . 320
Hochschulprof. Dr. Rudolf Franke, Entsprechen Kriegsgewinne dem Geiste der allgemeinen deutschen Wehrpflicht? . . . . . 58
Julius Helmo, Das Problem der Bodenrechtsreform . . . . . 132
Medizinalrat Dr. Friedrich Helwes, Des Deutschtums Aufgabe bei der Bekämpfung der Unsittlichkeit . . . . . 14
Paul Graf v. Hoensbroech, Belgien . . . . . 113
Prof. Dr. H. G. Holle, Der kommende Kampf um das Deutschtum . . . . . 5
Geh. Studienrat Prof. F. Hornemann, Eine neue Lösung der Volksernährungsfrage 355
Friedr. Schöll und Ferd. Hornemann, Grundzüge einer organischen Ordnung der Ernährungsfürsorge im Kriege . . . . . 371
Gerhard Krügel, Von deutschem Geist und deutschem Wollen . . . . . 1
Prof. Fritz Kuhlmann, Die deutsche Schrift ein Ausdruck deutschen Wesens . . . . 232
Oberbürgermeister Konrad Maß, Völkische Ziele in der sozialen Arbeit . . . . . 277
Prof. Dr. Eugen Meller, Zur Deutschtums-Erneuerung im Adriagebiet . . . . . 270
Prof. Dr. Eugen Meller, Zum Auswanderungsproblem der Deutschrussen . . . . . 331
Rektor Eduard Schlegel, Familie und Scholle . . . . . 205
Stadtschulinspektor Konrad Schubert, Menschenrechte — Menschenpflichten . . . . 73
Alfred Otto Ritter v. Terzi, Das österreichische Hamburg . . . . . 265
Georg Widenbauer, Bruder Jonathan und John Bull . . . . . 97
Universitätsprof. Dr. Fritz Wilke, Völkerleben und Landesgrenzen . . . . . 41
Prof. Dr. Heinrich Wolf, Los vom Welschtum! . . . . . 21
Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Von deutschem Volk und Staat . . . . . 54
Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Eins ist not! . . . . . 305

**Erziehungsfragen.**

Schulrat Eberhard, Berufskunde — eine Forderung deutscher Zukunftserziehung . 284, 373
Alfred Otto Terzi Ritter v. Langfried, Zur Hundertjahrfeier des Wartburgfestes deutscher Burschen . . . . . 379
Universitätsprof. Dr. Wilhelm Rein, Die vaterländische Einheitsschule . . . . . 144
Stadtschulinspektor Konrad Schubert, Deutschvölkische Bedingtheit unseres Erziehungswesens . . . . . 222

**Rassenfragen.**

Universitätsprof. Dr. Bruno Bauch, Volkstum . . . . . 349
Prof. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg, Die rassische Zusammensetzung der Völker im Weltkriege . . . . . 77
Dr. Arthur Luerssen, Zur Naturgeschichte der Blonden . . . . . 241
Karl Felix Wolff, Pazifismus und Rassenlehre . . . . . 177

**Deutsche Vorzeit.**

Edmund v. Wecus, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte . . . 195, 394

## Schrifttum und Kunst.

Seite

Prof. Adolf Bartels, Deutsche vaterländische Dichtung . . . . . 147, 182
Konrad Ettel, Schrifttum und nationaler Niedergang . . . . . 156
Heinrich Gutberlet, Hermann Wette . . . . . 159
Heinrich Gutberlet, Deutsche Dichtung und völkische Not . . . . . 386
Wilhelm Kotzde, Jörg Syrlin, ein Erlebnis . . . . . 290
Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Freiheit der Kunst . . . . . 229

## Allerlei kleinere Beiträge.

Deutsche Bauern in Rußland . . . . . 338
Deutsche Kunst ins deutsche Haus . . . . . 342
Deutsche Lichtspielkunst . . . . . 405
Deutsche Philosophie . . . . . 252
Durch Reinheit zur Einheit . . . . . 343
Ein Streitfall . . . . . 163
Erklärung . . . . . 344
Erziehung zum deutschen Heldentum . . . . . 204
Für Freunde deutschen Humors . . . . . 407
In eigener Sache . . . . . 164
Klingsporkarten . . . . . 252
Muß uns Amerika feindlich gesinnt sein? . . . . . 250
Ungerechtigkeiten vom deutschen Kunstmarkt . . . . . 343
Vom Volksliedsingen . . . . . 406
Von der Lage des Künstlers . . . . . 404

## Bücherbesprechungen.

Bruno Bauch, Vom Begriff der Nation . . . . . 37
Bruno Bauch, Immanuel Kant . . . . . 340
Franz Bock, Krieg und Kunst . . . . . 167
Franz Etzin, Martin Luther . . . . . 169
Karl O. Hartmann, Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten . . . 168
Wilhelm Kotzde, Die Wittenbergisch Nachtigall . . . . . 37
Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik . . . . . 168
Ludwig Wilser, Deutsche Vorzeit . . . . . 339
Siehe auch: Deutschchristentum auf rein-evangelischer Grundlage (95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917 von Fr. Andersen, A. Bartels, E. Katzer u. H. v. Wolzogen. — Vergl. hiermit in „In eigener Sache" S. 164) . . . . . 311
Die Volkshochschule in Deutschland (B. Tanzmann, Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule) . . . . . 295
Kirchenlied und geistliches Lied (A. Bartels, Ein feste Burg ist unser Gott) . . . . . 315
Kunstschriften (A. Piening, Der Kunstapostel Meier-Graefe und der Bremer Kunststreit; O. Graß, Kunst und Geschäft) . . . . . 343
Walther Rathenau und das deutsche Volkstum (W. Rathenau, Von kommenden Dingen) 297
Wilsons Ansichten über die Demokratie (W. Wilson, Der Staat) . . . . . 261
Wofür sie starben, eine Bücherschau (Einhart, Deutsche Geschichte; H. Wolf, Der Unterschied; E. Lohmann, Deutscher Geist; Studt, S. M. S. Karlsruhe; A. Ruge, Unsere Toten; K. Maß, Wofür sie starben; W. Schmied-Kowarzik, Ein Weltbund des Deutschtums) . . . . . 102
Zwei Büchlein vom deutschen Michel (A. Seitzinger, Michel Thoring; Meister Guntram v. Augsburg, Der reisige Michael) . . . . . 341

## Neuestes vom völkischen Büchertisch.


Seite

Deutsches Land und Volk . . . . . 107, 169, 254, 301, 345
Führende Deutsche . . . . . 107, 169, 254, 301, 345
Deutsche Politik . . . . . 107, 170, 254, 301, 345
Deutsche Kultur und Weltanschauung . . . . . 107, 170, 254, 301, 345
Deutsches Wirtschafts- und Gesellschaftsleben . . . . . 107, 170, 254, 301, 345
Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum . . . . . 108, 170, 255, 302, 346
Deutsche Kunst . . . . . 108, 171, 255, 302
Deutsche Erziehung und Schule . . . . . 108, 171, 255, 302, 346
Der Weltkrieg . . . . . 108, 171, 255, 302, 346
Deutsche Kriegsziele . . . . . 171
Völkische Unterhaltungsschriften . . . . . 108, 171, 255, 346


## Aus völkischen Zeitschriften.


Deutsche Politik im Weltrahmen . . . . . 105, 172, 256, 408
Deutsche Politik in Einzelfragen . . . . . 105, 172, 256, 408
Deutsche Außensiedelung und Wanderung . . . . . 106, 172
Binnensiedelung und Kriegerheimstätten . . . . . 172
Deutsche Kultur und Weltanschauung . . . . . 106, 172, 256, 408
Rassenfragen . . . . . 106, 172, 256
Deutsches Wirtschafts- und Gesellschaftsleben . . . . . 106, 172, 256, 408
Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum . . . . . 106, 172, 256, 408
Deutsche Kunst . . . . . 106, 172, 256
Deutsche Erziehung und Schule . . . . . 172, 256, 408


## Aus der Arbeit des Deutschbundes.


Der Deutsche Volkswart — Die Bundesbücherei des Deutschbundes — Aus der Eingabe in der Ostjudenfrage — Vom Deutschen Liederbuch — Zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs — Der Ausbau der inneren Gliederung des Deutschbundes — 5. Kriegsanleihe . . . . . 39

Eine Ehrengabe des Deutschbundes für völkische Dichter und Künstler — Arbeitsplan des Deutschbundes in der Rassenfrage — Kampf gegen Warenschwindel und Wucher — Völkischer Lesestoff fürs Feld und Lazarett — 6. Kriegsanleihe — Gegen weibliche Vorgesetzte der Staats- und Gemeindebeamten — Gegen die ostjüdische Einwanderung — Leseliebesgaben auf Bahnhöfen 109

Eingabe des Deutschbundes zu den Friedensbedingungen — Arbeit für einen deutschen Frieden — Ein „Deutsches Reichsblatt" als politisches Volksbildungsmittel — Gegen das kommunale und parlamentarische Frauenstimmrecht — Zur Begründung von vaterländischen Ortsausschüssen — Zeitungen ins Feld! — 75 der besten Deutschschriften — Aus deutschem Herzen . . . . 173

Völkischer Lesestoff ins Feld! — Rassenforschung im Deutschbund — Vaterländische Arbeitervereine — Nationale Stipendien — Die siebenbürgisch-sächsische Kultur in der Deutschen Nationalbücherei zu Gotha — Völkischer Sammelsport — Trummball anstelle von Tennis . . . 257

Völkische Bücher als Volksspende für Heer und Flotte — Leitfaden der Rassenlehre — Eine Sammelstelle für politische Broschüren aller Parteirichtungen — Inhalt der Deutschbund-Blätter 1917, 3—5 . . . . . 303

Das Bekenntnis des Deutschbundes und seine Arbeit — Die Deutsche Nationalbücherei in Gotha und die Deutsche Bücherei in Leipzig — Eingabe gegen die amtliche Unterstellung des Mannes unter weibliche Vorgesetzte — Eichbaum-Postkarten des Deutschbundes — Was ist und was will der Deutschbund? . . . . . 347

Eingabe des Deutschbundes an den Reichskanzler zur Ernährungsfrage — Das Deutschschriften-Verzeichnis des Deutschbundes — Kriegswohlfahrtspflege im Deutschbund — Deutschbund-Adreßbücher — Bücherspenden des Deutschbundes für unsere Feldgrauen — Inhalt der Deutschbund-Blätter 1917, 6—10 . . . . . 409

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 1 | Januar 1917

**Ich bin gewiß, daß Deutschland in einer schöneren Gestalt sich wieder bilden wird; ich fürchte nichts als einen schwächlichen Frieden.** Schleiermacher 1813.

Z XIX

## Von deutschem Geist und deutschem Wollen.

Vom Herausgeber.

Eine doppelte Siegesbeute muß das deutsche Volk aus diesem Völkerringen heimbringen, wenn anders es den Grund legen will zu einer größeren Zukunft: die äußere Sicherung und die innere Wiedergeburt. Die Erfolge der Machtpolitik, so bitter not sie für den Fortbestand des Reiches und Volkes sind, schließen doch nicht das eigentlich Entscheidende in sich. Das liegt auf dem Gebiete unseres inneren Volkslebens, ruht in der Kraft, aus der sittlichen und seelischen Erhebung unserer Tage ein Bleibendes, in ferne Zukunft Wirkendes zu schaffen. Diese Wiedergeburt kann jedoch nur heraufgeführt werden durch eine neue, ideale, die natürlichen Bindungen an das Volkstum wiederherstellende Weltanschauung, die in Wollen und Vollbringen allein die Bedürfnisse **deutschen** Lebens zur Auswirkung bringt, und die uns frei macht von der verderblichen Herrschaft des Materialismus, für dessen Verfechter der bestehende Staat nicht Beschützer des Volkstums, sondern eine Versicherungsanstalt für das ungestörte Ausleben seiner Bürger ist, wie sie Verkehr und Wirtschaftsleben zusammenwürfeln.

Kein Wunder, daß unter dem Einflusse dieser alle völkischen Willenstriebe hemmenden Weltanschauung der innere Gewinn des Krieges nicht recht zu den gewaltigen äußeren Erfolgen stimmen will. Es muß schon ein heiliger Adventswille über uns kommen, wenn es anders werden soll, auf daß wir wieder zu neuem, deutschbewußtem Leben uns ermannen, mitleben und mithelfen. Indes unsere Helden zu Lande, zu Wasser und in der Luft einer Welt von Feinden wehren, sehen wir daheim gelassen zu, wie der Geist des Undeutschen, der Geist der Zersetzung immer weitere Kreise ergreift, wie in allen Schichten, auf allen Gebieten die Verantwortungsfreudigkeit sinkt. Zu lange haben wir uns *mit* dem Kriege beschäftigt; denken wir endlich auch darüber nach, was *nach* dem Kriege werden soll, wo wir nicht mehr militärisch, sondern wieder politisch, wieder völkisch denken und arbeiten werden. Da brauchen wir *sittliche Persönlichkeiten*, welche die neuen Aufgaben, die neuen Ziele erkennen, denen es nicht fehlt an freitätiger Charakterkraft und der Fähigkeit, begeisternde Willenstriebe auszulösen. Deutsche Männer und Frauen, denen die tiefste aller Erkenntnisse die ist, daß die wahren, unveräußerlichen Güter unserer Kultur nur gedeihen können, wenn sie lebendig und unverrückbar im Volkstume wurzeln.

Im deutschen Gemüt. Welch heimeliger Klang liegt doch in diesen Worten! So tief und traut, daß ihn kein anderes Volk der Erde in seiner Sprache auszudrücken vermag. Ja, wir begegnen ihm auf allen Wegen unserer Geschichte, in allen Lebensäußerungen unseres Volkes. Mögen wir staunend stehen vor den überwältigenden Zeugnissen altgermanischer Kulturhöhe oder vor dem neuzeitlichen Monumentalbau, mögen wir längst verklungenen Heldenliedern nachsinnen oder den schöngeistigen Dichtungen unserer Tage, mögen wir auf Sitten und heilig gewahrtes Brauchtum lauschen in der Vergangenheit oder in der Jetztzeit: von allem überkommt es uns wie eine große, warme Verehrung des Volksgeborenen; in allem lebt, unausgesprochen, der hehre Glaube an die kulturkräftige Eigenart unseres deutschen Volkes.

Allein dem Volke ist die Erkenntnis der in seiner Kultur wirksamen Eigenkräfte und damit das Verständnis für seine wahrhaften Bedürfnisse durch jahrhundertlange falsche Schulung und Aufklärung vollkommen verloren gegangen, und selbst in der zur Führung berufenen Oberschicht wurde diese selbstsichere, tiefinnerliche, auf ungetrübtem Gefühle beruhende Fähigkeit, den Schein vom Wahren, das Bodenfremde vom organisch Gewachsenen, das künftig Notwendige vom gegenwärtig Vorteilhaften zu trennen, zur äußersten Seltenheit. Ein Volk aber, das seine Eigenkräfte nicht kennt und dessen Kultur auf Gedeihen und Verderben den Einwirkungen fremder Kräfte preisgegeben ist, muß mit Naturnotwendigkeit entarten. Hierin liegt die ursächliche Bedingung der heutigen Verfallserscheinungen beschlossen. *Hier ist die Not!* Vergebens fragen heute Millionen: *Wo ist das Ziel, da es hinaus soll?* Ihr Führer und wahrhaft Edlen, ihr alle, die ihr

an der Ertüchtigung des deutschen Volkes arbeitet, so geleitet doch diese wieder zu dem Mutterboden ihrer Kraft, wo das Herz fest wird und das Auge hell, wo alles sich zum Ganzen fügt, wo Stufen sich bilden, breite und sichere, die emporführen, den einzelnen wie das Volksganze, höher immer, dem Großen entgegen. Noch sind wir weit von diesem Ziel. Allein die Gaben, die uns wurden, verpflichten nicht nur, sie festzuhalten, sondern auch, sie zu reinigen, zu vertiefen und zu vergrößern. In diesem Ziele, der freien, größeren Zukunft unsers deutschen Volkes, gewinnen auch erst die äußeren Ziele des Krieges ihren Sinn und ihre rechte Einstellung.

Wohin aber sollen wir kommen, wenn wir die Angelegenheiten des stark untermischten Volkskörpers, den heute das Deutsche Reich beherbergt, auch in der Folge nach dem bekannten undeutschen Gesichtspunkte einer gewissen kulturellen Vorteilhaftigkeit weiterwälzen lassen? Der trügerische Reichtum des Äußerlichen konnte wohl eine Zeitlang den Blick für das Wesentliche blenden; nachgerade aber müßte es wenigstens den Einsichtigeren klar geworden sein, daß nur die Sammlung und Verinnerlichung deutschen Lebens, wie sie unbeirrt aus deutscher Seele herauswachsen soll, die Zukunft unsers bedrohten Volkstums sichern kann. Nein, wir wollen den Schrei des deutschen Volkes nach Wesensgütern nicht mit Scheingütern verfeinerter Kunst, den Schrei nach seelischen Werten nicht mit den übergewaltigen Fortschritten der Technik und der Naturwissenschaften oberflächlich befriedigen. Wir wollen es an die Quellen führen, daraus das deutsche Leben quillt, wie es seinen tiefsten Ausdruck in der **Religion**, seine höchste Ausformung in der **Kunst**, seine festen Willenstriebe in der **Weltanschauung** findet.

Und weil es sich hier um grundlegende Fragen des deutschen Volkstums, deutschen Wesens, deutscher Kultur und deutscher Zukunft handelt, so können sie auch nur von deutschen Männern und Frauen aus reinem deutschem Herzen entschieden werden. Wir überlassen es gewissen Kulturzeitschriften, die sich so gern zum Richter aufwerfen über jeden, der aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl macht, in bunter Folge die Wortführer beider Weltanschauungen auftreten zu lassen oder gar solche, deren Interessen außerhalb derer unserer deutschen Bürger liegen. Wir wollen nicht verwirren und nicht fälschen; wir wollen Entschlossenheit und Urteilsfähigkeit heranbilden, daß jeder, der nach Erkenntnis strebt, die Fragen, die an ihn herantreten werden, selbständig zu beurteilen und an ihrer Lösung mitzuwirken vermag.

Darum können wir nicht mit denen gehen, denen die feste Entschiedenheit, ein Deutschtum des Willens und der Tat zu bekennen und zu pflegen, fehlt. Aber ebenso werden wir uns fernhalten müssen von jenen Einseitigkeiten und Übertreibungen, wie sie innerhalb der germanisch-religiösen Erneuerungsbewegung und der rassischen Wiedergeburt zum germanischen Menschentume zuweilen in Erscheinung treten. Wir wollen nicht zurück zum Odin-Wodanglauben, wie er im

Abendglanze des Heidentums vor unseren Augen steht, die tiefsten religiösen und menschlichen Erkenntnisse, die stolzesten Hochziele germanischen Wesens durch den geheimnisvollen Zauber der Dichtung in diesem Gotte zum Maße der Vollkommenheit verklärend, allzu hoch und erhaben, als daß er dem Volke noch hätte nahe sein können. Es gibt kein Zurück zu dem, darüber die Entwicklung hinausgewachsen ist, auch nicht für das religiöse Empfinden. Und wir können auch keine Rettung finden in einer rassischen Erneuerung, die etwa — wie es im Ernst angestrebt wird — von Menschenzuchtheimen als Keimstätten des blonden Menschen der Zukunft seinen Ausgang nehmen soll, und die darum dem Zerfall unserer gegenwärtigen Kultur tatenlos zusieht. Wir können die Rettung nicht in grundstürzend Neuem, sondern allein im organisch Gewordenen und organisch Werdenden erblicken. Überall in den ältesten germanischen Kulturen und Rechtsüberlieferungen stützt sich die Heiligung der Rasse, der Familie, des Glaubens auf die Gemeinschaft des Wertens. Darum halten wir das deutsche Volk für verloren, wenn es nicht gelingt, die Wertungen, welche auf rassische Gesundheit, körperlich und geistig-sittlich, zielen, wieder zur allgemeinen Geltung zu bringen. In diesem Bestreben flüchten wir uns jedoch nicht in volksfremde Zuchtheime, sondern wenden uns an die deutschblütige Ober- und Mittelschicht des Volkes, damit von ihr aus die Erneuerung des deutschen Volkstums erkämpft werde. Was dem Wesen des deutschen Volkstums entspricht und es die Jahrtausende hindurch, wenn auch unter wechselnden staatlichen Formen, erhalten hat, das soll wieder zur Herrschaft gebracht werden.

Die Zeit drängt zur Entscheidung. Gebieterisch fordert sie das gewaltige Ringen. Aber auch in unserm inneren Volksleben kündet ihre Stunde sich an. Die letzte Entscheidungsschlacht wird eine geistige Schlacht sein. Minderheiten werden sie durchzukämpfen haben, die wenigen, die es erkannt haben und der allgemeinen feigen Gesinnungslosigkeit sich zu entraffen vermögen. Dann wird es gelten, ob wieder deutsche Lebensworte, Lebenskräfte, aus deutscher Sehnsuchtswärme aufsteigen, oder ob Mammon unser Gott ward, um den wir die Unsern auf verlorenem Posten verrieten.

Ihr Kleingläubigen, Gleichgültigen, Geldgläubigen, ach daß es euch ins Herz schnitte, das Wort, mit Schmerzen aus Blut und Leben geboren: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele . . . ?“

# Der kommende Kampf um das Deutschtum.

Von Professor Dr. H. G. Holle, Bremerhaven.

„Wir müssen über die großen Ereignisse unserer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unserer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiedenes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen". Dieses Wort Fichtes paßt wie so vieles aus jener Zeit auch auf die heutigen Verhältnisse.

Noch dröhnt der Erdteil vom Lärm der Waffen; ja, der Weltkrieg ist erst jetzt mit dem Einsetzen des rücksichtslosen U-Boot-Krieges auf dem Höhepunkte der Kraftentfaltung angelangt, und mit allen Fasern unseres Herzens bangen wir um die Entscheidung: „Wir oder England?" — Wirklich Entscheidung? — Ja, wenn England zusammen mit seinen freiwilligen Vasallen siegt, ist es zu Ende mit dem Deutschtum, wie es zu Ende war mit dem Burentum nach der Niederwerfung der südafrikanischen Freistaaten, nachdem das beste Volksblut im Kampfe gefallen oder in den Konzentrationslagern erstickt, das erhalten gebliebene aber mit dem Zuckerbrot der vorgeblichen Freiheit und vorläufigen Erhaltung der Sprache an englische Denkart gewöhnt war. Von einem „kommenden" Kampf um das Deutschtum braucht dann nicht mehr die Rede zu sein. Aber das kann nicht sein und das darf nicht sein. Es wird auch nicht sein, das sagt uns unser felsenfestes Vertrauen auf die Kraft unserer Waffen und die Sicherheit ihrer Führung. Wenn wir aber nun den Sieg mit den Waffen erringen und der Gegner überwunden am Boden liegt, dann ist doch das Deutschtum auf alle Zukunft gesichert? — Ja, wenn wir den Feind auch geistig überwunden haben, wenn nicht der deutsche Michel dann wieder faul die Zipfelmütze über die Ohren zieht und die Hände in den Schoß legt, oder im Siegestaumel das alte Doppelspiel des Gelderraffens und Lebensgenusses wieder aufnimmt, das der Krieg so rücksichtslos unterbrach! Das Deutschtum ist nach alter Erfahrung unserer Geschichte nie mehr gefährdet als im Frieden, und besonders, nachdem es in einem großen Kriege seine Energie ausgegeben hat. Gefährdet heute von außen und innen. Zunächst von außen, weil eine so weit und tief eingewurzelte Weltherrschaft wie die englische nicht auf einen Streich fallen kann und mit der Zähigkeit englischer Lebenskraft aus ihren über den ganzen Erdball verzweigten Wurzeln neue Sprosse treiben wird, die unser kaum gewonnenes Ausbreitungsfeld beeinträchtigen und die dort eingedrungenen Saugwurzeln unseres Volktums ersticken.

Wir können uns England gegenüber auf die Dauer nur behaupten und es weiter überwinden, wenn wir dem englischen Grundsatz der Unterjochung und Ausbeutung der Völker den deutschen Grundsatz der organischen Angliederung und gegenseitigen Förderung und Verteidigung entgegen stellen. Das aber setzt voraus, daß wir uns nicht selber aufgeben zugunsten der anderen! Daß wir

das Deutschtum als den einzigen Hort dieses Lebensgrundsatzes in der Welt erhalten und stärken. Das „Nationalitätsprinzip", das verschiedene gelehrte Herren mit auffälliger Beflissenheit als „überwundenen Standpunkt" darstellen, ist durch den Weltkrieg auch bei den kleinen Völkern zur bewußten Wirksamkeit gekommen. Beide Parteien des Weltkrieges bekennen sich zu ihm, England, indem es sich als „Schützer der kleinen Nationen" aufspielt, — bis es sie sicher in seinen Klauen hat, in Wahrheit also das Nationalitätsprinzip nur auf sich selber anwendet, Deutschland, indem es umgekehrt mit echt deutscher Verranntheit es wirklich — außer für sich selber — als unbedingtes „Prinzip", als Recht jedes Volkes anerkennt. Wir vergessen dabei, daß alle Völker auch im Frieden untereinander im „Kampf ums Dasein" stehen, im Wettbewerb um Nahrung und Gedeihen. Aus dieser biologischen Tatsache folgt die notwendige Einschränkung des Prinzips, daß nur das Volkstum natürlichen Anspruch auf Bestand hat, das sich aus eigener Lebenskraft neben anderen zu behaupten vermag. Auch die Völker leben und gedeihen wie die Pflanzen nur solange sie wachsen, und sie können nur wachsen auf Kosten anderer. Zu diesem Wachstum haben wir jetzt Gelegenheit. Alles überschüssige deutsche Blut und alle Boden suchende Arbeit gehört jetzt unserer neugewonnenen, aber erst durch Eingliederung in das Reich völlig aufzuschließenden Ostmark, diesem alten deutschen Kulturlande, dessen rasche Besiedelung und völlige Eindeutschung nach dem Kriege unsere erste Aufgabe ist. — Bisher haben wir selbst unsere Feinde, vor allem England, Rußland und — Amerika groß und stark gemacht, indem wir ihnen deutsches Blut abgaben, das, auch wo es noch nicht im fremden Volkstum aufging, doch seinen Geist und seine Arbeit in dessen Dienst stellte. Wenn unsere Feinde jetzt in blinder Wut gegen das Deutschtum diese Eingewanderten unterdrücken und vernichten, so schwächen sie sich nur selber. Jene sterben also wie die Kämpfer an der Front für unser Volkstum, aber nicht in bewußter und williger Selbstaufopferung, sondern gegen ihren Willen; sie büßen für ihre Versündigung an unserem Volkstum. Deutsche dürfen künftig ihre Kraft nur Völkern leihen, unter denen sie sicher ihr Volkstum wahren können, und die unsere zuverlässigen Freunde und Bundesgenossen sind! Daß auch diese im eigenen Gebiet Völkerstämme, die nicht zur Selbständigkeit berufen sind und nicht den Rückhalt an einem großen selbständigen anderen Staat haben, nicht zur völkischen Entwicklung kommen lassen, ist ihr gutes, auf ihrer eigenen völkischen Lebenskraft beruhendes Recht. So suchen die Polen schon jetzt, wo ihr Staat erst im Werden ist, die Juden, unter deren wirtschaftlicher Abhängigkeit sie stehen, los zu werden. Natürlich werden wir Deutsche als echte Prinzipienreiter des Nationalismus sie gastfrei aufnehmen, sie vielleicht sogar als Deutsche behandeln, weil sie „Jiddisch" reden, statt unsere Polen gegen die wirklichen Deutschen des Königreichs auszutauschen, was bei der Lockerung der Verhältnisse durch den Krieg sogar ohne Zwang zu machen wäre, wenn beide Staaten

ihren Volksgenossen Vorteile bei der Ansiedelung böten. Die Verbleibenden auf jeder Seite müßten sich entscheiden, welchem Staat sie angehören wollen; entscheiden sich unsere Polen aber für Deutschland, gehören ihre Kinder in die deutsche Schule, entscheiden sie sich für Polen, dürfen sie in Deutschland keinen Grundbesitz haben. Das Fehlen einer entsprechenden Bestimmung hat uns ja nach 70 an der Eindeutschung von Elsaß-Lothringen gehindert.

Das ist ja eben das Verhängnisvolle für unser Volk, daß es auch im eigenen Gebiet um sein Volkstum kämpfen muß, und daß es diesen Kampf gegen Deutsche führen muß, die trotz der Erfahrungen, die wir mit der fremdbürtigen Bevölkerung in der Ost-, West- und Nordmark und mit dem Judentum im ganzen Reiche gemacht haben, an dem Wahn festhalten, alle Staatsbürger des Reiches als „Deutsche" ansehen zu können. Dabei sind die niederdeutschen Nordschleswiger erst dadurch, daß wir sie als Dänen anerkannten, zu Dänen gemacht, französisch sprechende Alemannen und Franken der Westmark durch unsere Anerkennung als Franzosen in dem von ihnen übernommenen fremden Volkstum bestärkt. Sogar an die Polen im Reich haben wir deutsches Blut verloren gehen lassen, das sich noch durch die Familiennamen verrät. Sie dürfen, ohne wegen Vaterlandsverrats belangt zu werden, die Angliederung von Polen mitbewohnter Provinzen des Reiches an das nur durch unsere Gnade entstehende Königreich Polen vom siegreichen Deutschland und völlige Unabhängigkeit für sich verlangen!

Bei der Ablehnung der polnischen Ostjuden würden wir eine Stütze finden an den bei uns eingebürgerten Juden. Sie fürchten, daß bekannte Erscheinungen des wirtschaftlichen Kriegszustandes nach dem Kriege eine Empörung wider das Judentum zeitigen möchten, die zur Wiederbelebung des Antisemitismus führen könnten, wenn die eindringenden Ostjuden das fremde Rassetum der Juden den Deutschen wieder zum vollen Bewußtsein brächte. Deswegen betonen sie ihr „Deutschtum" und nur eine Minderzahl ist ehrlich genug, ihr gesondertes Volkstum zu bekennen und als „Zionisten" nach der Gründung eines eigenen Reiches zu streben. Die Juden haben dasselbe biologische Recht, sich als Art zu behaupten wie wir, und verdienen unsere Hochachtung, weil sie es besser tun als wir, selbst wo sie sich scheinbar „assimilieren". Was es mit dem Deutschtum unserer Juden auf sich hat, sehen wir an den vielfachen Einbürgerungen aus Deutschland eingewanderter Juden in England zu Beginn des Krieges. Die Juden mögen ihr völkisches Recht wahren, wo es das unsere nicht beeinträchtigt. Unsere Empörung ist falsch gerichtet, wenn sie als Antisemitismus zum Ausdruck kommt. Unsere Empörung sollte sich gegen die Deutschen richten, die durch ihre eigene völkische Schwäche den Juden dazu verhelfen, auf allen Lebensgebieten die Herrschaft an sich zu reißen, und die jüdisches Blut in unseren Volkskörper eindringen lassen und jüdischen Händlergeist in unser eigenes Denken. Es gilt, den deutschen Geist, der nach eigenem Ausspruch von Juden in „jüdische Verwaltung" genommen ist, wieder selbständig zu machen.

Wir werden nach englischem Ausspruch „die Schlachten gewonnen, aber den Krieg verloren haben", wenn wir nicht den Willen zum Deutschtum, der beim Ausbruch des Krieges so schön emporloderte, aus dem Kriege in den Frieden mit hineinbringen. Denn wenn wir uns auf gleichen Boden mit England stellen, müssen wir ihrer überlegenen Händlerschlauheit und Rücksichtslosigkeit doch erliegen. Nur der deutsche Geist kann uns deutsch erhalten. Deutschen Geist in Kirche und Schule, in Wissenschaft und Recht (besonders auch im Bodenrecht), in Kunst und Dichtung (namentlich auch auf der Schaubühne), in Staatsleben und Volkswirtschaft (geschlossenes Wirtschaftsgebiet) zu hegen und zu pflegen und auch in der Familie wieder zur Geltung zu bringen, ist die Aufgabe, die unser harrt.

Der völkische Grundstock, der Träger des deutschen Volksgeistes ist, hat seine Hauptwurzeln im gebildeten Mittelstand. Dieser aber würde durch den Sieg des Händlergeistes nach dem Kriege aus Erschöpfung zugrunde gehen. Denn er hat nicht nur den besten und am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Teil der Kriegsteilnehmer gestellt, sondern wird auch nach dem Kriege aufs äußerste gefährdet sein. Der außerordentliche Verbrauch und die Vernichtung von Werten in allen Ländern zugleich mit der ungeheuren Vermehrung des Geldes durch die Zinsscheine der Kriegsanleihen, das sind durch Mehrarbeit, Einschränkung oder Kriegswucher erworbene Ansprüche an Wert, bedingen eine entsprechende Verteuerung des Lebens gerade für den Mittelstand, besonders die Beamten und Angestellten. Die Notwendigkeit, die zugrunde gegangenen Werte wieder herzustellen, verstärkt die Ansprüche der schon im Kriege durch besondere Fürsorge und erhöhte Löhne verwöhnten Arbeiterschaft und liefert die Mittelschicht umso sicherer der Unterdrückung der durch die Kriegsgewinne gestärkten Geldmächte aus. Daß der völkische Grundstock durch die Arbeiterschaft verstärkt werden könnte, war eine Hoffnung, die man bei Kriegsbeginn hegen konnte, wenn es gelungen oder überhaupt versucht wäre, das in ihr damals hervorbrechende natürliche völkische Empfinden für die Überwindung der Sozialdemokratie auszunutzen, die statt dessen durch Duldung der auf einen „Versöhnungsfrieden" ohne Eroberungen gerichtete Tätigkeit ihrer Führer wieder verstärkt und zum großen Teil sogar in die alte widervölkische Richtung zurückgefallen ist. Diese äußerte sich jüngst in Bemerkungen sozialistischer Zeitungen zu dem einsetzenden rücksichtslosen U-Boot-Krieg, daß damit die Kriegshetzer ihren Willen bekommen hätten, wie sie den zu vermeidenden Ausbruch des Krieges herbeigeführt hätten. Und dabei ist doch nun wohl jedem nicht in Parteivorurteilen befangenen Deutschen klar geworden, daß nur unsere im Sinne der demokratischen Parteien geführte Versöhnungspolitik um jeden Preis uns den Krieg auf den Hals geladen hat. Oder es wird zwar endlich unser Krieg als „Verteidigung" anerkannt, aber die Durchführung des U-Boot-Krieges nur bis dahin zugegeben, daß England davon abläßt, uns aushungern zu wollen, also der Frieden um jeden Preis erstrebt, um desto bälder den Klassenkampf

wieder aufnehmen zu können. Das ist der Erfolg des Vertrauens auf den wiedererwachten völkischen Geist in der Sozialdemokratie, das den Reichsverband gegen die Sozialdemokratie veranlaßt hat, zu Beginn des Krieges seine Tätigkeit einzustellen und seine Mittel in den Dienst der Kriegsfürsorge zu stellen. Freilich ist gegenüber der Tätigkeit des Verbandes das Bedenken nicht zu unterdrücken, das gegen jede Vereinigung mit dem nur negativen Zweck der Abwehr besteht, daß Bestrebungen, die ihre Kraft nur aus nationaler Verärgerung ziehen, nicht die Leistungsfähigkeit und den Bestand haben können wie solche mit positiven Zielen, die sich auf nationaler Begeisterung aufbauen.

Wie die Völker haben auch die ebenso im Laufe der Jahrtausende entstandenen Stände innerhalb des Volkes durch das Konnubium, die Inzucht, ihre natürliche biologische Grundlage, sogar mit teilweise rassischer Verschiedenheit durch Vorherrschen der einen oder anderen Rassenanlage. Sie sind sozusagen Spielarten des Deutschtums. Es ist eine segensreiche Wirkung des Krieges, daß der Schützengraben die Stände einander näher gebracht hat, die im Frieden meist verständnislos neben einander hergingen oder wider einander stritten. Das gewonnene Verständnis bedeutet nicht Aufhebung der Klassenunterschiede, wenn auch die Grenzen der Klassen mit der fortschreitenden Entwicklung sich verschieben und durchschneiden, sondern Anerkennung ihrer gesonderten Bedeutung für die Organisation des Volkskörpers, in dem Zusammenarbeiten für die gemeinsamen Ziele des Deutschtums. Leider finden die auf völkischem Boden stehenden wirtschaftsfriedlichen Arbeiterverbände nicht nur keine Förderung von oben, sondern eher Widerstände. Nach dem Frieden wird sich zeigen, ob die außervölkische Sozialdemokratie sich noch weiter als Vertretung der Arbeiterschaft schlechthin wird benehmen dürfen oder wenigstens die Mehrheit der Arbeiterschaft sich wieder auf ihr Volkstum besonnen hat.

Trotz der allem Menschlichen anhaftenden Mängel haben die Stände sich für den allmählichen Aufstieg der Begabten bewährt. Der Einzelne würde mit Überspringung der Zwischenglieder ein Fremdling bleiben in der höheren Schicht, deren besondere Überlieferung und Gefühlszucht er in der anpassungsfähigen Kindheit entbehrte, und sich der ganz anderen geistigen Umwelt als Erwachsener nicht mehr anpassen können. Die Tüchtigen eines Standes, die aus Ärger, daß sie selber nicht den höheren erreicht haben, die Beseitigung des Standesunterschiedes erstreben, erreichen dadurch nicht eine Erhöhung ihres Standes, sondern sie ziehen den höheren herab, vor allem aber erschweren sie damit durch Vermehrung des Wettbewerbs ihren eigenen Nachkommen, die jetzt höhere Stufen erreichen können, den Aufstieg. — Die Begabung entsteht durch Zusammenfinden bester Keimanlagen aller Richtungen des Geisteslebens bei der Vereinigung der Geschlechtszellen, ist also nicht unbedingt erblich. Die besonders von den demokratischen Parteien geforderte „Einheitsschule", der gemeinsame Unterbau aller Schulen, würde aus den unteren Ständen durch eine künstliche Auswahl nach einzelnen Merkmalen, die nebenbei

keine Zuchtwahl ist, einseitig die Verstandes-Begabung, wahrscheinlich aber nur die Aneignungsfähigkeit auswählen und damit die Geschäftstüchtigkeit emporbringen. Die Ausgewählten würden auch nicht hineinwachsen in die höheren Stände, sondern sich als Fremdkörper einschieben und Zersetzung der natürlichen Standesgliederung herbeiführen und diese in eine solche nach Interessengemeinschaft umwandeln. Das ist ja auch wohl bei vielen die Absicht, denen jede Standesgliederung ein Greuel ist. Aber mit dieser „Atomisierung" des Volkskörpers, mit dieser Loslösung des Einzelnen vom natürlichen Zusammenhang der Geburt, würde die Gefahr entstehen, daß, wenn wirklich die Tüchtigen ausgewählt werden, sie nicht ausgewählt werden zum Wohle des Volksganzen, sondern zu ihrem eigenen Nutzen. Das wäre die Verengländerung unseres Volkes.

Der so zur Herrschaft kommende Individualismus begünstigt die „Panmixie", also die Fortpflanzung auch der untauglichen Keimanlagen, und führt zum rascheren Verbrauch der tauglichen. Denn ob die zu höheren Stufen gelangten mehr für ihr eigenes Wohl oder für das der Gesamtheit sich betätigen, jedenfalls wird ihre Fortpflanzung herabgesetzt. Die natürliche Standesgliederung vermindert diesen Verbrauch, indem sie den Aufstieg verlangsamt, erst die Kinder oder Kindeskinder die höheren Stufen erreichen läßt, und bedingt, daß auch bei niederen Berufen die tüchtigen Leute nicht fehlen, die ihnen ebenso nötig sind wie den höheren, als Vorbilder und Führer ihres Standes, um dessen Leistungsfähigkeit und Wohlergehen zu fördern.

Wenn die Aufhebung der natürlichen Standesunterschiede zu verstärktem Verbrauch der tüchtigen Keimanlagen führt, so gilt dies noch mehr für die Frauenrechtlerei, bei deren Durchführung sie auch in der weiblichen Linie sich nicht mehr vererben; denn Beruf und Mutterschaft sind eben unvereinbar. Zugleich wird die Volksvermehrung überhaupt aufs äußerste beeinträchtigt, wenn das Familienleben erhalten bleiben und die Aufzucht der Kinder nicht dem Stande überlassen werden soll. Mannesrecht und Kindersegen gehen zusammen. Es ist ein Frevel, wenn die Frauenrechtlerei das jetzige notgedrungene und aufs höchste anzuerkennende Einspringen der Frau für den Mann als Rechtstitel für das Eindringen der Frau in männliche Berufe ausmünzt; denn es ist eine Aufopferung der Frau, die nach ihrer natürlichen Körperanlage nach wissenschaftlicher Feststellung nur etwa $^2/_3$ der Arbeitsfähigkeit des Mannes hat und auf die Dauer dabei zugrunde gehen müßte. Ohne Zweifel ist die Frauenrechtlerei zum Teil die Folge der verminderten Heiratsmöglichkeit. Sie ist aber auch die Hauptursache ihrer weiteren Verminderung: Jede Frau, die in einen neuen Beruf eindringt, pflanzt nicht nur ihre unzweifelhaft tüchtigen Eigenschaften nicht fort, sondern verhindert auch eine Mehrzahl von männlichen Berufsgenossen, zu heiraten und Kinder zu zeugen, entweder indem sie durch Unterbieten deren Einkommen vermindert, oder indem sie bei gleichem Einkommen durch höhere Lebenshaltung sie zu gleichen Ansprüchen verleitet. Nicht selber Manneswerk zu verrichten ist das höchste Lebensziel

der Frau, sondern ihrem Volke tüchtige Söhne zu schenken und sie nach ihrem Mannesideal aufzuziehen. Hier liegt der Angelpunkt jeder wirksamen „Bevölkerungspolitik".

Mann und Weib verhalten sich biologisch wie zwei verschiedene Arten derselben Gattung. Auch die Eigenschaften zweier wirklicher Naturarten können durch Übergänge verbunden sein, die aber die grundsätzliche Verschiedenheit nicht aufheben. Die Natur kennt keine unbedingten Unterschiede. Wollte man alles, was durch Übergänge verbunden ist oder war, als eine Einheit betrachten, so könnte man überhaupt keine Verschiedenheiten in der Natur anerkennen. Nicht der Durchschnittswert der Eigenschaften ist für die Unterscheidung das Maßgebende, sondern der Zielwert, der bei jeder Art den vollkommensten Zustand darstellt. Die Verschiedenheit der körperlichen Organisation von Mann und Weib weist auf verschiedenartige Zwecke und damit auf eine Verschiedenheit auch der geistigen Anlagen hin, die sich auch direkt beweisen läßt. Aber auch auf geistigem Gebiet geben Durchschnittszahlen, wie sie die psychologische Wissenschaft bietet, nicht die maßgebende Verschiedenheit.

Die geistigen Eigenschaften aber von Mann und Weib sind nicht nur ihrer Natur nach verschieden, sondern stehen in einem polaren Gegensatz, dessen Aufhebung den Menschen auch zu geistiger Unfruchtbarkeit verdammt. Das Emanzipationsbestreben der Frau ist die Folge der Verweiberung des Mannes, die vor dem Kriege wenigstens bei der „Intelligenz" eingetreten war. Nun ist der Mann nicht nur anders ausgebildet als die Frau, sondern auch weiter „differenziert", also wirkungsfähiger. Die Frau ist auf einer weniger differenzierten, also kindlicheren Stufe der Entwicklung stehen geblieben und ist auch geistig der empfangende Teil. Sie erreicht erst an und mit dem Manne in der richtigen Ehe die volle Höhe ihres Menschentums. Es ist keine Willkür, daß das natürliche Gefühl des Volkes, auch des weiblichen Teils, den höheren Wert der „Frau" gegenüber dem „Fräulein" durch die sprachliche Unterscheidung zäh festhält. Daher ist diese Unterscheidung den Frauenrechtlerinnen verhaßt. Sie behaupten, die gleiche Anlage wie der Mann zu haben und sehen nicht, daß die Frau, indem sie ihre weiblichen Vorzüge verleugnet und die des Mannes anstrebt oder vortäuscht, diese als die höheren anerkennt! Dasselbe zeigt die bekannte Erscheinung, daß die Frau als Beamtin trotz aller am Vorgesetzten geübten Kritik sich wohl einem männlichen, aber nicht einem weiblichen unterordnet. Der Mann unter der Oberleitung einer Frau ist aber beiden Geschlechtern mißächtlich. Auch gibt es wohl das Mädchen, das sich wünscht, ein Knabe zu sein, aber nicht das Umgekehrte. Wenn das Mädchen heranwächst, verschwindet der Wunsch von selber, sobald die Jungfrau merkt, daß sie mit ihren natürlichen weiblichen Vorzügen, besonders mit der List, weiter kommt als mit angemaßter männlicher Tatkraft, daß sie nicht nur die Herrschaft im Hause erlangen kann, die ihr nach Goethe gebührt, sondern sogar die Herrschaft im Staate, — wenn der Mann schwach ist. Bestimmenden politischen Einfluß hat die Frau schon heute durch den Mann; mit dem Stimmzettel in der Hand hat sie die

unbedingte Herrschaft. Aber nicht ihr ist, wenn es dazu kommt, ein Vorwurf zu machen, sondern den männlichen Schleppenträgern der Frau, die in Verkennung der durch die Natur gegebenen Einstellung ihrer Seelenkräfte auf die Fürsorge für die Familie aus eigener Schwäche sie in den von Männern geschaffenen und verteidigten Staat eindringen lassen, der die Form ist, in der der Mann, und zwar wesentlich mit geistigen Waffen, den Kampf ums Dasein zu führen hat.

Solche Ansichten nennen die Frauenrechtlerinnen rückständig; aber im ganzen Naturleben besteht die fortschreitende Entwicklung in weiter gehender Arbeitsteilung, nicht im Ausgleich der Verschiedenheit. — Die behauptete wissenschaftliche Gleichwertigkeit der Frau hat nach der kurzen Zeit ihrer Zulassung zum Studium im Urteil der Universitätslehrer schon einen bedenklichen Stoß erlitten. Wir warten noch immer auf die wissenschaftlichen Leistungen der Frau. Leichte Aneignung der wissenschaftlichen Ergebnisse ist keine wissenschaftliche Leistung. Wo eine solche hervorzutreten scheint, ist immer zu fragen: „Wo ist der Mann?" Von der einzigen Madame Curie, die früher immer als Paradepferd wissenschaftlicher Leistung der Frau vorgeführt wurde, ist es seit dem Tode ihres Mannes still geworden. Damit soll die Möglichkeit höherer wissenschaftlicher Ausbildung, die biologisch als Mißbildung zu bezeichnen wäre, nicht in Abrede gestellt werden. Sie kann wie alle Zwischenformen grundsätzliche Unterschiede nicht aufheben. Diese Verschiedenheit der weiblichen Natur zeigt sich deutlich in der unabstellbaren mechanischen Lehr- und Lernweise der Mädchenschule. Bei Knaben besteht wenigstens die Möglichkeit eines anderen Unterrichts. — Die besondere intuitive Begabung der Frau ist, eben weil sie der Natur noch näher steht als der Mann, größer als bei diesem, der das „logische" Denken überschätzt; aber sie erstreckt sich bei jener, ihrer Entwicklungsstufe entsprechend, auf das unmittelbare praktische Bedürfnis; sie hat keine eigenen Ideen. Eben deswegen ist sie unübertrefflich als wissenschaftliche Gehülfin, die genau nach den Vorschriften des Meisters arbeitet; aber ihre wissenschaftlichen Ansichten sind die des Mannes, den sie verehrt, der für sie ebenso unbedingt maßgebend ist wie für ihre fromme Schwester der Priester. Selbst auf dem ureigensten Gebiet der Frau, der Mode, sind Männer die „Schöpfer" der Neuerungen. Die Durchschnittsfrau unterwirft sich blind der Mode, sogar nach den ungeheuren Eindrücken dieses Krieges, wie die Modeblätter zeigen, noch heute der französischen, und findet immer die gerade herrschende schön, wenn sie auch vor kurzem noch das Gegenteil schön fand. — Das naturgemäße und schöne „deutsche Kleid" dagegen verschwindet eher, als daß es sich ausbreitet. Von dieser entwürdigenden Sklaverei der Mode sollten sich die Frauen zu „emanzipieren" suchen, statt von der vorgeblichen Herrschaft des Mannes, die in Wahrheit nur dessen Streben ist, sie aus dem Kampf ums Dasein herauszuheben. Nicht zur unmittelbaren Teilnahme an diesem ist die Frau geeignet, wohl aber vermag sie dem Mann für die Außenarbeit die Hände frei zu machen. Deshalb ist durch den Krieg die tüchtige Hausfrau wieder zu Ehren

gekommen, die bei der Überwindung der durch den Kriegszustand bedingten, durch falsche Maßnahmen der Behörden noch gesteigerten Schwierigkeit des Wirtschaftens unter Umständen mehr Geist, und zwar echt weiblichen Geist, entwickelte, als die studierte Frau, die auf jene mitleidig herabsieht, bei bloß mechanischer Aneignung des Wissens. Unsere Frauen würden noch sicherer durchhalten, wenn vor dem Kriege auf die Ausbildung der Hausfrau mehr Wert gelegt wäre als auf die Vorbereitung zum Studium. Die Frau leistet großes, nur wenn sie mit dem Gefühl dabei ist; dann opfert sie sich rücksichtslos auf. Aber sie bleibt kleinlich in großen Dingen, zu denen ihr eigenes natürliches Dasein und Wirken sie nicht in Beziehung bringt. Sie hat deswegen noch weniger politisches Verständnis als der Mann und würde, wenn sie zur Herrschaft gelangte, den Staat zugrunde richten. Auch nicht die Mehrheit der Männer vermag den Staat zu leiten. Leitung setzt einheitliche Erkenntnis und feste, stetige, von starkem Gefühl für das Volkstum getragene Willensantriebe voraus. Nicht die Männer sondern der richtige Mann am richtigen Platz ist das Heil des Volkes.

Der Krieg hat die Teilnehmer in ihrer Männlichkeit befestigt; sie werden sich künftig die Frauenherrschaft weniger leicht aufdrängen lassen. Auch das dem Deutschen an sich eigene Autoritätsgefühl ist durch den Krieg gestärkt worden; insbesondere ist die altgermanische Verehrung des Alters, die uns in langer Friedenszeit völlig abhanden gekommen war, wieder zur Geltung gebracht worden. Unsere vielen großen Heerführer sind „alte" Männer, die nach herkömmlicher Auffassung eigentlich schon ausgelebt haben. Sie zeigen, genau wie die Führer von 70/71, daß, wenn auch die Arbeitskraft im Alter nachläßt, die geistigen Fähigkeiten noch weiter wachsen können. Heute aber kommt noch ein Umstand hinzu, der von wesentlicher Bedeutung ist: Die Jugend dieser großen Männer fällt in die Zeit des französischen Krieges, an dem sie meist selber teilnahmen, und der Gründung des Reiches. Sie bringen aus dieser Jugendzeit die Begeisterung für das Deutschtum und den unerschütterlichen Glauben daran mit, die den nachfolgenden Geschlechtern durch eine in langer Friedenszeit sich immer mehr breit machende widerdeutsche Richtung verleidet wurden. Auch für das geistige Leben daheim, für den kommenden Kampf um das Deutschtum brauchen wir die alten, ihren Jugendidealen treuen Führer, Mahner und Warner. Die heute noch fehlende, begeisterungsfähige, an die Zukunft des Deutschtums glaubende treue Kämpferschar wird aus den Schützengräben zurückkommen. Sie werden sich erst wieder heimisch machen müssen im Vaterlande und ihr Haus vom Unrat des Fremdtums säubern, das die Ihren noch nicht herausgeworfen oder gar während dieses Krieges sich neu hatten einnisten lassen, oder sich ein neues Haus reinen Deutschtums aufbauen. Aber sie finden den jungen Nachwuchs vor, der unter den großen Eindrücken dieses Krieges zu festem, frohem Deutschbewußtsein sich entwickelt, und unsere Hoffnung ist für eine deutsche Zukunft.

# Des Deutschtums Aufgabe bei der Bekämpfung der Unsittlichkeit.

Von Medizinalrat Dr. Friedrich Helwes, Hannover.

> Wenn wir den Krieg nur wirtschaftlich gewinnen, und wenn nicht auch das innere Leben des Volkes einen Aufschwung gewinnt, wie er Tod und Teufel zum Trotz immer noch in der Front lebt, dann ist er für uns verloren.
>
> Fendrich.

Zwei Aufgaben sehe ich nach dem Kriege entstehen, notwendig zur Gesundung unseres Volkes. Es sind dieses:

1. Der Kampf gegen die Schäden des Kapitalismus,
2. der Kampf gegen die Unsittlichkeit.

Es soll jedoch nicht meine Aufgabe sein, den kommenden Kampf zwischen Kapital und Arbeit oder, anders ausgedrückt, zwischen Kapital und Sozialismus zu beleuchten, ich möchte nur andeuten, daß es sich vor allem darum handeln wird, die ehrliche Arbeit — einerlei wie und wo sie geleistet wird — zu schützen und die mühelosen Gewinne für die einzelnen zu beschränken und für die Allgemeinheit durch hohe Besteuerung nutzbar zu machen, auch die hohen Kriegsgewinne, die vielen unerwartet und ohne ihr besonderes Verdienst in den Schoß gefallen sind, dem Vaterlande dadurch zu erhalten, daß die Flucht des Kapitals ins Ausland genau so bestraft wird wie sonst Fahnenflucht. Auch wird es nötig werden, Kräfte, die der deutschen Erde gehören und von denen es sich immer mehr erweist, daß ihr Besitz in Einzelhand die Allgemeinheit schwer schädigen kann, zu verstaatlichen, ich meine die Kohlen, die Kalischätze und die Wasserkräfte Deutschlands.

Heute will ich auf den Kampf gegen die Unsittlichkeit etwas näher eingehen.

Unter „Unsittlichkeit" verstehe ich die geschlechtliche Unsittlichkeit, also den engeren Wortsinn, wie er ja meist in dieses Wort hineingelegt wird. Tacitus rühmt bei unseren Vorfahren insbesondere die Reinheit der Sitten des Geschlechtslebens. Er sah, daß die Germanen auf diesem Gebiete den Römern himmelhoch überlegen waren, er hatte das instinktive Gefühl, daß darauf im Völkerleben sehr viel ankomme, daß hier die Lebenskraft des Volkes ruhe. Und er hat recht. Aber wo Rom damals war, da sind wir beinahe heute angelangt. Und wenn wir uns durch diesen Krieg und seine Lehren nicht wieder aufraffen, dann ist es um uns ebenso geschehen, wie es früher um Rom geschehen war!

Vor dem Kriege waren die Begriffe über Sittlichkeit sehr gelockert. Ehebrüche und Ehescheidungen waren in den Großstädten, in denen heute über die Hälfte der Bevölkerung sitzt, etwas Alltägliches. Bordelle gab es schon in vielen Mittelstädten, und daneben fanden sich ungeheuer viele Frauenzimmer, die ihren Leib um Geld verkauften, und — das Allerschlimmste — das Zweikindersystem hatte fast überall seinen Einzug gehalten. Welche Unsumme von Unsittlichkeit aber im Zwei-

kindersystem steckt, kann nur der beurteilen, welcher alle Methoden zu seiner Durchführung kennt. Als Folgen dieser Sünden zeigten sich die Geschlechtskrankheiten und viele Nervenerkrankungen, sie bilden stinkende Geschwüre an unserem Volkskörper.

Die Grundursache dieser Verfehlungen lag in der materialistischen Lebensauffassung, in der Anschauung, daß dieses Erdenleben nur dann einen Wert besitze, wenn man möglichst viel in demselben genießen könne, wenn man den Sinnen, den Augen, den Geschmacksnerven, dem Gehör und dem geschlechtlichen Fühlen möglichst viel Genüsse biete. „Das Drüben kann mich wenig kümmern", so dachten Millionen mit Faust. Daher das Trachten nach möglichst ausgiebigem Geschlechtsgenuß *vor der Ehe* bei den Käuflichen und *in der Ehe* ohne die Unbequemlichkeiten des vielen Kinderkriegens. Es ist nicht unwichtig, die Grundursache, die Wurzel dieses Handelns aufzufinden, denn nur dadurch kann eine gründliche Bekämpfung ermöglicht werden. Es gilt also *zunächst und vor allem*, die öde und materialistische Weltanschauung zu bekämpfen und danach erst den Kampf gegen die Folgeerscheinungen dieser Anschauungen aufzunehmen, der jedoch nicht weniger kraftvoll geführt werden muß.

Schon die einfache Ueberlegung rät ebenso wie die Erfahrung vom allzuvielen Genießen ab, denn je mehr man genießt, desto abgestumpfter wird man gegen den Genuß, desto mehr sträubt sich unser Inneres dagegen. Sagt doch selbst Goethe, von dem keiner behaupten kann, daß er dem Genusse abgeneigt war: „Nichts auf der Welt läßt sich schwerer ertragen als eine Reihe von guten Tagen". Der Genuß erschlafft auf die Dauer und macht krank, vor allem der Geschlechtsgenuß, denn durch ihn geben wir das Edelste und Beste her, was die Natur in uns hervorbringt, Nervenkraft, Lebenskraft! Vergeudung damit treiben heißt das jetzige Geschlecht aufs schwerste schädigen; Vergeudung dieses Stoffes ohne Hervorbringung neuer Wesen ist die schwerste Sünde am Volksganzen, die es überhaupt geben kann.

Und nun zu der materialistischen Weltanschauung! Die Überlegung darüber führt uns zu den höchsten Fragen der Menschheit, zu der über unsere Bestimmung. Sind wir wirklich nur dazu auf der Welt, damit der Einzelne neben seinem bißchen Arbeit, die er tut, möglichst viel Genüsse habe, und dann ist am Grabe Schluß? Der Materialismus antwortet: „Ja, Du gibst dann der Erde und der ewigen Sonne die Atome wieder, die sich zu Lust und Schmerz in Dir vereint". Dieser Glaube ist es letzten Endes, der das Jagen nach dem Mammon, durch den man sich alle Genüsse dieser Erde, bequemes Leben und dergleichen verschaffen kann, hervorruft. Die Bibel antwortet: „Nein, der Mensch ist noch zu Höherem berufen, er muß noch zu höherer Vollendung heranreifen, als es auf Erden möglich war". Wer hat recht? Keines von beidem läßt sich mit mathematischer Gewißheit beweisen, und doch hat sich meines Erachtens die Anschauung des Materialismus insofern als gänzlich unzulänglich erwiesen, als sie die Menschen zu einer falschen Lebensführung brachte, zu einer solchen, die dem Einzelnen schadet und das Ge-

meinschaftsleben schließlich unmöglich macht, und die dem höheren Aufstiege der Menschheit hindernd im Wege steht.

Wollen wir unsere Lebensführung wieder zu einer solchen gestalten, die uns aufwärts führt, dann müssen wir uns wiederum, wie das unsere Väter taten, zu den uralten Weisheitslehren der Menschheit bekennen, die im Bibelbuche niedergelegt sind, denn von diesen waren wir vor dem Kriege weltenfern abgerückt. Dafür einige Beispiele:

Die Bibel lehrt: „Beherrschet die Erde und machet sie Euch untertan!"

Wir beherrschten die Kräfte der Erde vor dem Kriege mehr als zu irgend einer früheren Zeit, aber wir waren der Erde untertan. Die Bewunderung vor unserem eigenen Können war unbegrenzt geworden, die Sucht nach der Erde und ihren Genüssen stieg ins Maßlose, es war uns der Blick für das Verhältnis dieser Erde zu der unendlichen anderen Welt vollkommen verloren gegangen.

Die Bibel lehrt uns die Grundsäulen der Sittlichkeit im Alten und tiefergehender und edler noch im Neuen Testament. — Waren diese Lehren noch für uns maßgebend? Soweit sie in unsere bürgerliche Gesetzgebung übergegangen waren, mußten sie gehalten werden. Wie wenig sie aber unser Volk beherrschten, das zeigt uns zum Beispiel der Kriegswucher unserer Tage.

Die Bibel sagt: „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde." — Bei uns war das gerade Gegenteil der Fall. Es war soweit gekommen, daß es unter den Frauen der gebildeten Stände fast für eine Schande galt, jedenfalls aber für etwas Altmodisches, Unmodernes, mehr als 2 bis höchstens 3 Kinder zu haben.

Die Bibel sagt: „Sorget nicht für den anderen Morgen." Die Menschheit vor dem Kriege wollte für sich und für die verhätschelte Nachkommenschaft alles im voraus berechnen und bestimmen. Und nun kam es doch plötzlich so ganz anders.

Die Bibel lehrt: „Wenn ihr alles getan habt, was ihr zu tun schuldig seid, so sprecht: ‚Wir sind unnütze Knechte'." — Aber welch' ein Drang nach Anerkennung, nach Belohnung, nach Titel und Orden ging durch Europa und unser Volk vor dem Kriege!

Wollen wir wieder gesunden auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, so müssen wir uns frei machen von der öden materialistischen Denkweise und zurückkehren zum Glauben unserer Väter, um den diese — mögen sie nun Protestanten oder Katholiken sein — in einem dreißigjährigen Kriege gerungen haben; dabei aber mit der freien Auffassung des großen Königs, jeden auf seine Fasson selig werden zu lassen. Ändert sich die Lebensauffassung des deutschen Volkes in diesem Sinne, dann ist die Hauptsache in der Frage des Geschlechtslebens erreicht, dann wird das Zweikindersystem und der außereheliche Geschlechtsverkehr zurückgehen. Dazu kann ein jeder von uns zu seinem bescheidenen Teile in seinem kleinen Kreise beitragen, durch Beschlüsse und Eingaben läßt sich dabei nichts machen. Und doch können wir auch diese nicht entbehren.

Man hat die Zahl des Nachwuchses teils aus Bequemlichkeit, teils aus Vergnügungssucht und allzu großer Fürsorge für die Kinder beschränkt — Eigenschaften, welche aus der vorher schon genügend gekennzeichneten Weltanschauung hervorgehen. — Diese Lebensanschauung kann sich nicht plötzlich ändern, daher muß inzwischen die Gesetzgebung, welche vor dem Kriege auf diesem Gebiete völlig versagte, dahin bestimmt werden, daß die Mittel, welche dazu angewandt werden, dem großen Publikum nicht mehr zur Verfügung stehen, indem sie dem freien Handel entzogen werden. Vor dem Kriege hatte sich die Industrie dieser Artikel angenommen. Sie brachte alle möglichen Sorten dieser Gegenstände auf den Markt und durfte fast ungestört eine schamlose Reklame treiben, und zwar so, daß sie den jung Verheirateten und oft schon den Verlobten ihre Preislisten zuzuschicken wagte. Außerdem wurden die Zeitungen überschwemmt mit Anzeigen, die in mehr oder weniger verhüllter Form auf diese Sachen aufmerksam machten. Das hat nun, Gott sei Dank, bedeutend nachgelassen, doch findet man jetzt noch vielfach andere Reklamen, die z. B. Salben für schöne Büsten usw. empfehlen. Wenn die deutschen „Dämchen", die auf diese Anzeigen hineinfallen, wüßten, wie sie bemogelt werden, so würden sie ihr Geld anders verwerten; da sie es aber nicht wissen, so müssen diese und ähnliche Anzeigen verboten werden. Es ist nun während des Krieges von unserem Generalkommando — ob es im ganzen Deutschen Reiche so ist, weiß ich nicht — das Verkaufen, Feilhalten und Anpreisen von Abtreibe- und empfängnisverhindernden Mitteln verboten, wunderbarerweise aber rechnet man die Pulverbläser und Irrigatoren nicht darunter. Sie sind in jedem Gummi- und Instrumentengeschäft noch zu sehen, wahrscheinlich deshalb, weil sie zuweilen auch einmal zur Bekämpfung von krankhaften Zuständen Verwendung finden. M. E. erreicht man auf diese Weise gar nichts. Die Frauen, welchen die anderen Mittel zur Erreichung der Unfruchtbarkeit entzogen sind, wenden sich zu den noch frei verkäuflichen, nachdem sie womöglich durch gewissenlose Verkäufer darauf aufmerksam gemacht worden sind. Hier heißt es entweder ordentlich oder gar nicht. Man soll auch die Irrigatoren und Pulverbläser dem freien Verkehr entziehen und sie nur in den Apotheken gegen ärztliche Verordnung aushändigen lassen. Der Arzt — und hoffentlich bekommen nach dem Kriege unsere Ärzte etwas mehr Rückgrat und Verantwortlichkeitsgefühl dem Publikum gegenüber — wird dann schon die Fälle, in denen solche Gegenstände in der Hand eines Kranken nötig sind, herausfinden. Übrigens ist die Menschheit ja auch jahrtausendelang ohne Irrigatoren ausgekommen!

Zur Erreichung dieses schärferen Vorgehens halte ich eine sofortige Eingabe der völkischen Verbände, am besten gemeinsam mit dem Bunde für Geburtenvermehrung an die zuständigen Stellen für dringend erforderlich, damit der freie Handel mit all diesen Sachen für jetzt und nach dem Kriege unterbunden wird, damit auch die vorher gekennzeichneten Zeitungsanzeigen und ebenso manche Kino-

und Theateraufführungen verboten werden können. Mögen dadurch manche Industrien geschädigt werden, was macht das, wenn es das Allgemeinwohl gebieterisch verlangt!

Erwähnen will ich noch kurz der Vollständigkeit halber, daß man auch eine vorzeitige Unterbrechung der Schwangerschaft künstlich herbeiführen kann. Das ist aber schon lange durch das Gesetz verboten und außerdem stets mit Lebensgefahr verbunden, sodaß eine weite Verbreitung dieser Art der Geburtenbeschränkung nicht zu befürchten ist und ein anderes Vorgehen dagegen, wie es jetzt schon geübt wird, nicht notwendig erscheint.

Nun zu dem außerehelichen Geschlechtsverkehr. Ein schwieriges Kapitel! Bevor man in Überlegungen darüber eintritt, muß man sich an einige grundlegende Wahrheiten erinnern:

1. Der Geschlechtstrieb ist bei den Menschen ungeheuer verschieden, bei einigen sehr gering, bei den meisten mittelstark, bei vielen sehr groß, bei einigen krankhaft verändert.

Normalerweise ist er in der Jugend vom 17.—30. Lebensjahre am stärksten, zuweilen erwacht er bei beginnendem Greisenalter nochmals in krankhafter Weise.

2. Bei vielen Menschen ist der Wille und die Einsicht sehr schwach entwickelt, sodaß sie nicht imstande sind, ihren Geschlechtstrieb zu zügeln.

Auf diese Tatsachen muß unbedingt Rücksicht genommen werden, wenn man die Frage des außerehelichen Geschlechtsverkehrs behandeln will. Daneben muß man wissen, wie die jetzige Denkweise und als deren Folge die jetzigen tatsächlichen Verhältnisse auf diesem Gebiete beschaffen sind.

Da ist nun folgendes festzustellen:

Von den Frauen der höheren und auch der mittleren Stände wird nach den herrschenden Anschauungen unbedingte Keuschheit vor der Ehe verlangt, bei denen der niederen Kreise drückt man schon ein Auge zu. Bei den Männern sieht man vor der Ehe ganz davon ab, und sogar in der Ehe hält man den außerehelichen Geschlechtsverkehr für nichts Ehrenrühriges; erst ganz neuerdings hat sich die Gesetzgebung auf einen anderen Standpunkt gestellt.

Aus diesen Anschauungen heraus errichtete man in vielen Großstädten Unsittlichkeitshäuser, sogenannte Bordelle, oder, wo man das nicht tun konnte oder mochte, stellte man die käuflichen Frauenzimmer unter eine polizeiliche und ärztliche Überwachung.

Wenn man alles Vorhergesagte berücksichtigt, so könnte man versucht sein, die Frage: „Muß das alles so bleiben?“ mit „Ja“ zu beantworten. Denn: da die Dinge einmal so liegen, wie sie liegen, da es viele Willens- und Geistesschwache gibt und stets geben wird, ebenso wie solche mit einem sehr starken Geschlechtstrieb, so werden auch stets Menschen vorhanden sein, die ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen suchen, auch wenn sie gegen Sitte und Herkommen und Gesetze verstoßen, und da ist es besser, sie auf solche Frauenzimmer los zu lassen, die in der gleichen Lage sind, als daß sie sich an anderen vergreifen. Aber, alles beim alten lassen würde ebenso verkehrt sein wie das Gegenteil, die Bordelle zu schließen

und den käuflichen Frauenzimmern ihr Gewerbe einfach zu verbieten. Jedoch was tun? Es bleibt nichts anderes übrig, als durch die Erziehung Einsicht und Willen so weit als möglich zu kräftigen, damit der Geschlechtstrieb dadurch ebenso im Zaume gehalten wird wie durch geistige und körperliche Arbeit. Das ist zum Teil heute schon geschehen, kann aber noch viel weiter ausgebaut werden. Zum Beispiel durch die allgemeine Einführung der Pflicht-Fortbildungsschulen; durch ihre Hilfe allein wird es möglich sein, eine Auslese und bessere Behütung der geistig Minderwertigen in die Wege zu leiten. Die Einsicht muß auch nach der Seite hin unbedingt gehoben werden, daß man alle erziehungsfähigen, nicht schwachsinnigen Menschen in einer gewissen Lebenszeit über das Geschlechtsleben und die Geschlechtskrankheiten unterrichtet. Es versteht sich von selbst, daß das nicht schematisch, sondern mit der nötigen Vorsicht gemacht werden muß, m. E. bei den Jünglingen im 16. Lebensjahre durch einen älteren, zum Lehren geeigneten Arzt, bei den Mädchen etwa im gleichen Alter am besten durch die eigene Mutter oder, wo das nicht möglich ist, durch eine ältere weibliche Vertrauensperson der Familie oder durch eine ältere Ärztin, vielleicht auch Lehrerin.

Sodann will ich nicht versäumen, auf die schädigenden Wirkungen des Alkoholgenusses hier ganz besonders hinzuweisen. Der Alkohol hebt die Hemmungen, die in unseren Nerven liegen, auf und läßt den Eindrücken der Sinne freie Bahn. Jugendliche und Schwachsinnige, bei denen noch wenig Hemmungen vorhanden sind, werden daher durch Alkoholgenuß besonders gefährdet; tritt im Alkoholrausch (wenn auch im leichten) eine geschlechtliche Versuchung an sie heran, so erliegen sie ihr sofort. Wie viele Erwachsene sogar haben mir schon weinend versichert, daß sie im nüchternen Zustande nie zu einem solchen käuflichen Frauenzimmer gegangen sein würden! Glücklicherweise ist ja heute der Genuß von Bier beinahe schon ein Verbrechen gegen das große Ganze, und so ist zu hoffen, daß der Alkoholgenuß immer mehr eingeschränkt bleibt.

Ein drittes Erfordernis heißt: Hinaus aus dem sinnverwirrenden Getriebe der Großstädte aufs Land, hinaus insbesondere mit der Jugend! Durch das Anschauen und Beobachten der Natur werden die Sinne natürlicher und gesünder angeregt als durch die widernatürlichen Sinneskitzel, die in den Großstädten geboten werden; durch die Unbilden der Natur, durch Sturm und Wettergraus werden die Nerven widerstandsfähig, die Muskeln leistungsfähig, der Körper abgehärtet.

In diesem Sinne müssen wir Innenbesiedelung und Kriegerheimstättenwesen fördern und Anteilnahme haben an Landerziehungsheimen, am Wandervogel und an der Jugendwehr — und Jungdeutschlandbewegung.

Ein Viertes und nicht das Unwichtigste zur Förderung der Ehe und so zur Bekämpfung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs ist eine andere Besoldungsweise der Beamten, der Angestellten und Arbeiter, welche Rücksicht nimmt auf das Eheleben. Bis jetzt war das nur in sehr geringer Weise der Fall, bekommen doch

sogar — was allem Denken ins Gesicht schlägt — die Junggesellen ebenso viel Wohnungsgeldzuschuß wie die Verheirateten! Nur einen Vorzug hatten alle Staatsbürger, welche Kinder im erziehungsfähigen Alter besaßen, sie durften eine Herabsetzung der Steuer beantragen; dann wurden sie um eine oder zwei Steuerklassen erniedrigt und konnten davon für ihre Sprößlinge ein oder zwei Paar Stiefel oder einen Anzug kaufen, so ungeheuer groß war der Steuernachlaß!

Hierin muß Wandel geschafft werden. Es müssen Zulagen für die Verheirateten eingeführt werden, ebenso wie Zulagen für die einzelnen Kinder. Der Staat muß darin — denn er hat ja nach dem Kriege das größte Interesse daran — vorangehen; die Privatunternehmer werden dann schon, insbesondere, wenn der Staat seinen weitgehenden Einfluß einsetzt, nachfolgen. Sie schaffen sich dadurch ja auch seßhaftere Beamte und Arbeiter.

In diesem Sinne schlage ich vor, von den völkischen Verbänden aus eine Eingabe an den Reichstag und Bundesrat in die Wege zu leiten.

Aber, was wird aus Bordellen und Freudenmädchen? Je mehr und besser wir alles oben Vorgeschlagene ausgeführt haben, je mehr und je frühzeitiger wir vor allen Dingen die Schwachsinnigen erkennen und aus der menschlichen Gesellschaft ausscheiden lernen, und je mehr sich die sittlichen Anschauungen heben, in der Weise, daß von Männern und Frauen gleichmäßig vor der Ehe geschlechtliche Enthaltsamkeit verlangt wird, eine desto geringere Rolle werden sie im neuen Deutschland spielen. Ob sie jemals ganz verschwinden werden, bezweifle ich.

Es könnte nun auffallen, daß die Geschlechtskrankheiten heute kaum erwähnt sind. Zur Bekämpfung der Unsittlichkeit spielen sie aber keine Rolle, es müßte denn sein, daß jemand glaubte, durch die Angst vor den Geschlechtskrankheiten könnte die Sittlichkeit gehoben werden. Das wäre aber eine Sittlichkeit, die nichts wert wäre, und in der Tat haben die Erfahrungen des täglichen Lebens auch gezeigt, daß die Angst vor den Geschlechtskrankheiten zur Hebung der Sittlichkeit keine Rolle spielt.

Und nun zum Schluß. Weshalb ich es gerade als die Aufgabe des Deutschtums ansehe, den Kampf gegen die Unsittlichkeit aufzunehmen und zu führen? Weil das Deutschtum durch die Unsittlichkeit zur Zeit am schwersten geschädigt werden kann, denn: Zweikindersystem und Geschlechtskrankheiten, welche durch den außerehelichen Geschlechtsverkehr stark verbreitet werden, setzen die Zahl des Nachwuchses bereits ganz bedeutend bei uns herab. Vor allem aber, weil die sittliche Fäulnis, wie sie bei uns einriß, dem sicheren Untergange vorangeht. Was soll aber aus der Welt werden, wenn das Deutschtum verschwindet? Wird das Salz der Erde schlecht, dann steht es mit ihr überhaupt schlecht. Und das Deutschtum ist, wie wir alle glauben, das Salz der Erde.

Anmerkung: Auf Veranlassung des Verfassers ist in Hannover bereits ein Ausschuß zusammengetreten, welcher die oben geforderten Eingaben vorbereiten und

sich dazu mit gleichgesinnten Vereinen und Verbänden in Verbindung setzen soll. Es erscheint uns von großer Bedeutung, daß insbesondere unsere völkischen Gemeinden gleiche Ausschüsse einsetzen, damit diese wichtige Angelegenheit überall im Deutschen Reiche im selben Sinne bearbeitet wird. Und zwar ist es zunächst nötig, überall die tatsächlichen Verhältnisse insofern festzustellen, als auf die Anpreisung von empfängnisverhütenden Mitteln in Zeitungen und anderswo geachtet und das Feilhalten und Verkaufen solcher Mittel in Läden beobachtet wird. Auf Grund der gesammelten Unterlagen kann dann bei den örtlichen Behörden vorgegangen und die Eingabe an die Zentralstelle vorbereitet werden. Zum andern aber könnten die Mitglieder dieser Ausschüsse durch persönliche Beziehungen Verbindungen mit anderen Vereinen anknüpfen, welche ähnliche Ziele verfolgen, damit sich die Eingaben möglichst machtvoll gestalten. Auch würden sicher von den Lesern und Freunden des Volkswarts noch weitere Anregungen betreffs des Vorgehens in dieser Frage gegeben werden können. Wir sind gern bereit, in dieser Angelegenheit die Vermittelung zu übernehmen und alle diesbezüglichen Zuschriften an den z. Zt. im Felde stehenden Verfasser gelangen zu lassen. Die Schriftleitung.

# Los vom Welschtum!

Von Professor Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf.

I.

Unsere deutsche Geschichte bildet eine einzige große Tragödie. Seit jenen Tagen, wo das entartete, innerlich verfaulte und vermorschte Römische Kaiserreich seinem Untergang entgegenging, bis heute sind die Germanen, sind die Deutschen immer wieder die Retter gewesen gegen äußere und innere Gefahren, die Retter Europas gegen Asien, die Retter der Kultur. Aber die Helden waren politische Kinder; die Sieger ließen sich betören durch lockende Wahnideen und unterlagen den Besiegten.

1. Welches Unheil hat die Verbindung von Deutschland und Italien gebracht! Hätten wir doch Italien im Mittelalter und in der Neuzeit seinem Schicksal überlassen! Drei Helden der mittelalterlichen Geschichte ehren wir mit dem Beinamen „der Große“;

Theoderich den Großen,
Karl den Großen,
Otto den Großen.

Welche Kraftentfaltung zeigt uns die germanische Völkerwanderung, als die Westgoten, Vandalen, Burgunder, Franken, Angelsachsen, Ostgoten die Provinzen des römischen Reiches überfluteten und germanische Königreiche gründeten! Den Höhepunkt bildet Theoderich der Große, um 500, der in Italien das Ostgotenreich gründete und seinen Einfluß bis tief in Deutschland hinein, über Süd-

frankreich, Spanien, Nordafrika ausdehnte. Wenn wir fragen, ob zu jener Zeit die westliche Hälfte Europas hätte germanisch werden können, so müssen wir mit einem entschiedenen „Ja" antworten. Aber es fehlte uns an nationaler Selbstsucht; gerade damals begann der Fluch der „Weltenliebe", der Wahnideen, von denen sich die germanischen deutschen Helden immer wieder betören ließen und lassen. Germanisch-romanische Kulturgemeinschaft: Das war das Trugbild, dem sie nachjagten, wobei sie immer den kürzeren zogen und ihr Bestes preisgaben. Theoderich der Große unternahm es, die Goten und Römer miteinander zu versöhnen; aber all sein Liebeswerben beschleunigte nur den Untergang der Ostgoten, zumal da der konfessionelle Gegensatz sich verschärfte. Etwas später gaben die Westgoten, um die Römer zu gewinnen, ihr nationales Christentum preis und wurden katholisch; aber sie hielten damit den Verfall ihres Reiches nicht auf.

Besser schien es den Franken zu gelingen. Im 8. Jahrhundert bildete sich der enge Bund zwischen den fränkischen Herrschern und dem römischen Papsttum; man konnte nunmehr glauben, daß die eine römische Kirche das Band sein würde, welches alle Germanen und Romanen einigte. Die Krönung dieser Entwicklung war das Römische Kaisertum Karls des Großen. Augustins Ideal schien in Erfüllung zu gehen, „der Gottesstaat", die einheitliche christliche Menschheitsorganisation, an deren Spitze zwei Häupter stehen sollten, der Kaiser und der Papst. Aber auch diese germanisch-romanische Kulturgemeinschaft ging nach Karls des Großen Tod schnell in Trümmer. Trotzdem blieb sie das ganze Mittelalter hindurch das Ziel, dem die tüchtigsten und heldenhaftesten Herrscher nachjagten.

Ja, heute noch spüren wir die Wirkungen, wenn der Welfe **Onno Klopp** am Schluß seines 2bändigen Werkes „Politische Geschichte Europas seit der Völkerwanderung" sagte: „Die Erkenntnis, daß für zahlreiche Schäden der Menschheit nur die Kirche die Heilmittel zu bieten vermag, ist seit Jahrzehnten aller Orten im Wachstum begriffen. Nicht freilich bei allen Häuptern der weltlichen Gewalt. Viele von ihnen vermögen es nicht, sich aufzuschwingen zu dem Gedanken, durch welchen vor 1100 Jahren (im Jahr 800) Papst Leo III. und der Kaiser Karl der Große den Grundstein legten zu der christlichen Kultur des Abendlandes, zu dem Gedanken des innigen Bundes der 2 Autoritäten, der geistlichen und der weltlichen, und demgemäß der Weihe der zweiten durch die erste."

Mitten im gegenwärtigen Weltkrieg wagt es der Münchener Professor Wilhelm Förster in der Züricher „Friedenswarte" zu schreiben: „Das heilige römische Reich deutscher Nation *) entsprang unmittelbar aus dem sozial-organisatorischen Geiste des Christentums; der Föderalismus war sozusagen die der Welt zugewandte Seite des Christentums; er vereinigte Freiheit und Einheit, er verkörperte die Wahrheit und Notwendigkeit übernationaler Menschheitsinteressen. Das neue deutsche Reich hingegen ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen, nämlich dem national-egoistischen Individualismus, der mit der Renaissance von dem politischen Denken Besitz ergriffen hat, der in Bismarck seinen genialen und konsequentesten Praktiker gefunden hat und der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte — wie alles in der Welt, was gegen den Geist der christlichen Wahrheit zu wirken und zu organisieren sucht."

*) Damit meint er, was im Jahre 800 entstanden ist.

Im Anfang des 10. Jahrhunderts schien es mit dem Germanen- und Deutschtum zu Ende zu gehen; ein entsetzlicher Tiefstand! Äußere Gefahren ringsum! und im Inneren Auflösung, Zersplitterung und Entartung des staatlichen und kirchlichen Lebens! In der größten Not begann 919 die glänzendste Zeit unserer mittelalterlichen Geschichte. Das Heldengeschlecht des sächsisch-salisch-staufischen Hauses brachte Rettung aus äußeren Gefahren und schuf eine starke Zentralgewalt, so stark, daß Deutschland mehrere Jahrhunderte hindurch ein großes Übergewicht über die Nachbarstaaten hatte. Welch eine Kraftentfaltung! und doch zugleich eine Kraftvergeudung! Jedesmal, wenn ein deutscher Herrscher mit nationalen Kräften sich eine machtvolle Stellung verschafft hatte, so setzte er sie ein für das internationale Ziel, für die Wahnidee des Gottesstaates, der germanisch-romanischen Kulturgemeinschaft, des römischen weltumspannenden Kaisertums. Hier liegt die Ursache für unser jahrhundertelanges Elend; indem die deutschen Kaiserkönige der universalen Einheit nachjagten, ging die nationale Einheit verloren; während sie nach Italien zogen, das Papsttum schützten und in seine universale Stellung einsetzten, vernachlässigten sie die Aufgaben in Deutschland, namentlich im Osten. Ja, in namenloser Verblendung stärkten sie selbst die Kräfte, welche später ihren Untergang herbeiführten.

Immer von neuem wird zur Rechtfertigung jener germanisch-romanischen Gemeinschaft gesagt, unsere Vorfahren hätten von den Welschen „die höhere Kultur" erhalten. Das ist ein großer Irrtum! Mag es wahr sein, daß Theoderich der Große seinen eigenen Namen nicht schreiben konnte, daß Karls des Großen und Ottos des Großen „Bildung" sehr mangelhaft war: Wo war die „höhere Kultur"? bei den Welschen, die das reiche Erbe ihrer Vorfahren verkommen ließen und nichts damit anzufangen wußten, oder bei den germanisch-deutschen Helden, deren schöpferischer Bildungsdrang eine Wiedergeburt, eine Neubelebung der Kultur herbeiführte? Dabei machen wir folgende merkwürdige Entdeckung: je „ungebildeter" die germanisch-deutschen Helden waren, die ersten Glieder eines aufstrebenden Herrscherhauses, z. B. der Karolinger, der sächsischen und salischen Kaiser, um so schöpferischer waren sie und trafen um so gesundere Maßnahmen. Je „gebildeter" dagegen ihre Söhne und Enkel wurden, um so mehr ließen sie sich auf falsche Bahnen locken, die zum Verderben führten. Das ist doch ein Beweis, daß sie vom Welschtum nicht „gebildet", sondern „verbildet" wurden.

2. Mystik und Reformation machten das deutsche Volk „los vom Welschtum". Mag der Deutsche heute als Protestant oder Katholik zur Reformation stehen, wie er will: so wird er zugeben müssen, daß damals die stärkste Einheit geschaffen wurde, die das ganze deutsche Volk verband, die gemeinsame deutsche Schriftsprache. Aber die religiösen Helden waren politische Kinder. Indem sie um Nichtigkeiten sich zersplitterten und schwächten, ermöglichten sie die Reaktion des Welschtums. Diesmal kam es von Spanien her; unter

spanischem Einfluß ist die römische Papstkirche wieder erstarkt und sind die Beschlüsse des Tridentiner Konzils zustande gekommen; spanisch war der Jesuitenorden, die erneuerte Inquisition; Spanien hat die großen Erfolge der Gegenreformation in Deutschland ermöglicht.

3. Aber Spaniens Herrlichkeit sank schnell dahin, und da begann nach dem 30jährigen Krieg bei den Deutschen die bedientenhafte Nachäffung des französischen Wesens und der französischen Sprache. Die traurigen Nachwirkungen spüren wir noch heute. —

Wir müssen feststellen, daß die Höhepunkte unserer deutschen Kultur immer da lagen, wo wir uns frei machten vom Welschtum, wo wir uns unserer Eigenart, unserer Vorzüge bewußt waren. Ich denke an

Walter von der Vogelweide um 1200,
an die religiösen Helden des 16. Jahrhunderts,
an die großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts,
Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller, Herder, Kant.

Wie schief und irreführend ist das Urteil, die letzteren seien „Kosmopoliten" gewesen! Das Wesentliche war doch, daß sie uns von dem Welschtum freimachten, daß sie sich der großen Kluft zwischen deutschem und welschem Wesen bewußt wurden und bei der Wiedergeburt der deutschen Kultur nicht in dem universalen römischen Kaiserreich des Augustus ihre Vorbilder suchten, sondern an die aufsteigende nationale Kultur des alten echten Hellenentums anknüpften. Auch verwarfen sie die einseitige Betonung des Intellekts, der scholastischen Spitzfindigkeiten und mathematischen Schlußfolgerungen; sie gewannen ein ganz anderes Verhältnis zur Religion.

Ohne Luther, ohne Lessing, Göthe, Schiller, Herder, Kant kein Bismarck! ohne die literarische, sprachliche, kulturelle Einheit wäre die politische Einigung 1870/1 nicht möglich geworden.

2.

Und heute?

Wer 1866 und 1870/71 mit erlebt hat, der weiß, daß die Besten und Wackersten damals die höchste Entfaltung und Blüte der deutschen, vom Welschtum endgültig befreiten Kultur erwarteten. Ist das eingetreten?

1. Blicken wir zunächst nach draußen! Früher entschuldigte man es mit der Zerrissenheit, mit den unseligen politischen Zuständen der Heimat, daß die Deutschen so schnell ihr Volkstum preisgaben. Ist das seit 1871 besser geworden? In der Schweiz war vor nicht langer Zeit die deutsche Sprache die allein herrschende; seit 50 Jahren sind die drei Sprachen gleichberechtigt; heute maßt sich die französische Sprache, obgleich sie nur für $^1/_4$ der Bevölkerung die Muttersprache ist, die Herrschaft an, und die Deutschen lassen sich das gefallen. Da haben wir ein typisches Beispiel für die germanisch-romanische Kulturgemeinschaft,

wo das Deutschtum Schritt um Schritt zurückweicht. Und in Belgien lagen die Dinge ähnlich. Das Land ist viele Jahrhunderte hindurch deutsch gewesen, und auch heute noch besteht, trotz aller Verwelschung, die Mehrzahl der Bevölkerung aus niederdeutschen Flamen. Aber wie aggressiv war das Welschtum, wie passiv das Deutschtum! In dem kleinen Luxemburg herrscht der merkwürdige Zustand, daß fast die ganze Bevölkerung deutsch, aber Gesetzgebung, Verwaltung, Gerichtssprache französisch ist.

Wie schwach war das völkische Selbstbewußtsein, die Widerstandskraft der Deutschen in Österreich-Ungarn, in Rußland, in Amerika!

2. Geradezu beschämend und niederdrückend ist die Entwicklung im Deutschen Reich. Victor vincitur „der siegreiche Held unterliegt": das kann man als Überschrift über die Geschichte der letzten Jahrzehnte schreiben.

Unsere ganze Kultur wurde immer mehr verwelscht, dem echten inneren Deutschtum entfremdet. Mit Recht klagte Prof. Bartels: „Man zog uns Deutschen in den letzten Jahrzehnten das Mark aus den Knochen und stahl uns unsere Seele". Soll ich von dem Theater- und Kinowesen sprechen, dieser Großmacht in unserem Volksleben? Theater und Kinos wurden Gift für das Deutschtum, kulturfeindliche Geschäftsunternehmen, die planmäßig den deutschen Idealismus ertöteten. Und die Erzählungs- und Romanliteratur? Den größten Romanerfolg hat während des Krieges Gustav Meyrink („Meyer") mit seinem „Der Golem" gehabt. Die Presse? 92 Prozent unserer deutschen Tageszeitungen sind unmittelbar oder mittelbar von Undeutschen abhängig; sie werden in deutscher Sprache für Deutsche von Undeutschen in undeutschem Geiste geschrieben. Das gesamte Schrifttum, die gesamte Kunst wurde in hohem Maße verwelscht.

Und die Schulen? Wohl dürfen wir uns freuen, daß es noch so viele „rückständige" Schulmeister gibt, welche in der Bibel das Buch der Bücher sehen, welche Schiller und Göthe verehren, die deutschen Religions-, Geistes- und Kriegshelden lieben, welche die neuzeitliche internationale Hohl- und Afterkultur ablehnen und den deutschen Idealismus pflegen. Aber wurden nicht auch die Schulen immer mehr verwelscht? Erziehungsanstalten für welsche und angelsächsische Ausländerei? Drang nicht der internationale Geist ein? Was verstand man denn unter „Bildung"? Ausschlaggebend wurde, daß man etwas Französisch konnte, die französischen Fremdwörter richtig aussprach. Ich erinnere mich, wie sehr wir Jungen bald nach 1871 lachten und wie „ungebildet" unser Bäckermeister uns erschien, als er meinen Vater fragte, was „Récherchen" wären (er sprach das Wort, wie es geschrieben wird, mit Betonung der ersten Silbe). Heute denke ich anders über jenen biederen, längst gestorbenen alten Herrn und über sein Bildungsbedürfnis. — War es nicht lächerlich, daß in den letzten Jahrzehnten Volksschulen dadurch „gehoben" wurden, daß man den Jungen ein paar französische Brocken beibrachte? daß unsere Töchter entweder nach Belgien oder nach

der Westschweiz geschickt wurden, um „höhere Bildung" zu gewinnen? Wurde ihnen dort nicht künstlich die Bewunderung für das Fremde eingeimpft, die vielbeklagte Ausländerei? Mit Recht sagte der wackere Schweizer Ed. Blocher:

„Und nun kommt die neue Forderung, unsere jungen Leute sollten französisch und englisch denken lernen, sich in das fremde Volkstum und die Gedankenwelt zwar nicht längst verschwundener Kulturvölker, aber dafür der Nachbarvölker hineinleben: Als Bildungsideal der alte Irrtum, daß wir nur durch Aufnahme fremden Wesens recht gebildet werden können; vom Standpunkt nationalen Wesens betrachtet ein Verfahren, das unendlich viel schädlicher wirkt als das der Vergangenheit, weil damit eine eigentliche Huldigung für das fremde Volkstum verbunden ist und gerade die Völker in ihrem Selbstbewußtsein und im Kampf ums Dasein unterstützt werden, die politische und wirtschaftliche Nebenbuhler des deutschen Volkes sind."

In unserem höheren Schulwesen wurden die Gymnasien immer mehr zurückgedrängt; die Realschulen, Realgymnasien, Oberrealschulen traten in den Vordergrund. Welchen Mißbrauch trieb man dabei mit dem Kaiserwort: „Deutsche Knaben sollten zu deutschen Männern erzogen werden und nicht zu Römern und Griechen!" Mag immerhin auf manchen Gymnasien die Bewunderung für die alten Griechen und Römer zu weit gegangen sein: viel gefährlicher ist die Erziehung zu Franzosen und Engländern. Ich behaupte, daß die wachsende Zahl der Realanstalten sehr viel zur Verwelschung unseres deutschen Volkes beigetragen hat.

Und dann unsere „Maßgebenden"! Wie schnell waren und sind sie bereit, jeden, der sich zum Deutschtum bekennt, als Chauvinisten, Antisemiten, als rückständig, einseitig zu brandmarken! „Idealismus" wurde verhöhnt, oder man hatte für den Idealisten ein wohlwollendes, mitleidiges Achselzucken. Und unsere Kaufleute? Haben sie nicht in Belgien schwer gesündigt, indem sie in den flämischen Städten Brüssel, Antwerpen, Gent ausschließlich französisch sprachen? Und unsere Vergnügungsreisen? Haben wir Deutschen nicht mit dazu beigetragen, daß alte deutsche Gegenden der Schweiz immer mehr verwelschten? Und unsere Auslandsvertreter? Mochten unsere Diplomaten in Frankreich und England die Sprache des Landes reden; aber daß sie auch in nichtfranzösischen und nichtenglischen Staaten fast ausschließlich diese beiden Sprachen gebrauchten, war nicht nötig. Jedenfalls haben wir Deutschen mitgeholfen, in der ganzen Welt dem Englischen und Französischen einen höheren „Nimbus" zu geben.

Welsch wurde unser ganzes politisches Leben. Chamberlain hat recht, wenn er in seinen „politischen Idealen" die Scheindemokratie, die sich bei uns in verschiedener Färbung immer mehr ausbreitete, welsch nennt. Welsch ist auch die mammonistische Welt- und Staatsauffassung, die bis in die höchsten Regierungskreise drang.

Und dann das Geschwätz von der internationalen Kultur! Läuft nicht alles, was man „international" nennt, schließlich auf Verwelschung hinaus? Vom Volapük bis zur „Akademie für internationales Hotelwesen", von internationaler Kunst bis zum internationalen Völkerrecht und zur Völkerverbrüderung? Wie oft hörten wir mitten im Krieg: „Der Russe ist der Feind! aber schont die lieben Franzosen und Engländer!"

Dabei dürfen wir folgende wichtige Tatsache nicht übersehen. Seit Jahrtausenden tobt ein Kampf zwischen Asien und Europa. Wiederholt sind aus den „Menschheitswiegen" Asiens mongolische und semitische Völkerfluten in unseren Erdteil eingedrungen: Phönizier, Hunnen, Avaren, Mongolen, Araber. Aber viel schlimmer war folgendes: Die ganze altgriechisch-römische Geschichte bedeutet in ihrer Glanzzeit einen Sieg Europas über Asien. Aber das Ende? Die Sieger wurden die Besiegten. Die Griechen und Römer gaben allmählich ihre nationale Kultur auf; langsam entstand eine „internationale Kulturgemeinschaft". In Wahrheit wurden die Völker um das Mittelmeer nach und nach orientalisiert: die asiatischen Götter, die chaldäische Astrologie, die Mysterienzauber verbreiteten sich über das ganze römische Reich; asiatische Lebensweise und Weltanschauung drangen ein; die Menschen ließen sich durch die asiatischen Laster verseuchen, asiatische Theokratie, asiatischer Universalismus und Absolutismus wurden von den römischen Kaisern angenommen. Dazu kam, daß die Griechen und Römer schon früh anfingen, die Landwirtschaft zu vernachlässigen und den Gott Mammon auf den Thron zu setzen.

Diese „internationale" Kultur lebt heute im Welschtum fort; orientalischer und welscher Geist sind aufs innigste verwandt.

## 3.

„Los vom Welschtum!" bedeutet also nicht nur los von Rom! los von Paris! sondern los von der „internationalen" Hohl- und Afterkultur, von der Scheindemokratie, Buchstabenmoral, Phrase, Heuchelei und Lüge!

Welche Forderungen sollen wir nun aufstellen? Jede Neuorientierung muß mit einer Gegenströmung beginnen; wir müssen zurückkehren zu den gesunden Grundlagen, welche die religiösen Helden des 16. Jahrhunderts, die großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, die tatkräftigen Hohenzollern, unsere großen Kriegshelden und der Helden-Staatsmann Bismarck gelegt haben. Zurück zur nationalen Kultur, zum deutschen Idealismus! aber auch zurück zum Preußentum!

Hinaus mit dem Schein, der Phrase und der Lüge! Im politischen Leben lehnen wir sowohl die Scheindemokratie der Franzosen als auch die Scheinmonarchie der Engländer und Italiener ab. Wir wollen uns freimachen von den welschen Trugidealen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die doch nur eine Maske sind für die Geldherrschaft und ihre Raubtiernatur; freimachen von der mammonistischen Staatsauffassung, die in den „Nationalisten" eine Gefahr sah; freimachen von dem welschen Glauben an „die ausschlaggebende Bedeutung der aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangenen Volksvertretungen". Hausrecht geht über Wahlrecht! Es soll dahin kommen, daß nur deutsche Männer über deutsche Belange mitzureden haben.

Hinaus mit der sogenannten internationalen Kultur, der Todfeindin alles deutschen Wesens, die nur eine Maske ist für das orientalische Welschtum! Deutscher Geist, deutscher Idealismus müssen wieder einziehen in unsere Kunst,

in Theater und Schrifttum; besonders gilt es, die Presse aus den undeutschen Banden zu befreien. All die Apostel der westeuropäischen Kulturgemeinschaft, der Völkerverbrüderung, die Pazifisten und Ästheten: sie alle fördern nur das Welschtum. Unser ganzes öffentliches und privates Leben, Staat und Kirche, wirschaftliche und soziale Einrichtungen, Kunst und Wissenschaft, Schule und Theater, unser ganzes Beamtentum muß nationalisiert werden.

Das gilt besonders für unser Schulwesen, von der Volks- bis zur Hochschule. Hauptsache darf nicht die Erziehung für den Erwerb und die wirtschaftlichen Aufgaben sein, auch nicht Erziehung zur Ausländerei und zur äußeren Korrektheit; sondern die Pflege des Deutschtums, der nationalen, geistigen, sittlich-religiösen Güter, der Imponderabilien; Erziehung zum Idealismus, zum Pflicht- und zugleich zum Selbstbewußtsein. Unter „staatsbürgerlicher Erziehung" wollen wir nicht Politisierung und Demokratisierung der Jugend verstehen, sondern Nationalisierung und Weckung der deutschen Schöpferkräfte.

Vor allem liegt mir ein Wunsch am Herzen: die Entthronung der französischen Sprache. Es gilt nicht nur, Frankreich militärisch und politisch niederzuringen; es muß auch sprachlich bekämpft werden. Fort mit dem obligatorischen französischen Sprachunterricht an unseren Schulen! Treffen wir Frankreich an dieser empfindlichen Stelle! „Ein Sinken der französischen wird ein Aufsteigen der deutschen Sprache in Europa bedeuten." —

Von jeher sind wir Deutschen das Volk der Idealisten; der Idealismus gehört zu unserer täglichen Speise. Da ist es denn ein entsetzliches Trauerspiel, daß 2 Jahrtausende hindurch die Besten unseres Volkes, die Helden, sich immer wieder von Wahnideen einfangen und verlocken ließen, die edelsten Kräfte dafür einsetzten und daran verbluteten. Wenn wir uns diese Trugideale näher ansehen, den „Gottesstaat", das Welt-Kaiserreich, einheitliche Menschheit, internationale Kulturgemeinschaft, so erkennen wir, daß sie welsch sind, Feinde des Deutschtums.

Deshalb rufen wir: Gebt dem deutschen Volke nationale Ideale! weckt die Erkenntnis, daß unsere höchste Aufgabe darin besteht, deutsche Eigenart, deutschen Glauben, deutsche Kultur zu pflegen! daß nationale Selbstachtung und Selbstbehauptung unsere Pflicht ist! Nur indem wir uns selbst bilden, dienen wir der sogenannten „Menschheit".

„Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden.
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden!"

# Die Ideale Mr. Wilsons.

Von Professor Adolf Bartels, Weimar.

Über den Charakter Mr. Wilsons, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und die Art und Ziele seiner Politik dürften heute bei den denkenden Deutschen kaum noch Zweifel bestehen, dank vor allem der unermüdlichen Aufklärungsarbeit des Grafen Reventlow, unseres besten politischen Kopfes. Aber die Denkenden sind in unserem Vaterlande trotz der furchtbaren Lehren des gegenwärtigen Krieges schwerlich schon in der Mehrzahl, und so wäre es sehr falsch, Wilson nun bereits als abgetan zu betrachten und zu glauben, daß seine große Friedensbotschaft an den Senat der Vereinigten Staaten (vom 22. Januar d. J.) nicht auch in deutschen Seelen starken Widerhall gefunden habe, zumal sie, wenigstens scheinbar, einer Weltanschauung entstammt, die auch bei uns noch keineswegs überwunden ist. Deshalb ist es auch nötig, sich Wilsons Botschaft ganz genau anzusehen, viel genauer, als es die Tagespresse getan hat, und dann zu den aus ihr hervortretenden „Idealen" Mr. Wilsons scharfe Stellung zu nehmen. Leider liegt mir die Note nicht im englischen Urtext vor, ich bin gezwungen mich an den Wortlaut, den die deutschen Zeitungen veröffentlichten, zu halten. Man darf aber wohl annehmen, daß die Übersetzung einigermaßen sinngetreu ist.

Im Eingang seiner Botschaft berichtet Wilson von seiner an die Regierungen der kriegführenden Staaten gerichteten Note und sagt da: „Ich sprach im Namen der Menschheit und der Rechte aller neutralen Staaten, wie unser eigener einer ist, deren vitalste Interessen zum großen Teil durch den Krieg fortwährend gefährdet werden." Die Gefährdung ist, wenn auch anderseits eine starke Förderung der vitalsten aller amerikanischen Interessen, nämlich des Gelderwerbs, durch den Krieg eingetreten ist, nicht zu bestreiten, neutrale Staaten werden immer, sobald Kriege größeren Umfang annehmen, zu Weltkriegen werden, in mancher Hinsicht zu leiden haben. Aber gibt das ihnen nun ohne weiteres das Recht, im Namen der Menschheit zu reden? Wer sagt denn, ob nicht gerade der Krieg „im Interesse" der Menschheit ist, deren Entwicklung fördert? Hier stehen wir denn gleich zwei großen Fragen gegenüber, der Menschheitsfrage und der Kriegsfrage, und Mr. Wilson und seine Anhänger werden ja wohl erlauben müssen, daß man in Bezug auf sie anderer Ansicht ist als die „Humanisten" und „Pazifizisten". Was ist Menschheit? Als ich in meinem Heinebuche sagte, daß die Menschheit für mich ein arisches Gesicht habe, da fand der verstorbene Dichter Wilhelm Holzamer einfach keine parlamentarische Bezeichnung dafür, mußte sich aber dann in meinen „Heinegenossen" die Bemerkung gefallen lassen, daß jeder Mensch, wenn er sich den Begriff „Menschheit" schafft, ihm selbstverständlich die Eigenschaften seiner Rasse unterlegt: „Man kann ja doch gar nicht anders, und ohne dieses Unterlegen ist der Begriff rein formal"„ Wir Deutschvölkischen", so habe ich einmal einem andern Gegner gesagt, „machen Ernst mit der Annahme der wesenhaften Gebundenheit bei allen Völkern und können also wirklichen Universalismus bei irgend einem Volke aus Vernunftgründen nicht annehmen, ein Volk ist niemals die Menschheit und kann sie auch nicht werden. Aber überhaupt ist Menschheit für uns (wie übrigens schon für Goethe) ein abgeleiteter Begriff, das Konkrete sind eben die Völker, die, je nach ihrer Abstammung, mancherlei miteinander gemein haben und unter den gleichen Zeiteinflüssen wohl auch in der Entwicklung parallel gehen, aber doch alle im Wesen verschieden sind und demgemäß auch eine besondere Kultur ausbilden, die wurzelhaft ist, nicht durch fremde Einflüsse entsteht, vielmehr durch sie zwar hie und da angeregt und bereichert, wenn sie zu stark werden, aber nur geschädigt und zerstört werden kann. Es steht nichts im Wege, die verschiedenen Kulturen als verschiedene Seiten der Entwicklung der Menschheit anzusehen und die Völker selbst gewissermaßen als Organe der Menschheit, nur darf man nicht vergessen, daß die Gesamtheit aller lebenden Menschen mit dieser Menschheit nichts zu tun hat, daß sie ein Ideal- oder Tendenzbegriff

ist, den sich jedes Volk nach seinem Wesen bildet, und der ‚normative' Bedeutung für die anderen Völker nicht ohne weiteres hat." Ist ein Volk aber niemals die Menschheit, so darf auch niemals einer seiner Vertreter im Namen der Menschheit reden — oder es dürfen's alle Vertreter aller Völker, wo denn aber die eine Behauptung die andere aufhebt. Daß er im Auftrage aller Völker rede, wird ja auch Wilson selber nicht behaupten, er wird zugeben müssen, daß nicht bloß die Kriegführenden, sondern auch manche unterdrückte Völker, wie die Inder, die Iren usw., ihm keineswegs das Recht zugestehen können, für sie zu sprechen, und die kriegführenden und die unterdrückten Völker bilden einen größeren Teil der Menschheit als die neutralen Mächte, von denen er aber auch nicht einmal den Auftrag hat. Wenn also Wilson spricht, so spricht er eben nur als Amerikaner oder, richtiger vielleicht, Angelsachse, es ist die angelsächsische Menschheit, deren Anschauungen durch ihn zum Ausdruck gelangen, und wir andern, die wir nicht Angelsachsen sind, haben das Recht, alles, was er im Namen der Menschheit sagt, als unseren Begriffen von Menschheit nicht entsprechend ohne weiteres abzulehnen. Etwas anderes ist es, wie gesagt, wenn er sich zum Anwalt der Rechte der neutralen Staaten macht, da es sich hier um konkrete Dinge handelt (obwohl er natürlich, wenn er im Namen aller neutralen Staaten sprechen wollte, auch von allen das Mandat haben müßte). Aber die Gefährdung vitaler Interessen neutraler Staaten durch den Krieg gibt zwar ein Recht zur Stellungnahme zu diesem, gibt, wenn die gesetzlich festgelegten Völkerrechte verletzt werden, sogar ausreichenden Grund zum Eingreifen in den Krieg, aber noch keineswegs die Berechtigung, sich zum Richter über den Krieg aufzuwerfen; denn es ist doch wohl anzunehmen, daß die meisten Kriege eben auch zur Verteidigung oder zur Stärkung vitalster Interessen (das Wort genügt nicht recht) der Völker geführt werden, und darüber, was seine vitalen Interessen sind, entscheidet eben jedes Volk selbst, kann auch kein anderes entscheiden. So ist denn ein Recht Mr. Wilsons, Friedensbotschaften im Namen der Menschheit zu erlassen, unter keinen Umständen anzuerkennen, er kann nur im Namen des amerikanischen Volkes sprechen — und tut natürlich auch nichts anderes, redet ganz in seinem Geiste.

Das wird uns Deutschen schon klar, wenn er in seiner Botschaft nun weiter über die Aufnahme seiner früheren Note durch die Kriegführenden berichtet. Da wird es ganz einfach verschwiegen, daß die Entente das deutsche Angebot einer Friedenskonferenz rund ablehnte, und ihr aus der Aufstellung ihrer frechen Forderungen, die bei Wilson als „Vereinbarungen, Bürgschaften und Wiederherstellungsakte" erscheinen, sogar noch ein Verdienst gemacht. Will man das nicht als Verschleierung der wirklichen Tatsachen aus Eitelkeit, die einen Mißerfolg zum Erfolg umstempeln will, annehmen, so muß man es doch wohl als Sympathie des Angelsachsen für die unter angelsächsischer Leitung stehende Entente auffassen. Die dann folgende Behauptung Wilsons, daß wir durch die durch seine Note hervorgerufenen Erklärungen der Erörterung des Friedens, der den gegenwärtigen Krieg beenden soll, und damit auch der Erörterung des „internationalen Konzerts", das nachher die Welt zur Beobachtung ihrer Verpflichtungen anhalten muß, um so viel näher gekommen, darf man wohl als reinen Ausfluß der Eitelkeit betrachten, wenn nicht die Erwähnung des internationalen Konzerts überhaupt nur bloßem Überleitungszwecke dient. Denn mit ihm kommen wir nun zu der eigenen Gedankenwelt Wilsons, er sagt es ausdrücklich, daß er die Gelegenheit, sich an den Senat als den ihm zur endgültigen Feststellung der internationalen Verpflichtungen Amerikas beigegebenen Rate zu wenden gesucht habe, weil er es ihm schuldig zu sein glaubte, ihm rückhaltslos die Gedanken und die Absichten zu enthüllen, welche in seinem Geiste Gestalt angenommen haben „bezüglich der Verpflichtung unserer Regierung, in kommenden Tagen, wenn es notwendig sein wird, die Grundmauern des Friedens unter den Völkern nach einem neuen Plane zu legen." Dieser Plan geht auf das internationale Konzert, das concert of powers, das nach Wilson in jeder Erörterung über den Frieden, der diesen Krieg beenden muß, als zweifellos folgend angenommen werden muß und „es wirklich un-

möglich machen wird, daß irgend eine Katastrophe wie die gegenwärtige wieder über uns hereinbricht." Jeder Menschenfreund, jeder vernünftige und denkende Mann muß, nach Wilson, dies als ausgemacht ansehen. — Nun sind wir denkenden Deutschen ja wohl auch Menschenfreunde und halten uns für leidlich vernünftig, aber an das den Völkerfrieden absolut sichernde concert of powers glauben wir doch noch nicht und können es auch im Interesse der Menschheit (wohlverstanden also unseres Begriffes von ihr) noch nicht einmal für erwünscht halten, da die Erfahrungen, die wir mit den anderen Völkern und Mächten (etliche Ausnahmen natürlich zugegeben) im Laufe unserer geschichtlichen Entwicklung bis auf diesen Tag gemacht haben, uns ihren Beruf zum concert doch noch nicht hinreichend zu beweisen scheinen. Doch hören wir vorerst Herrn Wilson weiter. Er meint zunächst, es sei undenkbar, daß das Volk der Vereinigten Staaten bei diesem großen Unternehmen keine Rolle spielen sollte, da es sich doch schon durch die Prinzipien und Zwecke seiner Politik und die bewährte Praxis seiner Regierung seit jeher dazu vorzubereiten gesucht habe seit den Tagen, wo es eine neue Nation begründete in der hohen und ehrenwerten Hoffnung, daß diese in allem ihrem Sein und Tun der Menschheit den Weg zur Freiheit zeigen möge. Es ist hier natürlich unmöglich, die ganze amerikanische Geschichte durchzugehen, aber die Ausrottung der Indianer und manche Ereignisse der letzten Jahrzehnte wie der Krieg Amerikas gegen Spanien, der diesem Cuba, Portorico und die Philippinen, alle bekanntlich doch nicht von Amerikanern bewohnt, entriß, und die Annexion Hawais reden denn doch sehr deutlich von der bewährten Praxis der amerikanischen Regierung. Und es gibt Kenner der amerikanischen Verhältnisse, die auch die dem amerikanischen Volke zustehende Freiheit nicht allzu hoch einschätzen, so freiheitlich die Formen auch erscheinen. Doch diese Dinge gehen uns weiter nichts an, wir dürfen uns aber gestatten, Phrasen, wie, daß das amerikanische Volk „in Ehren nicht abstehen könne von dem Dienste, zu dem es nunmehr im Begriffe ist, aufgerufen zu werden", und daß es „sich selbst und den anderen Nationen der Welt schuldig sei, die Bedingungen festzustellen, unter denen es sich imstande fühlen wird, Hilfe zu bringen", als das zu bezeichnen, was sie sind. Soviel ich weiß, hat niemand, nicht einmal einer der kleinen neutralen Staaten Amerika zu einem Dienste aufgerufen und es noch weniger daran erinnert, was es den anderen Nationen der Welt schuldig sei. Schuldig ist eine Nation jeder anderen, mit ihr vereinbarte Verträge, und allen zusammen, die angenommenen Gesetze des Völkerrechts zu halten. Des weiteren besteht keine moralische Verpflichtung, auch nicht die, Frieden und Recht auf der ganzen Welt zu sichern; denn was sein Recht sei, darüber entscheidet, wie gesagt, bisher jedes Volk selbst und kann auch einzig und allein darüber entscheiden, da kein fremdes in seine Seele hineinblicken und sie von Grund aus verstehen kann; was aber den Frieden anlangt, so kann dieser unter Umständen auch Totmachung eines Volkes sein, wie es beispielsweise der Friede von Tilsit für Preußen und weiterhin Deutschland gewesen ist.

Wir können hier selbstverständlich die große Frage über die Möglichkeit eines ewigen Friedens nicht entscheiden. Wilson ist Pazifizist, ist es sogar im verwegensten Sinne des Wortes, aber man soll nicht übersehen, daß hinter dem Pazifizisten noch etwas anderes, der herrschsüchtige Angelsachse steht, der da weiß, daß die ersehnte Friedensliga vor allem seiner Rasse zugute kommen würde. Spricht er anfänglich auch nur von der Formulierung der Bedingungen, unter denen sich die amerikanische Regierung für berechtigt hielte, vom amerikanischen Volke die Zustimmung zum formellen und feierlichen Beitritt zu einer Friedensliga zu verlangen, so kommt der Praktiker in ihm doch sehr rasch auf den bevorstehenden Friedensschluß, und er stellt die Forderung auf: „Die Verträge und Übereinkommen, die diesen Krieg beenden, müssen Bedingungen verwirklichen, die einen Frieden schaffen, welcher wert ist, verbürgt und erhalten zu werden, einen Frieden, der den Beifall der Menschheit erringen wird, und nicht nur einen Frieden, der den Einzelinteressen und augenblicklichen Zwecken der beteiligten Staaten dienen wird." Da kann man „Menschheit" schon ganz ruhig durch

„Vereinigte Staaten" ersetzen. Und dann wird ein ziemlich langer Eiertanz aufgeführt, daß Amerika zwar keine Stimme bei der Festsetzung der Friedensbedingungen, aber doch eine bei der Festsetzung, ob diese Bedingungen von Bürgen eines allumfassenden Bundes bleibend gemacht werden sollen oder nicht, haben wolle. Dabei wird die Behauptung aufgestellt, daß der Friedensbund ohne die Völker der neuen Welt (leider wird Mexiko nicht direkt erwähnt) nicht denkbar sei, und die weitere, nun schon sehr deutliche Forderung erhoben, daß die Elemente des zu schließenden Friedens solche sein müßten, welche das Vertrauen der amerikanischen Regierung verdienten und zu ihren Prinzipien, zu dem politischen Glauben und den praktischen Überzeugungen stimmten, die die Völker von Amerika sich zu eigen gemacht und zu verteidigen unternommen haben. Da wird also nicht weniger verlangt, als daß monarchisch regierte Völker einen Frieden schließen sollen, der zu den demokratischen Prinzipien eines am Kriege nicht beteiligten Volkes paßt. Man sieht, an allzugroßer Bescheidenheit leidet Herr Wilson nicht.

Der Eiertanz geht dann noch weiter, bis darauf wieder die Friedensliga als „Kraft" auftaucht, „die imstande ist, die Dauerhaftigkeit der Abmachung zu verbürgen, eine Kraft, viel größer als diejenige irgendeiner der jetzt in Mitleidenschaft gezogenen Nationen oder irgend eines bisher gebildeten oder geplanten Bündnisses, sodaß keine Nation und keine wahrscheinliche Vereinigung von Nationen ihr die Stirn bieten oder ihr widerstehen könnte." Ja, woher will denn nun Wilson diese Kraft nehmen, die er dann sogar als organisierte Kraft bezeichnet? Die kriegführenden Mächte stellen doch zweifellos die größte Macht der Erde dar, und wer will sie hindern, den Kampf, falls sie durch einen vorläufigen Frieden nicht befriedigt werden, immer wieder aufzunehmen? Etwa Amerika, im Bunde mit den kleineren neutralen Staaten und China? Und wenn es möglich wäre, die jetzigen Bündnisse zu sprengen, ist irgend eine Weltlage möglich, die die Sicherheit gibt, daß die künftigen Schicksale der Völker einigermaßen nach der Gerechtigkeit bestimmt werden? Alle Politik wird doch von Menschen gemacht, und es wird wirklich nicht angehen, die Menschen, oder sagen wir bestimmt, die Friedensliga einfach anstelle des lieben Gottes zu setzen. Wilson bringt dann noch den Begriff des Gleichgewichts der Kräfte (balance of power) in seine Ausführung hinein, und meint, nicht Gleichgewicht, sondern Gemeinsamkeit der Macht, nicht organisierte Nebenbuhlerschaft, sondern organisierter Gemeinfriede sei notwendig. Worte, Worte! Wie soll denn der Gemeinfriede organisiert werden? Man sollte annehmen, daß Wilson doch irgend eine neue Idee, die über die der Haager Konferenz hinausginge, hätte, wohlverstanden eine neue Formidee, aber davon kann gar nicht die Rede sein. Zunächst tröstet er sich und uns damit, daß die Erklärungen der beiden jetzt gegeneinander aufgebotenen Völkergruppen in nicht mißzuverstehender Weise feststellten, daß es nicht in ihrer Absicht liege, ihre Gegner zu vernichten. Ganz abgesehen davon, daß das nicht stimmt, denn die Ablehnung des Friedensangebots durch die Entente stellt in der Tat geradezu völkervernichtende Bedingungen auf, in diesen Erklärungen liegt doch nicht das geringste, das auf die über die balance of power hinausgehende Gemeinsamkeit der Macht hinweist. Durch weitere Sophismen sucht Wilson darauf sogar die Anschauung wachzurufen, daß in jenen Erklärungen die Meinung begriffen sei oder wenigstens von den Amerikanern hineingetragen werden dürfe, es müsse Frieden werden ohne Sieg. „Ein Sieg würde einen Frieden bedeuten, der den Unterlegenen aufgezwungen wird, das den Besiegten auferlegte Gesetz des Siegers. Er würde als Demütigung, als Härte, als unerträgliches Opfer angenommen werden, er würde einen Stachel, Rachsucht, ein bitteres Gedenken hinterlassen, auf dem das Friedensgebäude nicht in dauerhafter Weise, sondern nur auf Flugsand ruhen würde. Nur ein Friede unter Gleichen kann Dauer haben. Nur ein Friede, dessen Grundprinzipien Gleichheit und gemeinsame Teilhaberschaft am gemeinsamen Nutzen ist, ist die richtige Geistesverfassung. Die richtige Gesinnung unter den Nationen ist für einen dauerhaften Frieden ebenso notwendig wie die gerechte Lösung von strittigen Gebietsfragen oder von Fragen über Rassen- und Stammeszugehörigkeit."

Ja, wenn die strittigen Fragen durch Aufstellung von Gemeinplätzen zu lösen wären! Woher soll denn die richtige Gesinnung kommen, wenn Frankreich nicht auf Elsaß-Lothringen und Rußland nicht auf Konstantinopel und England nicht auf die Herrschaft über die Meere und das Weltmonopol seiner Industrie verzichten kann? Selbst wenn man sich auf den Boden des angelsächsischen Utilitarismus stellt, muß man doch fragen: Ist denn für alle Völker gemeinsame Teilhaberschaft am gemeinsamen Nutzen möglich? Wenn aber auch, glaubt Herr Wilson wirklich, daß der gemeinsame Nutzen die Rassen- und Stammesunterschiede ausgleichen kann? Das war in Amerika bis zu einem bestimmten Grade möglich, weil man es dort mit mit ihrem Vaterlande unzufriedenen Auswanderern, die zudem als Kulturträger kaum in Betracht kamen, zu tun hatte. In Europa aber handelt sich's um in sich geschlossene, ihres Volkstums vollbewußte Nationen — sie werden ebensowenig die geringsten Zugeständnisse in Fragen der Rassen- und Stammeszugehörigkeit machen können und wollen, wie es in ähnlicher Lage die Vollblutamerikaner könnten und wollten, die ja auch die angelsächsische Kultur in ihrer Heimat rücksichtslos durchgesetzt haben. Aber es geht bei Wilson in dem nämlichen Phrasengeplätscher immer noch weiter: „Die Gleichheit der Nationen, auf die der Friede, wenn er dauerhaft sein soll, gegründet sein soll, muß die Gleichheit der Rechte sein. Die gegenseitigen Bürgschaften dürfen den Unterschied zwischen großen und kleinen, mächtigen und schwachen Völkern weder ausdrücklich anerkennen noch stillschweigend in sich begreifen. Das Recht muß gegründet sein auf die gemeinsame Kraft, nicht auf individuelle Nationen, von deren Zusammenwirken der Friede abhängen wird. Gleichheit der Gebiete oder der Hilfsmittel kann es natürlich nicht geben. Ebensowenig irgendeine andere Gleichheit, die nicht in der gewöhnlichen friedlichen gesetzmäßigen Entwicklung der Völker selbst erworben werde. Aber niemand verlangt und erwartet etwas, das über die Gleichheit der Rechte hinausginge. Die Menschheit hält jetzt Ausschau nach der Freiheit des Lebens, nicht nach dem Gleichgewicht der Macht." Es ist außerordentlich schwer, in dieses oberflächliche Professorengeschwätz nur annähernd Sinn hinein zu bringen. Man darf vielleicht sagen: Wilson will das Völkerrecht so weit erweitern, daß es jedem Volke die Freiheit seines Lebens gewährleistet, und erhofft, daß der gemeinsame Nutzen die aus dem besonderen Charakter der Nationen und ihrem Machtbedürfnis erwachsenden Zusammenstöße aufhebt. Das ist natürlich ein Hirngespinst, ganz abgesehen davon, daß die Gebiets- und Rassenfragen zum Teil auch wirkliche Existenzfragen sind, die durch Verkündung der Gleichheit der Rechte, ja durch Herstellung wirklicher Rechte noch keineswegs gelöst werden können.

Merkt man hier schon den haltlosen Demokratismus, der für das Angelsachsentum, wenn es sich auf das Gebiet der Theorie begibt, charakteristisch ist, so tritt er gleich darauf in so törichter Weise auf, daß er den Verfasser der Botschaft in einen großen Widerspruch stürzt. Eben hat Wilson gesagt: „Das Recht muß gegründet sein auf die gemeinsame Kraft, nicht auf individuelle Nationen"; nun heißt es: „Und etwas Tieferes kommt in Betracht, als selbst die Gleichberechtigung unter den organisierten Völkern: Kein Friede kann dauern oder verdient zu dauern, der nicht den Grundsatz anerkennt oder annimmt, daß die Regierungen all ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten, und daß es nirgends ein Recht gibt, Völker von Machthaber zu Machthaber abzutreten, als wenn sie Eigentum wären." Da haben wir nun doch die individuellen Nationen (wie denn Wilson auch gleich auf die Polen kommt), und selbstverständlich wird jede individuelle Nation nicht bloß Machthabern gegenüber, sondern auch im Rate der Völker das Recht des Auslebens verlangen. Damit sind aber alle Arten internationaler Konflikte wiederum gegeben, ganz abgesehen von den vollständig unlösbaren Fragen im Schoße der Völker selbst, wie z. B. die elsaß-lothringische eine ist, bei der die Möglichkeit besteht, daß uralte Deutsche zu einem fremden Volkstum überlaufen, was vom Standpunkt des deutschen Volkstums aus natürlich unter keinen Umständen geduldet werden kann. — Wilson tritt für ein einiges, unabhängiges, selbständiges Polen ein — man hat überall in Deutschland

begriffen, daß er damit gegen uns zielt, die wir ein Großpolen unter keinen Umständen dulden können, weil durch dieses unser eigener nationaler Zusammenhang zerrissen werden würde. Allgemein stellt Wilson dann die Forderung auf, daß unverletzliche Sicherheit des Lebens, des Gottesdienstes, der individuellen und sozialen Entwicklung allen Völkern gewährleistet werden sollte, die bis jetzt unter der Macht von Regierungen gelebt haben, die einem Glauben und einem Zwecke gewidmet sind, der ihrem eigenen feindlich ist." Da dürfte er wohl im besonderen an die Juden unter russischer Herrschaft gedacht haben. Er bemerkt dazu, daß er die Forderung nicht aus dem abstrakten politischen Prinzip aufstelle, das denen, welche die Freiheit in Amerika aufzubauen gesucht haben, immer sehr teuer war, sondern weil er aufrichtig wünsche, Wirklichkeiten aufzudecken, und der Friede ohne sie nicht möglich sei. „Die Welt kann nur dann friedlich sein, wenn ihr Leben auf dauerhafter Grundlage beruht, und eine dauerhafte Grundlage kann nicht möglich sein, wo sich der Wille auflehnt, wo keine Ruhe des Geistes und kein Gefühl der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Rechtes besteht." Daß die absolute Freiheit der individuellen und sozialen Entwicklung, die Wilson gewährleistet sehen will, sehr wohl auch die Ursache des Unterganges der Völker und schlimmster Kriege werden kann, sieht der Demokrat Wilson nicht, obgleich sogar der gegenwärtige Weltkrieg zum Teil seine Ursachen im Übermaß individueller Entwicklung hat. Darüber werden wir nach dem Kriege deutlicher sprechen.

Der letzte Teil der Wilsonschen Botschaft geht dann zu ganz bestimmten Forderungen über, über die sich reden läßt, wenn sie auch kaum durchsetzbar sind. Er will jedem großen Volke möglichst einen direkten Ausgang zu der großen Heerstraße der See sichern (das ist natürlich für Rußland geredet), er will die Freiheit der Meere und tut, als glaube er an ihre Möglichkeit, er schlägt zu dem Zwecke Begrenzung der maritimen Rüstungen vor und rührt auch an die Frage der Beschränkung der Rüstungen zu Lande. „Ohne Opfer und Konzessionen ist kein Friede möglich", meint er darauf, während er vorher die durch einen Sieg erzwungenen Opfer als unerträglich hinstellte. Ja, würde man nicht vielleicht die Konzessions-, d. h. die durch drükkende und raffinierte Verhandlungen erzwungenen Opfer vielleicht noch schwerer ertragen als die gewissermaßen durch die Naturgewalt des Sieges erzwungenen? Bei uns in Deutschland ganz bestimmt. Zum Schluß läßt er dann die Monroe-Doktrin als Heil der Völker aufleuchten: „Ich schlage mithin vor, es mögen sich die Völker einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroe als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk danach streben sollte, seine Regierungsform auf irgendein anderes Volk oder eine andere Nation zu erstrecken, und daß vielmehr es jedem Volke, einem kleinen sowohl wie einem großen und mächtigen, freistehen sollte, seine Regierungsform und seinen Entwicklungsgang unbehindert, unbedroht und unerschrocken selbst zu bestimmen." Schön, dann möge uns Wilson selbst gefälligst mit seinen der amerikanischen Demokratie entnommenen Grundsätzen verschonen und unsern Feinden anraten, die so oft gegen unsere inneren Zustände angedrohten Maßregeln ein für alle Mal aufzugeben. Im übrigen predigt, so viel ich weiß, die Monroe-Doktrin ganz andere Dinge als die Freiheit der kleinen und großen Völker, sie nimmt u. a. den ganzen amerikanischen Kontinent sozusagen für die Vereinigten Staaten in Beschlag, obgleich doch auf ihm auch Völker wohnen, die nicht angelsächsischen Blutes sind und also naturgemäß ein anderes Leben leben müssen als die Einwohner der Vereinigten Staaten. Doch auf dieses Thema braucht man im Zeitalter der Mexiko-Feldzüge nicht einzugehen. „Ich schlage vor, es mögen in Zukunft alle Völker unterlassen, sich in Bündnisse zu verwickeln, die sie in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben, in ein Netz von Intrigen eigennütziger Nebenbuhlerschaft verstricken und ihre eigenen Angelegenheiten durch Einflüsse verwirren, die von außen hineingetragen werden. In einem Konzert der Mächte gibt es keine verwickelnden Allianzen. Wenn sich alle vereinigen, um in demselben Geiste zu demselben Zwecke zu handeln, so wirken alle im gemeinsamen Interesse und genießen die Freiheit und ihr eigenes Leben unter gemeinsamen Schutze. Ich schlage vor: Eine Regierung unter Zustim-

mung der Regierten, jene Freiheit der Meere, die in einer internationalen Konferenz auch andere Vertreter des Volkes der Vereinigten Staaten mit Beredsamkeit als überzeugte Anhänger der Freiheit verfochten haben, und eine Beschränkung der Rüstungen, die aus den Heeren und Flotten lediglich ein Werkzeug der Ordnung, nicht aber ein Werkzeug für den Angriff oder eigensüchtige Gewalttätigkeit macht. Dies sind amerikanische Grundsätze und amerikanische Richtlinien. Für andere könnten wir nicht eintreten, und es sind die Grundsätze und Richtlinien vorausschauender Männer und Frauen allerorten in jedem neuzeitlichen Volke, in jedem aufgeklärten Gemeinwesen. Es sind die Grundsätze der Menschheit, und sie müssen zur Geltung gelangen." Gut gebrüllt, Löwe, pflegt man ja in solchen Fällen zu zitieren — aber wo bleiben da die Geschäfte der Morgan-Gruppe und der Munitionsfabriken wie Charles Schwob usw.? O, die werden in der Friedenswelt noch weit bessere Geschäfte machen, wird Herr Wilson antworten, und wir bezweifeln es nicht, hegen nur daran einigen Zweifel, ob dann noch irgendein Volk der Welt seine Freiheit und sein eigenes Leben genießen könnte.

Man hat wohl die ganze Wilsonsche Botschaft als Bluff hingestellt, aber das ist natürlich zu weit gegangen. Wenn er selbstverständlich auch bei allem Menschheitsgerede nur den Vorteil des Angelsachsentums im Auge hat, so kann er dabei doch immerhin an seine alleinseligmachende Demokratie glauben. Glauben doch auch noch viele Deutsche daran, und zwar die gescheiteren von ihnen ungefähr in der nämlichen Geistesdisposition, indem auch ihnen unbewußt so etwas wie ein gutes Geschäft vorschwebt. Wir andern, die wir die Geschichte des letzten Jahrhunderts einigermaßen kennen und die Anschauung gewonnen haben, daß das Geschäft doch nur auf Kosten des Volksganzen gemacht werden kann, schon jetzt gemacht wird, lassen uns freilich nicht mehr einfangen und würden hohnlachend über Wilsons Phrasen hinwegsehen, wenn nicht eben unsere lieben Landsleute oder wenigstens Mitbürger wären, die gar nicht so ganz ohne Einfluß sind. Da hat vor einiger Zeit ein Professor der Handelshochschule und Stadtrat zu Berlin entdeckt, daß Deutschland ein Obrigkeits- und kein Volksstaat sei und einen innerlichen Erziehungsprozeß vollkommener Politisierung des Volkes empfohlen mit dem Ziel der Schaffung des deutschen Volksstaates, da anders weder ein würdiges innerpolitisches Dasein ermöglicht, noch unsere weltpolitische Macht gefestigt und gemehrt werden könne. Nun habe ich persönlich nicht die kleinste Ursache, für den heutigen Staat einzutreten, da er mir, der ich mich ja wohl auch zu den „Tüchtigen" rechnen darf, nicht nur nicht „freie Bahn" geschaffen, sondern mir meine Wirkung noch, so viel er konnte, verbaut hat. Dennoch würde ich, als Kenner der deutschen Geschichte und des deutschen Volkes, die vollkommene Politisierung für das größte Unglück halten, das das deutsche Volk treffen könnte, da sie zweifellos auch zu dem vagen und heuchlerischen Demokratismus führen würde, der uns aus Wilsons Botschaft entgegentritt. Aber für die Ausführungen des Berliner Stadtrats treten bei uns Geheime Regierungsräte und Theologieprofessoren und selbstverständlich auch Kulturzeitschriften ein — „das große Prinzip der politischen Freiheit, das die atlantischen Völker im Zusammenhang mit einer voranschreitenden politischen und wirtschaftlichen Entwicklung zuerst ausgebildet haben", lockt und läßt den Grundsatz, daß der Staat jederzeit dem Volkstum zu entsprechen habe, vollkommen vergessen. Wer weiß überhaupt noch etwas vom Volkstum? Als ich dem Herausgeber einer bekannten Zeitschrift in einem Privatbriefe äußerte: „Sie schreiben: ‚Wer auch im Kriege noch nicht gelernt hat, daß jeder Bürger des deutschen Staatsverbandes in Sachen eben dieses deutschen Staatsverbandes als Deutscher mitzählt, und daß es unbedingte Notwendigkeit ist, ohne Vergewaltigung und ohne Beleidigung miteinander auszukommen, der ist wohl vor allem dumm.' Da bin ich dumm; denn ich sage: in Sachen des deutschen Staatsverbandes haben alle die, die nicht dem Blute nach zum deutschen Volke gehören, nicht mitzureden", da druckte er, freilich ohne meinen Namen zu nennen, meine Äußerung ab und hielt mir eine schöne Vorlesung über Wünschen und Wollen, auf die ich ihm leider nicht öffentlich antworten konnte, da die Zensur die gründliche Erörterung

der hier einſchlagenden Fragen nicht zugegeben hätte. Derſelbe Mann hat Wilſon und den Amerikanismus, wie aus verſchiedenen Aufſätzen ſeiner Zeitſchrift hervorgeht, ziemlich richtig erkannt, aber die Konſequenz, daß die demokratiſche „Rückſichtnahme" auf Nichtdeutſche im deutſchen Staatsverband unter Umſtänden zum Untergang des Staatsverbandes führen kann, ſchon jetzt kaum noch erträgliche Verhältniſſe nicht bloß im Staate, ſondern auch ſchon im geſamten Kulturleben herbeigeführt hat, wagt er als echter Demokrat nicht zu ziehen. Und der ſchon angeführt Geheime Regierungsrat und Theologieprofeſſor redet denn ſchon von dem „ſich auf ſich ſelbſt verſteifenden Teutonentum", zu dem unter dem Eindruck der letzten Erfahrungen viele im Reiche neigen. Wollte Gott, wir erhielten es einmal, d. h. ſteif brauchte es ja gerade nicht zu werden, auch den Hochmut des Angelſachſentums, die franzöſiſche Eitelkeit, die ruſſiſche Brutalität brauchte es nicht anzunehmen — aber ruhige, ſtolze, ſelbſtbewußte deutſche Art wäre nach den grimmen Erfahrungen des Weltkrieges wirklich einmal am Platze, auch nach den böſen Erſcheinungen in unſerem Kulturleben vor dem Kriege übrigens. Wir müſſen uns einmal ganz auf uns ſelbſt ſtellen, müſſen verſuchen, unſere Lage durch den Krieg politiſch ſo zu geſtalten, daß wir das können, müſſen geiſtig und ſeeliſch längere Zeit hindurch weſentlich aus uns und für uns allein leben, bis ſich der meines Erachtens ſchon in der Entwicklung befindliche neue deutſche Typ vollkommen herausgebildet und feſte Form gewonnen hat. Dabei können uns die demokratiſchen Ideale, ſeien es nun die atlantiſchen Wilſons oder die modernen von Berlin W, wie ich glaube, bitter wenig helfen, aber aus der deutſchen Vergangenheit könnten wir wahrſcheinlich ſehr viel lernen, auch vom Mittelalter, das the dark age, wie die wackeren Angelſachſen es nennen, aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht war — dazu redete damals die in ihren Inſtinkten noch nicht verwirrte Raſſe viel zu deutlich. Vielleicht muß das Ideal für die kommende Zeit ſogar Entpolitiſierung heißen, jedenfalls darf die „kapitaliſtiſche" Politik nicht mehr mitſprechen, die bei uns wie bei unſeren Gegnern und auch in Amerika ſicherlich nicht volkstumſtärkend und kulturfördernd gewirkt hat. Weg mit dem falſchen Humanismus und allem Internationalismus! heißt für uns Deutſche die Loſung nach dem Kriege, ſelbſt das Mitteleuropa Friedrich Naumanns, das einen neuen Menſchentyp, aber nicht etwa die neue deutſche Art erzeugen ſoll, können wir meiner feſten Überzeugung noch nicht gebrauchen. Sogar ein ſo guter Deutſcher wie Ernſt von Wildenbruch hat einmal den Begriff Menſchheitskultur gebraucht — ich verwerfe ihn durchaus, er beruht auf Täuſchung, alle Kultur iſt und bleibt rein national. Aber eine Art Geſellſchaftsbewußtſein zwiſchen den europäiſchen Nationen, wie es gleichfalls Wildenbruch vorſchwebte, eine Vereinigung von Kulturmenſchen, die ſich, ihrer Verſchiedenheit voll bewußt, doch von ungeſchriebenen Geſetzen des Taktes und Anſtandes gebunden fühlen, halte auch ich für möglich, fürchte aber, daß mindeſtens ein halbes Jahrhundert vergeht, ehe ſie wieder in Erſcheinung tritt.

Anmerkung: Obgleich Wilſon die diplomatiſchen Beziehungen Amerikas zum Deutſchen Reiche inzwiſchen abgebrochen hat und die Lage unverändert iſt, erſcheint uns der Abdruck dieſes ſeine Botſchaft ſcharf zergliedernden Aufſatzes doch noch notwendig. Die Schriftleitung.

# Vom völkischen Büchertisch.

Vom Begriff der Nation, ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie von Dr. Bruno Bauch, Professor an der Universität Jena. Berlin 1916, Reuther u. Reichardt. Geh. 80 Pf.

Die kleine Schrift will jedem Deutschgesinnten zur gedanklichen Klarheit über den Begriff verhelfen, der uns allen heute am meisten am Herzen liegt, aber gemeinhin mehr gefühlsmäßig als mit logischer Schärfe gefaßt wird. Daher reden denn auch unsere Gegner so gern von der bloßen „politischen Gefühlsduselei" der Deutschtumsvertreter. Daß dieser Vorwurf sein Recht verliere, daran will die Schrift mitwirken und jedem einzelnen dazu verhelfen, daß er sich zu immer größerer Klarheit über die Bedeutung dessen durcharbeite, was der Begiff der Nation umfaßt. Ohne Rücksicht auf irgend einen politischen Standpunkt, ja selbst ohne Rücksicht auf eine bestimmte Nation untersucht der Verfasser rein sachlich den Begriff der Nation als solcher. Indessen gewinnt diese streng denkrichtig geführte Untersuchung mit unabweisbarer Notwendigkeit Ergebnisse, die zur Grundlage und zur inneren Rechtfertigung unserer gesamten völkischen Bestrebungen dienen. Es ist das erstemal, daß uns in begrifflicher Klarheit unser Ziel vor Augen gerückt wird, und ich wünschte wohl, daß der Inhalt dieser Schrift als allgemeiner geistiger Bestand im Bewußtsein aller, die mit uns streben und arbeiten, um unserer Sache willen wirkte.

Die Untersuchung ist dreigliederig aufgebaut. Im ersten Teile wird die Nation als die natürliche Gegebenheit der Abstammungsgemeinschaft, die sich leiblich und seelisch ausprägt, behandelt. Die Sprache, die selbst „Leib gewordene Seele" ist, bildet den Übergang zu der zweiten Bedeutung der Nation, die im zweiten Teile der Untersuchung die Nation in ihrer geschichtlichen Bestimmung und in ihrer Bedeutung für die Kultur und das staatlich-politische Leben behandelt. Im dritten Teile wird die Einheit der natürlichen und geschichtlichen Bedeutung der Nation gewonnen, dahin, daß nunmehr der Begriff der Nation bestimmt werden kann als „natürliche Abstammungsgemeinschaft, die in der Verbundenheit durch gemeinsame Geschichte eine kulturliche Einheit sich stetig erarbeitet".

Wiewohl diese für alle deutschvölkischen Bestrebungen grundlegende Schrift bereits vor einem Jahre erschienen ist, haben doch die Unsern sich auffallend wenig darum gekümmert. Aber außerhalb der völkischen Bewegung fand sie viel Beachtung und ward zum Anlaß einer Auseinandersetzung, deren Verlauf denn doch für die weitesten deutschen Kreise von Bedeutung ist. Wir werden darauf noch zurückkommen. Doch sollten die Zeiten vorüber sein, wo erst die Juden uns die Unseren erkennen lehren mußten.

Gerhard Krügel.

Die Wittenbergisch Nachtigall. Roman von Wilhelm Kotzde. Stuttgart, Verlag J. F. Steinkopf. Geb. 6 M, in Halbfr. 8 M.

Mächtig wie zur Zeit der Reformation erleben wir in unseren Tagen die Macht des Glaubens. Eine gewaltige Wirklichkeit, den treibenden, drängenden Kräften des Frühlings vergleichbar, durchweht und durchfegt er die Herzen. Das Christuswort von dem Glauben, der Berge versetzt — an unserm Volke ist es aufs neue zur Wahrheit geworden. Innerlicher sind wir wohl nie auf eine Gedenkfeier gerüstet gewesen als diesmal, wo wir uns anschicken, der vierhundertjährigen Wiederkehr jenes Tages zu gedenken, da Luther aus der Tiefe des deutschen Gewissens seinem Volke den Weg zu dieser Glaubensinnigkeit gebahnt. So spannen sich Brücken über Jahrhunderte, und wenn wir darüber schreiten, sehen wir, wie immer die gleichen Kräfte es waren, die unserm Volke Heil und Rettung brachten, und sind doch keine anderen als die, welche der deutschen Seele seit Urväterzeiten eingeboren sind. Wer anders an Luthers Werk herangeht denn er selber mit starkem und doch gläubig-frohem Kinderherzen, der wird es nicht ergreifen. Wilhelm Kotzde eignet die Gabe, die geheimen Stimmen zu belauschen, wie sie aus den Tiefen des deutschen Herzens aufsteigen.

Sein „Wilhelm Drömers Siegesſang", ſein „Frau Harke geht durchs Land" ſind Zeugniſſe fromm aufhorchender Heimatliebe. Aber in dieſem Buche iſt Kotzde im ſeeliſchen Empfinden und Geſtalten weit über ſein früheres Schaffen hinausgewachſen. „Die Wittenbergiſch Nachtigall" iſt ein Hohlſpiegel deutſcher Glaubensſtärke, ein Preis von deutſchen Geiſtes durchdringender Tiefe und ſeines Wollens weltüberwindender Kraft. Aber dieſes ungeheure Werk erleben wir doch nicht wie Galle Glauche, der Glöckner von St. Marien, in ſeinem einſamen Turmſtübchen, zu deſſen Füßen das gewaltige Geſchehen ſich wie auf einer Schaubühne abſpielt; wir werden mit hineingeriſſen in den Strom jener gärenden Zeit, hinauf auf ihre Höhen und wieder hinab zu ſchwindlichten Tiefen. Ja, ein Mann, der ein ganzes Volk herausreißt aus dem Sumpf der Stumpfheit und der Verrottung der Unwiſſenheit und des Irrtums, geht wildverſchlungene Wege, und wir müſſen ſie alle mitwandern; allein wir gehen ſie klopfenden Herzens und heiligen Erſchauerns voll. Ich weiß es nicht, was ich mehr bewundern ſoll: die Fülle deutſchen Lebens, die der Dichter vor unſeren Augen erſtehen läßt? oder die Meiſterſchaft, mit der er das große Zeitgemälde lebendig vor uns aufbaut? Oder iſt es die klare Weſenheit der Geſtalten, die alle ihre eignen, oft wunderlichen Pfade gehen und doch die Wege Gottes nicht verkehren können? Weil Wilhelm Kotzde nicht minder aus der kraftvollen Tiefe dichteriſchen Geſtaltens ſchöpfte als aus dem Reichtume grundſuchenden Forſchens, darum konnte er ein Künder werden jener gewaltigen Zeit.

Unſer deutſches Volk iſt ein heldiſches Volk. Zu allen Zeiten ſeiner Geſchichte hat es Menſchen gehabt, die das Große ſahen, erſehnten und herbeizuführen ſtrebten. Der Dichter iſt berufen, ſein Volk zu dieſer Höhe hinaufzuleiten. Er ſoll es lehren, die Menſchen wieder groß anzuſchauen. Niederes, Verabſcheuungswürdiges umgibt uns allerorten — iſt das der Dichtkunſt göttlicher Beruf, dieſes „Milieu" in problematiſchen Geſtalten, die doch in Wahrheit nichts ſind als Zerrbilder der Menſchennatur, einem ſenſationslüſternen Publikum ſchmackhaft zu machen? Nein! Der Glaube an das Große im Menſchen, im deutſchen Menſchen, der eine Aufgabe erwählt um ihrer ſelbſt, um ihrer tiefen ſittlichen Verpflichtung willen, der iſt es, der unſerer Zeit nottut. Halten wir den nicht feſt, ſo werden wir beſtenfalls Krämerſeelen; aber es frommt uns in alle Zukunft nicht. Darum hat Kotzdes Lutherroman mir ſo ans Herz gegriffen, weil er auch in dem Walten grauſigſter Irrungen die Menſchen ſieht, die jener heldiſchen Höhe zuſtreben. Wir brauchen nicht immer auf Luther zu ſchauen, der ſelbſt in Qual und harter Not und alles verſchlingendem Aufruhr um ſeines Glaubens Tiefe größer war denn die dräuende Welt um ihn her — es gehen gar viele neben und mit ihm, denen dieſes Suchen und Streben nach heldiſcher Größe tiefſtes Eigen iſt. Valentin Hipler — wie ragt der über die blindwütige Unvernunft der Bauernverführer empor! Und auch Sickingen war einer von denen, die um die deutſche Zukunft bangten. Mag auch zu Anfang ſein Streben nicht frei geweſen ſein von ſelbſtiſchen Zielen; aber er iſt darüber hinausgekommen zu der Höhe, da man das Große wagt für ſeine Brüder.

„Die Wittenbergiſch Nachtigall" iſt eins von den ſeltenen Büchern, die berufen ſind, eine Miſſion zu erfüllen. Möchten ſie alle erkennen, denen es ernſt um ihr Volkstum iſt, auf daß ſie dem Werke die Wege bahnen in die deutſchen Herzen.

Gerhard Krügel.

# An unſere Leſer!

Infolge unerwarteter Schwierigkeiten hat ſich das Wiedererſcheinen des Deutſchen Volkswarts, deſſen Jahrgang in Zukunft mit dem Kalenderjahre übereinſtimmen wird, verzögert. Wir werden jedoch die Verſpätung durch Ausgabe mehrerer Doppelhefte in kürzeſter Friſt einholen. Die geringe Beſchränkung des Umfangs, durch die wir eine Erhöhung des Bezugspreiſes vermieden, bitten wir unſere Leſer in Anbetracht der vermehrten Herſtellungskoſten für die Dauer des Krieges nachſichtig hinzunehmen.

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

**Der „Deutsche Volkswart“** erscheint mit der ersten Nummer seines 2. Jahrgangs zugleich als Monatsschrift des Deutschbundes. Bereits dem 1. Jahrgange liehen in der Hauptsache Mitglieder des Deutschbundes ihre Feder: der einheitlich geschlossene Gedankenkreis des letzteren spiegelte sich in den Spalten des „Volkswarts“ wieder. In der größten und herbsten Zeit unseres Volkes tritt der bewährte Kämpe wieder auf den Plan und ruft zur Sammlung alle Volksgenossen, die im deutschen Namen das Heil unserer Volkszukunft suchen.

**Der Bundeswart.**
Prof. Langhans.

**Die Bundesbücherei des Deutschbundes** (Deutsche Nationalbücherei) erließ im Einklang mit der Bedeutung, die die sog. Ostseeprovinzen für unser Volk gewonnen haben, an eine Anzahl im Deutschen Reiche wohnender Balten folgendes Rundschreiben:

Kein Land ist durch den Weltkrieg so in den Vordergrund des Interesses aller Deutschen gerückt wie Ihre Heimat. Keinem deutschen Stamme schlagen die Herzen der alten Heimat so teilnahmsvoll und freudig entgegen wie den deutschen Balten. „Deutsch ist das Land und wird es ewig bleiben, des Mutterlandes Liebe steht uns nah“: nie traf dies Wahrwort Maurice Reinhold v. Stern's mehr zu als in unseren Tagen.

Aber dieser gefühlsmäßigen Anteilnahme entspricht nicht das Wissen von Land und Leuten des Baltikums. Es gibt keine Stelle im Reich, an der man sich über das Schrifttum der Ostseeprovinzen erschöpfend unterrichten könnte, wo die gesamte Literatur dem Forscher und Freunde Ihrer Heimat zur Verfügung stände. Diese Lücke auszufüllen hat sich die „Deutsche Nationalbücherei“ in Gotha zur Aufgabe gestellt; sie erbittet hiermit Ihre gütige Mithilfe und Förderung. Jede Druckschrift über Land und Leute, Deutsche und Undeutsche, geistige und wirtschaftliche Kultur — einerlei in welcher Sprache und Auffassung — ist willkommen. Alle Sendungen — auch Geldmittel zur Beschaffung neuer käuflicher Literatur — werden an die „Deutsche Nationalbücherei“ in Gotha erbeten.

Prof. Langhans, Prof. Dr. Frhr. v. Lichtenberg,
v. Rürleben,
Oberhofmarschall und Kabinettschef.

Der Aufruf sei hierdurch auch allen ans Herz gelegt, die er bisher noch nicht erreichte: Balten und Reichsdeutschen, die durch Überweisung einschlägiger Bücher und Schriften die Absicht der Deutschen Nationalbücherei fördern könnten.

Aus der **Eingabe in der Ostjudenfrage**, die der Deutschbund an den Herrn Reichskanzler und die Reichs- und Bundesstaatsbehörden richtete, seien die grundsätzlich wichtigsten Punkte hier mitgeteilt:

1. Der Deutschbund hält den Erwerb von Neuland im Osten für eine dringende Notwendigkeit, um dem landsässigen Teil des deutschen Volkes, der im Laufe der letzten zwei Menschenalter in stetem Rückgange begriffen gewesen ist, neuen Lebensspielraum zu verschaffen.

2. Der Deutschbund erkennt, daß mit diesem Landerwerb eine vom rassenpolitischen Standpunkt aus bedeutsame Gefahr für den Bestand germanisch-deutschen Volkstums durch das in Westrußland in übergroßer Menge vorhandene Judentum (etwa 5000000 Köpfe = 10 v. H. der Gesamtbevölkerung) eintreten kann. Es würde mit den für deutsche Angliederung in Betracht kommenden Gebieten sich das ganze Schwergewicht des bisherigen russischen Judentums den Gebieten der Mittelmächte zukehren.

Der Deutschbund vertritt aber die Auffassung, daß der vornehmste Zweck des deutschen Staatswesens ist die Erhaltung des deutschen Volkstums, wie es auf germanischer Grundlage sich aufgebaut und in jahrhundertlanger besonderer Entwicklung sich eigenartig ausgeprägt hat. In welchem Umfange die Vermischung edlerer Rasse mit minderwertiger verderblich wirkt, hat geschichtlich der Ausgang von Assur, Rom und Griechenland gezeigt. In der etwaigen Möglichkeit für die östlichen Juden, sich in das Deutsche Reich zu ergießen, würde eine schwere Gefahr

für das volksorganische Massiv des Deutschtums begründet liegen.

3. Um unser Volkstum gegen die ostjüdische Gefahr zu schützen, betrachtet es der Deutschbund als erforderlich, für den Fall der Angliederung ehemals russischer Gebietsteile eine wirksame Grenzschranke zu errichten, bei deren Wahrung nicht das religiöse Bekenntnis, sondern allein die völkische Blutszugehörigkeit entscheidend sein darf.

## Vom „Deutschen Liederbuch"

ist die 10. Auflage (61.—100. Tausend) erschienen; über 20000 davon sind bereits wieder verkauft. Aus dem Felde und der Etappe, aus den Standorten der Heimat und den Lazaretten laufen täglich Bestellungen unserer Feldgrauen ein. Aber auch Schulen und Pensionate, Jungmannen und Vereine jeglicher Art gehören zu den ständigen Beziehern. Welchen Anklang das „Deutsche Liederbuch" des Deutschbundes zumal unter den Jugenderziehern findet, erhellt z. B. aus der Zuschrift eines Bezirks-Jugendpflegers in Köslin, in der es heißt: „Das „Deutsche Liederbuch" ist für mich das Liederbuch der Deutschen. Eine so tiefe Wahre, echt deutsche Art im Ernst und im Frohsinn ist mir noch nie aus einem Liederbuch entgegengeklungen." Das Steglitzer Gymnasium hat bereits 950 Stück bezogen, viele andere Schulen, besonders Lehrerseminare sind ihm gefolgt. Für die deutsche Jugend, für Heer und Marine bestimmte Liederbücher werden mit 10 v. H. Nachlaß abgegeben. Im Übrigen kostet 1 Stück 30 Pf., von 2 Stück an je 25 Pf., von 8 Stück an je 20 Pf., von 40 Stück je 18 Pf., von 100 Stück an je 17 Pf. und von 300 Stück an je 16 Pf.; in grün Kaliko gebunden 1.20 M. Bestellungen sind an die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu richten.

## Zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs

versandte die Kanzlei des Deutschbundes an die Firmen, die für seine wissenschaftlichen, technischen und Verwaltungsbetriebe liefern, das nachstehende Rundschreiben:

Soll unser Vaterland auch auf finanziellem Gebiete den Sieg über unsere Widersacher erringen, so tut schnelle und gründliche Abkehr von veralteten und zumal heute unverständlichen und vaterlandsschädlichen Zahlungsgewohnheiten not. Der Bargeldumlauf muß eingeschränkt werden, damit die ersparten Barmittel der Produktionskraft unseres Volkes zugute kommen. Wir werden daher künftig bei Lieferungs- und Arbeitsaufträgen für unsere Betriebe nach Möglichkeit diejenigen Geschäfte in erster Linie berücksichtigen, die bei der Post oder bei einer Bank ein Scheck- oder Girokonto besitzen. Im Verfolg bitten wir höflichst um baldgefällige Mitteilung der Ihre Firma betr. Angaben an die Kanzlei in Gotha. Gleicherweise ersuchen wir, Zahlungen an uns nur auf unser Postscheckkonto Leipzig Nr. 15049 zu leisten.

## Der Ausbau der inneren Gliederung des Deutschbundes

hat auch während des Kriegsjahres 1916 nicht gestockt. Neu eröffnet wurden durch den Bundeswart die Gemeinden Bismarckland (Sitz Rathenow) und An der Katzbach (Sitz Liegnitz). Ferner wurden errichtet folgende neue Pflegschaften: Breisgau (Sitz Freiburg), Drewenzgau (Sitz Löbau in Westpreußen), Ordensland (Sitz Konitz), Herberge der Gerechtigkeit (Sitz Ebernburg) und Spicherer Höhen (Sitz Saarbrücken). Feld-Pflegschaften für die Dauer des Aufenthaltes einer genügenden Anzahl Mitglieder bestanden in Arel, Nijssel (Lille), St. Quentin, in Metz und auf Sylt, in Kowno, Warschau, Litauisch-Brest, Semendria u. Warna.

## An der fünften Kriegsanleihe

beteiligten sich die Kassen des Deutschbundes mit 11000 Mark, während sie auf die ersten vier zusammen 46000 Mark gezeichnet hatten. Von der Gesamtsumme von 57000 Mark entfielen auf den Bundesschatz (das Eiserne Vermögen des Bundes) 16000, auf die Deutschbund-Hilfskasse 15000, auf die Deutschbund-Sterbekasse 10000 Mark. Je über 1000 Mark zeichneten aus ihren eigenen Mitteln die Gemeinden Gotha, Hamburg-Altona und Kassel, der Rest verteilt sich auf 17 andere Gemeinden. Für allgemeine Kriegswohlfahrtszwecke (Rotes Kreuz u. a.) gewährte die Bundeskasse 4000 Mark, für eigene Wohlfahrtszwecke zur Heilung von Kriegsschäden vereinnahmte sie über 12000 Mark.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thüringen.

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 2/3 | Febr./März 1917


**Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt.** Bismarck.


Z XIX


## Völkerleben und Landesgrenzen.


Von Universitätsprofessor Dr. Fritz Wilke, Wien.


Nur selten vermittelt der Schulunterricht einen Einblick in das Getriebe der Völkerwelt, der sich im späteren Leben bewährt. Das lange Verweilen bei der Geschichte des griechischen und römischen Altertums, das unsere Schüler unwillkürlich als etwas Fremdes empfinden, stellt die Geduld der lernbegierigen Jugend gewöhnlich auf eine harte Probe, und ist glücklich die Neuzeit erreicht, so zwingt die Fülle des Stoffes nur zu oft dazu, den Lehrgang mit den Freiheitskriegen abzubrechen. Mit anderen Worten, gerade in dem Augenblick, wo der bedeutsamste Zeitraum der deutschen Vergangenheit zur Darstellung kommen sollte, auf den das junge Herz mit solcher Spannung gewartet, ist die Geschichte plötzlich zu Ende. In der Erdkunde steht die sogen. „physische Geographie" allbeherrschend im Mittelpunkt. Da die Staatenbildungen sich vielfach der Gestalt der Erdoberfläche anzupassen pflegen, so ist die Überordnung jenes Lehrgebietes auch sachlich durchaus berechtigt. Allein oft genug kümmert sich das Völkerleben nicht im geringsten

um natürliche Hindernisse. Das Inselreich Japan hat auf dem asiatischen Festlande Fuß gefaßt; Galizien ist durch ein unwegsames Hochgebirge von Österreich-Ungarn getrennt; Italien beabsichtigt ausgesprochenermaßen, durch Besetzung von Triest und Fiume, seine nordöstlichen Nachbarn vom Meere abzudrängen, auf das diese doch angewiesen sind; an den Rheinmündungen haben sich fremde Staatengebilde dem Deutschen Reiche breit vorgelagert; im Osten ist eine „physisch-geographische" Scheidelinie überhaupt nicht vorhanden, und je mehr die neuzeitlichen Verkehrsmittel sich entwickeln, desto weniger können Ströme und Gebirge heute noch die Bedeutung staatlicher Landesgrenzen in Anspruch nehmen. Auch die „Kultur- und Wirtschaftsgeographie", die neuerdings gern in den Lehrstoff eingeordnet wird, vermag das Verständnis der politischen Erdkunde wenig zu fördern. Für letztere aber bleibt bei der jetzt üblichen Stoffgliederung nur ein untergeordneter Platz übrig.

Wo die Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit gar nicht oder ganz flüchtig, die politische Erdkunde nur anhangsweise und nebensächlich behandelt wird, kann es nicht wunder nehmen, daß die jungen Leute oft mit den seltsamsten geschichtlichen und erdkundlichen Vorstellungen in das Leben hinaustreten. Tatsache ist es jedenfalls, daß breite Schichten unseres Volkes Jahrzehnte lang in dem Wahngedanken lebten, die Erde sei endgültig verteilt, und jedes Volk müsse sich wohl oder übel mit den Grenzen abfinden, die ihm das Schicksal nun einmal zugewiesen habe. Die Erinnerung an die Schulzeit weckte nämlich in vielen lediglich die Vorstellung von einer Landkarte, auf der der Besitz der verschiedenen Staaten durch bunte Farben oder Ränder veranschaulicht war, und der naheliegende Vergleich mit dem Privateigentum fördert dabei unvermerkt die Meinung, daß es ein Unrecht sei, an eine Veränderung in dem derzeitigen Besitzstand der Staaten und Völker auch nur zu denken. Die Landesgrenzen galten ja seit jeher als heilig, und selbst Bismarck hatte doch das Deutsche Reich für „saturiert" erklärt. Gutgemeinte und wertvolle Erörterungen über die Stellung des deutschen Volkes in der Welt ruhen demgemäß auf der Überzeugung, daß die Verteilung der Erdoberfläche abgeschlossen und die Abgrenzung der verschiedenen Staatengebilde für ewige Zeiten festgelegt sei. Die Folge dieser Betrachtungsweise war ein grundsätzliches, freiwilliges Verzichtleisten auf jegliche Gebietserweiterung; der deutsche Werkherr, Bankhalter, Kaufmann meinte, daß ihn die politischen Ereignisse jenseits der Grenzpfähle eigentlich nichts angingen, wenn er nur die Möglichkeit behielt, seine Erzeugnisse und Waren abzusetzen, und unsere Staatskunst konnte sich oft kaum genug darin tun, überall, wo eine Frage von großer Tragweite im Völkerleben auftauchte, ihr politisches „Désintéressement" zu erklären. Mit der förmlichen Wahrung der Handelsrechte, mit der Politik der „offenen Tür", glaubte man genug getan zu haben; denn „Welthandel", „Weltwirtschaft", „Weltkonjunktur" sind an keine Landesgrenzen gebunden.

Im Gegensatz zu dieser Politik der nationalen Selbstbescheidung und des grundsätzlichen Verzichtes beobachten wir bei anderen Völkern gerade umgekehrt ein Emporsteigen kühner Hochziele und ein frisches Zugreifen, wo sich die Möglichkeit einer Gebietserweiterung in der Nähe oder in der Ferne ergab. England, Frankreich und Rußland haben die halbe Welt besetzt. Die Vereinigten Staaten von Amerika erwarben Kuba, die Philippinen (1898—99), die dänischen Antillen (1916), Japan gewann Korea (1905), Belgien gliederte sich den Kongostaat an (1907 bis 1908), Österreich-Ungarn vollzog die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina (1908—09), Italien raubte Tripolis (1911—12), Bulgarien wurde ein unabhängiges Königreich (1908) und erweiterte sein Gebiet nach Südosten (1912 bis 1913), Serbien vergrößerte sich gleichzeitig, Griechenland erhielt Saloniki und Kreta (1913), Rumänien besetzte im zweiten Balkankriege ein wertvolles Stück bulgarischen Gebietes (1913); andererseits verschwanden Beludschistan, Afghanistan, Transvaal und der Oranje-Freistaat (1902) von der Landkarte, Marokko fiel an Frankreich (1904), Persien wurde zwischen England und Rußland aufgeteilt (1907), Ägypten, seit 1882 von England besetzt, verlor den Rest seiner Selbständigkeit (1914), Schweden und Norwegen trennten sich (1905), und ein Fürstentum Albanien entstand (1913). Von einer Unveränderlichkeit des staatlichen Besitzstandes bemerken wir auf dem Erdball mithin herzlich wenig. Daß Staatsmänner nach großen Eroberungen, daß die vollends Satten, die Wohlhabenden, die Reichen unter den Völkern die Sachlage gelegentlich so darzustellen belieben, als seien die Erschütterungen und Veränderungen nunmehr vorbei, ist begreiflich; Bedeutung haben derartige Erklärungen indessen immer nur für einen bestimmten, geschichtlichen Augenblick, wofern sie nicht überhaupt nur erfolgen, um neue Ziele zu verschleiern. So gab es in England eine Zeit, wo man sich unter freihändlerischen Gesichtspunkten gedankenmäßig mit der Frage beschäftigte, ob eine weitere Ausdehnung des Besitzes wünschenswert sei, und der führende englische Staatsmann Lord Beaconsfield (Disraeli) konnte im Jahre 1876 den Grundsatz aussprechen: „Der Friede ist speziell englische Politik. England ist keine aggressive Macht, denn es ist nichts vorhanden, was England wünschen könnte. Es begehrt keine Städte, keine Provinzen." Nichtsdestoweniger erfolgte schon 1877 der Einbruch in Beludschistan sowie die Erklärung der Staatshoheit über Transvaal, die 1881 zur Niederlage der Engländer bei Majuba führte, und es schlossen sich in rascher Folge an die Besetzung von Cypern (1878), Ägypten (1882), Birma (1886), Uganda (1894), der Jameson-Einfall in Transvaal (1895), die Besetzung des Betschuanalandes (1895), des Sudans (1898), der Buren-Freistaaten (1899 bis 1902) und die schon erwähnten großen Erwerbungen durch Vertrag und Raub in den Jahren 1907 und 1914. Der Plan, die riesige syrisch-arabische Ländermasse, die die Landbrücke zwischen Indien-Persien und Ägypten bildet, dem englischen Herrschaftsgebiet einzuverleiben und insonderheit die Eufrat-Tigris-Ebene

durch Neubesiedelung mit englischen Untertanen fest an das Weltreich zu ketten, gehört seit der Verkündigung dieses Hochzieles durch den Wasserbaumeister Willcocks in Kairo zum festen Bestand des allgemeinen nationalen Willens in England, und im großen Kriege sah dies Reich die Besetzung der deutschen Kolonien als seine nächstliegende Aufgabe an, obwohl jedes Kind weiß, daß die dort so sinnlos entfesselten Kämpfe ohne Einfluß auf den Ausgang des Völkerringens in Europa bleiben müssen. Von einer ein für alle Mal abgeschlossenen Verteilung der Erde kann also trotz gegenteiliger Regierungserklärungen im Ernste nicht die Rede sein; und wie ganz anders sah die Landkarte vollends aus, wenn man noch ein paar Jahrzehnte weiter zurückblickt und an ihre Gestaltung vor 100 oder 200 Jahren denkt! Man braucht nur die Kartenbilder an seinem Auge vorüberziehen zu lassen, um zu erkennen, daß es keinen Stillstand in der Völkerwelt gibt; hier ist vielmehr alles in unaufhörlicher Bewegung. Der Besitzstand der verschiedenen staatlichen Gebilde hat sich bis zum heutigen Tage unaufhörlich verändert, und die einfachste Überlegung lehrt, daß dies auch in Zukunft so bleiben wird.

Wie erklärt es sich, daß diese grundlegende Erkenntnis weiten Kreisen unseres Volkes schlechthin verborgen blieb? Die Ursache dafür liegt, abgesehen von der planmäßigen Zurückstellung der politischen und geschichtlichen Erdkunde gegenüber der Landschafts-, Kultur- und Wirtschaftslehre, vor allem in der oft ausschließlichen Hervorkehrung des staatlichen Gesichtspunktes. Nicht Völkergeschichte, sondern Staatengeschichte wird gelehrt, und doch sind die Staatenbildungen nur Ergebnis und Ausdruck des Ringens der Völker. Staaten kommen und gehen, die Völker bleiben. Grenzsteine werden gesetzt und wieder niedergerissen, die Völker fluten hinüber. Und auch die Völker selbst sind fortgesetzten Veränderungen unterworfen. Denn gibt auch die Naturanlage, die rassenmäßige Bestimmtheit, die Grundlinie der Entwicklung an und erfolgen die Eheschließungen im allgemeinen auch lediglich innerhalb der Landes- und Sprachgrenzen, so veranlaßt eine Fülle natürlicher, wirtschaftlicher, geistiger Einwirkungen von außen und innen her doch einen unausgesetzten, in der Stille sich vollziehenden Neu- und Umbau des Volkstums. Auch die Völker stehen in ihrer Entwicklung nie still.

Eine ganz unvermeidliche Spannung entsteht in der vielgestaltigen Völkerwelt nun aber zunächst daraus, daß die einzelnen Völker nicht das gleiche Wachstum zeigen und daß dementsprechend auch die verschiedenen Staaten, deren Träger sie sind, starke und wechselvolle Unterschiede in der Macht aufweisen. Bliebe die Bevölkerung überall auf der Erdoberfläche völlig gleich, so wäre naturgemäß auch die Kräfteverteilung viel beständiger. In Wirklichkeit beobachten wir jedoch bei einigen Nationen ein andauerndes, ungestümes Emporschnellen der Bevölkerungsziffer, während andere sich nur sehr langsam vermehren und wieder andere keinen Zuwachs mehr aufweisen oder gar allmählich absterben. Dazu kommt, daß die Ge-

samtzahl der Menschen auf dem Erdboden in den letzten hundert Jahren um das Doppelte gewachsen ist, ein Vorgang, an dem die einzelnen Völker wieder in sehr verschiedener Weise beteiligt sind. Rußland z. B. zählte im Jahre 1815 59 Millionen Bewohner, heute berechnet man seine Bevölkerung allein im europäischen Gebiet auf 148 Millionen; Frankreich umfaßte 1815 29 Millionen, heute hatte es 39 Millionen. Die Bevölkerung Österreich-Ungarns stieg in der Zeit von 1890 bis 1915 von 41 Millionen auf 51 Millionen, sie vermehrte sich also in 25 Jahren um 10 Millionen. Das Deutsche Reich beherbergte im Jahre 1871 40½ Million Menschen, heute wohnen in denselben Reichsgrenzen 68 Millionen, und die jährliche Zunahme der Bevölkerung beträgt hier trotz eines erheblichen Rückganges der Geburtenziffer (auf 1000 Einwohner kommen heute 27 Lebendgeborene) etwa 800 000 Köpfe. Je dichter ein Volk wohnt, desto schwieriger gestaltet sich aber die Erwerbs- und Ernährungsmöglichkeit. Für ein Reich mit so ungeheuer ausgedehntem Landbesitz wie Rußland besteht die Frage der Übervölkerung freilich nicht; denn in den weiten Ebenen des asiatischen Rußland leben nicht mehr als 18,8 Millionen, und auf einem Geviertwerst (= 1,138 qkm) wohnen im russischen Staatsgebiet nur 8,7 Menschen*). Anders liegen die Dinge dagegen für die Mittelstaaten. Im deutschen Reiche wohnen nämlich auf der gleichen Fläche von etwa einem Geviertkilometer durchschnittlich 127,5 Menschen, d. h. das Reich ist 16mal so dicht bevölkert wie Rußland. Im Deutschen Reiche befindet sich das Volk daher, wie ein russischer Staatsmann es einmal ausgedrückt hat, wie in einem Dampfkessel ohne Ventil.

Hier wie in Österreich-Ungarn wird das wirtschaftliche Fortkommen und die Begründung eines Hausstandes für den einzelnen Volksgenossen unter diesen Umständen immer schwieriger, und viele Tausende haben sich infolgedessen im Lauf der Jahre schon zur Auswanderung entschlossen. Für das Deutsche Reich berechnet man den Verlust, den das Volk durch Auswanderung erlitt, für die Zeit von 1820—1900 auf mehr als 5 Millionen Köpfe, mit anderen Worten das Land verlor in 80 Jahren so viel Menschen, wie die volkreiche Provinz Schlesien Bewohner hat. Im Jahre 1881 zogen allein nach den Vereinigten Staaten von Amerika 206 000 Deutsche; und diese Leute, die oft schweren Herzens zum Wanderstab greifen, sind keineswegs etwa der Abschaum der Bevölkerung, sondern im Gegenteil zumeist kräftige, tüchtige, strebsame, unternehmungslustige Menschen, die den festen Willen und die Fähigkeit besitzen, sich durch Arbeit und Sparsamkeit einen eigenen Herd zu erringen, und es in der Schaffenskraft mit jedem Mitbewerber aufnehmen. Gerade die Einwanderer bilden deshalb in der Fremde nicht selten die wertvollsten Bestandteile eines neu erstehenden Volkstums und verstärken somit oft den Gegner ihres alten Vaterlandes. Eben jetzt erleben wir

*) Vgl. Otto Hoetzsch, Rußland. Berlin 1913. S. 15 f.

es, daß die Nachkommen jener nach Amerika abgewanderten Volksgenossen, die man insgesamt auf 15 Millionen schätzen kann, gegen ihre Blutsverwandten in der Heimat die Waffen erheben müssen.

Es ist begreiflich, daß das Stammvolk einer solchen Entwicklung nicht tatenlos ihren Lauf lassen kann. Es wehrt sich mit Recht gegen die zweifelhafte Ehre, in seinen Söhnen den besten „Völkerdünger" (wie Emerson sagt) für die Fremde zu liefern und damit die Macht eines Staates zu mehren, der nach der dort herrschenden Denkweise uns nur feindlich gegenüberstehen kann. Will ein Volk sich nicht selbst aufgeben, so muß es auf Mittel zur Beseitigung jenes verhängnisvollen Mißstandes sinnen; die einfache Pflicht der Selbsterhaltung im Daseinskampf der Völker zwingt es dazu. Ganz natürlich richtete sich der Blick unter diesen Umständen auf die dünn bevölkerten Gebiete in überseeischen Erdteilen, die noch nicht der Herrschaft einer der Großmächte unterstanden. Afrika ist an der Vermehrung der Menschen im letzten Jahrhundert nur mit 44 vH., Europa dagegen mit 120 vH. beteiligt; auf einem Geviertkilometer wohnen in Afrika nicht mehr als 5, in Australien und Polynesien sogar nur 0,8 Menschen. Hier war und ist demnach noch reichlich Platz, und die Eingewöhnung der seit dem Jahre 1602 in Südafrika angesiedelten holländischen Bauern, der Buren, lieferte den besten Beweis dafür, daß der Nordländer sich den Luft- und Witterungsverhältnissen südlicher Landstriche anzupassen vermag. So entstand der Gedanke, den Strom der Auswanderer nach eigenen Kolonien zu lenken, die dem Mutterlande mancherlei überseeische Rohstoffe, Bedarfsgegenstände, Genußmittel liefern und zugleich unbestrittene Absatzgebiete für den Gewerbefleiß bilden konnten. Allein kaum hatte das Deutsche Reich mit der Gründung eigener Kolonien begonnen (1884), als Englands Eifersucht und Mißgunst ihm in den Arm fiel. Überall, wo die Deutschen Schutzverträge abschlossen und Landbesitz erwarben, setzten sich auch die Engländer in bedrohlicher, nächster Nähe fest, das deutsche Schutzgebiet planmäßig einengend; auch die wertlosesten Landstriche wurden jetzt schleunigst in den britischen Herrschaftsbereich hineinbezogen, und die Franzosen blieben nicht untätig. Herrenloses Land war infolge dieses Wettlaufes gar bald nicht mehr vorhanden, und England besaß die Möglichkeit, mit seiner Seemacht und den Flottenstützpunkten, die es an den großen Fahrstraßen rücksichtslos an sich gerissen hat, jeden Augenblick die Verbindung zwischen den deutschen Kolonieen und dem Mutterlande zu durchschneiden. Vor allem aber bietet der deutsche Besitz in Afrika und in der Südsee, so wertvoll er auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ist, nur in sehr beschränktem Umfange eigentliches Siedelungsland, und gerade darum handelt es sich bei der Frage, wie der Übervölkerung abzuhelfen ist.

So ergab sich die Notwendigkeit, zu einem anderen Versuch zu greifen, um die überschüssigen, aufwärtsstrebenden Kräfte des Volkstums dem Vaterlande zu erhalten. Man ging auf Grund eines umfassenden, volkswirtschaftlichen Arbeits-

planes daran, die großen Besitztümer im Lande aufzukaufen, sie in zahlreiche kleine Grundstücke zu zerlegen und diese mit Landwirten zu besiedeln. Hand in Hand mit dem Bestreben, dem Bauern neues Ackerland im Innern zuzuführen, geht der großzügige Plan, auch den Landarbeiter seßhaft zu machen und womöglich ebenso das Heer der gewerbtätigen Arbeiter durch Schaffung von Einzelheimstätten (in Zusammenhang mit dem Ausbau des Vorortewesens und der Schnellbahnen) an die eigene Scholle zu fesseln. Tatsächlich ist es auf diese Weise gelungen, die Auswanderung der Bauern und Landarbeiter in weitem Umfange einzudämmen. Die Landnot ist damit indessen keineswegs beseitigt, und eine für das Gesamtvolk maßgebende, die Lebenshaltung der Gewerbearbeiter völlig umgestaltende Ansiedelungstätigkeit ist ohne weitgreifende Enteignung des erforderlichen Bodens in der Nähe der Großstädte, an Flußläufen und Kanälen schwerlich durchführbar. Der ununterbrochene Aufstieg des Gewerbebetriebes veranlaßt einstweilen noch fortwährend ein Zusammenströmen großer Menschenmassen in den Städten, das ungesunde, ja unerträgliche Lebensverhältnisse im Gefolge hat. Denn die Großstadt entnervt, entmannt, vernichtet ihre Bewohner. Zeitungsanzeigen von Wohnungen, in denen nur kinderlose Mieter aufgenommen werden, sind heute keine Seltenheit. Ich kenne ein riesiges Zinshaus in Wien, dessen Besitzerin auch nicht *eine* Familie mit Kindern in ihrem Hause duldet; sobald einem ahnungslos dort eingezogenen, jungen Ehepaar ein Kind geboren wird, erfolgt die Kündigung. Aber auch abgesehen von diesem schamlosen, volksfeindlichen Treiben reicher Hausbesitzer verdorrt das Leben ohnehin in den hohen Mietskasernen der Steinwüsten, in denen die Kinder vom blauen Himmel nur selten ein Stück zu sehen bekommen und alle die zahllosen, kleinen Wirtschaften nur darauf eingerichtet sind, Nahrungsmittel zu verzehren, nicht aber, sie zu erzeugen. So führt die Ansammlung der Massen auf engstem Raum naturnotwendig zur Verkümmerung, zur Verelendung, zum Verfall oder zu Aufruhr und Umsturz, wenn nicht rechtzeitig für eine Entladung, eine Neuverteilung, einen Abfluß der aufgestauten und eingedämmten Kräfte gesorgt wird.

Auf eine Entladung und Ausdehnung drängt jedoch die in engen Grenzen aufgespeicherte Volkskraft mit Naturgewalt hin. Wie überall im geschichtlichen Leben geht nämlich auch hier das natürliche Wachstum mit dem geistigen Hand in Hand. In den Volksmassen leben Sorgen, Wünsche, Hoffnungen, die unter dem Einfluß der Naturanlage, der Erziehung, des Geschichtsverlaufes, der Gesittung und der Lebensverhältnisse ganz bestimmte Richtungen einzuschlagen pflegen, und unausgesetzt wirken geistige Führer nicht nur durch das gesprochene Wort, das nur wenige erreicht, sondern vor allem durch das vielgestaltige Schrifttum der Vergangenheit wie der Gegenwart auf das Denken, Fühlen und Wollen des Volkes ein. Ganz unvermerkt verbinden sich so mit den stofflichen Ursachen der Spannung geistige Gesichtspunkte. Zwar sind die Anregungen, die von den

Führern in Wort und Schrift unaufhörlich auf die Volksmasse überströmen, sehr verschiedener und oft entgegengesetzter Art. Die durch Naturanlage und Geschichte begründete Eigenheit eines Volkes, seine rassenmäßig verankerte Wesensart, sein „nationaler Instinkt", pflegt gleichwohl dafür zu sorgen, daß die seinen Lebensbedürfnissen widersprechenden Einflüsse keine tiefgreifenden Wirkungen ausüben.

Von hier aus erklärt sich der Widerspruch, der zwischen der sogen. „öffentlichen Meinung" der von Fremdblütigen im Dienste des Großkapitals geschriebenen Tagespresse einerseits und der wirklichen Auffassung des Volkes andererseits besteht. In ruhigen Zeiten tritt dieser schroffe Gegensatz nur selten in die Erscheinung, da ja immer nur die eine Seite das Wort führt, und das Ausland hat sich durch das wegwerfende Gerede der Händlerpresse über den preußischen Militarismus (man denke nur an Zabern) auch gründlich in die Irre leiten lassen; in großen, schicksalsschweren Augenblicken ist die wahre Volksmeinung jedoch noch immer mit unwiderstehlicher Wucht zum Ausbruch gekommen. So hat die aus England und Amerika in Deutschland eingeschleppte Friedensbewegung, deren Hauptträger auch bei uns die Fremdstämmigen sind, nichts unversucht gelassen, um dem deutschen Volke die ihm im Blut steckende und in seiner Geschichte tausendfach bewährte Waffenfreudigkeit und Wehrhaftigkeit auszureden; hatte der jüdische Friedensapostel Fried doch schon 1909 die Presse mit nicht weniger als 1000 eigenen Zeitungsartikeln zur Friedensfrage überschwemmt, und wurde den Arbeitern doch allen Ernstes empfohlen, ihren Kindern nur ja keine Papphelme, Blechsäbel und Flinten oder gar Zinnsoldaten als Spielzeug in die Hand zu geben, weil damit der böse Militarismus in den Kinderherzen Einzug halten könnte. Trotz dieser ausgebreiteten Stimmungsmache zeigt das deutsche Volk in seiner Gesamtheit heute eine kriegerische Begeisterung und Tüchtigkeit wie selten zuvor. Während Schwachköpfe und geheime Gegner eines kräftigen, deutschen Volkstums den Verzicht auf Ausdehnung unserer Grenzen in allen Tonarten predigen, antwortet jeder Arbeiter, den man um seine Meinung befragt, daß der Krieg umsonst geführt wurde, wenn er uns nicht Siedelungsland für unsere überschüssige Volkskraft und sichere Absatzgebiete für unser Erwerbsleben einbringt. Der alte, reiche, kinderlose Nachbar im Hause nebenan verfügt über so ausgedehnte Liegenschaften; ist es nicht recht, daß er der kinderreichen Familie ein wenig Platz macht? Jedermann weiß, daß man den Tod Frankreichs mit großer Sicherheit vorausberechnen kann; wozu braucht dies absterbende Rentnervolk also halb Afrika als Sonderbesitz? Rußland hat so riesige, menschenarme Besitzungen in Asien, daß es die von anderen Volksstämmen bewohnten Grenzländer Litauen und Kurland ohne jeden Schaden entbehren kann, nachdem der von ihm heraufbeschworene Waffengang zu seinen Ungunsten entschieden ist, und gerade diese dünn bevölkerten Gebiete vor den Toren Ostpreußens würden der Landnot unseres Volkes aufs beste abhelfen. Neid, Mißgunst und

Angst vor dem Anschwellen der deutschen Volkskraft veranlaßte die Einkreisungspolitik Englands, die darauf ausging, ein rasch wachsendes, um 20 Millionen stärkeres, geistig hochstehendes und sittlich tüchtiges Volk in seinem Tatendrang zu hemmen und es zu zwingen, ständig auf demselben Platze sitzen zu bleiben. Seit dem Regierungsantritt Eduards VII. (1901) und noch eindringlicher seit den Verhandlungen zu Algesiras (1906) wurde infolgedessen trotz aller Beschwichtigungsversuche und Friedensreden die Einsicht zu einem Allgemeingut unseres Volkes, daß England, Frankreich und Rußland entschlossen waren, dem deutschen Trieb zur Bewegung und Ausdehnung überall in der Welt mit Waffengewalt entgegenzutreten. Es bedurfte nur eines Funkens, um diese durch fortgesetzte Unbill gesteigerte Spannung zur Entladung zu bringen, und heute glüht die Überzeugung in den breitesten Massen, daß es eine Lebensnotwendigkeit für das deutsche Volk ist, jenen ehernen Ring, den man ihm um die Brust legen wollte und will, zu sprengen. Die Erkämpfung der „Freiheit der Meere", d. h. die Beseitigung der unerträglichen, englischen Zwingherrschaft zur See ist das Hochziel eines ganzen Volkes geworden.

Natürliche, wirtschaftliche und geistige Kräfte verbinden sich nach alledem im Völkerleben zu großartigen Einheiten. Sie wachsen, entfalten, stauen, steigern sich in der Stille, bis ein Zustand des Druckes und der Spannung erreicht ist, der keine Erschütterung mehr verträgt. Ein Anlaß von scheinbar geringfügiger Bedeutung genügt dann, um jene mächtigen Kräfteeinheiten zum Ausbruch und in Bewegung zu bringen, und nun geraten sie mit anderen Mächten zu fruchtbarem, gewaltigem Ringen aneinander. Die Kräfte messen sich.

Die Frage, wo das Recht und wo das Unrecht bei solchem Völkerringen liegt, ist bei dieser Sachlage gänzlich müßig, und vollends ist es verlorene Mühe, dem Gegner etwa mit logischen und sittlichen Gründen beweisen zu wollen, daß *er* sich im Unrecht befindet. Alle Erörterungen über die Schuld am Weltkriege sind darum im Grunde unfruchtbar. Denn der Engländer, der den Anspruch auf eine Herrenstellung in der Völkerwelt mit der Muttermilch eingesogen hat, sieht die politische Lage und das Spiel der Kräfte naturgemäß mit ganz anderen Augen an wie der Bewohner des Festlandes. Ihm muß das Verlangen des Deutschen Reiches nach Bewegungsfreiheit und Ausdehnungsmöglichkeit, nach einem seiner Volkszahl, Kraft und Tüchtigkeit entsprechenden „Platz an der Sonne" als Beeinträchtigung seiner geschichtlichen Vorrechte erscheinen. Das auf einer abwärts führenden Linie sich bewegende Franzosenvolk starrt wie gebannt auf das Loch in den Vogesen und auf die gewaltige Kräfteansammlung, die die mit Kantischem Pflichtgefühl durchtränkte, deutsche Wehrmacht darstellt. Der Traum, auf der Hagia Sophia in Konstantinopel das Doppelkreuz glänzen zu sehen, mag ein religiös verankerter Wunsch breiter, russischer Volksschichten sein; für Österreich-Ungarn würde die Beherrschung des Bosporus durch Rußland dagegen die Unterbindung einer Lebensader bedeuten. Die Italiener blicken unverwandt

auf die „unerlösten" Brüder, die 700000 Stammesgenossen in Südösterreich, obwohl diese z. B. in Istrien nur 38 vH., in Görz nur 36 vH. der Bevölkerung ausmachen; für Österreich-Ungarn wäre die Besetzung der Adriahäfen durch Italien so viel wie Erdrosselung. Der amerikanische Börsenkönig endlich beurteilt die Weltlage letzten Endes immer nur nach seiner Gewinn- und Verlustberechnung. Allen beati possidentes aber, den Weltmächten, die unter dem Deckmantel „ziviliſatorischer" Tätigkeit bis zum heutigen Tage den Länderraub im großen Stile betreiben, muß immer daran liegen, jeden weiteren Mitbewerber um die Beteiligung an der Neugestaltung der Erdoberfläche niederzuhalten; denn sobald ein neues Pferd in den Stall kommt, wird das Futter knapper. Sie begründen ihre Einwendungen mit dem angeblichen Streben nach Aufrechterhaltung des Weltfriedens und des sogen. europäischen Gleichgewichts, während uns dieser Zustand als ein himmelschreiendes Unrecht erscheint.

Daß die Völker mit so grundverschiedener Weltbetrachtung und so widerspruchsvoller Lebensauffassung sich über Recht und Unrecht im Daseinskampfe verständigen könnten, ist schlechthin ausgeschlossen. Bei den einander kreuzenden Zielen und der daraus sich ergebenden verschiedenen Anschauungsweise müssen die Meinungen vielmehr naturnotwendig auseinandergehen, und so ist auch kein aus Beteiligten und Unbeteiligten gemischter oder nur aus Unbeteiligten bestehender Gerichtshof denkbar, der in den großen, die Lebensnotwendigkeiten eines Volkes oder Staates berührenden Streitfragen ein unparteiisches Urteil abgeben könnte. Unbeteiligte und Unparteiische gibt es auf solchen Vertreterversammlungen nämlich in Wirklichkeit nicht. Denn auch die zufällig an dem vorliegenden Streitfall scheinbar nicht Beteiligten, die Unseitigen, sind durch ganz bestimmte Bande des Blutes, der Geschichte, der Überlieferung, der Gesittung, der Politik, der Volkswirtschaft und ganz besonders des Geldes mit der einen oder der anderen Partei auf das engste verbunden. Ist es z. B. anzunehmen, daß Portugal auf einer „internationalen Friedenskonferenz" je anders stimmen würde wie sein Geldgeber und Herr? Ist es denkbar, daß die Vereinigten Staaten und England, die durch ihre Geldgeschäfte und die mammonistische Weltanschauung eng miteinander verkettet sind, in einer das Deutsche Reich betreffenden Frage auseinandergehen? Ist es nicht merkwürdig, daß sich die ganze Welt empörte, als das Deutsche Reich an Belgien den Krieg erklärte, was doch sein gutes Recht war, daß sich aber gegen die Vergewaltigung Griechenlands in den Verbandsvölkern auch nicht eine Stimme und in Amerika kaum eine Stimme erhob? Weltanschauung und Wille bestimmen also das Urteil.

Es ist mithin auch eine geradezu kindische Vorstellung, wenn der Hauptverfechter der Einkreisungspolitik nach dem Tode Eduards VII., der englische Staatsmann Grey, in seinem Briefe vom August 1915 erklärt: „Der Krieg wäre vermieden worden, wenn dem Konferenzgedanken zugestimmt worden wäre", und es ist ein Zeichen erstaunlicher Kurzsichtigkeit, daß diese immer von neuem wieder-

holte Redewendung heute noch im unseitigen Ausland Eindruck macht. Denn wie das Urteil eines von den Mächtegruppen beschickten Gerichtshofes ausgefallen wäre, konnte im Juli 1914 keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Konferenz zu Algesiras (1906) hatte die Mittelmächte zur Genüge darüber aufgeklärt. Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich waren demgemäß nach unserer Überzeugung durchaus im Recht, als sie sich weigerten, den Streitfall zwischen der Donaumonarchie und Serbien einem Richterkollegium zu unterbreiten, dessen ausschlaggebende Mehrheit ihnen von vornherein feindselig gegenüberstehen mußte. Auch hätte die inzwischen zweifellos fortgesetzte Kriegsvorbereitung und Mobilmachung in Rußland diesem ein nicht mehr auszugleichendes Übergewicht über seine Gegner verliehen. Aus dem angedeuteten Grunde ist es weiter als ein Glück zu bezeichnen, daß der demokratische Präsident von Amerika sich die von ihm früher angestrebte Rolle des Friedensvermittlers und Weltenrichters endgültig verscherzt hat. Ein Mann, der einen allgemeinen Bettag zur Herbeiführung des Friedens anordnet und sich gleichzeitig weigert, die ungeheuren Lieferungen von Geschützen und Munition zu untersagen, an denen Hunderttausende deutscher Soldaten verbluten, ein Mann, der gegen die Unterbringung belgischer Nichtstuer in geordneten deutschen Arbeitsstätten Einspruch erhebt, gegen die Verschleppung der Zivilbevölkerung aus Ostpreußen und Galizien nach Sibirien aber nichts zu bemerken hat, ein Mann, der in seiner Kriegsbotschaft vom 3. April 1917 für das Vorrecht der Menschen eintritt, überall ihre besondere Lebensart zu wählen, und in demselben Atemzuge erklärt, daß diese Lebensart aber nur die Demokratie sein könne, ist der schlechteste Richter, den man sich nur denken kann. Und was vermag denn ein ständiger Weltschiedsgerichtshof, wie ihn unsere unentwegten Friedensapostel erstreben, anderes zu leisten, als die Festlegung des gegenwärtigen Besitzstandes zu beschließen? Und was für ein anderes Mittel zur Verwirklichung eines solchen Beschlusses stände ihm zur Verfügung als Verträge? Indessen gerade eine Verewigung der Landesgrenzen würde mit den Lebensgesetzen in schneidendem Widerspruch stehen, die überall um uns her in Natur und Geschichte wirksam sind. Bewegung ist Leben, Stillstand ist Tod, und da die Kräfte sich andauernd verschieben, so wäre, eine anerkannte Oberbehörde vorausgesetzt, vielmehr umgekehrt in gewissen Zeiträumen immer wieder eine neue Verteilung der Erdoberfläche erforderlich, während die glücklichen Besitzenden dazu doch niemals bereit sein werden. Auf feierliche Abmachungen und Staatsverträge aber kann sich heute kein Volk mehr verlassen. Denn seit dem Treubruch Italiens und Rumäniens gelten Verträge nicht mehr.

Tatsächlich gibt es denn auch gedankenmäßig nur ein einziges Mittel, um eine einigermaßen dauerhafte Ruhe in der Völkerwelt zu erzwingen. Allein dies Mittel ist verbrecherisch, und seine allgemeine Anwendung würde schließlich den Verfall der ganzen Menschheit bedeuten. Der Demokrat und Pazifist Hermann Fernau in Paris hat es dem deutschen Volke mit dürren Worten empfohlen:

die künstliche Beschränkung des Nachwuchses. „Eine stark zunehmende Bevölkerung", schreibt dieser Volksbeglücker, „ist der Wahrung des Friedens instinktiv hinderlich, eine abnehmende Geburtenziffer dagegen bereitet jene demokratischen Zustände vor, von denen allein wir eine dauernde Sicherung des Weltfriedens erwarten dürfen." „Aus Gründen der äußeren wie der inneren Politik haben wir also ein enormes Interesse daran, daß die deutschen Geburten weiter abnehmen." *) Daß das angeblich demokratische Amerika aus niedriger Gewinnsucht einen Raubkrieg gegen Spanien, daß das angeblich demokratische England einen blutigen Vernichtungskrieg gegen die demokratischen Burenstaaten, daß das angeblich demokratische Frankreich einen grausamen Eroberungs-Feldzug gegen Marokko führte, scheint der Mann freilich vergessen zu haben, und daß das deutsche Volk bei der Befolgung seiner Lehre rettungslos der Entartung und dem Untergang anheimfallen, daß es in kurzer Frist von seinen Nachbarn im Osten überrannt und zu einem Bedientenvolk herabgedrückt würde, beunruhigt ihn augenscheinlich nicht. Er übersieht aber auch, daß letzten Endes selbst der zahlenmäßige Stillstand im Wachstum der Völker zur Begründung der ewigen Ruhe nicht ausreicht, denn selbst wenn es gelänge, die Geburtenziffer in Europa überall ungefähr auf dem gleichen Tiefstand zu erhalten, so würde doch immer noch die verschiedene Begabung, Tüchtigkeit und Regsamkeit der Völker tiefgreifende Unterschiede zwischen ihnen mit sich bringen; müssen doch auch die verbohrtesten Gegner der Rassenlehre zugeben, daß bestimmten Völkern und Völkergruppen beispielsweise eine besondere Fähigkeit für Staatenbildungen innewohnt, während anderen diese Gabe vollständig zu fehlen scheint. Es würde sich mithin auch bei feststehender Bevölkerungsziffer die Frage erheben, ob nicht die Begabten, Schaffensfreudigen und Tüchtigen in der Völkerwelt berufen sind, über die Stumpfsinnigen und Faulen die Führung zu übernehmen, und so wären Meinungsverschiedenheiten, Zusammenstöße, Kämpfe auch weiterhin ganz unvermeidlich. Im übrigen würden die kraftvollen Asiaten den entmannten Europäern bald das Lebenslicht ausblasen und damit ihr klägliches Dasein wohltätig abkürzen.

In Wirklichkeit gibt es indessen nur Aufstieg oder Niedergang im Leben der Völker, und keine Macht der Welt ist imstande, ein lebensfähiges, gesundes Volkstum auf die Dauer niederzuhalten oder gar sein Wachstum durch Hinweis auf Ruhebedürfnis der Nachbarn zu unterbinden. Auch hier bewahrheitet sich vielmehr noch immer die alte Erfahrung: „Je mehr sie es aber bedrückten, desto mehr nahm es zu" (2 Mose 1, 12). Die in einem aufwärtsstrebenden, schaffensfreudigen, tüchtigen Volke sich sammelnden natürlichen, wirtschaftlichen und geistigen Kräfte lassen sich wohl eine Zeitlang eindämmen; mit um so unwider-

*) Herm. Fernau, Inwieweit uns die Präventivmittel interessieren. Der Weg. Freiheitliche Zeitschr. f. Politik u. Kultur, herausgeg. von Dr. G. Zepler (Organ des „Bundes der Konfessionslosen"). 6. Jahrg. 1914, Nr. 7.

ſtehlicherer Gewalt brechen ſie ſchließlich hervor, um ſich den Raum und die Stellung in der Welt zu erringen, die ihnen gebührt. Das Ergebnis des Völkerringens aber, jenes rieſenhaften Spiels der Kräfte, iſt hier eine Erweiterung, dort eine Zurücknahme der Grenzen, eine Veränderung des Beſitzſtandes, eine neue Landkarte, die im Grunde nur die tatſächlich längſt eingetretene Verſchiebung des Kräfteverhältniſſes vor aller Angen in die Erſcheinung treten läßt.

Liegen die Dinge im Völkerleben jedoch ſo, dann kann das deutſche Volk nur untergehen, wenn es ſich ſelbſt zum Tode verurteilt, wenn es in ſinnloſer Selbſtbeſcheidung das Ruhebedürfnis der Nachbarvölker, die es ausgeſprochenermaßen erdroſſeln wollten, höher ſtellt als ſein eigenes Lebensbedürfnis. Findet unausgeſetzt eine Neugeſtaltung der Macht- und Beſitzverhältniſſe auf der Erdoberfläche ſtatt, ſo verlangt die Natur, daß ein Volk ſich regt und die ihm verliehenen Kräfte gebraucht. Dem vielgenannten Bismarckworte vom Geſättigtſein, das vor 30 Jahren in einem Augenblick geſprochen wurde, wo mißtrauiſche Nachbarn auf eine unbedachte Äußerung warteten (Reichstagsrede vom 11. Januar 1887), kann nach alledem keine allgemein gültige, ſondern nur eine zeitgeſchichtlich bedingte und eng begrenzte Bedeutung beigemeſſen werden; auch das Privateigentum wechſelt infolge der verſchiedenen Zahl, Begabung und Tüchtigkeit der Nachkommen ſtändig den Beſitzer. Liegen die Dinge ſo, dann iſt es, wie Geheimrat Seeberg es letzthin (in der „Unabh. Nationalkorreſpondenz" Nr. 222) ausgedrückt hat, heute geradezu „Pflicht, ſittliche Pflicht, daß man zugreift und die neugeſchaffene Lage ausnützt. Man dient dem Geiſt der Weltgeſchichte, indem man ſo handelt und man führt das eigene Volk ſo auf die Bahn echten Fortſchritts. Wie wollen wir Heutigen denn einſt beſtehen vor dem Urteil der Generationen nach uns, wenn wir nicht alles daran ſetzen, die Lebensbedingungen zu erwerben, deren unſer Volk für die Zukunft bedarf. Sie werden uns ſegnen, wenn ſie geweitete Grenzen und geſteigerte Macht und dadurch Sicherheit des Lebens von uns überkommen. Aber ſie werden kaum viel Sinn dafür haben, wenn wir ihnen bloß die Erinnerung an furchtbare Kämpfe und dazu ein „Gleichgewicht" zurücklaſſen, das die Gefahr der Wiederholung dieſer Kämpfe in ſich trägt! Wir wollen nach dem Maß unſerer Kräfte verhüten, daß ein weltgeſchichtlicher Augenblick von unvergleichlicher Größe ungenutzt vorübergeht. Wir wollen ein neues Gleichgewicht der Kräfte, wie es unſerer wirklichen Kraft entſpricht."

# Von deutschem Volk und Staat.

Von Hans Freiherrn von Wolzogen, Bayreuth.

Was ich vor einiger Zeit in einem Aufsatze „Volk und Führer“ (Kreuzzeitung 1917, Nr. 28) ausgeführt hatte, finde ich zu meiner Freude vollauf bestätigt durch zwei Beiträge im Aprilheft von „Deutschlands Erneuerung“ (München, J. F. Lehmanns Verlag). H. St. Chamberlain sagt dort („Deutsche Weltanschauung“): „Daß der Deutsche der denkbar unfähigste ‚Politiker‘ ist, daß aber diese Unfähigkeit mit so einzig hervorragenden Fähigkeiten zusammenhängt, daß es nur der Besinnung bedürfte, um eine Unzulänglichkeit in ein Überragen aller umzuwandeln“; „das Volk und der Held: Das sind die zwei Gewalten, aus denen alles Ruhmvolle in der deutschen Geschichte hervorgegangen ist.“ Heinrich Claß („Deutsche Staatskunst“) geht aus von der scheinbar gegensätzlichen Ableugnung, daß das deutsche Volk „politisch unbegabt“ sei, kommt dann aber auch zu dem Satze: „daß das, was man unter ‚politischer Begabung‘ ernstlich zu verstehen hat, bei einem Volksganzen überhaupt nicht vorhanden sein kann“, und daß „es noch immer wahr, daß ‚Männer Geschichte machen‘, und in diesem Sinne es Staatsmänner, geborene politische Schöpfernaturen, politische Helden“ sind, „von denen das Schicksal des Vaterlandes abhängt.“ Also unpolitisches Volk — politische Führer! —

Dabei stellt es sich bald heraus, daß überhaupt unter „Politik“ ganz Verschiedenes begriffen wird, und daß man das Unpolitische des Volkes wie das Politische der Führer gleich sehr verkennt, wenn man die Begriffe verwechselt. Chamberlain spricht daher geradezu von der „Nichtpolitik“, die „allein zum Ziele führe“, und Claß läßt „die vieldeutige, also ungewisse und mißverständliche Bezeichnung ‚Politik‘ fallen“, um dafür den Begriff der ‚Staatskunst‘ einzusetzen. Staatskunst ist die rechte Art Politik der rechten staatsmännischen Führer. Der gewöhnliche Begriff der ‚Politik‘ dagegen begnügt sich im Äußern, in den Beziehungen von Staat zu Staat, mit der Diplomatie, im Innern, dem eigenen Staatsleben, mit dem Parlamentarismus. Äußere Politik, die nur noch diplomatisch sich betätigt, führt zum Niedergang; und innere Politik, die sich im Parlamentarismus erschöpft, nicht nach Wirklichkeiten, sondern nach Parteitheorien handelt, endet früher oder später im völligen Untergang. Wenn es damit bisweilen lange währt, so wirkt eine Täuschung mit, als wäre Parlamentarismus, was nur ein Staatsregiment unter dem Anschein parlamentarischer Formen ist. —

Vergessen wir übrigens nicht, daß weder Diplomatie noch Parlamentarismus ohne persönliche Begabungen betrieben werden kann, welche wiederum zu führenden Gewalten werden. Wenn dann unter den Diplomaten der große Staatsmann auftritt und zum Führer des Staates wird, so hat sich der gewöhnliche Begriff der ‚Politik‘ schon verwandelt in jenen der „Nichtpolitik“ oder Staatskunst. Der

Parlamentarismus seinerseits leidet von vornherein an der Menge der „Führer", ohne welche er garnicht bestehen könnte, da er doch niemals die Verwirklichung des vielstimmigen Volkswillens sein wird, sondern stets nur eine Versammlung der sog. „Volksvertreter", d. h. Parteiführer, die aus den Wahlen hervorgehen, wie sie die Parteiführer selbst, oder ihre „Diplomaten", der Volksmasse vorreden und vorschreiben. Die Menge der Führer, welche hier also die Masse des Volkes vertritt, ergibt ein Redechaos, aus welchem große Politik erst dann hervorgehen wird, wenn wieder der rechte Staatsmann sich oft gegen alle Parteiführer die wahre Staatsführerschaft erkämpft hat. Beide Fälle sehen wir vorbildlich verwirklicht in der Persönlichkeit Bismarcks.

Haben wir nun auch keinen Bismarck wieder zu erwarten, so müssen doch die uns nötigen Führer mit dem Genie das Gemeinschaftliche haben, daß sie, wie jenes, Sprößlinge deutscher Rasse und Vertreter deutschen Geistes sind. Damit ist schon gesagt, daß ihre Staatskunst nicht mit den Fremdbegriffen der Diplomatie und des Parlamentarismus sich begnügen, daß sie eben deutsche Staatskunst sein wird. Andererseits wird auch das Volk, das von ihnen sich führen lassen soll, nicht sich verlieren dürfen in jene undeutschen Wahnvorstellungen von parlamentarischer Herrschaft oder dilettantisch-pazifistischer Diplomatik, welche gerade dem großen Staatsmann die elendesten Erschwerungen seines Wirkens in den Weg legen. Dagegen wird das Volk gleichfalls seine deutsche Rasse und seinen deutschen Geist sich möglichst unvermischt und unbeeinflußt, stark und bewußt erhalten müssen, um kommenden Führern in voraussichtlich immer schwereren Zeiten, nach außen und innen, ein hilfreich entgegenkommendes, verwandt mitschöpferisches Staatselement werden zu können. Aus einem solchen ist das Erwachsen guter Führer — Staatsmänner —, da sie doch nicht alle geborene „Genies" sein können, allein ernstlich zu erhoffen; und dasjenige Volk wird immer die besten Staatsmänner hervorbringen, welches weiß, was es heißt: ein Staat zu sein, nämlich nicht eine politische Maschine, sondern ein völkischer Organismus. —

Weil unsere germanischen Vorfahren, die Goten, die Franken, später auch die deutschen Ordensritter, endlich Brandenburg-Preußen, als hervorragend staatenbildende Mächte sich geschichtlich bewährt haben, so glaubt H. Claß dem deutschen Volksgeiste dennoch ursprüngliche politische Begabung zusprechen zu sollen. Ich finde jedoch, daß es sich dabei vielmehr um jene „Nichtpolitik" Chamberlains handelt. Zunächst war es die gesunde, unverdorbene, kraftvolle Rasse, welche, unter bedeutenden Führern ihrer Edelart, die verderbte und verbrauchte, schon viel gemischte Römer- und Italerrasse mit jugendlicher Gewalt überwand. Dann aber zeigte sich gerade bei den großen Goten ein beklagenswerter Mangel an Rassebewußtsein, sodaß ihr Blut und ihre Art vor dem altvererbten Staatsbewußtsein der Fremden nicht standhielt, sondern im Romanischen ebenso aufging, wie hernach die Franken dem romanisierten Gallien mit der Sprache ihr Volkstum

opferten. Trotzdem behält Gobineau völlig recht, der in den neuen Staatenbildungen des Mittelalters eben die schöpferische Wirkung der germanischen Rasse erkannte, insofern nämlich es der germanische Intellekt — wir sagen: der deutsche Geist — gewesen, welcher innerhalb der verschlingenden Fremdwelt dennoch als eigentlich organisatorische Kraft lebendig blieb und sich auf die Dauer betätigte. Die Rasse schwand im geschichtlichen Leben, aber der Geist hinterließ seinen Stempel auf der politischen Form. So haben auch die Ordensritter, obwohl sie als eine aristokratische Oberschicht dem Andrang slawischer Volksmasse zu früh erlagen, — so insbesondere aber die Hohenzollern in Brandenburg-Preußen als Organisatoren gewirkt und ihr Land und Volk zu politischer Bedeutung erst erhoben. An letzterem Beispiele sieht man vornehmlich klar, wie doch auch hierbei der deutsche Geist seiner Führer bedurfte, um erst durch sie zur schöpferischen Auswirkung seiner Eigenart gefördert zu werden. Jedenfalls ist aus alledem zu erkennen, daß die politische Begabung des deutschen Geistes nicht auf dem Gebiete dessen liegt, was man gemeiniglich jetzt unter „Politik" versteht, sondern in jener großen geistigen Fähigkeit der Organisation, also doch der eigentlichen Staatenbildung. Und diese wiederum ist nur möglich auf Grund einer besonderen sittlichen Kraft der Unterordnung aus einsichtsvollem („besonnenem") Pflichtgefühle. Der Staat, vom Pflichtgefühle beseelt, ist der deutsche Staat. —

Neueste Erfahrungen schienen dem deutschen Organisationstalente einigermaßen zu widersprechen: in der Nahrungsmittelfrage der Kriegszeit hatte man viel über ein Übermaß und ein Ungeschick der Organisation zu klagen. Es bleibe hier unerörtert, wie groß die Schwierigkeiten ganz unerhört neuer Verhältnisse dabei gewesen seien, welche gewiß vieles erklären und entschuldigen mögen. Eins aber ist sicher: daß die Unterordnung des gesamten Volkes unter die so unbequemen Anforderungen der Organisation höchst bewundernswert gewesen ist. Eben dies liefert schon den deutlichsten Beweis für jene deutsche Begabung, welche dem Organisationstriebe aus sachlicher Überzeugung und Pflichtgefühl ohne weiteres sein Recht einräumt, weil sie in ihm Art von ihrer Art empfindet. Die Unterordnung ist die Erzeigung der Ehrfurcht vor der eigenen rassig-geistigen Art und bekundet darin einen Sieg, nicht, wie nach nichtdeutscher Meinung, deutschen Knechtessinn. Hierauf beruht dann auch die besondere Artung des deutschen Staates.

Allerdings will dies erst erlernt, ja, zunächst sogar erzwungen werden. Der deutsche Staat ist nicht von vornherein die vom Volke gewollte Ordnung, sondern beginnt als ‚Polizeistaat' mit der Erziehung des noch nicht zur politischen Besinnung gelangten Volkes. Zu den Erziehungsmitteln gehört bei uns Deutschen wesentlich die staatliche Organisation der allgemeinen Volksbildung, welche den Volksgeist befähigt, die Notwendigkeit des Staates und des eigenen Willens zum Staate zu erkennen; wogegen es den Nichtdeutschen mehr einleuchtet, daß die

politiſche Unterordnung gerade durch Hintanhaltung der Volksbildung erreicht werde. Fehlen die rechten Erzieher, ſo kommen arge Verkümmerungen des Staatslebens vor. Nur langſam, nicht ſtetig, wächſt das Volk in den Staat ſeiner Führer hinein, ſodaß es ſein Staat wird. Zwiſchen zwei der größten deutſchen Staatskünſtler durfte ſich bei uns der Polizeiſtaat zum Volksſtaat entwickeln: Friedrich Wilhelm I. und Bismarck. Vollendet aber iſt dieſe Entwickelung noch nicht, nur die Richtung entſchieden, das Bewußtſein, die Staatsauffaſſung, geweckt und begründet. Der König hatte den genialen Nachfolger, den begeiſternden Kriegshelden; wir bekamen wohl den Völkerkrieg, aber nicht wieder ein führendes politiſches Genie. In ſolche Lücke ſtrömen nur zu leicht die trüben Maſſen der zu wenig oder zu viel geführten Politik im gewöhnlichen Sinne hinein. Aus der Staatskunſt wird wieder das Spiel der Diplomatik und des Parlamentarismus. Das Volk muß ſich erſt wieder auf ſein eigenes Staatsbewußtſein beſinnen, die Unterordnung wieder lernen, worauf die Ordnung beruht. —

Solange die Unterordnung noch nicht vollkommen iſt — d. h. frei bewußt — iſt das Volk noch unpolitiſch. Das höchſte Maß ſeiner politiſchen Fähigkeit zeigt ſich im Verzicht auf das Maſſenpolitiſieren bei vertrauensvoller Hingabe an den Staatsgedanken, welcher ſeinerſeits das höchſte Maß ſeiner Klarheit, Sicherheit und Macht erreicht, wenn er durch das politiſche Genie getragen, vertreten und geführt wird. Damit iſt dem Volksgeiſte gewieſen worden, was er wollen muß, um Staat zu ſein. Daran iſt feſtzuhalten, auch wenn die böſen Lücken entſtehen. Die geſchichtliche Erfahrung ſollte das ſtaatliche Pflichtgefühl ſtärken. Auf dem Glauben an die Hohenzollern ruhte der preußiſche Staat; das deutſche Reich hat auf dem Vertrauen begründet zu bleiben, welches endlich dem ſiegreichen Genie eines Bismarck geſchenkt worden war. Der Ruf nach einem „neuen Bismarck“ iſt nur eine mangelhafte Form für die Treue zum Bismarckiſchen Geiſte, worin ſich der deutſche Geiſt als politiſche Kraft erkannt hatte. —

Der am großen Führer ſich ſelbſt erkennende deutſche Geiſt alſo lebt in dem völkiſchen Willen, welcher die Ordnung des Staates ſelber will. So iſt der Staat der Volksgeiſt in ſeiner Machtform gegenüber äußerer Widerwelt und innerem Chaos. Wenn auch innerhalb dieſes Staates nicht alles deutſch ſein kann: deutſch muß doch der Staatsgedanke der Führer, der Staatswille des Volkes ſein. Die ſtaatliche Ordnung, welche das ihr ſich frei unterordnende Volk bewußt will, iſt der aus dem Volkswillen geborene nationale Staat. —

Bayreuth, am Bismarcktage 1917.

# Entsprechen Kriegsgewinne dem Geiste der allgemeinen deutschen Wehrpflicht?

## Eine zeitgemäße Betrachtung

von Professor Dr. Rudolf Franke, Berlin-Lankwitz.

Wer in dem Kriege nicht allein den furchtbaren Würgeengel und Zerstörer sieht, der nur Unglück in die Welt bringt, sondern auch den großen Mahner und Weltverbesserer, der zu rechter Zeit ein auf Abwege geratenes Volk an seine eigentlichen Aufgaben und Hochziele erinnert, und der mit einem Mal all die guten, mit wahrem Heldengeist gepaarten Eigenschaften wieder voll aufleben sieht, dem mußte das Herz emporschlagen in jener schweren Stunde, als das Schicksal den Würfelbecher um Deutschlands Zukunft in die Hand nahm.

Denn auch bei uns hatte schon zu sehr in den letzten Jahren sich eine Lebensauffassung breit gemacht, die das Geldverdienen und Wohlleben des eigenen Ichs als das erstrebenswerteste Ziel allem anderen voranstellte, ja, dieser „Händlergeist“*) war auf dem besten Wege, den „deutschen“ Geist mit all seinen herrlichen Hochzielen zu ertöten.

Als dann die Krieger hinauszogen und jeder fühlte, wie erbärmlich klein der einzelne dem großen Schmerze eines ganzen Volkes gegenüberstand, da trat jene wunderbare Läuterung der ersten Kriegstage ein, die Gesundung von all den Seuchen, die in den letzten Jahren sich verbreitet hatten, von der Ichsucht, dem Internationalismus und wie sie alle heißen, und das unterdrückte, schlummernde Kostbarste, die uneigennützige Liebe zu Volk, Vaterland, Heimat und Familie, die Stimmung einer großen echten Weihe, gewannen wieder Oberhand. Damals war es, als ob eine schönere, herrlichere Zeit für uns heraufziehen sollte, als ob jeder auch hier im Innern unseres Vaterlandes gelobte, sein Bestes für die Allgemeinheit zu leisten, während draußen unsere Truppen mit glühender Begeisterung ihre schwere Aufgabe vor dem Feinde zu leisten hatten.

Haben sich unsere Hoffnungen erfüllt?

In langer Kriegszeit hat unser tapferes Heer Außerordentliches geleistet, hat den Feind von unseren Grenzen fortgedrängt und den Sieg tief hinein in Feindesland getragen.

Ein herrlicher Geist atmet aus allem, was wir von unseren Kriegern erfahren, trotz der unsäglichsten Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen.

Und wir hier im Inneren?

Mit einer gewissen Befriedigung wird immer wieder in gewissen Zeitungen festgestellt, wie wenig doch im allgemeinen, abgesehen von einigen Entbehrungen,

*) Im Unterschied zum ehrenwerten „Handelsgeist“.

sich das Leben in den Großstädten trotz des Krieges geändert habe, und wie außerordentlich zufrieden man sein könne.

Wir aber erkennen mit Beschämung und mit tiefer Trauer, wie jener wundervolle Geist der ersten Kriegstage vollständig entschwunden ist und wie schnell sich all der alte Tand bei uns wieder eingefunden hat, und wie insbesondere der Gemeinsinn und die Opferfreudigkeit, die zwar in öffentlichen Sammlungen und Liebesdiensten mancherlei Art zum Ausdruck kommen, an Tiefe, Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit eingebüßt haben und wie sich, angeregt durch die Möglichkeit leichten Verdienens bei direkten und indirekten Heereslieferungen, auch ganz allmählich der Händlergeist wieder bei uns eingeschlichen hat mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen und heute unser ganzes öffentliches Leben beherrscht.

Die Tatsache, daß hier im Innern während des an Blut- und Gutopfern so reichen Krieges an vielen Stellen ungeheure Summen verdient werden, daß Vermögensvergrößerungen und -Verschiebungen stattfinden, wie man sie in Friedenszeiten niemals für möglich hielt, ist von so ernster Natur und so großer Bedeutung — was viele Kreise noch gar nicht recht erkennen —, daß die Kriegsgewinne in der Gegenüberstellung zur Wehrpflicht behandelt und damit gerade die Seite berührt werden soll, die in den vielfachen Veröffentlichungen über das Thema „Kriegsgewinne" fast gar nicht oder doch nur spärlich zum Ausdruck gekommen ist. Ob die vom Reiche eingeführte Kriegsgewinnsteuer in der beschlossenen Form den notwendigen Erfordernissen der Allgemeinheit, d. h. dem allem anderen voran zu stellenden Wohle des Vaterlandes genügt, wird ebenfalls zu prüfen sein.

Hieraus ergeben sich aber Folgerungen für die Zukunft unseres Volkes, die von der allergrößten Tragweite sind.

In dem im Kriegszustande befindlichen Vaterlande, das, von Feinden rings umlauert, wie eine große Festung aussieht, sollte es für jeden Einzelnen nur ein Gebot geben, der Gesamtheit seines Volkes zu dienen und nur für das eigene Ich soweit zu sorgen, als seine Erhaltung für die Allgemeinheit notwendig ist

Auf diesen Gedanken, der für jeden Deutschen etwas Selbstverständliches ist, muß immer wieder hingewiesen werden, er soll die Ausführungen im folgenden beherrschen.

Die Pflichten verteilen sich ganz natürlich in Kriegerpflichten und Helferpflichten, Kriegerpflichten, die in der allgemeinen Wehrpflicht zum Ausdruck kommen, und Helferpflichten, die zwar ungeschrieben sind, aber in jedem deutschen Herzen stehen sollten und besagen, daß es die Aufgabe der im Lande Zurückgebliebenen sein muß, mit aller Kraft und aller Hingabe die draußen Kämpfenden zu unterstützen, damit die Schlagfertigkeit und Bereitschaft unserer Krieger in jedem Augenblick gewährleistet ist durch Zufuhr neuer Munition, Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel sowie durch Fürsorge für Kranke und Verwundete und die durch den Krieg in Not geratenen Familien, während die andere, kleinere

Pflicht der Erhaltung, aber nicht der Vergrößerung des eigenen Besitzstandes gewidmet bleibt.

Großes ist hier im Inneren geleistet worden in Industrie, Handel und Landwirtschaft, um unsere Heere wirksam zu unterstützen, und es muß restlos anerkannt werden, daß die Kriegstüchtigkeit der Heere dadurch eine wesentliche Verstärkung erhalten hat.

Die Wehrpflicht, entstanden in der bittersten Not des deutschen Volkes, als französische Horden den deutschen Boden verwüsteten, schaffte in dem richtigen Gedanken, daß nur der sein Vaterland mit Hingabe aller Kraft verteidigen könne, der mit Begeisterung für die eigene Scholle und Heimat kämpft, das Söldnersystem der früheren Zeiten ab und stellte damit den Zustand wieder her, wie er bereits in ähnlicher Form bei den alten Germanen bestanden hat.

Welch' ungeheure Kraft in der Allgemeinen Wehrpflicht liegt, in der Pflicht, sich selbst einzusetzen für König und Vaterland, Familie, Haus, Hof und Beruf zu verlassen und nur auf das Wohl des Vaterlandes bedacht zu sein, das haben uns die Erfolge sämtlicher Kriege von den Freiheitskriegen bis zu diesem gewaltigsten aller Kämpfe gezeigt.

Daß die Wehrpflicht nicht so sehr als eine Pflicht, vielmehr als eine Ehrenschuld aufgefaßt wird, hat die große Freiwilligenschar, die zu Beginn des Krieges hinauszog, am besten bewiesen.

Der Geist der Wehrpflicht ist Heldengeist, und im Helden verkörpern sich alle jenen köstlichen Eigenschaften, die wir als deutschen Idealismus kennen, im Gegensatz zu dem Materialismus gewisser „Händler", denen selbst der Krieg nur ein gutes Geschäft ist.

Aber die Männer, die als Kämpfer hinauszogen mit dem tiefen Sinn für Gerechtigkeit, jene großen Helden mit dem Kindergemüt und der starken Liebe für alles Gute und Schöne, mit den Eigenschaften echter Christen, haben uns in diesem Kriege bewiesen — im Gegensatz zu anderen Völkern — daß der Deutsche von Charakter und nicht erst durch Erziehung Christ ist.

Und dieser Heldengeist ist es auch, den die Feinde unseres Volkes unter dem Namen „Militarismus" herabzuwürdigen versuchen. Bei all den großen Enttäuschungen, die wir an anderen Stellen erlebt haben, ist unser Militarismus, vom Vertrauen des Volkes getragen, jedenfalls das köstlichste Gut, das wir besitzen.

So besteht ein großer Unterschied in der Lebensauffassung zwischen „Krämer" und „Krieger", „Händler" und „Held", den Professor Werner Sombart in seinem gleichnamigen, übrigens sehr lesenswerten Buche treffend zum Ausdruck gebracht hat in den Worten:

> „Händler und Held, sie bilden die beiden großen Gegensätze, bilden gleichsam die beiden Pole aller menschlichen Orientierung auf Erden. Der

Händler tritt an das Leben heran mit der Frage: „Was kannst du, Leben, mir geben?" Er will nehmen, will für möglichst wenig Gegenleistung möglichst viel für sich eintauschen, will mit dem Leben ein gewinnbringendes Geschäft machen, das macht, er ist arm!

Der Held tritt ins Leben mit der Frage: „Was kann ich dir, Leben, geben?" Er will schenken, will sich verschwenden, will sich opfern ohne Gegengabe, das macht, er ist reich!

Der Händler spricht nur von Rechten, der Held nur von Pflichten, die er hat, und auch, wenn er seine Pflicht erfüllt hat, fühlt er sich immer noch zum Geben geneigt."

Das sagt jener Sombart, der noch vor wenigen Jahren in einem umfangreichen Werke den Händlergeist als den Fortschritt aller Kultur auf Erden pries und das Volk, in dem er besonders ausgeprägt ist, als den eigentlichen Kulturträger bezeichnete.

Das Schicksal verteilt die Leiden des Krieges mit großer Ungerechtigkeit. Wir sehen manche Berufsstände in stärkerem Maße seinen Schäden ausgesetzt als andere, die kaum davon berührt werden. Viele dieser Ungerechtigkeiten werden sich nie abändern lassen, und wir dürfen darum mit dem Schicksal nicht hadern. Wenn die Erfolge von Deutschlands Handel und Industrie auf dem Weltmarkte die eigentliche Ursache des Krieges gewesen sein sollen, so ist jedenfalls die deutsche Landwirtschaft hieran nicht beteiligt, aber sie ist es gerade, — das wird jeder Einsichtige zugestehen müssen — die für den Krieg die Wehrfähigsten, körperlich gesundesten Krieger willig gestellt hat.

Während Industrie und Gewerbe seit Ausbruch des Krieges zahlreiche Arbeiter zurückbehalten durften, um die Aufgaben für Heereslieferungen zu erfüllen, mußte die Landwirtschaft mit den Kräften der Frauen und Kinder, und erst später mit den Gefangenen, sich durchzuhelfen suchen, um trotz all der großen Schwierigkeiten die Ernährung von Volk und Heer sicherzustellen und den Aushungerungsplan unserer Feinde zu verhindern.

Der Handwerker und kleine Geschäftsmann mußte vielerorts seinen Betrieb schließen und an manchen Läden lesen wir die Nachricht „wegen Einberufung geschlossen".

Aber auch in den Stätten der Großindustrie, die mit Kriegsarbeit beschäftigt waren, haben die mittleren und kleinen Beamten an vielen Stellen besondere Härte erfahren, dadurch, daß man zwar den Arbeitern Kriegszulagen infolge der Teuerung gab, aber gerade die Leute, die als Vertrauenspersonen der Verwaltung tätig sind und in ihrer Weise während des Krieges Außerordentliches geleistet haben; unberücksichtigt ließ, so daß teilweise die Arbeiter ein bedeutend höheres Einkommen haben als die Beamten. Viele Industrien, die mit den Kriegslieferungen in keinem Zusammenhang stehen, haben mit großer Not zu kämpfen und die erste Zeit des Krieges ihre Arbeiter nur mühsam durchgeschleppt, die nun inzwischen in anderen Betrieben Verwendung gefunden haben.

So sehen wir überall den Mittelstand besonders geschädigt.

Was aber ist diese Wirtschaftsnot gegenüber all den furchtbaren Verlusten an Menschenleben, die zu beklagen sind! Und wie hart hat das Schicksal den Bestand ganzer Familien in Frage gestellt!

Nachdem der Krieg nun einmal die Lieferung großer Mengen von Munition an Heer und Flotte bedingte, und nachdem auch die übrigen Stände im Lande entweder als direkte oder indirekte Heereslieferanten oder aber zur Versorgung der übrigen Bevölkerung ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hatten, ergaben sich ganz natürlich Gewinne, die zum Teil über das gewöhnliche Maß hinausgehen. Wenn beispielsweise eine Fabrik in Friedenszeiten einige hundert verschiedenartige Gegenstände anfertigt, so sind außer den Lohn- und Materialaufwendungen die Kosten für Herstellung der Modelle und Werkzeuge, für Abschreibungen auf Maschinen und Gebäude, für Beaufsichtigung und für den kaufmännischen Vertrieb so in dem Verkaufspreise zusammengefaßt, daß darin ein normaler Verdienst eingeschlossen erscheint.

Wenn die gleiche Fabrik aber in Kriegszeiten von seiten der Heeresverwaltung nur einen einzigen Gegenstand in reiner Massenfabrikation herzustellen hat, so sind die Gesamtkosten der Herstellung, da viele der erwähnten Unkosten fortfallen, auch der größte Teil des kaufmännischen Vertriebes fehlt, bedeutend geringer, sie muß also notwendigerweise mit größeren Gewinnen arbeiten.

Es war nur natürlich, daß zu Beginn des Krieges jeder froh war, Arbeit zu bekommen, wenn er auch nur seinen Betrieb und seine Leute damit durchhalten konnte. Niemand dachte ja daran, daß dieser Weltkrieg so lange dauern würde. Lediglich dadurch ist verursacht, daß nach und nach immer größere Teile der heimischen Industrie zu den Lieferungen für das Heer herangezogen wurden, um die ungeheuren Mengen, die an Gegenständen aller Art gebraucht und verbraucht wurden, wieder zu ergänzen.

Wenn von verschiedenen Volkswirtschaftlern die Behauptung aufgestellt wird, nur die Aussicht auf hohen Gewinn habe die enorme Leistungsfähigkeit unserer Industrie hervorgebracht, so muß im Interesse unseres soliden deutschen Industrie-, Gewerbe- und Kaufmannsstandes hiergegen entschieden Verwahrung eingelegt werden, denn bei diesen war sicherlich der Antrieb zunächst, dem Staate förderlich zu sein und sich selbst mit den Angestellten zu erhalten, die hohen Kriegsgewinne entwickelten sich vielmehr erst später in ganz natürlicher Weise und übten dann erst verhängnisvolle Wirkungen aus.

Daß im Kriege, wo mancher um seine Existenz zu kämpfen hat, auch unlautere Elemente an die Oberfläche kamen, die nicht allein die Wege und Schliche verstanden, sich derartige Lieferungen zu sichern, sondern auch, ohne irgendwelche Ahnung vom Fach zu besitzen, lediglich als Zwischenhändler auftraten und für diese ihre Tätigkeit sehr hohe Gewinne einsteckten, die in Wirklichkeit diejenigen

zahlen mußten, welche die eigentlichen Ausführenden dieser Lieferungen waren, sind tief bedauerliche Erscheinungen, die aber mit dem soliden Gewerbe nichts zu tun haben. Wenn nach und nach der Geldteufel manchen erfaßt hat, der früher auf ehrlichem Boden stand und ihn dadurch gezwungen hat, unehrliche Bahnen zu gehen, so ist das wieder eine Wirkung jenes „Händlergeistes", der schon verschiedentlich gekennzeichnet ist.

Aber es mutet den gerecht Denkenden sonderbar an, daß im Hinblick auf all die ungeheuren Opfer, die dieser Krieg bringt, und auf die vielfachen Schäden, die er unmittelbar und mittelbar verursacht, es Leute geben soll, die während des Krieges imstande sind, sich Vermögen zu erwerben.

Entsprechen daher Kriegsgewinne, d. h. Einnahmens- und Vermögensvergrößerungen während des Krieges dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht?

Während draußen die Krieger, soweit sie nicht in ihrem Pflichtgefühl den richtigen Weg allein gehen, unter dem Kriegsrecht stehen, ist für die im Lande Zurückgebliebenen der durch den Krieg bedingte Ausnahmezustand in der Gesetzgebung noch durch den sogenannten Burgfrieden verschärft.

Der Burgfrieden besagt, daß unter den Zurückgebliebenen aller Streit und Hader begraben sein soll, damit nur alles Augenmerk auf das Ziel der Allgemeinheit gerichtet sei, des gegenseitigen Helfens und Förderns in allen Angelegenheiten.

Der Reiche soll dem Armen von seinem Übermaß abgeben, so verlangt es das Gefühl der Zusammengehörigkeit in einer von Feinden eingeschlossenen Burg.

So bedingt auch der Burgfriede, was viel zu wenig beachtet wird, nicht allein das Einstellen aller politischen Kämpfe zur Gewährung von Sonderinteressen, sondern auch das Aufhören des Wirtschaftskampfes, wie er in Friedenszeiten geübt wird.

Es darf nicht vergessen werden, daß unser inneres Wirtschaftsleben nur deshalb verhältnismäßig ungestört weiter geht, weil unsere tapferen Krieger da draußen den Feind daran hindern, in unser Land einzufallen und es zu verwüsten. Durch die Ausschaltung eines großen Teiles der sonst am Wirtschaftskampf Beteiligten, der im Felde steht, ist der freie Wettbewerb mehr oder weniger im Kriege völlig ausgeschaltet, und da auch bei dem Mangel an äußeren Zufuhren nur eine bestimmte Menge von Stoffen im Lande vorhanden ist, so ist die Preisbildung nicht mehr nach dem allgemeinen Gesetze von Angebot und Nachfrage geregelt, sondern leicht einer vollständigen Willkür ausgeliefert.

Aus all diesen Gründen erklärt sich ganz von selbst, daß das Geldverdienen unter solchen Umständen ein bedeutend leichteres sein muß.

Bei Ausbruch des Krieges zog der eine Gewerbetreibende in glühender Begeisterung hinaus ins Feld, seine Familie und seinen Beruf dem Schicksal überlassend. Er fiel. Die Familie geriet in Schwierigkeiten, Haus und Fabrik mußten verkauft werden, und tiefes Unglück herrscht in der Familie. Sein Konkurrent

zog nicht in den Krieg, erhielt Heereslieferungen und erwarb in kurzer Zeit ein großes Vermögen, von dem doch sicherlich ein größerer Teil dem anderen zugeflossen wäre, wenn er in gleicher Weise und unter denselben Bedingungen hätte tätig sein können.

Wer leistet nun dem Vaterlande einen größeren Dienst, derjenige, der sich mit seiner ganzen Kraft, mit Leib und Seele, mit Gut und Blut dem Vaterlande opfert, oder derjenige, der daheim das Heer durch Kriegslieferungen und tüchtige Arbeit unterstützt, im warmen Zimmer sitzt, kaum eine Ahnung hat von den Schrecknissen des Krieges, nicht einmal seine Lebensweise einzuschränken braucht, sondern obendrein Gewinne auf Gewinne häuft?

Es will nicht recht erscheinen, daß in Anbetracht der allgemeinen Wehrpflicht dem einen, weil er gesund und kräftig ist, die Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes obliegt, mit allen Gefahren für Leben und Beruf, die, wenn nicht mit einer vollständigen Vernichtung des Lebens, so doch häufig mit einer weitgehenden Beschädigung des Körpers und der Gesundheit und auch mit der Zerstörung seines Wirkungskreises verbunden sein kann, während dem anderen erlaubt ist, den Dienst, welchen er der Allgemeinheit leistet, gleichzeitig mit einer bedeutenden Vergrößerung seines Einkommens und seines Vermögens zu verbinden.

Wenn aber jemand während des Krieges den Bau einer großen Fabrik für Heereslieferungen wagt, wenn er eine Erfindung von hervorragender Bedeutung für unsere Kriegführung gemacht oder erworben hat, deren Ausarbeitung ebenfalls erhebliche Kapitalaufwendungen benötigt, sollte ein so großes Risiko und solche Geistesarbeit nicht auch erhebliche Kriegsgewinne rechtfertigen? Nein. Denn mit welcher Berechtigung wird das Risiko des Geldeinsatzes eines Kaufmanns oder Gewerbetreibenden während des Krieges höher bewertet als das Risiko des Lebensopfers irgendeines Freiwilligen, der durch eine hervorragende Tat an der Front Tausenden das Leben rettet und selbst das Leben einbüßt oder als Krüppel in durch den Krieg vollständig zerrüttete Verhältnisse zurückkehrt?

Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen auch jene Kriegsgewinne, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Heereslieferungen stehen, die aber nur möglich waren durch den im Kriege bedingten Ausschluß einer größeren Konkurrenz, als ungerechtfertigt. Es liegt nicht im Interesse der Allgemeinheit, die durch das Schicksal schon sowieso hervorgerufenen Härten für den nachfolgenden Wirtschaftskampf noch empfindlicher zu machen.

Nur gar zu häufig begegnet man der eigenartigen Anschauung, die Kriegsgewinne seien dadurch gerechtfertigt, daß mit ihnen nur die Möglichkeit gegeben sei, jene großen Summen aufzubringen, die zum Zeichnen unserer Kriegsanleihen erforderlich wären. Niemand wird diesen Einwand gelten lassen können, der berücksichtigt, daß die Werte der Kriegsanleihe keineswegs erst durch jene Kriegsgewinne entstanden, sondern bereits in anderen Formen und an anderen Stellen

vorhanden gewesen sind. Daß die Summen für die Kriegsanleihen nicht so hoch hätten zu sein brauchen, wenn die Kriegsaufträge zu geringeren Preisen vergeben worden wären, wollen wir nur beiläufig erwähnen. Während aber bislang ängstlich vermieden werden sollte, über Kriegsziele zu sprechen, damit nur ja keiner auf den Gedanken kommen könnte, der Kampf unserer Krieger ginge um einen Preis, um eine Eroberung für unser Vaterland, schämt man sich in gewissen Kreisen nicht, öffentlich auszusprechen, daß Industrie und Handel nur durch die Aussicht auf hohe Kriegsgewinne sehr Großes geleistet hätten.

So beschäftigt sich eine große Reihe von Aufsätzen seit langer Zeit mit der Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung von Kriegsgewinnen, wobei meist nur staatsrechtliche Fragen oder solche wirtschaftspolitischer Natur erörtert werden. Die hier gestellte Frage ist aber zunächst und in allererster Linie eine **Ehrenfrage** und kann erst dann als eine wirtschaftspolitische angesprochen werden.

In jenen Aufsätzen kommt insbesondere zum Ausdruck, daß bei Beurteilung der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Kriegsgewinne Gefühlswallungen keine Geltung haben sollen. Daß man damit gerade das Moment ausgeschaltet sehen will, das im Kriege von der allergrößten Bedeutung ist, beachtet man dabei gar nicht.

Was wäre unser Heer, wenn man die Gefühlswallungen der Soldaten, insbesondere die kriegerischen Empfindungen, mit denen doch nur die Schlachten gewonnen werden, nicht gelten lassen wollte! Was wenden in der Beziehung doch Franzosen und Engländer an Lügen und Vorstellungen auf, um ihren Soldaten gerade dieses entschwindende Empfinden immer von neuem wieder einzuflößen und sie dadurch vorwärts zu treiben!

Gefühle und Empfindungen für das Wohl der Allgemeinheit sind die größten Förderer kriegerischer Pflichterfüllung, sie müssen daher auch vorzugsweise maßgebend sein für unsere Auffassung in der Beurteilung der Berechtigung der Kriegsgewinne, die besagt: Kriegsgewinne, d. h. Gewinne, welche größer sind als in Friedenszeiten, sind unsittlich, denn sie widersprechen dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht, der Auffassung vom Geist des Burgfriedens und sie benachteiligen die Allgemeinheit zum Vorteil weniger.

Die Kriegsgewinne haben zum Teil sehr große Höhen erreicht. Die Handelszeitungen berichten regelmäßig über die Dividendensteigerungen im Kriege und führen eine Anzahl von Aktiengesellschaften auf, deren Dividenden sehr hoch, bei manchen Gesellschaften bis zu 60 vH. und noch mehr hinaufgehen.

Der bilanztechnisch Erfahrene weiß aber, daß eine Aktiengesellschaft, die, wie es mehrfach geschehen ist, vorher keine Dividende gezahlt hat und nun mit einem

Male mit 60 v.H. an die Öffentlichkeit tritt, unter allen Umständen mindestens 120 v.H., wahrscheinlich aber noch mehr verdient haben muß, denn keine Gesellschaft wird ihren ganzen Gewinn ausschütten, ohne nicht die Verluste der Vorjahre abzuschreiben, und, da diese Jahre Ausnahmejahre sind, noch Rücklagen für die nächstfolgenden Jahre vorzusehen.

Aus den Zeitungen haben wir erfahren, wie eine große Dampfmühle drei Viertel ihres gesamten Aktienkapitals verdient und große Rücklagen gemacht hat. Wir haben ferner die riesigen Gewinne gesehen, welche Lederfabriken in ihren Bilanzen aufweisen, und eigenartig mutet es an, wenn der Geschäftsgewinn einer bedeutenden Brauerei eine vierprozentige Erhöhung der Dividende zeigt, nachdem vorher die Erhöhung der Bierpreise bei den gestiegenen Einkaufspreisen für Gerste mit zu geringen Verdiensten gerechtfertigt wurde. Durch verschiedene Gerichtsverhandlungen ist bekannt geworden, mit welcher Leichtigkeit, so z. B. durch ein einfaches Telephongespräch, 90000 Mark von einem Zwischenhändler verdient wurden. Diese „dunklen Ehrenmänner", die ihre Tätigkeit nur auf die Ausbeutung anderer verlegt haben, sind die übelste Erscheinung in diesen Zeiten.

Die Öffentlichkeit beschäftigt sich vorzugsweise mit den hohen Preisen der Nahrungsmittel, die ihr naturgemäß am nächsten liegen. Es gibt ja leider eine große Anzahl Leute, die die Notlage unseres Volkes ausnutzen, große Mengen aufkaufen, um sie bei entsprechender Gelegenheit zu gewaltig erhöhten Preisen wieder an den Mann zu bringen. Diese „Ehrenmänner" wissen in sehr geschickter Weise immer wieder die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und die Produzenten, insbesondere die Landwirtschaft, der Preistreiberei zu beschuldigen, sie trotz des Burgfriedens zum Sündenbock und Prügelknaben für alle Mißstände zu stempeln.

Es sind sicherlich viele Fehler in diesem Kriege gemacht worden, von denen ein Teil durch die besonderen Schwierigkeiten vielleicht entschuldbar erscheint. Der größte Fehler aber, der hier gemacht ist, liegt wohl darin, daß man dem Rate jener erfahrenen Männer aus der Gruppe der deutschen Landwirtschaft, die gleich zu Beginn des Krieges die Beschlagnahme sämtlicher Nahrungsmittel und die Einführung von Höchstpreisen der Regierung empfahlen, um allen Preistreibereien von vornherein vorzubeugen, nicht Folge leistete, daß man sich vielmehr auf die Urteile von in diesen Dingen gänzlich unerfahrenen, theoretisierenden, aus gewissen Händlerkreisen stammenden Volkswirtschaftlern stützte, die sehr große Schuld tragen an unseren heutigen Mißständen auf dem Gebiete des Ernährungswesens. Denn alle gesetzlichen Vorschriften, die erlassen wurden zum Wohle der Allgemeinheit, sind für die „Händler" bekanntlich nur dazu da, um umgangen zu werden. Durch Preistreiberei, Kettenhandel, Schaffung von minderwertigen Nahrungsmitteln und Ersatzstoffen aller Art ist unser Volk in geradezu schrankenloser Weise bewuchert und dadurch zum Teil in tiefes Elend getrieben, während die „Händler" selbst ungeheure Kriegsgewinne aufhäufen konnten.

Wenn man in der Zeitung las, wie ein Volkswirtschaftler empfahl, um die Bevölkerung zur Sparsamkeit im Kartoffelverbrauch anzuregen, die Höchstpreise möglichst hoch zu setzen, — denn wenn auch die Zwischenhändler dabei große Verdienste einsteckten, so wäre doch der Erfolg für die Allgemeinheit infolge der größeren Sparsamkeit ein noch größerer — so werden wir wohl demnächst die rücksichtslosesten Preistreiber als Retter des Vaterlandes begrüßen dürfen.

Wie manches moralisch und wirtschaftlich faule Unternehmen, das schon in Friedenszeiten keine Daseinsberechtigung mehr hatte, sondern geradezu eine Geißel der Menschheit geworden war, ist im Kriege zu neuer Blüte erwacht. Auch mancher dunkle „Ehrenmann" hat die Gelegenheit benutzt, dort, wo der Besitzer gefallen war, aus der Zwangslage der Familie einen billigen Erwerb für sich herzuleiten.

Wer die Anzeigen über den An- und Verkauf geschäftlicher Unternehmungen und Güter während des Krieges verfolgt hat und auch sonst Beobachtungen anstellte, wird ermessen können, welch reichhaltige Kriegsgewinne auch bei diesen Gelegenheiten den Betreffenden zugefallen sind.

Es war vor dem Kriege keine absonderliche Erscheinung, daß deutsche Firmen im Ausland an anderen Unternehmungen beteiligt waren. Diese Beteiligung geschah häufig in der Form, daß für gelieferte neue Konstruktionen, Patente, Ware, geldliche Einschüsse u. dergl. vollberechtigte Aktien jenes Unternehmens ausgetauscht wurden. Niemand wird an solchen Beteiligungen auch nur das geringste auszusetzen haben. Ganz anders verhält es sich mit dieser Angelegenheit jetzt im Kriege. Denn es ist die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine deutsche Firma an einer amerikanischen Firma beteiligt ist, welche drüben in reichhaltigem Maße Munition für unsere Feinde liefert. Die dort erzielten Kriegsgewinne, an welchen das Blut unserer tapferen Krieger klebt, werden als Gewinnanteil in den Bilanzen der betreffenden Unternehmen versteckt erscheinen. Wir haben noch von keiner einzigen Firma erfahren, daß sie sich schämt, solchen Judaslohn anzunehmen und ihn daher lieber der Wohltätigkeit überweisen möchte.

Damit kommen wir zu einem Kapitel über die Opferfreudigkeit in diesen Kriegszeiten.

Wenn man auf die Zeit der großen Erhebung des deutschen Volkes vor 100 Jahren zurückblickt und von dem herrlichen Opfermut erfährt, der damals jeden einzelnen Stand dazu trieb, sein Letztes herzugeben, um dem Vaterlande zu helfen, dann will es uns geradezu gewagt erscheinen, von einer Opferfreudigkeit unserer Zeit zu reden.

Was in aller Welt haben wir denn bislang an Gütern geopfert? Steht das überhaupt nur in irgendeinem Verhältnis zu den gewaltigen Blutopfern, die der Krieg gefordert hat?

Wenn da geredet wird von der Opferfreudigkeit unseres Volkes, die in dem Zeichnen der großen Summen für unsere Kriegsanleihen zum Ausdruck kommen soll, so muß man sich doch fragen, ist denn eine so vorzügliche Kapitalanlage überhaupt ein Opfer, nachdem durch die Opferfreudigkeit unserer Soldaten der Feind zurückgeschlagen, die Reichsgrenzen gesichert und gefestigt und dadurch gleichzeitig die beste Sicherheit für die Reichsanleihe gewährleistet ist?

Wir freuen uns der Wohltätigkeit, die in den verschiedensten Formen sich angelegen sein läßt, Verwundete und beschädigte Krieger mit Liebesgaben zu unterstützen, ihnen neue Berufe zu verschaffen und den Hinterbliebenen zu helfen. Willig sollte jeder nach seinem besten Können seinen Teil dazu beitragen, nur steht der Beitrag meist im umgekehrten Verhältnis zu dem eigentlichen Vermögen.

Denn das muß hier einmal laut ausgesprochen werden, daß die Opferwilligkeit in den kleinen Kreisen verhältnismäßig viel höher ist als in denen der Vermögenden. Wer einmal gesehen hat, wie die kleinen Leute sich in dieser schweren Zeit gegenseitig unterstützen, was sie ins Feld schicken, und wie sie keinen Krieger vorübergehen lassen, ohne ihm nicht aus dem Wenigen, das sie haben, eine Freude zu bereiten, der muß tief beschämt sein über den geringen Gemeinsinn gerade der Kreise, die es am besten könnten, und die sehr häufig ihrer Pflicht Genüge getan zu haben glauben, wenn sie mit ihrem Namen unter irgendeinem Aufruf prunken und sich in lauter, geräuschvoller Wohltätigkeit gefallen.

Wir verabscheuen die wilde Wohltätigkeit, die auch nichts weiter ist als ein Mittel, um Kriegsgewinne einzustreichen, so z. B. wenn man veranlaßt wird, ein Bündel Postkarten zu kaufen, ein Bücherwerk zu beziehen oder ähnliche Ausgaben zu machen, von denen der größere Teil in die Hände eines schlauen Geschäftsmannes, der geringere dem eigentlichen guten Zweck zufließt.

Bei den sehr hohen Kriegsgewinnen, die bereits über die Höhe unserer Kriegsanleihe hinausgehen, muß man sich wundern über die geringe Opferfreudigkeit. Es ist, als ob der Besitz des Geldes das Empfinden verhärtete und den Charakter einer vollständigen Wandlung unterzöge.

Als der Krieg ausbrach, zogen zwei Millionen Freiwillige hinaus, bereit, ihr Leben, ihr Alles für das Vaterland aufs Spiel zu setzen, aber von all den vielen Unternehmungen in Handel, Gewerbe und Industrie, die in diesen Kriegsjahren mehr verdient haben als in anderen, hat sich bislang nur eine einzige, die Firma Krupp, gemeldet, die einen großen Teil ihrer Überschüsse aus dem Jahre 1915 zu wohltätigen Zwecken, insbesondere dem Reich zur Versorgung von Hinterbliebenen und zur Förderung unserer Ostmark zur Verfügung stellte. Aber selbst diese Tat, die als Beispiel deutschen Empfindens von hervorragender Bedeutung ist, wurde trotz des Burgfriedens in einer gewissen Presse in häßlichster Weise in den Schmutz gezogen.

Wann aber wird der Tag kommen, an welchem sich der Erste findet, der

aus freien Stücken seine Kriegsgewinne, d. h. den übernormalen Verdienst, demjenigen zurückgibt, der Anspruch darauf hat, dem Vaterland, um es damit in den Stand zu setzen, die noch harrenden großen Aufgaben zur Unterstützung aller der aus dem Kriege zurückkehrenden Beschädigten, der Hinterbliebenen und der in Not geratenen Krieger durchzuführen?

Bislang haben wir leider vergeblich gewartet.

Die Kriegsgewinne bergen große Gefahren in sich, die bereits jetzt in die Erscheinung treten, denn Geld verführt leicht zum Laster. Als in der traurigen Franzosenzeit vor 100 Jahren unser deutsches Volk in tiefer Armut lebte, hatte es sicherlich seinen größten sittlichen Reichtum. Aus den Reden, Gedichten und Schriften eines Ernst Moritz Arndt, eines Johann Gottlieb Fichte, aus den Liedern Max von Schenkendorffs und Theodor Körners, und wie sie alle heißen, weht uns ein köstlicher Hauch echt deutschen Empfindens entgegen.

Wenn wir die Jetztzeit damit vergleichen, wie gewaltig hat sich der Geist der Zeit zu seinem Nachteil verändert! Wo sind die Dichter, die sich mit jenen Freiheitsdichtern vergleichen ließen? Die wenigen wirklich kerndeutsch empfindenden Dichter werden geflissentlich von der händlerischen Presse totgeschwiegen und ihnen damit die Möglichkeit genommen, durch ihre begeisternden Worte unser Volk aus trüben Empfindungen wieder emporzureißen. Und wie klein ist die Zahl der Gelehrten, die, wie damals, vom Katheder herab die Jugend anfeuerten zum Kampf für deutsche Freiheit und deutsche Kultur.

Dagegen lasen wir, wie ein deutscher Gelehrter die Waffenlieferungen der Amerikaner an unsere Feinde vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte aus für gerechtfertigt erklärte, und erfuhren, wie andere einen Bund „Neues Vaterland" begründeten, dessen Wirken den Behörden Anlaß zu Haussuchungen gegeben hat.

Unsere Hoffnungen, das Theater und Kunstleben endlich einmal wieder in deutschem Geiste aufgefaßt zu sehen, wie es zu Beginn dieses Krieges den Anschein hatte, sind schnell wieder zu Wasser geworden. Denn wenn selbst Stücke wie Wedekinds „Frühlings Erwachen" in dieser ernsten Zeit nicht durch das gesunde deutsche Volksurteil hinweggefegt werden können, so ist das nur wieder ein Zeichen der Gleichgültigkeit und Sättigung infolge zu großen Wohllebens, wie es schon vor dem Kriege so vielen Kummer bereitete. Eine ungeheure Kriegsliteratur ist erschienen, aber wie wenig wirklich Gutes, Bleibendes, das meiste nur hervorgegangen unter dem Gesichtspunkte des Geldverdienens, das wenigste geschrieben aus dem Gefühl wahrer Begeisterung zum Vorteil der Allgemeinheit.

Es ist tief traurig, sagen zu müssen, daß das Bild, wie es heute die Großstädte darbieten, unserer Zeit unwürdig ist, weil der sittliche Ernst fehlt, den man doch wirklich erwarten dürfte. Das leichte Geldverdienen, das in den Kriegsgewinnen zum Ausdruck kommt, hat einen „Händlergeist" gezüchtet, der schlimmer ist, als der frühere, den wir zu Beginn des Krieges begraben wähnten. Schon

sieht man überall wieder die Internationalen in den Kaffees, Theatern, Konzerten und Weinwirtschaften dem öffentlichen Leben in den Großstädten ihren unsittlichen Stempel aufdrücken.

Alle jene schönen Bestrebungen, unserem Volk wieder zu seinem Deutschtum zu verhelfen, die auch ausgingen von behördlicher Seite, wollen zerschellen an der Weigerung jener Leute, die da glauben, bereits die Seele des deutschen Volkes erkauft zu haben.

Sehen wir also als unmittelbare Folge des übermäßigen Geldverdienens eine Reihe von Gefahren sich ankündigen, so ist es die Pflicht des Staates, hier hemmend einzugreifen und zwar in der rücksichtslosesten Weise.

Daß eine Besteuerung der Kriegsgewinne eintreten mußte, darüber herrschte in den weiten Kreisen unseres Volkes nur eine Meinung, trotzdem in einigen Zeitungen Aufsätze erschienen, in welchen versucht wurde, die Berechtigung einer Besteuerung zu verneinen. Mit welchen Mitteln dabei gearbeitet ist, mögen folgende Worte eines Staatsrechtslehrers zeigen:

„Ja, unter moralisch-ästhetischen Gesichtspunkten muß man sagen, ein Staat, der erst durch die Aussicht auf außerordentlich hohen Gewinn zu außerordentlich hohen Leistungen anlockt und hinterher, wenn er von der Kriegsnot befreit ist, sein Besteuerungsrecht dazu benutzt, um sich den Gewinn ganz oder teilweise wieder zurückzuholen, gibt den Geschäftsleuten das Vorbild hinterlistiger und schmutziger Handlungsweise."

So zu lesen im Zeitalter des Burgfriedens in der Vossischen Zeitung vom 13. Juli 1915. Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Unsere Regierung hat nun trotzdem die vom Reichstage beschlossene Kriegsgewinnsteuer eingeführt. Ob aber die vorgeschlagene niedrige Besteuerung ausreichend ist, um gerade das Unberechtigte jeglichen Kriegsgewinnes zu treffen, erscheint wohl nach den vorstehenden Ausführungen zweifelhaft.

Wenn man die Gesamtsumme der unmittelbaren Kriegsgewinne zu, sagen wir einmal, 30 Milliarden annimmt — eine Summe, die zunächst beliebig eingeschätzt sein mag, die wohl noch höher, aber nicht niedriger sein kann — so darf es dem Staate nicht gleichgültig sein, ob er nur 2 Milliarden oder 30 Milliarden künftig zur Verwendung hat. Dieses Geld, an dessen Aufsummung mehr oder weniger, direkt oder indirekt, während des Krieges die Allgemeinheit mitgearbeitet hat, darf auch nur der Allgemeinheit, d. h. dem Staate, gehören.

Der Staat hat durch die Wehrpflicht das Recht der freien Verfügung über jede Person. Ob hoch, ob niedrig, jeder muß dem Vaterlande sich und sein Leben zur Verfügung stellen. Zwischen dem Adligen, dem Bauer, dem Industriellen, dem Kaufmanne, dem Handwerker, dem Gelehrten, dem Arbeiter sind im Kriege alle Schranken gefallen, sie sind sich völlig gleich geworden.

Und da hat der Staat zweifellos die sittliche Berechtigung ja Verpflichtung, alle diejenigen Summen voll für sich zu beanspruchen, die als Mehreinnahmen und Vermögensvergrößerungen aufzufassen sind, damit nicht hinter der Front große Vermögensverschiebungen, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten auftreten, durch die hauptsächlich die Wehrpflichtigen benachteiligt werden.

Dieses Geld muß dann als eine Dankesschuld in allererster Linie für unsere tapferen Krieger und deren Hinterbliebenen bestimmt sein zur Herrichtung von Kriegerheimstätten, in denen sie, die für die deutsche Scholle gekämpft haben, das Glück des Besitzes einer eigenen Scholle genießen, zur Unterstützung Erwerbsunfähiger und zur Linderung von Kummer und Elend, die sich leider an vielen Stellen zeigen werden, dann aber auch zur Abgeltung eines Teiles der großen Kriegslasten.

Gegen eine zu hohe Besteuerung der Kriegsgewinne wird nun geltend gemacht, daß man den kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen die liquiden Mittel lassen müsse, um sofort nach dem Kriege den Wirtschaftskampf wieder aufzunehmen. Ja, sollen denn die durch Kriegsgewinne Bevorzugten nach dem Kriege die wirtschaftlich Geschwächten völlig niederringen, oder soll man nicht lieber von Staats wegen den letzteren eine erhebliche Unterstützung bezw. Darlehn zuteil werden lassen, eben aus den an den Staat abzuführenden Kriegsgewinnen?

Von einigen Seiten wird die Behauptung aufgestellt, die Kriegsgewinnbesteuerung würde als eine Strafe empfunden werden. Darüber brauchen wir uns nicht zu sorgen. Denn es fühlen sich ja immer diejenigen leicht verletzt, die den persönlichen Vorteil über das Gemeinwohl stellen. Oder soll es etwa dahin getrieben werden, daß unsere Krieger draußen ihre Tätigkeit als Strafe auffassen, die bislang höchste Ehre war?

Jene Kriegsgewinne jedoch, die ohne produktive Tätigkeit lediglich durch unlauteres Geschäftsgebaren entstanden sind, haben mit einer Besteuerung nichts zu tun. Sie gehören vor den Staatsanwalt und müssen mit samt einem Teil des früheren Vermögens des betreffenden eingezogen und der „Ehrenmann" selbst muß noch in anderer Weise bestraft werden.

Eine Gefahr liegt darin, daß man Kriegsgewinne durch Verschleppung ins Ausland vor der Besteuerung zu bewahren suchen wird. Das zu verhindern und die Kriegsgewinne richtig zu erfassen, sind aber Aufgaben, die von der Regierung unbedingt gelöst werden müssen.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Aber es muß hier ausdrücklich und eindringlich betont werden, daß von der Art, wie unsere Regierung diese große und schwierige Aufgabe der Einziehung der Kriegsgewinne lösen wird, viel, sehr viel für die Zukunft unseres Volkes abhängt.

Denn würde man, wie es jetzt den Anschein hat, der Gewinnsucht das Zugeständnis machen, daß nicht der ganze Kriegsgewinn, sondern nur ein geringer Teil an den Staat abgeliefert wird, so ergeben sich folgende Zustände:

Der im Lande Bleibende darf sich große Gewinne aneignen, während andere dafür Leib und Leben aufs Spiel setzen und gleichzeitig ihren Beruf.

Der „Händler" würde dadurch zu einem Menschen erster Klasse emporsteigen, der „Held" zu einem solchen zweiter Klasse herabgedrückt werden, und während es gilt, dort draußen den englischen „Händlergeist" niederzuringen, würde hier im Inneren ein viel schlimmerer bald die Oberhand gewinnen.

Der „Händler" darf sich Millionengewinne einstecken, während für den „Helden" aus Dankbarkeit Almosen gesammelt werden.

Die Blüte des deutschen Adels liegt auf den Schlachtfeldern. Jene Junker, die vor dem Kriege von gewissen Zeitungen und Witzblättern in der niedrigsten Weise beschimpft und selbst im Auslande in Verruf gebracht wurden, haben als Offiziere ihre höchste Vaterlandspflicht erfüllt und sich selbst geopfert, ganze Adelsfamilien sind ausgestorben, und an ihre Stelle würden nun die „Handelsbarone" treten, die ihre Vaterlandsliebe nur durch die Aussicht auf sehr hohe Gewinne plötzlich entdeckten, und denen als Anerkennung dafür künftig die Führung des deutschen Volkes anvertraut werden würde.

Man lächelt verächtlich über russische Zustände, wo die Großfürsten die Kriege dazu benutzen, sich die Taschen zu füllen, und übersieht ganz, daß wir doch nahe daran sind, gewissen Leuten die gleiche Beschäftigung bei uns einzuräumen.

Muß es nicht wunder nehmen, wenn gerade diejenigen, die da rufen, das Deutsche Reich dürfe mit Rücksicht auf die zu Kriegsbeginn gegebene Losung, „Deutschland führe keinen Eroberungskrieg", nun auch keinen Zuwachs jenseits seiner Reichsgrenzen anstreben, wenn gerade diese Flaumacher nichts darin finden, unter dem Schutze des Burgfriedens hier im Innern für ihr eigenes Vermögen einen bedeutenden, ja vielfachen Zuwachs zu erreichen, und das nun als etwas ganz Selbstverständliches nur ihrer Tüchtigkeit Entsprechendes hinstellen.

Und wenn nicht die Regierung und jeder Einzelne sich zu der Ansicht bekennt, daß einer Wehrpflicht für den einen Teil unserer Bevölkerung gleichzeitig eine Opferpflicht für den andern gegenüberstehen muß, dann würden wir wahrlich um nichts besser sein, als das „Händlervolk" der Engländer, und der Krieg, der große Erzieher, hätte uns nicht auf die Stufe gehoben, die des furchtbaren Ringens würdig ist, sondern den deutschen Idealismus, das köstlichste unserer Güter, vernichtet.

Es war immer die Sehnsucht eines freien Volkes, sich willig unterzuordnen einem Manne seines Vertrauens zur Erreichung eines großen Zieles. Wo bleibt der hochgemute Führer in dieser Not eines großen Volkes, der ihm Hochziele bietet, nach denen es schon zu lange vergeblich verlangt hat, der es emporreißt und mit fester Hand hindurchführt durch die vielen Klippen, Sümpfe und Nebel zur reinen Höhe echten Deutschtums?

# Menschenrechte — Menschenpflichten.

Von Stadtschulinspektor Konrad Schubert, Altenburg (S.-A.)

Der Weltkrieg hat eine große Anzahl Schlagwörter außer Kraft gesetzt, die vordem die Sinne umnebelten, und die förmlich angebetet wurden. Andererseits wird der große Umwerter Weltkrieg neue Hochbilder auf den Thron heben. Nun ist es freilich nicht etwa so, daß jene alten Gedankenprägungen sich als vollständig falsch erwiesen hätten, sondern es bleibt immer noch ein Teil von ihnen in Geltung und hat seine Berechtigung, aber ihre unbeschränkte Oberherrschaft hat ein Ende gefunden, sie haben ihre Arbeit getan in der geistigen Entwickelung der Völker, sie werden nun abgelöst von entwickelungsfähigen, siegreich hervortretenden neuen Gedanken.

Seit der französischen Staatsumwälzung von 1789, dieser großen Umgestalterin der gesamten menschlichen Anschauungsweise, sind als wichtigste einflußreichste Gedanken tätig gewesen die großen Drei:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Das waren die Urbegriffe, die dem gesamten Denken für 100 und mehr Jahre die Richtung gewiesen haben. Bis in unsere Zeit beruhte die Hoffnung vieler Millionen auf der Verwirklichung dieser Leitgedanken. Denn sie waren tatsächlich solche und haben fruchtbarste Arbeit getan. Auf sie war die gebildete Menschheit stolz. Alle neuartigen großen Bestrebungen wurden von jener „Erklärung der Menschenrechte" von 1789 hergeleitet. Die großen Drei haben sich in der Tat gedankenzeugend und volksveredelnd erwiesen.

Aber die Menschen sind zu Knechten jener „Menschenrechte" geworden, diese sind zu Glaubenssätzen erstarrt, wurden einseitig, wurden überspannt bewertet. Sie haben nun ihre Aufgabe erfüllt. Das lehrt die große Zeit, in der wir leben. Man spricht mit Recht von einem „Zusammenbruch jener Urbegriffe." Ein Wahrheitskern aber derselben wird allezeit bestehen bleiben. Nur ihre unumschränkte Herrschaft, ihr Götzentum ist jetzt gebrochen. Es gibt eben Werte im Aufgehen, in der Herrschaft, im Niedergang. Die Einseitigkeit jener Weltbegriffe nur muß bekämpft und klargestellt werden. Falsch war die Überspannung der Freiheit zur Ungebundenheit, zur Verneinung von Gut und Böse, zum Kampf gegen jede Unterordnung und gegen jedes überlieferte Ansehen, zur Gesetzlosigkeit, zur Sittenlosigkeit, zur Zügellosigkeit, zum Umsturz. Diese einseitige falsche Freiheitsverehrung ließ die gegenteiligen, wirklichen Werte der Verantwortung, der Pflicht, der Zusammengehörigkeit, der Selbstzucht, der Bindung, der Ehrfurcht zusammenschrumpfen und in den Hintergrund treten. So können wir also, dem schwedischen Professor Kjellen folgend, als neues großes Losungswort statt der Freiheit die Ordnung setzen. Die überragende Macht der „Organisation", zu deutsch Ordnung, hat unsre Zeit offenbart. Unsere gesellschaftlichen Verbände, unsere Familie, unsere Kirche, unser Staat, unser Heer, unsre Stadt- und Dorfverwaltungen, unsere ständischen (land-

wirtschaftlichen, kaufmännischen, handwerkerlichen) Verbände, unsere neu eingerichteten Kriegsgesellschaften haben sich als ordnunggebend, als starke, festgefügte Wirklichkeiten bewährt. Unser ganzes durch das höchststehendste Schulwesen der Welt erzogenes Volk sieht jetzt in einer noch immer weiter auszubauenden ordnenden Gliederung ein Wertvolles, ein unumgänglich Nötiges. Wo sie versagt, wird geklagt. Der Mißstand des Wuchers, die Auswüchse des Händlergeistes werden auf ihren Mangel zurückgeführt. Unsere Feinde haben widerwillig anerkennen müssen, daß in unserem Heere ein großartiges Werkzeug der Ordnung vorliegt, dem sie kein gleiches gegenüber zu setzen haben. Die sichere, zielbewußte Art mancher Anordnungen der Generalkommandos wurden als erlösend empfunden. Das neue Losungswort Ordnung wird sich wertezeugend erweisen; ihm werden Opfer gebracht werden müssen. Der Einzelne tritt zurück hinter der Gesamtheit. Die einseitige Betonung des Eigenichs, des Sichauslebens und Sichbehauptens, wird der Anschauung weichen, daß namens der Ordnung die Rolle des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit eine dienende sein muß; nicht das Persönlichkeitsleben oder die tiefere Veredelung der einzelnen Seele sollen unterdrückt werden, nur die Einseitigkeit, die Überspannung des Ichbewußtseins soll weichen. Die gesteigerte Sinnenlust und Bequemlichkeit, das äußerliche Wohlbehagen des Einzelnen, eine äußerliche Verfeinerung, worin viele ihr Lebensziel sahen, muß von persönlichen Opfern, Beschwerden und Einschränkungen abgelöst werden, als eine notwendige Folge der Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit, die ihre Forderungen erhebt, ja, die sogar das Opfer des Lebens heischt. Wir brauchen einen heldischen Geist. So erhebt sich ein höherer, umfassenderer Hochbegriff der Volksveredelung, der auch wohl und erst recht mit dem Kerne des Christentums, dem Opfergedanken, sich deckt.

So wie die Freiheit muß auch das zweite große Losungswort von 1789, die Gleichheit, der Überspannung und Einseitigkeit entkleidet werden. Sie war einst eine mächtige Streiterin gegen überlebte Gesellschaftsformen, gegen unberechtigte Standesvorrechte, gegen die Unterdrückung der Enterbten. Die Gleichheit wird, richtig verstanden d. h. als Gleichheit vor dem Gesetz, allezeit den in hundertjährigem Kampfe errungenen Platz behaupten. Aber man hat ihren Geltungsbereich ungebührlich ausgedehnt, es hatte sich vieler Geister eine Gleichheitsschwärmerei bemächtigt. Diese gilt es zu bekämpfen und durch eine andere Wertung zu ersetzen. Es galt als ein hohes Ziel, alle Menschen zu gleicher Höhe der Bildung, zu gleicher Möglichkeit des gesellschaftlichen Aufsteigens, zu gleicher Wertung zu führen. Dabei übersah man die Vielgestaltigkeit des Lebens, die Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Anlagen, die Eigenart der Geschlechter, den Einfluß von Umwelt, von Familienüberlieferung und Vererbung. Nicht Gleichheit sondern Ungleichheit aller Dinge und Wesen ist Naturgesetz! Im Ganzen gleich geartet, aber im Einzelwesen verschieden gestaltet sind alle Geschöpfe. Ein schöner Durchschnittsmensch war das Traumbild, alles wurde eingeebnet und be-

schnitten. Die Durchführung aber solcher Menschheitserziehungsgedanken würde eine ungeheure Verarmung und Herabschraubung der geistigen und sittlichen Größe eines Volkes bedeuten.

Wir brauchen Helden, Vorbilder, Führer des Volkes. Bei jener Auffassung werden die Kleinen vergrößert, die Großen verkleinert. Nicht zufällig ist jetzt das Wort durch die Lande gegangen: „Freie Bahn für alle Tüchtigen!" Das, richtig verstanden, ist ein lebenzeugendes, entwickelungssicheres Losungswort.

Wir ersehnen eine gesellschaftliche Ordnung, in der die Gaben, die Veranlagung, das Streben zu ihrem Recht und zu ihrer freien Auswirkung kommen können. Deshalb trete an die Stelle der falschen Gleichheit als zweites neues lebenzeugendes Losungswort die Gerechtigkeit. Sie muß auf den Thron gehoben werden im Staatsleben, im Schulwesen, sie wird die Begabten, die Tüchtigen an die rechte Stelle setzen. Sie wird nicht fälschlicher Weise alle Arbeit, etwa die körperliche und die geistige, für die Volksveredelung einfach gleichsetzen, so sehr sie den sittlichen Gleichwert selbstverständlich anerkennt.

Die wirklich überragenden Persönlichkeiten werden einen weiteren Wirkungskreis erhalten. Wir dürfen die sogenannte Volksseele nicht überschätzen; auch das, was man so gemeinhin öffentliche Meinung nennt, wird sich eine erhebliche Einschränkung gefallen lassen müssen. Man darf nicht der Mehrheitsanbetung verfallen, sondern muß mehr auf die Führer, die Großen, die Helden hören, solche auch in die Volksvertretungen zu bringen suchen, die in ihrem Fache das Beste zu sagen verstehen. Und die Schulerziehung? Sie kann nun und nimmermehr die Unterschiede der Begabung und des Eigenichs ausschalten, sie muß zwar, da sie Massenerziehung ist, einen gewissen Durchschnitt erstreben, aber ihre alte Forderung, soviel es irgend geht, die Ichbesonderheiten zu pflegen und auszubilden, wird neu aufleben, und der Streitfrage vom „Aufstieg der Begabten" gilt es neuerdings nachzusinnen. Endlich die Gleichheit der äußeren Güter? Auch in diesem Gedanken steckt ein hoher sittlicher Antrieb, der des gerechten Ausgleichs, aber in seiner Überspannung wird er unsinnig. Die Gerechtigkeit soll auch hier die Herrscherin werden, die den Händlergeist und das Schmarotzertum ausrottet, dem wirklichen Verdienste seinen gerechten Lohn sichert, die gerechten Anforderungen an ein menschenwürdiges Dasein erfüllt. Wir ersehnen eine Vergesellschaftung der Glieder unseres Volkes, in der alle Gaben und Anlagen des Einzelnen sich entfalten können, in der es hiernach auch Wertunterschiede, geistige Abstufungen und auch Besitzverschiedenheiten geben muß. Auch die staatsbürgerliche Gleichheit in Wahlsachen wird abgelöst durch das Werten der Stimmen, durch Berücksichtigung von Alter, Bildung, Besitz, Stellung bei Zumessung der Stimmen.

Und die letzte der drei großen Göttinnen von 1789, die Brüderlichkeit War nicht der Weltverbrüderungsgedanke ein herrlicher, ein hoch beglückender? Seid umschlungen Millionen! Der allgemeine Weltfriedensgedanke war für viele

richtunggebendes, höchstes Ziel. Er stimmt ja so schön mit der Lehre des Christentums von dem einen Hirten und der einen Herde zusammen. Der wachsende Weltverkehr und das damit verbundene Zusammenrücken der Völker des Erdballs schien dem Gedanken der Weltverbrüderung günstig. Große zwischenvölkische Verbindungsgedanken wurden auf wissenschaftlichen Versammlungen verkündet, Weltausstellungen waren eine anschauliche Verwirklichung der Menschheitsverbrüderung. Wissenschaft und Kunst kannten keine Ländergrenzen mehr, ihre Erzeugnisse fluteten befruchtend herüber und hinüber. Weltveredelung war ein neues Ziel. Eine Hauptforderung des 4. Standes sah in diesen Gedankengängen die Erfüllung der Glückseligkeit aller. Die Überspannung des Gedankens, der die Eigenart der Völker übersah und den Boden der Wirklichkeit verließ, führte zum Zusammenbruch. Auch hier wird eine künftige Friedenszeit zerrissene Fäden wieder zusammenknüpfen, ein förderndes Einvernehmen wird sicher wiederkommen. Aber zunächst gilt es ein anderes Losungswort für die Brüderlichkeit auf den Thron zu heben. Es heißt Vaterland. Dieses ewig wunderbare Wort erhebt sich in neuer Hoheit, in selbständiger Größe und Festigkeit. Hier sind die Wurzeln der Kraft, in diesem Worte strömt alle unsere Liebe zusammen. Hier sind unsere Brüder, mit denen wir leben und sterben wollen. Die Eigenart des eigenen Volkes zunächst hinauf zu entwickeln und alle seine Kräfte zu steigern, wird die erste Aufgabe sein, was dann der gesamten Menschheit fördernd zu gute kommt. Auch hier eine Fülle von Pflichten und Opfern! Wir müssen uns zunächst als Kinder eines Vaterhauses fühlen, hier freilich soll wahre Brüderlichkeit herrschen, hier kennen wir keine sich zerfleischenden Parteien mehr. So erhebt sich ein hohes, mit allen Kräften zu erstrebendes, auf dem festen Boden heimischer Erde stehendes neues und doch so altes Hochbild, verschwunden sind wieder einmal alle weltbürgerlichen Nebel und Traumbilder. Wir waren auf dem falschen Weg. Die Vaterlande sollen sich nicht in die Menschheit verlieren und auflösen; die völkische Veredelung ist der rechte Weg zur Menschheit, zum Christentum. So wird der Weltkrieg von 1914—17 zu einer großen, viel größeren Umwälzung der Denkweise führen, als die Staatsumwälzung von 1789. Von Deutschland aus sollen die neuen Losungsworte ihren Siegeszug über die ganze Welt antreten. Der Dreiheit der Menschenrechte, einst aus dem französischen Volksgeiste hervorgegangen, stellen wir zur Seite das Dreigestirn der Menschenpflichten, in deutscher Volkseigenart von altersher eingebettet und aus der deutschen Not neu geboren, nicht ein Entweder — oder, sondern ein Sowohl — als auch aufstellend,

Ordnung, Gerechtigkeit, Vaterland!

# Die rassische Zusammensetzung der Völker im Weltkriege.

Von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Gotha.

Die Gründe, die für die Entstehung dieses Weltkrieges angeführt werden, sind je nachdem, ob man das eine oder das andere der daran beteiligten Völker ins Auge faßt, sehr verschieden. Vom französischen Standpunkte aus wird der Wunsch, für 1870/71 Rache zu nehmen und Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen, angeführt; in Rußland ist es der unersättliche Machthunger und das Streben, alle slawischen Völker in einem Reiche zu vereinigen; die Triebfeder Englands ist schnöder Krämergeist, aus dem wieder die Anmaßung, allein die Meere beherrschen zu wollen, entspringt. Wer nur an einzelne Ereignisse denkt, sieht in der hinterlistigen Ermordung des österreichischen Thronfolgers den Anlaß zum Kriege.

Alle diese Gründe werden mit vollem Rechte vorgebracht, sie sind aber nicht die letzten Ursachen desselben, sondern diese Ursachen liegen viel tiefer. Dieser Krieg ist der erbitterte Kampf von Rassenmischlingen gegen reine Rasse, der Unkultur gegen Kultur.

Kultur ist der höchste Ausdruck des Lebens eines Volkes, sie ist der Inbegriff seines geistigen Wesens, seines Fühlens und Denkens. Jede Rasse besitzt körperliche Merkmale, die allen ihr Angehörigen gemeinsam sind und sie scharf von anderen Rassen unterscheiden. Außer dieser körperlichen Erscheinung besitzt sie aber auch eine geistige Erscheinung, d. h. auch im Fühlen und Denken besitzt sie bestimmte allen ihr Zugehörigen und nur diesen eigene geistige Merkmale als Grundlage ihrer Kultur, durch die sie von dem geistigen Wesen anderer Rassen durchaus unterschieden wird. Rasse und Kultur sind also zwei sich deckende Begriffe, und die verschiedenen Worte bezeichnen nur, ob man im besonderen Falle mehr vom Körperlichen oder vom Geistigen an die Betrachtung herantritt.

Aus dem Gesagten wird wohl jedem deutlich werden, daß wahre Kultur nur bei reiner Rasse entstehen kann, mischrassige Völker aber weder Kultur erzeugen, noch eine bestehende weiter entwickeln können. Ein alter deutscher Rechtsspruch sagt sehr tiefsinnig: „Das Kind folgt stets der ärgeren Hand." Dieser Satz allein beweist schon die bewundernswerte Höhe und Schärfe in der Naturbeobachtung unserer germanischen Vorfahren. Aus der Natur ist er in das Recht herübergenommen. Das Kind, das aus der Ehe von Angehörigen verschiedener Rassen entspringt, zeigt einzelne Merkmale beider Rassen in seiner Erscheinung, von keiner Rasse aber alle, da es eben auch Kennzeichen der anderen besitzt. Darum gehört es keiner der beiden Rassen ganz an und ist als Mischling schon rein äußerlich zu erkennen. Ebenso ist es mit den geistigen Eigenschaften dieses Kindes. In einigen Teilen seines Denkens und Fühlens wird es dem einen Elternteile folgen müssen, in anderen dem anderen Teile, stets aber erfährt es Hemmungen,

weil, wenn es der Geistesrichtung des einen Elternteiles scheinbar folgt, es sofort wieder durch die Eigenschaften des anderen nach anderer Richtung hin abgezogen wird. Dadurch entsteht ein Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit, deren Folge natürlich eine Hemmung der höheren Eigenschaften und ein Hinneigen zu den niedereren sein muß; so folgt das Kind der ärgeren Hand schon nach Naturgesetz. Es beweist daher das hochentwickelte Rassegefühl der Germanen, daß sie, ohne damals am Menschen selbst diese Folgen der Vermischung vor Augen zu haben, dennoch schon aus der Beobachtung der Natur dieses Gesetz erkannten und es dann auch in ihr Recht für die Einteilung nach Ständen übernahmen.

Wie es sich aber mit einzelnen Mischlingen verhält, so ist es auch bei Mischvölkern. Solche Mischvölker entstehen dort, wo entweder Völker verschiedener Rassen räumlich nahe aneinander grenzen, oder wo ein Stamm einer bestimmten Rasse auf Wanderungen in die Gebiete einer anderen Rasse eingedrungen ist. Solchen Mischvölkern geht es natürlich ebenso wie den einzelnen Mischlingen. Da sie keiner Rasse ganz angehören, erleiden sie Hemmungen des Geisteslebens, sie schwanken zwischen den beiden Elternrassen hin und her, haben keinen festen geistigen Boden und können darum Teile der Kulturen beider Rassen als etwas Fertiges übernehmen, können aber keine dieser Kulturen weiter entwickeln, geschweige denn selbst Kultur schaffen. Echte Kultur ist unlösbar an reine Rasse gebunden.

Einige Beispiele mögen dies erhärten. Die arischen Inder blieben nicht vor Mischungen mit eingeborenen Rassen des Landes, besonders mit den dunkelhäutigen Drawidas, völlig bewahrt. Von solchen Mischungen gibt das Schrifttum des Sanskrit lehrreiche Beweise. Manche altindische Werke unterscheiden sich stark von der reinen Sanskrit-Sprache. So die Fabel-Sammlung Hitopadescha, deren Wortschatz völlig dem arischen Sanskrit angehört, während die Satzbildung und viele andere Bestandteile der Grammatik durchaus unarisch sind. Ähnlich, nur umgekehrt verhält es sich in der armenischen Sprache. Die Armenier sind ein im Altertume entstandenes Mischvolk von arischen Phrygern mit den der besonderen kleinasiatischen Rasse angehörigen Chaldern; ihre Sprache folgt ganz der Grammatik arischer Sprachen, die sie aber auf einen gänzlich unarischen Wortschatz überträgt. — Die alten Ägypter gehörten der hamitischen Rasse an. Diese ist aber selbst keine ursprüngliche Rasse, sondern in unvordenklichen Zeiten aus Mischungen entstanden. Daß hier ein starker arischer Einschlag mitspielte, beweisen zahlreiche auf arischem Einflusse beruhende Teile der ägyptischen Kultur, während andere Teile mehr an die Semiten gemahnen. Da diese letzteren selbst aber auch keine ursprüngliche Rasse sind, ist es eine noch ungelöste und viel umstrittene Frage, in welcher Kultur diese Teile älter sind. Das Ergebnis dieser noch nicht ganz aufgeklärten Mischungen war die ägyptische Kultur. Was ist aber an dieser das Bezeichnendste? Das ist der Eindruck eines starren Gebildes, das sich während des ganzen langen Bestehens dieser Kultur kaum merklich ändert oder weiter entwickelt; durch die ganzen

Jahrtausende der ägyptischen Geschichte bleibt der gleiche starre Zug der Kulturdenkmäler und die gleichen Einzelheiten, aus denen sie zusammengesetzt sind, bestehen. Nur einige Male scheinen neue Antriebe dazu zu kommen, und jedesmal ist dies Neue wieder der arischen Kultur entnommen, und den Anlaß gab nachweislich eine starke arische Einwanderung. Das eine Mal war dies um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, als Träger der ägäischen Kultur in großen Scharen nach Ägypten kamen und für einige Zeit starken Einfluß auf die Kunst der Ägypter gewannen; ein anderes Mal in der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Um diese Zeit ward das ägyptische Volk von zahlreichen Hellenen durchsetzt, und auf diesem helleniſchen Einflusse beruht es, daß die ägyptische Kunst viel von ihrer altüberkommenen Starrheit verlor, freier und lebendiger wurde.

Derartige Beispiele ließen sich aus der Kulturgeschichte noch unendlich vermehren, hier mögen die angeführten genügen als einige Beweise, daß wahre Kultur auch nur bei reinen Rassen entstehen und bestehen kann.

Diese Ausführungen sind scheinbar weit abgeschweift von dem ursprünglichen Vorhaben über die rassische Zusammensetzung der Völker im heutigen Weltkriege zu berichten, sie waren aber, wie sich später ergeben wird, für das Verständnis des Folgenden nötig. Denn, wenn auch mit Ausnahme der Japaner alle an diesem Kriege beteiligten Völker Sprachen des arischen Sprachstammes sprechen und sich selbst als Arier bezeichnen, so sind doch gewaltige Unterschiede zwischen diesen Völkern zu finden.*) Denn leider haben auch in Europa viele Völker ihre

*) Die Arier wurden bis jetzt zumeist mit den Namen Indogermanen, Indoeuropäer und ähnlich bezeichnet. Gegen diese Namen hat das Wort „Arier" aber gewaltige Vorteile. Erstens ist der Name Indogermanen kein rassischer, sondern ein geographischer Begriff; er soll die Ausbreitung der Arier, die äußersten Ländergebiete, die sie besiedelten, bezeichnen. In dieser Hinsicht ist er aber auch falsch gewählt, denn die Germanen sind weder, noch waren sie der am weitesten westlich wohnende arische Stamm, noch waren die Inder der östlichste. Das Ausdehnungsgebiet war stets ein anderes, zumeist ein viel größeres. Außerdem war dies Gebiet nie rein arisch besiedelt, sondern mitten durch sitzen und saßen stets mindestens noch drei andere Rassen, Kleinasiaten, Uralaltaier und Semiten in großen geschlossenen Massen und in weiten Landstrecken. Der Name Indoeuropäer ist ganz zu verwerfen, denn er wurde von unseren Feinden erfunden, um das Wort Germanen zu vermeiden. Diesen beiden gesuchten Namen gegenüber ist der Name Arier viel älter und natürlicher. Zuerst bezeichneten sich so die asiatischen Arier, die Meder und Perser, um sich nicht als Völker, sondern als Zugehörige ihrer Rasse, von ihren anders rassigen Nachbarn, Semiten usw., zu unterscheiden. In Europa war damals eine solche Rassenunterscheidung noch nicht nötig. Das Wort aber ist nicht in Asien entstanden, sondern ist allgemein arisch. Im Persischen und Sanskrit bedeutet es „vornehm". Es ist also ein Ausdruck des Rassestolzes. Von demselben Wortstamme kommt das Griechische „arion", besser, und „aristos", der Beste, ebenso wie unser deutsches Ordnungszahlwort „Erster". Man sieht also, ein mit Recht stolzer Sinn liegt in der Bezeichnung „Arier" die außerdem älter, natürlicher und ausdrucksvoller als das farblose Wort „Indogermanen" ist. Wer also noch echtes Rassegefühl und Rassebewußtsein besitzt, gebraucht das Wort „Arier" lieber und besser, als alle die anderen abgeblaßten und falsche Vorstellungen erweckenden Worte.

Rassereinheit nicht gewahrt. Diese Mischungen bei den Völkern im Weltkriege nachzuweisen, sollen die folgenden Untersuchungen dienen. Dazu müssen wir aber nochmals einen Ausflug in längst vergangene Zeiten machen und zuerst das noch nicht in Stämme geteilte, sondern noch einheitliche Urvolk der Arier kennen lernen.

Weiter als alle anderen Rassen können die Arier zeitlich zurück verfolgt werden, und zwar bis in die letzten Abschnitte der Eiszeit. Mitteleuropa war damals von einer ausgedehnten und mächtigen Gletscherschicht zum größten Teile bedeckt. Menschen konnten darum damals nur im äußersten Südwesten, auf der spanischen Halbinsel und in Südwest-Frankreich leben. Mit ihnen gleichzeitig bewohnten das Mammuth und das Renntier diese Gegenden. Die Menschen jener Zeit gehörten einer hochgewachsenen und langschädeligen Rasse an, die nach dem Fundorte Cromagnon, wo zuerst ein vollständiges Gerippe zutage kam, die Cromagnon-Rasse genannt wird. Diese Cromagnon-Leute waren nach Ausweis ihrer den Ariern völlig gleichen Körperbildung die ältesten Arier. Sie waren schon damals im Besitze einer verhältnismäßig sehr hohen Kultur, deren weitere Entwickelung wir von da ab durch alle Zeiten beobachten können. Es waren dies eben die Anfänge der später alle anderen Kulturen an Höhe weit überragenden arischen Kultur. Neben diesen Cromagnon-Menschen traten auf der spanischen Halbinsel schon bald zwei weitere ureuropäische Menschenrassen auf, und zwar eine ebenfalls langschädelige, aber kleiner gewachsene, die wohl nur als eine Spielart der größeren zu betrachten ist, und eine kleine mit kurzem, rundem Schädel. Diese drei Urrassen besiedelten getrennte Gebiete und vermischten sich nicht untereinander. Als dann das Eis sich nach Norden zurückzuziehen begann, und auch das kältere Gegenden liebende Renntier mit abwanderte, zogen die kleinen, besonders das Renntier jagenden Rundschädel dem Eise und ihrem Jagdwilde nach. So gelangten sie allmählich nach dem nördlichen Skandinavien, wo sie nach den Forschungen des Berliner Gelehrten Kossinna die Grundschicht des finnischen Volkes bildeten. Andere Zweige dieser Rasse waren unterwegs im nördlichen Frankreich und im heutigen Belgien haften geblieben, wo sie noch lange Spuren ihrer Anwesenheit, die sich besonders durch Funde von Schädeln und in der Gestalt von den bei den Cromagnon-Leuten üblichen Geräten abweichenden Werkzeugen kundgaben, hinterlassen haben. Wieder ein anderer Zweig war, dem Eise nachziehend, in die Gletschergebiete der Alpen gekommen und fand hier als sogenannte alpine Rasse neue Wohnsitze. Die kleinen Langschädel zogen, als die Wanderwege eisfrei wurden, nach der italischen Halbinsel. Die Urarier dagegen, die schon bald auch Ackerbau betrieben, zogen wohl langsamer auf drei verschiedenen Wegen aus ihrer westeuropäischen Urheimat. Ein Zweig gelangte nach dem nördlichen Deutschland und nach Südskandinavien. Hier bildeten sie das Volk der Nordarier, von denen bald der Stamm der Germanen eine überwiegende Bedeutung für die Entwicklung der arischen Kultur gewann. Ein anderer Zweig gelangte nördlich der Alpen,

durch das südliche Deutschland und Österreich wandernd, in die Donautiefebene; sie nennt man die Südarier, während ein dritter Teil teils nach der Nordküste Afrikas kam, teils, die Inselbrücken des Mittelländischen Meeres benutzend, nach Kreta und dem südlichen Griechenland wanderte. Dies waren, wie ich an anderen Orten nachgewiesen habe, die Pelasger.

So ward bald nach der Eiszeit ganz Europa, von geringen oben erwähnten Teilen abgesehen, von Ariern besiedelt, die sich bei ihrer Ausbreitung auf den verschiedenen Wegen in Stämme und Völker geteilt hatten. Diese Wege lassen sich durch die Kultur-Hinterlassenschaften, die jetzt durch Ausgrabungen in zahreicher Menge wieder zutage gefördert werden, noch heute genau feststellen. Wir erkennen daraus, welch erstaunliche Höhe die arische Kultur schon in der westlichen Urheimat erreicht hatte und in welch reicher und mannigfacher Weise sie von den einzelnen Stämmen weiter entwickelt wurde. Überall sind als Gemeinsames die schon in der Urheimat gewonnenen Grundgedanken der Kultur zu erkennen, die dann von den einzelnen Stämmen in besonderer Weise weiter entwickelt wurden. Nicht nur die Gestaltung und Verzierung der Geräte des täglichen Lebens, die Art, wie unsere ältesten Vorfahren wohnten und ihre Toten bestatteten, sondern auch ihre geistige Kultur, der Gottesglaube, der Mythos und die Art der Götterverehrung erstehen aus den uralten Kulturresten heute wieder vor unseren Augen. Dies alles aber reicht in Zeiten zurück, aus denen von den Kulturen anderer Rassen in anderen Ländern auch nicht die geringsten Spuren mehr Kunde geben. Leider verbieten es Raum und Zweck dieser Schrift, weiter auf die Einzelheiten einzugehen, dies ist aber in anderen Schriften von mir, von Professor Kossinna und von Dr. G. Wilke schon mehrfach geschehen. Nur einer wichtigen Tatsache muß ich hier noch gedenken, daß nämlich die Arier schon in den ältesten Zeiten bereits eine Schrift besaßen, als alle anderen Rassen noch schriftlos ihr Leben fristeten. Anfänge dieser Schrift finden sich schon in der älteren Steinzeit, als noch das Rentier im westlichen Europa lebte, also Mitteleuropa unter Eis lag. Noch in der alten Urheimat wurden in den Dolmen bei Alvao in Portugal aus jüngeren aber doch noch sehr alten Zeiten auch längere Inschriften auf flachen Steinen gefunden, die man zwar nicht lesen kann, die sich aber nach der Fundstelle auf die fromme Pflege der Toten beziehen müssen.

Diese Schrift nahmen dann die Arier auf ihren Wanderungen mit sich. Die germanischen Runen weisen diesen ersten Schriftzeichen ganz ähnliche, verwandte Gestalt auf, und sämtliche europäischen Schriften haben darin ihren Ursprung. Auch nach Kreta nahmen die Palasger diese Schrift mit sich und entwickelten sie weiter. Tausende von Inschrifttäfelchen aus den Palästen von Knossos und Phaistos haben diese leider auch nicht lesbare Schrift bis heute bewahrt. Dieselbe Schrift in jüngerer, bereits lesbarer Gestalt wurde auf Cypern noch im ersten vorchristlichen Jahrtausend zu griechischen Inschriften angewandt. Die

Palasger trugen diese Schrift aber noch weiter. Durch Völkerwanderungen wurden sie um 1200 v. Chr. gezwungen, sich auch in Asien neue Wohnsitze zu suchen. Diese fanden sie in Syrien und Palästina, wo sie als Philister ein neues Reich begründeten, das auch nach ihnen den Namen Palästina erhielt. Hier kamen sie später mit den Juden in Berührung, die, obwohl nicht reine Semiten, sondern ein semitisch-kleinasiatisches Mischvolk, sich doch der semitischen Keilschrift, die viele Unbequemlichkeiten bot, bedienten. Die Juden und die aus der gleichen Völkermischung stammenden Phöniker übernahmen dann von den arischen Philistern die bequemere, bessere Schrift, die fortab in etwas veränderter, dem Hebräischen angepaßten Gestalt unter dem Namen der hebräischen oder phönikischen Schrift bekannt blieb.*)

Die Arier hatten also eine Kultur viel früher als andere Rassen, und diese Kultur war von einer Höhe, daß die Völker anderer Rassen, wenn sie mit Ariern in Berührung kamen, stets gerne etwas von dieser höheren Kultur für sich übernahmen. Dieser Umstand zeigt, welchen Gefahren der kulturellen Erniedrigung ein arisches Volk sich aussetzt, wenn es durch Blutmischungen seine Rassereinheit preisgibt. Dieser Gefahr sind aber alle uns feindlichen Völker Europas schon lange erlegen. Betrachten wir nun zunächst, aus welchen Rassemischungen die einzelnen Völker unserer Feinde hervorgegangen sind.

**Die Franzosen.** Wir haben schon oben gesehen, daß ein Teil der kleinen kurzköpfigen Urrasse in Gebieten des heute französischen Bodens seßhaft wurde. In benachbarten Gebieten lebten, ohne sich noch mit ihnen zu vermischen, arische Stämme. Bald aber kamen in noch sehr frühen Zeiten im Süden Leute einer dritten Rasse hinzu. Das waren die kleinasiatischen Ligurer, die infolge irgendwelcher, noch nicht erforschter Ereignisse in Kleinasien über die Inseln des Mittelländischen Meeres nach Südfrankreich gelangten. Die Inseln Sardinien und Korsika zu besiedeln, war ihnen gelungen, als sie aber auch auf dem Festlande festen Fuß zu fassen versuchten, gelang ihnen dies nur an den Küstenstreifen, denn ins Innere konnten sie nicht eindringen, weil sie dieses bereits von den Ariern stark besiedelt fanden. Diese drei Rassen wohnten vorläufig noch in getrennten Gebieten. Dieser Zustand wurde aber bald durch neue Völkerzuzüge in bedenklichem Maße gestört. Noch in frühen Zeiten des Altertums kamen von Osten her über den Rhein die Kelten, ein ursprünglich den Germanen sehr ähnlicher arischer Stamm. Dieser Stamm war aber selbst nicht durchaus rein im Blute geblieben, und darum war schon bald sein Aussehen in verschiedenen

*) Genaueres darüber steht in meinen Schriften: „Alter und Ursprung der Buchstaben-Schrift im Archiv für Schriftkunde". I. Heft; „Beziehungen zwischen Orient und Occident im Becken des Mittelmeeres" im Orientalischen Archiv Band 2; „Buchstaben-Reihe und Mythos" in Memnon VII; in „Halle der Kultur", des amtlichen Führers der internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Leipzig 1914, S. 77 ff.

Gegenden sehr verschieden. Einige Teile der Kelten waren auf ihren Wanderungen weit nach Osten verschlagen worden und gelangten teils in das südliche Rußland, teils auch nach Asien. Da sie hier aber keinen Raum fanden, neue Wohnsitze sich zu gründen, führten sie lange ein Wanderleben. Noch in der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends berichtet die Geschichte von Gallierzügen in Kleinasien, z. B. nach Pergamon. Andere Teile der Kelten waren schon frühzeitig wieder nach Europa zurückgewandert; dennoch müssen sie im Osten Rassenmischungen anheimgefallen sein, denn erstens weist die keltische Sprache einige Eigentümlichkeiten auf, die von dem Baue der anderen arischen Sprachen abweichen, also von außen hereingebracht sein müssen, zweitens gehen die Schilderungen römischer Schriftsteller, die über das Aussehen der Kelten berichten, weit auseinander. Manche von ihnen beschreiben sie als den Germanen völlig gleich, andere dagegen berichten, daß sie von kleinerem Wuchse und dunklerem Haare seien. Es scheint also ganz darauf anzukommen, wo der betreffende Schriftsteller Kelten kennen gelernt, ob in solchen Gegenden, wo sie ganz rasserein waren, weil ihre Vorfahren die Wanderzüge, die sie aus Europa herausführten, nicht mitgemacht hatten, oder in solchen, wo gemischte Rückwanderer wieder Wohnsitze gefunden; auch eine Vermischung in Frankreich selbst mit der kleinen, kurzschädeligen Rasse wird an dem verschiedenen Aussehen mitgewirkt haben. Jedenfalls besiedelten gemischte und ungemischte Kelten das ganze heutige Frankreich bald so stark, daß die Römer es nach ihnen als Gallia benannten; dadurch kamen sie aber auch mit allen drei obengenannten Rassen in nahe Beziehungen, so daß Mischungen nicht ausgeblieben sein können. Infolge davon hörte allmählich auch das selbständige Bestehen der beiden nichtarischen Rassen auf, sie wurden aufgesogen, und ihr Blut verteilte sich über die gesamte Bevölkerung Galliens.

Der Einfluß der europäischen kleinen Rasse ist bis heute noch kenntlich an dem kleinen Wuchse eines großen Teiles des französischen Volkes, an den vielen dort vorkommenden Rundschädeln und der allgemein dunkleren, brünetteren Erscheinung. In anderer Weise läßt sich der kleinasiatisch-ligurische Einschlag noch jetzt erkennen, nämlich in der Sprache und zwar besonders an den Zahlworten. Die Arier gebrauchten für ihre Zahlenreihe die Einteilung nach Zehnern, d. h. nach je 10 Zahlen beginnt eine neue Gruppe von wieder 10 Zahlen, die unter sich wieder von 1 bis 10 geordnet sind. In den Sprachen der kleinasiatischen Völker dagegen war die Zählung nach Zwanzigern üblich, und davon sind Spuren bis in das heutige Französisch geblieben. Auf soixante neuf folgt nicht septante, sondern soixante dix, soixante onze und so weiter bis quatre-vingt; also viermal zwanzig statt achtzig, während von sechzig an durch die Fortzählung von neunundsechzig bis sechzig und neunzehn ebenfalls schon eine Zwanzigergruppe vorangeht, der eine zweite von quatre-vingt bis quatre-vingt dix neuf folgt.

Wiederum neues fremdes Blut drang von Süden aus in Frankreich ein, als

die Griechen dort ihre Hafenstadt Massilia — heute Marseille — gründeten. Der blühende Handel dieses Ortes bewirkte es, daß sehr bald eine phönikische Handelskolonie sich dort niederließ, also Leute der kleinasiatisch-semitischen Mischrasse, die wir bereits kennen lernten; und diesen folgten dann aus Nordafrika der gleichen Rassenmischung angehörige Punier von Karthago. Inzwischen waren im Norden Frankreichs und im heutigen Belgien Germanen eingewandert, hatten die bereits mit Kelten gemischten Rundköpfe nach den mittleren Teilen Frankreichs verdrängt und brachten frisches, reinarisches Blut in diese Gegenden, die fortab bis auf unsere Tage auch stets den stärksten germanischen Einschlag behielten und dadurch stets der kulturell wertvollste Teil Frankreichs blieben. Schon die alten Römer berichteten von diesen Germanen. Es folgten dann die Kämpfe Julius Cäsars gegen Gallien und danach die Welteroberungskriege der römischen Kaiser, wodurch Gallien auch durch lange Zeiten der Tummelplatz römischer Legionen wurde. Dies zog wieder manche neue Blutsvermischung nach sich; besonders als die römischen Heere in Gallien feste Lager bezogen, und ausgediente Soldaten als Handwerker oder in sonstigen Berufen oft dauernd dort wohnen blieben. Das römische Heer war in diesen Zeiten nicht nur von Römern gebildet, sondern ganze Legionen bestanden aus Leuten, die aus allen von den Römern besiegten Ländern ausgehoben waren, und die Einwohner dieser Länder in Asien und Afrika gehörten allen Rassen an, so daß schon durch diese Heere ein entsetzliches Rassen-Chaos entstand, das überall dort, wo die Legionen durch lange Zeiten hinversetzt wurden, eine Schar von Rassenmischungen, die Blut aller damals bekannten Völker in sich hatten, zurückließ.

Noch einmal schien es so, als würde durch neue germanische Stämme eine Auffrischung des Blutes und damit Reinigung der Rasse ermöglicht, als die Burgunder, Gothen und Franken in das Land einzogen. Aber manche Stämme, wie z. B. die Gothen zogen auf der Wanderung nur durch Frankreich durch und gründeten dann ein neues Reich in Spanien, andere wurden in einigen Gegenden zwar ansässig und herrschten als Herrenschicht über das Land, ihre Zahl reichte aber doch nicht aus, um der bereits längst eingerissenen Rassenverderbnis wirklich Einhalt zu gebieten. Nur im Nordosten saßen die Franken in solcher Zahl und geschlossener Masse fest, daß das ganze Land Frankreich bis heute noch nach ihnen benannt ist. Aber das war eben nur ein Teil des viel größeren Landes, und schon den Burgundern war es südlich der Franken nur möglich, ein kleineres Reich am Ostrande Galliens zu begründen. Dennoch war der Kultureinfluß dieser teils durchziehenden, teils seßhaft gewordenen Germanen ein gewaltiger. Von dem gothischen Baustile erklären viele Gelehrten, er trage diesen Namen mit Unrecht, denn er sei nicht ursprünglich germanisch, weil, wie einige anführen, die ersten Bauten dieses Stiles auf heute französischem Boden entstanden seien, während andere den der Gothik eigenen Spitzbogen als arabischen Ursprunges und von

den Arabern, die im frühen Mittelalter in Spanien eindrangen, entlehnt bezeichnen. Beide haben Unrecht, denn die von den ersteren angeführten Bauten sind in Gegenden Frankreichs, die damals völlig germanisch besiedelt waren, und was den vermeintlichen arabischen Ursprung betrifft, konnte der Baurat und Professor Haupt in Hannover nachweisen, daß die Anfänge des Spitzbogens schon viel früher in Skandinavien aus Bedürfnissen des Holzbaues entstanden sind, und daß, als germanische, besonders gothische Stämme nach dem Süden und Westen Europas zogen, sie dort ihre altheimische Bauweise nur einfach vom Holze in Stein übertrugen. So errichteten die Gothen in Spanien eine Kirche aus Stein, die nachweislich 50 Jahre vor dem Einfalle der Araber erbaut ist und doch den Spitzbogen schon voll entwickelt zeigt. Von den Gothen entlehnten dann die Araber den ihrer eigenen Baukunst bis dahin noch völlig fremden Spitzbogen, und die ersten Bauwerke des sogenannten maurischen Stiles entstanden in Spanien und nicht in der Heimat der Araber. Auch hier im Westen also wirkten die Germanen ebenso kulturauffrischend und neue Kulturmöglichkeiten mitbringend, wie wir es weiter unten noch in Italien bemerken werden.

Da aber, wie schon oben gesagt, die Germanen einerseits in der Zahl nicht ausreichten, andererseits die Rassenverwilderung im ganzen Lande schon zu weit eingerissen war, geschah es bald, daß ganz Frankreich in drei dem Blute der Einwohner nach völlig verschiedene Teile zerfiel. Der Norden und Nordosten war zum größten Teile rein germanisch besiedelt, der Süden romanisch auf ligurischer Grundlage. War daher der Süden schon recht unrein im Blute, so saß der von den kleinen europäischen Kurzköpfen abstammende und dann mit dem Blute unzähliger Rassen vermischte Teil der Bevölkerung in der Mitte des Landes in großer Masse zusammen. Dieser mittlere Teil war natürlich der unfähigste, eine Kultur zu entwickeln; darum bildeten sich im Nordosten und im Süden zwei Kulturmittelpunkte, die besonders in der Baukunst deutlich zu unterscheiden sind. Im Norden ward bald das Kreuzgewölbe herrschend — wieder ein Beispiel, daß die Teile des gothischen Stiles rein germanischen Ursprunges sind —, während im Süden das römische Tonnengewölbe und die Raumeinteilung der Basilika allein in Geltung blieben; die Mitte des Landes dagegen, als der rassisch am stärksten gemischte Teil, blieb kulturell ganz belanglos. Der spätere französische Adel war fast durchweg germanischen Blutes, und der als Begründer der Rassenforschung mit Recht berühmte Graf Gobineau konnte, obwohl er als französischer Gesandter in politischer Hinsicht ein guter Franzose war, dennoch nachweisen, daß in seinen Adern nur germanisches und kein Tropfen romanischen Blutes floß. Ein anderer Rassenforscher, Ludwig Woltmann, untersuchte die Rassenmerkmale von 250 berühmten Franzosen, und das Ergebnis dieser Forschung war, daß 70 vH. germanische Merkmale aufwiesen, 25 vH. das brünette Aussehen des romanisierten Südens zeigten, und nur 5 vH. in keine dieser beiden Gruppen

paßten und der besonders stark rassisch gemischten Mitte des Landes angehörten.

Schon diese Beispiele beweisen, welch' gewaltigen und segensreichen Kultureinfluß die Germanen auf Frankreich ausübten, und daß das Land ohne diesen starken germanischen Einschlag an seinen zahllosen Rassenmischungen kulturell längst zugrunde gegangen wäre. Darum war es auch in rassischer und kultureller Hinsicht sehr klug von Ludwig dem Frommen gehandelt, daß er im Vertrage von Wirten — heute Verdun genannt — das Land nach völkischen Gesichtspunkten unter seine drei Söhne teilte. Der eine erhielt den germanischen Norden, der andere den romanisierten Süden, und der dritte die damals zum Teile wohl noch keltische aber bereits stark durch Mischungen im Blute verunreinigte Mitte. Um diese Zeit erfolgte aber nochmals ein starker Zustrom fremden Blutes, als die Araber, die in Spanien festen Fuß gefaßt hatten, auch nach Osten über die Pyrenäen nach Frankreich übergriffen und nicht nur selbst als neuer, fremder, semitischer Bestandteil sich ansiedelten, sondern auch zahlreiche Juden und semitisierte nordafrikanische Berber mit sich dorthin rissen.

Das ganze Volk der Franzosen ist also aus unzähligen Rassenmischungen entstanden und wäre darum kulturell stets völlig bedeutungslos gewesen, wenn nicht einzelne Teile immer wieder germanisches Blut und germanische Kultur zugeführt erhalten hätten. Aber das germanische Blut war eben dadurch auch immer großen Fährnissen ausgesetzt. Überall, wo Mischungen auftreten, wird das edlere Blut schneller erschöpft als das minderwertige, und außerdem traten Ereignisse ein, die besonders für die Germanen in Frankreich verhängnisvoll wurden. Die Reformation, wie sie von Luther gedacht war, bedeutet eine Germanisierung des Christentums, darum fand sie besonders in den germanischen Teilen Frankreichs Anhänger. Diese wurden aber in den mit der Bartholomäusnacht anhebenden und lange währenden Kämpfen gegen die Hugenotten teils ermordet, teils waren sie gezwungen, das Land zu verlassen. Ähnlich geschah es dann in der großen Revolution, die ein Kampf der Volksschichten unreinen Blutes gegen das reiner erhaltene war; darum wendete sie sich hauptsächlich gegen den Adel, der größtenteiles germanisch war und, soweit er nicht den Aufständischen zum Opfer fiel, ebenfalls vielfach sich zur Auswanderung genötigt sah. Dadurch ward aber der germanische Bestandteil des Volkes furchtbar geschwächt; und seitdem überwiegen die Mischlinge an Zahl und Einfluß. Auch in der äußeren Erscheinung machen sich heute im Volke die kleine, dunkelgefärbte Kurzkopfrasse und alle die später hinzugekommenen andersrassigen Fremdlinge immer mehr und mehr geltend. Damit aber ist die Möglichkeit, jemals wieder eine wahre Kultur zu besitzen, endgültig dahin, das Volk ist durch die Blutsmischungen dem völligen Rassenverfalle rettungslos preisgegeben, und dies ist die Wurzel des ewigen Grolles und Neides gegen das reinere deutsche Volk.

**Die Engländer** werden oft als unsere germanischen Vettern bezeichnet und halten sich selbst für Germanen. In Wirklichkeit ist aber dieser Einschlag ein recht geringer, und die fremden Bestandteile überwiegen bei weitem. Als die erste Besiedelung Englands erfolgte, waren die britischen Inseln noch nicht allseitig vom Meere umschlossen, sondern noch in Verbindung mit dem Festlande. Über die Verbindung gelangte zunächst ein Teil der kleinen, kurzköpfigen Rasse dahin, der die ersten Ansiedler dieses Landes darstellt. Später sind dann auch einige der großen Cromagnon-Leute nachgefolgt. Zwei weitere Einwanderungen, die noch in sehr frühen Zeiten erfolgten, lassen sich zeitlich nicht mehr genauer bestimmen. Die eine war die der Kelten, die, wie wir schon in Frankreich sahen, in manchen Stämmen viel von ihrer Rassereinheit verloren hatten, und in Frankreich selbst, woher sie ja nach England kamen, noch mancherlei Mischungen ausgesetzt waren. Die andere Einwanderung kam vom Westen her und brachte Scharen der kleinasiatischen Rasse ins Land. Die Ligurer an der Südküste Frankreichs haben wir schon oben kennen gelernt. Es war aber nur ein Teil der über das Meer gekommenen Kleinasiaten, der hier Wohnsitze finden konnte. Ein großer Teil mußte, da ein Eindringen in das bereits dicht besiedelte Innere des Landes nicht möglich war, längs der Küsten weiter westwärts ziehen und besiedelte dann als Iberer die am Meere gelegenen Teile Südspaniens und die Westküste Portugals. Da auch hier der Raum nicht für alle reichte, mußten viele noch weiter ziehen und gelangten nach den Westküsten Irlands und Schottlands. Diese Wege lassen sich bis heute noch nachweisen aus den archäologischen Kulturspuren, die diese Wanderer überall, wo sie hinkamen, hinterlassen haben, und die von der gleichzeitigen europäischen, arischen Kultur sich scharf unterscheiden. Diese Spuren sind besonders Gräber und runde turmartige Wohnbauten, die völlig anders angelegt und errichtet sind als die Gräber und Wohnungen der Arier in Europa, dahingegen aber Übereinstimmungen mit Denkmälern der kleinasiatischen Rasse in Kleinasien selbst zeigen. Als sogenannte Riesengräber und Nuraghen wurden sie zuerst von der Insel Sardinien bekannt. Ihr europäisches Verbreitungsgebiet erstreckt sich dann über Ligurien, den Süden und Westen der spanischen Halbinsel bis Irland und Schottland, und gibt damit sichere Kunde von der zahlreichen Anwesenheit dieser Fremdrasse in allen diesen Gegenden. Außerdem haben wir dafür, daß diese Zuwanderer Kleinasiaten waren, auch noch einen lebenden Beweis auf spanischem Boden, und diesen Beweis liefert das Volk der Basken in den Pyrenäen, das heute noch eine Sprache des kleinasiatischen Sprachstammes spricht.

Die älteste Bevölkerung der britischen Inseln setzte sich demnach aus denselben drei Rassen zusammen, wie die Ureinwohner Frankreichs, nämlich den europäischen kleinen Kurzköpfen, Kleinasiaten und später auch arischen, zum Teil aber selbst nicht mehr blutreinen Kelten. Auch hier haben die römischen Legionen und ihre festen Lager wohl stark für Durcheinanderwürfelung und Mischung der

Rassen gewirkt. Nach den Berichten römischer Schriftsteller scheint die keltische Sprache, als die des kulturell am höchsten stehenden Bevölkerungsteiles, zwar bald die herrschende geworden zu sein, daneben scheinen aber auch in mehreren Gegenden Sprachen der anderen Rassen gesprochen worden zu sein.

Als dann viel später Germanen nach England kamen, fanden sie eine ganz gleich gemischte Bevölkerung wie in Frankreich vor. Die ersten dieser Germanen waren Normannen aus Skandinavien. Sie kamen aber nicht unmittelbar aus ihrer Heimat, sondern waren zuerst mit ihren Wikinger-Schiffen im Norden Frankreichs gelandet, wo sie die noch heute nach ihnen benannte Normandie besiedelten. Von hier aus dehnten sie ihre Eroberungszüge auch nach dem südlichen England aus. Auch der Name der Bretagne in Frankreich, wonach später das britische Volk benannt wurde, zeigt, daß diese germanische Einwanderung von Frankreich aus erfolgte. Natürlich kamen diese Germanen nicht allein, sondern auch die Ureinwohner Nordfrankreichs gelangten mit ihnen dorthin. Damit war aber schon in diesen frühen Zeiten der Grund dazu gelegt, daß die englische Sprache keine rein germanische ist, sondern stark mit Französischem durchsetzt ist. Dann kamen aus dem heutigen Deutschland die Stämme der Angeln und Sachsen und unterwarfen sich das Land. Aber alle diese germanischen Stämme lagerten sich nur als Herrenschicht über die so mannigfach gemischten Ureinwohner und drängten ihnen einiges von ihrer Kultur und Sprache auf; sie waren aber an Zahl nicht stark genug, um diese vorgefundenen Ureinwohner zu verdrängen, die in geschlossenen Massen das ganze Land bewohnten; darum saßen die Germanen nur in der Südostecke des Landes in großer Anzahl, während die übrigen Gebiete teils von reinen Kelten, teils von der mischrassigen Urbevölkerung besiedelt blieben. Die Kelten waren nämlich früher weiter in das Innere des Landes eingedrungen, darum ist in großen Teilen Englands noch bis heute nicht Englisch, sondern Keltisch die Landessprache; ein Beweis, daß die Germanen wohl durch Macht, nicht aber durch zahlenmäßiges Überwiegen herrschten. Daß aber die Sprache der Gemischtrassigen, die doch weitaus in der Mehrheit waren, gänzlich verschwunden ist, beweist, daß diese dem Blute nach völlig aufgesogen wurden, ihr Blut also in Mischungen dem gesamten die britischen Inseln bewohnenden Volke mitgeteilt haben.

Gleich wie die Franzosen sind auch die Engländer aus einer langen Reihe von Rassenmischungen hervorgegangen; der Glaube, daß sie unsere germanischen Vettern seien, ist also, Gott sei Dank, grundfalsch und durchaus zu verwerfen. Wohl gibt es, wie wir es auch bei dem französischen Adel sehen, einige Engländer, deren Sippe ihr Blut rein germanisch erhalten hat; dieser sind aber gegen die gewaltige Zahl der Mischrassigen nur sehr wenige. Der Rassenverfall Englands ist auch an der Sprache deutlich zu erkennen; nicht nur an dem starken Eindringen französischer und sonstiger romanischer Worte, das sich durch die geschicht-

lichen Ereignisse des Mittelalters, die immer wieder Zuflüsse französischen Blutes zur Folge hatten, bis heute immer mehr und mehr verstärkte, sondern ganz besonders an der Verschlissenheit der Sprache, die bereits zu fast vollständigem Aufgeben jeglicher Grammatik geführt hat. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich auch in dem spätrömischen Schrifttum. Wir besitzen einige wenige römische Schriften aus später Zeit, die, weil, wie wir noch sehen werden, auch das römische Volk rassisch verunreinigt war, denselben Mangel an Grammatik aufweisen. Besonders einige Vorschriftensammlungen für Maler zeigen dies deutlich, da die Grammatik hier völlig abgeschafft erscheint, denn in diesen Schriften gibt es keine Abwandlung der Haupt- und Zeitwörter mehr, sondern alle Hauptwörter sind durchweg nur im ersten Falle, die Zeitwörter in der Nennform gesetzt. Sprachgefühl ist ja, wie schon in der Einleitung gezeigt wurde, mit reiner Rasse eng verbunden. Das Rassegefühl ist aber den Engländern ebenso wie das Sprachgefühl gänzlich geschwunden. Dafür mögen noch zwei sehr bezeichnende Beispiele hier angeführt sein.

Eine in England weit verbreitete Ansicht, die man oft in den verschiedensten Gesellschaftskreisen hören kann, ist es, das englische Volk stamme von einem der 12 Stämme der Juden ab. Begründet wird dies damit, daß nach der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung der Juden von einigen Stämmen Wanderwege und neue Wohnsitze angegeben seien, von einem Stamme wisse man nur, daß er in nordwestlicher Richtung abzog; nun liegt aber England von Palästina aus nordwestlich, also — sind die Engländer Nachkommen dieses jüdischen Stammes! Wie man sieht, eine tiefgründige und von jeder Oberflächlichkeit weit entfernte Begründung! Das andere Beispiel mangelnden Rassegefühls teilen die Engländer mit den Franzosen und das besteht darin, daß sie sich nicht scheuen, aus allen Erdteilen unterworfene farbige Völker nach Europa zu bringen, sie in diesen Krieg mit hineinzuhetzen und so den kulturell tief unter uns stehenden Rassen das Schauspiel zu geben, wie sich die weißen Völker gegenseitig zerfleischen. Wo sollten die Engländer und Franzosen aber auch das Gefühl für Rasse und Rassenehre hernehmen, da sie selbst keinen Tropfen reinen Blutes mehr besitzen!

**Die Italiener** brüsten sich gerne als Nachkommen der alten Römer. Wie wenig dies aber zutrifft, werden die nun folgenden Betrachtungen erweisen.

Die erste Besiedelung der italischen Halbinsel fand durch die kleine Langkopfrasse statt, die wohl den Cromagnon-Leuten nahe verwandt, also eine Spielart der arischen Rasse waren. Als nächste Schicht kamen dann vom Norden über die Alpen nordarische Stämme, die auch die nordarische Kultur mitbrachten und bald nach einzelnen Völkerschaften geschieden, als Latiner, Osker, Umbrier usw. kleine aber selbständige und blühende Staaten bildeten. Diese kulturell sehr wertvolle Gleichartigkeit wurde aber schon gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in bedenklicher Weise gestört durch die Einwanderung der kleinasiatischen

Etrusker. Diese landeten an der Westküste Italiens im heutigen Toskana, welcher Landstrich noch jetzt nach den Tuskern, einem zweiten Namen der Etrusker, benannt ist. Hier allein gelang es den Kleinasiaten auch, recht tief in das Land einzudringen und ein großes Reich zu begründen. Auf dieses blieben sie aber nicht beschränkt, sondern kamen auch tief in die Gebiete der Latiner und Umbrier hinein, ebenso wie einzelne ihre Siedelungen nördlich sich bis Bologna vorschoben. Durch diese Ausbreitung gewannen sie bald auch starken Einfluß auf die bis dahin reinkarische Kultur Italiens, sodaß durch das ganze Altertum hindurch gar vieles in der römischen Kultur offenbar etruskische Züge trug. Das den Römern eigene Auguren-Wesen zur Erkundung des Willens der Götter und des Schicksals, der Grundriß des altrömischen Tempels, das römische Heerwesen und manch anderes mehr sind verschieden von allgemein Arischem und auf etruskischer Grundlage ausgebaut. Auch die schon erwähnte Zwanziger-Zählung der Kleinasiaten hat im Lateinischen seine Spuren hinterlassen, da die Zahlen achtzehn und neunzehn durch Zwanzig weniger eins und zwanzig weniger zwei umschrieben werden. Wie weit die Etrusker aber auch dem Blute nach eindrangen, d. h. sich mit Italikern mischten, beweist schon der Umstand, daß schon von den ersten Königen Roms einige nach sicherem Ausweis ihrer Namen Etrusker waren; dies sind jene Könige, die Tarquinius heißen, denn dieser Name ist kleinasiatisch und ist von dem des kleinasiatischen Gottes Tarchon abgeleitet.

Später strömten dann besonders von Karthago aus durch lange Zeit Scharen von punischen Semiten und Nordafrikanern nach Süditalien ebenso wie nach den Inseln Sizilien und Sardinien, sodaß auch nach dem übrigen Italien immer wieder neues fremdes Blut zufloß. Noch stärker und verhängnisvoller gestaltete sich die Vermengung der Rassen auf italischem Boden, als die Römer ihre Welteroberungskriege begannen und Völker aller damals bekannten Rassen in Asien und Afrika nicht nur besiegten und sich tributpflichtig machten, sondern allmählich vielen von ihnen auch das römische Bürgerrecht verliehen. Waren schon durch die Aushebung von Soldaten in allen diesen Ländern zahlreiche Fremdrassige in die Legionen und damit auch nach Italien gekommen, so entstand durch die Verleihung des Bürgerrechtes an ganze Städte, Völker und Provinzen ein wahres und schreckliches Rassen-Chaos, das seinen Mittelpunkt in Rom hatte, woselbst Angehörige aller dieser Rassen und Völker zusammenströmten und so die verwirrende und verderbliche Mischung der Rassen immer mehr förderten.

An diesem Rassenverfalle gingen dann auch das römische Volk und die römische Kultur bald völlig zu Grunde, und zwar so völlig, daß auch die inzwischen begonnenen Zuwanderungen germanischer Stämme, die mit den Zügen der Kimbern und Teutonen einsetzten und durch Jahrhunderte andauerten, obwohl sie wohltätig blutauffrischend wirkten, doch den Rassenverfall in Italien nicht mehr aufhalten konnten. Die Gothen drangen bis Rom und noch weiter südlich

vor, und die Langobarden gründeten in Norditalien, in der nach ihnen benannten Lombardei, ein großes, mächtiges Reich; auch die Italienzüge der deutschen Kaiser brachten viel neues germanisches Blut. Inzwischen hatten auch Normannen große Teile Siziliens besiedelt. Dies brachte für einige Zeit einen Kulturaufschwung im mittelalterlichen Italien hervor; und an vielen Umständen ist zu erkennen, daß es der germanische Einfluß war, der diesen Aufschwung bewirkte. Dante Aligheri hatte einen germanischen Namen, denn Aliger kam bei den Germanen vielfach als Personennamen vor und ist aus dem Italienischen nicht möglich zu erklären. Viele Künstler, z. B. Giotto, Leonardo da Vinci, Michelangelo u. a. pflegen nicht, wie es sonst in der italienischen Kunst bezeichnend ist, die schöne äußere Form als Hauptsache, sondern suchen ihren Gegenstand nach dem inneren, geistigen Wesen zu gestalten, unbekümmert, ob dann die äußere Erscheinung in rein formellem Sinne schön oder nicht schön ausfällt; das Wesen, der der Darstellung zugrunde liegende Gedanke ist ihnen allein maßgebend; eine Eigenschaft, die gerade ein Merkmal der deutschen Kunst ist*). Von den Baumeistern einer ganzen Reihe berühmter Bauten in Italien ist überliefert, daß sie aus Deutschland berufen wurden, während andere mit scheinbar rein italienischen Namen den Beinamen Tedescho, der Deutsche, führten. Die Renaissance entstand zuerst in Norditalien und zwar in germanisch besiedelten Gegenden. Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen. Sie zeigen auf das deutlichste, welchen gewaltigen geistigen Einfluß die Deutschen auf die Entwickelung der Kultur Italiens hatten.

So schien es im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit, als ob durch die starken germanischen Einwanderungen in Italien eine neue Zeit kultureller Blüte herbeigeführt würde. Zwei Umstände aber verhinderten, daß dieser schöne Schein von Dauer sei. Erstens stand der germanischen Oberschicht die große Menge der bereits seit langer Zeit so entsetzlich gemischten älteren Bevölkerung gegenüber, und auch während des ganzen Mittelalters erfolgten im Süden immer wieder neue Zuzüge von Völkern fremder Rasse, von denen besonders die der Araber von großem Einflusse wurden; zweitens erschöpfte sich ebenso wie in Frankreich mit der Zeit die Kraft des edleren germanischen Blutes, und die Germanen selbst konnten sich auf die Dauer der Vermischung mit der alten Bevölkerung nicht ganz entziehen.

Die Rassenmischung fing also auch in Italien schon in sehr frühen Zeiten des Altertums an und setzte sich durch alle Zeiten hindurch in solchem Maße fort, daß heute jeder Italiener das Ergebnis unzähliger Rassenkreuzungen ist und reines Blut nicht mehr in Italien zu finden ist.

**Die Russen** sind ein slawisches Volk. Wer sind aber die Slawen? In vorgeschichtlichen Zeiten waren sie ebenso wie die Kelten ein den Germanen nahe

*) Man beachte bei Lionardo und Michelangelo auch die germanischen Bestandteile der Namen, nämlich Leonhard und Michel.

verwandter und sehr ähnlicher arischer Stamm. Ihre Wohnsitze waren im Osten, und von hier müssen sie schon in sehr alten Zeiten weite Wanderungen durch die Ebenen des heutigen Rußland bis nach Asien unternommen haben. Hier erlitten sie Mischungen mit mancherlei anderen Völkern, zumeist solchen der uralaltaischen Rasse. Diese Mischungen waren so stark, daß die Slawen schon in der äußeren Erscheinung kaum mehr arische Züge aufweisen, dafür aber um so mehr ausgesprochen nichtarische. Diese Züge sind nicht bei allen Slawen die gleichen, sondern sind in verschiedenen Gegenden oft recht verschieden, je nachdem, ob die Vorfahren der Bevölkerungen mehr Kreuzungen mit der einen oder mit einer anderen Rasse ausgesetzt waren. Später erfolgten dann starke Rückwanderungen nach Westen, auf denen die Slawen dann diejenigen Wohnsitze einnahmen, die sie noch heute inne haben. Hier im Westen kamen sie wieder mit reingebliebenen Ariern zusammen und erfuhren dadurch zum Teil wieder Auffrischungen des Blutes nach der arischen Seite hin. Dies trat aber nicht überall in gleichem Maße auf, und darauf beruht es, daß die einzelnen slawischen Völker in ihrem Aussehen sich oft stark voneinander unterscheiden. So weist der Tscheche viel mehr asiatische, mongolische Züge auf als der Pole, in dem seiner Erscheinung nach das arische Blut gegenüber dem Tschechen weit überwiegt.

Auch Rußland beherbergt darum drei untereinander in Aussehen, Sprache und Kultur recht verschiedene slawische Völker, die Großrussen, Kleinrussen und Polen; und unter diesen selbst gibt es wieder mannigfache Stammesverschiedenheiten. Ein einheitliches russisches Volk gibt es darum nicht, überall kommt es darauf an, welche Fremdrasse hauptsächlich zur Bildung des besonderen Stammes beigetragen, und wie stark später die Rückmischung mit arischem Blute gewesen.

Bestehen demnach schon unter den slawischen Russen gewaltige Unterschiede, so sind außerdem nicht alle russischen Staatsbürger Slawen. Vom asiatischen Rußland mit seinen zahlreichen Mongolen und sonstigen Rassen angehörigen Völkerschaften können wir hier absehen, auch im europäischen Rußland drängen sich die Völker und Rassen. Im Norden wohnen die Lappen und die Finnen; an der Südküste der Ostsee finden wir die starken deutschen Stämme der Balten, und zwischen diesen leben die Letten und Esthen, die wieder den Finnen verwandt sind. Im Südosten Rußlands wohnen außer vielen Stämmen der kleinasiatischen Rasse (Georgier, Mingrelier, Tscherkessen usw.) noch das uns bereits bekannte Mischvolk der Armenier, sowie zahlreiche unterworfene Türk-Stämme, wie z. B. Tataren. Es ist nicht möglich, hier sämtliche Stämme und Völker verschiedener Rassen aufzuzählen, die alleine schon zum europäischen Rußland gehören, und wozu noch über das ganze Land hin in besonders starker Zahl verstreute Juden kommen. Diese ganze große Völkerkarte hat natürlich überall auch bedeutend zu Blutmischungen beigetragen, sodaß die Bewohner Rußlands in den verschiedenen Gegenden, je nach den Bestandteilen der mannigfachen Kreuzungen, untereinander

sehr verschiedenen Blutes sind. Darum kann von einer russischen Kultur nicht die Rede sein, eine solche als einheitlichen Begriff gab es niemals, und die einzelnen Teile des weiten Landes unterscheiden sich rassisch, allgemein kulturell und in den Sprachen ganz gewaltig voneinander.

**Die Serben und Montenigriner** gehören ihrer Sprache nach ebenfalls den Slawen an. Diese sind aber nicht die Ureinwohner des Landes, sondern vor ihnen lebten dort südarische Thraker und nordarische Illyrier. Später dann lagerten sich slawische Schichten darüber, und außerdem entstanden Mischungen mit kleinasiatischen Stämmen, und seit der Eroberung der Balkanländer durch die Türken trat auch vielfache Durchsetzung mit türkischem, also uralaltaischem Blute ein. Nicht reiner als diese Völker sind auch

**die Rumänen**, unsere jüngsten Feinde. Ihr Land war ursprünglich ein südarisch-thrakisches. Dazu kamen dann durch Wanderungen Kleinasiaten, Slawen und zu Ende der römischen Kaiserzeit auch römische Untertanen, die schließlich die Sprache des Landes zu einer Art romanischer Mundart umwandelten. Diese Römer setzten sich aber aus römischen Legionen und abgeschobenen Verbrecherkolonien zusammen, die aus allen den zahllosen Ländern des weiten römischen Reiches zusammengewürfelt waren. Die Verunreinigung des Blutes geht also auch hier sehr weit, und im Mittelalter kamen dann noch Ungarn, die den Uralaltaiern zugehören, Gepiden und Türken, die das Land teilweise als Durchgang auf ihren Zügen benutzten, teilweise dort Niederlassungen gründeten.

Alle die genannten Völker unserer Feinde sind, wie man sieht, das Ergebnis zahlloser Rassenmischungen, sie sind Bastardvölker, die von allen möglichen Rassen etwas besitzen, keiner Rasse aber ganz angehören. Daraus erklären sich ganz natürlich die mancherlei verworrenen und uns abstoßenden Zustände in diesen Ländern, sowie die uns befremdenden Eigentümlichkeiten im Wesen dieser Völker. Wie steht es nun mit uns selbst?

**Die Deutschen** waren durch ihre Lage in der Mitte des nördlichen Europa vor der Berührung mit fremden Rassen geschützter als die Völker des Ostens, Südens und Westens. Die Einwanderung andersrassiger Völker mußte überall viel früher Halt machen, ehe sie die Gebiete der deutschen Stämme erreichten, da sie eben viel früher in dem Blute anderer Völker aufgesogen wurden. Wo doch Mischungen einmal eintraten, geschah dies an den Rändern des von den Deutschen bewohnten Gebietes und nicht mit anderen Rassen, sondern mit anderen arischen Stämmen, was also rassisch genommen wenig von Belang ist. Kam dann später durch Verbindungen mit Romanen oder Slawen doch auch fremdes Blut mit herein, so geschah dies doch nie unmittelbar mit rein ausgeprägten fremden Rassen, sondern durch Angehörige von Mischvölkern und nie in großen Massen mit ganzen Stämmen dieser Mischvölker, sondern stets nur durch einzelne Eheschließungen, sodaß diese kaum tropfenweise Aufnahme fremden, bereits sehr verdünnten Blutes

leicht in der unendlich viel größeren Menge des gesamten deutschen Volkes aufgehen und verschwinden konnte. Aber auch solche Einzelmischungen traten erst in späteren Zeiten auf, so daß durch lange Zeit, bis tief in das Mittelalter, die Deutschen und die anderen in Skandinavien wohnenden germanischen Völker ihre arische Rasse ganz rein erhielten und damit allein imstande waren, die herrliche, altehrwürdige arische Kultur nunmehr als germanische bis heute weiter zu entwickeln. Nicht nur diese Erhaltung und Weiterentwickelung der Kultur ist die große Aufgabe, die wir Deutschen zu erfüllen haben und bisher erfüllten, sondern gerade deutsche Stämme erschienen stets dort, wo es bei anderen Völkern Europas weiterem Rassenverfalle zu wehren galt und etwa noch vorhandene Kulturmöglichkeiten aufzufrischen waren. Wir sahen dies an den Germanen in Frankreich und in Italien; auch Spanien verdankt den Gothen und anderen germanischen Stämmen, die im frühen Mittelalter dorthin kamen, die wichtigsten Grundlagen seines Volkstums.

Solcher germanischer und besonders deutscher Einfluß ist auch bis in unsere Tage segensreich am Werke. Fast alle Völker Europas haben Herrscher germanischen, zumeist deutschen Geblüts. In Rußland leben außer den in geschlossenen Massen die Ostseeprovinzen besiedelnden deutschen Balten überall im Lande deutsche Bauernkolonien, die für die russische Landwirtschaft von dem allergrößten Werte sind. Solche deutsche Bauernsiedelungen finden sich weithin über den ganzen Erdball verstreut, und wo solche bestehen, tragen sie stets zur besseren Bebauung des Bodens, zur gründlicheren, sinnvolleren Ausnützung der Bodenkräfte und damit zum Wohlstande des betreffenden Landes bei. Von den Früchten deutscher Kunst, Wissenschaft und Technik zehrt die ganze Welt, und bis zu dem Kriege kamen aus allen fünf Erdteilen Studenten auf unsere Hochschulen, um von deutscher Wissenschaft und deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit der Arbeit für ihre Länder Vorteile zu gewinnen. Auch die bedeutenderen Städte der ganzen Erde besitzen deutsche Kolonien, die oft recht stark sind und deutschen Geist im Handel und Wandel bis in die fernsten Gegenden tragen. Was die Vereinigten Staaten Amerikas an wahren, wirklichen Kulturgütern hervorbrachten, was in Amerika noch nicht von dem britischen rücksichtslosen Schachergeiste zersetzt und zerfressen ist, das verdanken diese Staaten ausschließlich der starken deutschen Zuwanderung.

Für das deutsche Volk wurden diese Ausstrahlungen des deutschen Blutes freilich oft gefährlich und bedenklich, denn wie schon Franken, Langobarden und Gothen früher im Laufe der Jahrhunderte in den Ländern anderer Völker allmählich aufgesogen wurden, so entgeht auch jetzt noch unserem Volke viel an edelstem deutschem Blute, das in weiter Ferne in fremdem Blute aufgeht. Erfindungen und Entdeckungen des deutschen Geistes, die von Deutschen im Auslande verbreitet oder von Ausländern an unseren Hochschulen kennen gelernt wurden, dienten oft im Auslande den fremden Nebenbuhlern in geschäftlicher

Hinsicht zum Vorteile und werden jetzt als Kriegsmittel von unseren Feinden auch gegen uns benützt. Viel edles deutsches Blut ist so als Kulturdünger den Deutschen verloren gegangen, daß es überhaupt aber in der außerdeutschen Welt noch Spuren und einen Anschein von Kultur gibt, das ist ausschließlich und allein deutschem Geiste und deutschem Wesen zu verdanken, ohne die die gesamte Menschheit in ekelhaftem Rassengemisch und dessen Folge völliger Kulturlosigkeit und Unfähigkeit zu jeglicher Art von Kultur versunken und verloren wäre.

Und wie steht es in Bezug auf Rasse mit unseren **Bundesgenossen?** wirft vielleicht jemand ein. Die Antwort lautet: Viel besser als bei unseren Feinden. Österreich ist ein Staat, der zwar viele Völker in seinen Grenzen umfaßt, Deutsche, Romanen, Slawen, und Ungarn ist der Wohnsitz der uralaltaischen Magyaren, aber diese Völker wohnen in zumeist fest umgrenzten Gebieten als geschlossene Massen für sich. Gerade der Umstand, der in politischer Beziehung oft bedauerlich war, der österreichische Nationalitätenstreit wirkte auch wohltätig, indem er allzustarke Blutsvermischungen verhinderte. Die Kultur Österreichs aber ist seit je auf der deutschen aufgebaut, ist ein Zweig von dieser.

Den Grundstock des türkischen Volkes bilden uralaltaische Türk-Völker, die auf ihren Zügen durch Vorderasien auch kleinasiatische und semitische Stämme sich unterworfen haben. Aber auch hier sitzen die einzelnen Rassen und Stämme zumeist in einheitlichen und von den anderen getrennten Gebieten. Zudem bildet die Religion Mohameds zugleich das einigende Band für die ganze Türkei und das Trennende von Staaten anderer religiöser Bekenntnisse. Darum ist es der Islam, der uns wohl in politischer und wirtschaftlicher Beziehung mit der Türkei in Freundschaft und Bundesgenossenschaft leben läßt, aber gleichzeitig auch für uns gefährliche Rassenmischungen verhindert.

Die Bulgaren wieder sind ursprünglich ein südarisch-thrakischer Stamm. Später kamen von den Gegenden der Wolga, woher der Name Bulgaren stammen soll, Uralaltaier und auch Slawen. Das bulgarische Volk ist also auch gemischt, in seinen Mischungen hat es aber Verwandtschaft sowohl zu den arischen Völkern Mitteleuropas, als zu den uralaltaischen Türken und bildet so mitten inne gelagert gleichsam ein Puffergebiet gegen weitere Rassenmischungen.

Auf diese Weise haben wir auch an unseren Bundesgenossen einen rassischen Schutz, während alle unsere Feinde den Rassenmischungen in ihren eigenen Volkskörpern erlegen sind. Selbst zu Kulturentwickelung unfähig, zehren unsere Feinde von dem Einschlage, den ihnen einst das Blut germanischer Stämme brachte, und von dem, was ihnen heute an Kultur von den Deutschen übermittelt wird. Diese Umstände erwecken aber stets den Neid der dem Blute nach Minderwertigen, derer, die der „ärgeren Hand" folgen müssen, gegen die Reinrassigen und darum Kulturfähigen. Diesen Neid und diese Mißgunst empfinden darum auch unsere Feinde gegen das deutsche Volk, sie gönnen ihm seine größere Reinheit des Blutes nicht und wollen ihm die Höhe seiner Kultur rauben.

Würde ihnen dies gelingen, so wäre es für alle Zukunft mit jeglicher Kultur auf dieser Erde zu Ende, die ganze Menschheit verfiele der Rassenmischung, das Gegenteil von Kultur, der Materialismus und Mammonismus würden allein das Sinnen und Trachten aller Menschen beherrschen. Dieser Krieg ist also der Kampf der Mischrassen gegen reine Rasse, der Unkultur gegen wahre Kultur. Dieser Kampf ist aber schon recht alt und nicht erst mit dem Weltkriege entstanden; der aufmerksam aus der Weltgeschichte Lernende kann ihn von der Auswanderung der Plebejer Roms bis zur großen Revolution in Frankreich und von da bis heute stets wieder erkennen. Früher waren dies aber auf kleinere Gebiete beschränkte Ereignisse; jetzt glauben die Mischrassigen sich an Zahl so stark, den Kampf mit einem Schlage zu beenden und die Unkultur zur Alleinherrscherin zu machen. Darum klingt es wie eine Weissagung auf diesen Krieg, wenn wir in dem vor 60 Jahren (1858) in Landau erschienenem Buche: „Pfälzer Briefe. Von einem Ungenannten" lesen:

„Oh, wie sehr tut es not, daß heute alle Einsichtigen und Wohlgesinnten, alle Männer von Bildung und Charakter unerschrocken und beharrlich zusammenstehen, wenn die alte Kultur Europas wider die drohenden Mächte der Barbarei geschützt und für die Zukunft gerettet werden soll."

Diese hohe Aufgabe, die alte Kultur Europas vor den Mächten der Barbarei zu retten, war und ist jetzt ganz besonders die heilige Pflicht des deutschen Volkes; es hat sie stets treulich erfüllt und wird sie auch fernerhin erfüllen. Dies kann aber nur geschehen, wenn es sich die Reinheit des Blutes bewahrt und damit seiner Kultur-Sendung stets eingedenk bleibt. Ein jetzt lebender deutscher Dichter singt:

„Wir schwören, in Ehren und rein zu erhalten das Blut, so aus nordischem Urquell uns floß! In Wollen und Sollen sich arisch gestalten, wer das erstrebt, der allein sei uns Genoß!"

Dies sei der Leitspruch, der sich jedem Deutschen tief in die Seele prägen, sein ganzes Tun und Denken beherrschen muß. Darum soll jeder Deutsche, bevor er ein Ehebündnis eingeht, sorgfältig prüfen, ob der andere Teil ihm auch rassisch ebenbürtig sei. Darum sind nicht nur Ehen mit Andersrassigen unbedingt zu verwerfen, sondern auch Ehen mit Angehörigen anderer europäischer Völker sind nur dann zu billigen, wenn dieser andere Teil dennoch rein germanischen Blutes ist, wie es z. B. beim Grafen Gobineau der Fall war. Erhalten wir uns und unseren fernsten Nachkommen diese deutsche Reinheit des Blutes, dann, und nur dann erhalten wir uns und der Welt höchste, wahrste Kultur für alle Zeiten, und stolz und jubelnd werden wir bekennen dürfen:

„Im deutschen Namen Heil!"

# Bruder Jonathan und John Bull.

Von Georg Widenbauer, Bayreuth.

Die auffallende Begünstigung des Vierbundes durch die Rüstungsfirmen und Geldmagnaten der Union, sowie die seltsame „Neutralität", welche die Regierung der Vereinigten Staaten seit Kriegsausbruch den Ententemächten gegenüber bekundete, haben längst schon, sogar im neutralen Auslande, den Gedanken aufkommen lassen, daß zwischen den Vereinigten Staaten und dem Haupte des Vierbundes, nämlich England, irgendeine Art von Gegenseitigkeitsvertrag vorliegen müsse für den Kriegsfall mit der großen mitteleuropäischen Militärmacht. Mag sein, wie dem wolle, jedenfalls handelten die Herren Yankees geflissentlich so, als ob eine tatsächliche vertragliche Verpflichtung zur Unterstützung der Entente mit Waffen und Gold und diplomatischen Künsten bestände, und so bildete denn die Union schon längst gleichsam das fünfte Rad am Kriegswagen des Vierverbandes. Es spielte im Kriege gegen Deutschland, obwohl es mit ihm auf bestem freundschaftlichen Fuße zu stehen betonte (Gerard-Bankett!) eigentlich eine viel aktivere Rolle als selbst das feindliche Italien, das bis vor kurzem mit dem Deutschen Reiche offiziell wenigstens noch nicht auf Kriegsfuß stand, sondern nur dem österreichischen Bundesgenossen gegenüber seine traumhaften „nationalen Aspirationen" verfocht. Italien hat bis zu seiner Beteiligung an dem unglückseligen Saloniki-Abenteuer auf dem Kriegstheater der Feinde Deutschlands gleichsam nur die Rolle des Statisten gespielt und nur indirekt am Kriege gegen uns teilgenommen. Eine viel aktivere Beteiligung am Kriege gegen uns hat dagegen die Union bewiesen, zwar scheinbar nicht deren Regierung, wohl aber die Mehrzahl ihrer Staatsbürger, die von Anfang an fast zu $^3/_4$ mit ihren innersten Gefühlen im Heerlager der Entente stand und auf alle Fälle, wenn auch nicht den völligen Untergang Deutschlands, so doch einen Sieg Englands sehnlichst herbeigewünscht hat. In diesem Sinne haben die „praktischen" Amerikaner nicht bloß theoretisch sondern höchst „praktisch" am Krieg gegen uns teilgenommen. Durch die riesenhaft gesteigerten Waffen- und Munitionslieferungen hat das amerikanische Volk die Reihen der deutschen Vaterlandsverteidiger schon in weit erheblicherem Maße gelichtet als dies die Italiener durch ihren schnöden Bundesverrat indirekt bewirkt haben. Wenn unsere braven Krieger auf den Schlachtfeldern Flanderns, Frankreichs, Rußlands und des Balkans immer wieder aus amerikanischen Kanonen mit amerikanischen Granaten (mit giftigsten Säuren) und Schrapnells beschossen, mit amerikanischen Luftfahrzeugen von amerikanischen Fliegern mit amerikanischen Bomben belegt wurden, mußte denn da nicht dem einfachen deutschen Soldaten, der von den labyrinthisch verworrenen Lehrsätzen der hohen Schule der Diplomatie kein Jota versteht, der Gedanke sich aufdrängen, daß eigentlich nur Amerika gegen uns Krieg führt und sich hierzu unsere europäischen Nachbarn als

dienstbeflissene Söldlinge verschrieben und mit kriegerischen Mordwerkzeugen trefflichst ausgerüstet hat? Denn wahrlich, nicht viel anders sieht die Sache, von außen betrachtet, aus.

Nun haben einige gewiegte Kenner der amerikanischen Volksseele diese uns so ungeheuren Schaden bringende Tatsache der Unterstützung unserer Feinde durch Waffen und Munition mit dem angeborenen Geschäftssinn der Yankees zu erklären gesucht, der eben die günstige geschäftliche Weltlage für sich ohne sonderliche Gewissensskrupeln ausnütze. Es mag ja wohl in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten unter den Großkapitalisten eine ganze Reihe von Persönlichkeiten geben, die ihre eigene Menschenwürde so niedrig achten, daß sie durchaus keine Gewissensbedenken empfinden, aus dem entsetzlichen Morden ihrer Mitmenschen materiellen Gewinn zu ziehen, ja, die es in ihrem Geschäftssinn sogar darauf anlegen, das Kriegsgemetzel durch Waffenlieferung noch zu verlängern, weil so ihre Aktien steigen. Sie haben in ihrer „business" nicht das geringste Gefühl dafür, daß gleichzeitig damit der innere Wert ihres Menschentums in rapidem Maße sinkt. Diese Goldvampyre der Neuen Welt bilden infolge ihrer psychischen Entartung (Degeneration des Herzens) geradezu eine neue Klasse in der so mannigfachen generis humani varietate: sie gehören zu den sittlichen Parias des Menschengeschlechts.

Forscht man jedoch nach den tiefer liegenden inneren Gründen dieses auffälligen Verhaltens des neutralen Amerika gegen das vor dem Kriegsausbruch so befreundete Deutschland, so wird uns diese „Waffenbrüderschaft" der Union mit der Entente nicht mehr allzu stark befremden. Es ist ja eigentlich nicht sowohl ein Bund der Union mit der gesamten Entente, sondern lediglich ein vielleicht tatsächlich ungeschriebenes, aber traditionelles Vertragsverhältnis zwischen John Bull und Bruder Jonathan, diesen beiden angelsächsischen Dioskuren, gegen das als gemeinsamer wirtschaftlicher Gegner betrachtete Deutsche Reich. Darum also sehen wir Dollariens Ritter vom Goldenen Kalb Englands zum Schlag gegen Deutschland erhobenen Arm so bereitwillig geschäftig stärken, weil die Faust John Bulls in Deutschland den unbequemen Nebenbuhler Bruder Jonathans niederschmettern und das große Kampffeld der Weltwirtschaft der angelsächsischen Interessengemeinschaft ausliefern soll. Denn darauf läuft ja letzten Endes der Traum eines jeden waschechten englischen und amerikanischen Imperialisten hinaus: Durch Gründung eines angelsächsischen Weltbundes die Weltherrschaft der „angelsächsischen Rasse" zu sichern und dieser den Erdball wirtschaftspolitisch untertan zu machen.

In diesem Sinne nützt eben die Union die für sie scheinbar günstige politische Weltlage gegen das Deutsche Reich aus. Oder wittert etwa der dem krämerhaften Briten stammes- und gesinnungsverwandte Yankee, daß in diesem Weltkriege des britischen Weltreiches Schicksalsstunde geschlagen hat, und daß der

Bestand des ganzen britischen Imperiums auf dem Spiele steht, wenn es ihm nicht gelingt, der mittel- und südosteuropäischen Gemeinschaft Herr zu werden? Fühlt es etwa in diesem Falle gar durch Englands Niederlage sich selbst mitbetroffen und sieht dadurch die weltumspannenden Zukunftspläne des Groß-Angelsachsentums vom „Teutonismus" bedroht? Zu vermuten wäre es; denn beide Handelsgroßmächte haben Deutschlands Eintritt in die Weltwirtschaft und damit naturgemäß auch in die Weltpolitik von Anfang an mit höchst scheelsüchtigen Augen betrachtet und ihm schon öfters, namentlich in der Südsee, ernste Schwierigkeiten bereitet. (Man denke nur an die leidige Samoafrage!)

Es ist jedenfalls in das englische Kriegsziel eingeschlossen, Deutschland gänzlich vom Stillen Ozean und aus Ostasien auszuschalten. Damit wäre einstweilen der Nebenbuhler um die dereinstige Verengländerung des Hauptweltmeeres der Zukunft daraus ausgeschlossen. Dann stehen die beiden angelsächsischen Brudervölker dort nur mehr einem Wettbewerber gegenüber, dem jetzigen Bundesgenossen Englands, Japan, dem Vorkämpfer der Gelben Rasse.

In der gemeinsamen Südseepolitik laufen sicherlich zum großen Teil die geheimnisvollen Fäden zusammen, welche die Diplomaten der Union und Großbritanniens zur angelsächsischen Entente cordiale verwoben haben. Die einstige Beherrschung der Südsee bildet die Schlußetappe auf dem Wege zur unumschränkten Weltherrschaft, die sich nun einmal die Engländer nach den Worten Lord Roseberrys zum idealen Zukunftsziel gesetzt haben: „Wir müssen uns ständig dessen klar bewußt sein, daß unsre nationale Verantwortung und unser nationales Erbteil uns die Verpflichtung auferlegt, daß die Welt dereinst das Charaktergepräge unserer Nation, keiner anderen, tragen wird." Im vollen Umfange dieses stolzen Wortes dürfte das wohl kaum gelingen, höchstens etwa in der Form einer Firma „Union & Cie." Denn gerade die Hoffnung zahlreicher Engländer und Amerikaner ist auf ein englisch-amerikanisches Bündnis gerichtet. Staatsmänner wie Lord Roseberry, Parlamentarier wie Bright, hervorragende politische Schriftsteller wie W. T. Stead haben in England diesen Gedanken befürwortet. Carnegie, der große Pazifist, sprach von einer „Begleichung des Verbrechens", das Georg III. begangen. Er meint, obwohl getrennt durch Politik, seien beide Länder einig in Sprache, Schrifttum, Recht, Sitte und religiösen Gedanken, und wagt die Voraussetzung: So gewiß die Sonne einst auf ein einheitliches England-Amerika schien, „so gewiß wird sie einst auf ein wiedervereinigtes ihre Strahlen herabsenden." Er wird wahrhaft pathetisch, wenn er der regierenden Familie Englands sogar den Verzicht auf den Thron zumutet, indem er sagt: „Noch niemals, solange es eine Geschichte gibt, lag in der Macht einer einzigen Person ein so großer Entschluß, eine so klare Möglichkeit, die Welt umzugestalten und sich einzuschreiben in

die Tafeln der Wenigen, die nicht geboren werden, um zu sterben. Alle Heiligen im Kalender werden willig der heiligen Viktoria Platz machen, wollte sie diesen beglückenden Entschluß fassen. Viktoria und Washington wären dann die Schutzpatrone der englisch sprechenden Völker!"

Der Union, welche bei ihrer riesenhaften Flächenausdehnung und ihrem bedeutenden Anteil an den zwei wichtigsten Weltmeeren die Grundlagen von Land- und Seemacht in sich vereinigt, dürfte die Zukunft in erster Linie gehören, freilich nur, wenn sie es vermag, des ihre eigenen besten Kräfte verzehrenden Mammonismus Herr zu werden. Der berühmte Geschichtschreiber Lamprecht hat einmal die Union als den „allenthalben aggressivsten", aber anscheinend zukunftsreichen der drei germanischen Weltstaaten bezeichnet.

So begreifen wir den Plan Englands, in der Südsee ein angelsächsisches Condominium aufzurichten. Diesem Plan leistet die gerade von England so bereitwillig anerkannte Monroe-Doktrin ebenso gut Vorschub wie die britische Parole „Afrika englisch vom Kap bis Kairo!" Denn durch die endliche restlose Verwirklichung dieser imperialistischen Losungen würde mit der Zukunft nicht bloß die Atlantis in ihrem nördlichen und südlichen Teil ein fast ausschließlich angelsächsisches Weltmeer, das der Vorherrschaft des Union Jack untertan wäre, es würde der Indische Ozean, das so wichtige Bindeglied zwischen dem Hauptweltmeer der Gegenwart und jenem der Zukunft, eine gänzlich britische Binnensee. Andererseits würde das Stille Weltmeer, auf der einen Seite von Panamerikas pazifischer und seit Eröffnung des Panamakanals auch atlantischer Seemacht unter dem Sternenbanner beherrscht, auf der anderen zum Teil schon jetzt australo-britischem Einfluß unterworfen, mit der Zeit gänzlich dem Machtstreben der beiden angelsächsischen Weltfirmen ausgeliefert. Dann aber entbrennt mit Naturnotwendigkeit der große Kampf mit dem Panmongolismus, zu dem das angelsächsische Brüderpaar sich jetzt schon rüstet. Wir können hierbei deutlich ersehen, daß England zur Erreichung seines Zieles genau denselben Weg einschlägt, den nach der Ansicht Homer Leas, des Verfassers des bekannten Buches „The Day of the Saxon" die britische Politik zur Beherrschung Europas verfolgt: „Nur dadurch, daß es zwei strategische Gebiete beherrscht, Atlantis und Mittelmeer, kann das britische Weltreich Europa unter seinen Willen beugen." Indem es dem Panmongolismus von zwei Seiten her, von Osten und Süden, einengt und umklammert, kann es hoffen, schließlich auch ganz Ostasien seinem Herrscherwillen zu unterwerfen. Denn es muß über kurz oder lang mit seinem jetzigen Bundesgenossen Japan zusammenstoßen und dessen Ausdehnungsversuchen einen Damm entgegensetzen, schon im Interesse seiner eigenen australischen Kolonisten, die immer lauter und heftiger Drohrufe gegen den zähen, rücksichtslosen Asiaten erschallen lassen. Da braucht

es später einmal die Union gerade so wie diese eben Großbritanniens sich bedient zur Abwehr der Gelben vom Ostrand des Stillen Ozeans, Do ut des-Politik oder eine Art politischer Rückversicherung. Allgemein hatte man ja geglaubt, daß die Japaner den gegenwärtigen günstigen Augenblick nicht ungenützt verstreichen lassen würden, sich an der amerikanischen Westküste dauernd festzusetzen. Man erinnere sich nur an die aufregenden Zeitungsberichte über die angeblichen Landungs- und Festsetzungsversuche der Japaner in der Magdalenenbucht. Schon glaubte man an die Aufrollung der japanisch-amerikanischen Frage, und mancher hätte den übermütigen Yankees eine kleine japanische Lektion von Herzen gegönnt. Auf einmal hörte man nichts mehr, die geplante (?) japanische Expedition verlief resultatlos, und der Pressetrummel, der schon eine nahe Entscheidung der Machtfrage in der Südsee und der Frage um die Gleichberechtigung der Gelben Rasse in Amerika in Aussicht stellte, legte sich wieder. Man möchte sich schier wundern, daß Japan diese gute Gelegenheit, da die europäischen Völker einander selbst zerfleischen, zur Erweiterung seines politischen Machtbereiches entschlüpfen ließ. Man bedenke, daß Zeitumstände ihm ganz besonders entgegen zu kommen schienen, indem der Panamakanal noch immer nicht vollauf betriebsfähig und so die Union nicht imstande ist, ihre maritimen Streitkräfte rasch zusammenzuziehen. Dazu hätte die Union es schon mit Rücksicht auf die europäische Lage, beileibe nicht etwa wegen der Möglichkeit eines Konfliktes mit Deutschland allein, nicht wagen dürfen, ihre atlantische Küste gänzlich von Streitkräften zu entblößen. Und dennoch ist Japan ruhig geblieben und ruht auf den billig erworbenen Lorbeeren von Kiautschou aus. Sollte da nicht England seine Hand im Spiele gehabt und seinen gelben Bundesgenossen, der sich so leicht auf Deutschlands blühende Pachtkolonie hetzen ließ, zurückgepfiffen haben von dem vorgehabten Angriff auf Amerika? Daher vielleicht der großartige Dank der Union an England in der Form von Waffen- und Munitionslieferungen und Gelddarlehen. „Eine Hand wäscht die andere." Amerika fühlt sich England verpflichtet, und England steht in Amerikas Schuld. Und dieses Gefühl gegenseitiger Verpflichtung wird noch lebhaft gestärkt durch das höhere Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit beider Nationen. Das Rassen- und Nationalgefühl wurzelt aber neben dem imperialistischen Großmachtbewußtsein bei keinem Volke der Welt fester als beim Angelsachsentum beider Weltteile, am stärksten aber hinwiederum doch bei dem amerikanischen, wo man sich berauscht an der überragenden weltpolitischen Zukunftsschöpfung eines angelsächsischen Commonwealth, freilich nur unter amerikanischer Vorherrschaft.

# Wofür sie starben.

## Eine Bücherschau.

Die Augusttage 1914 bedeuteten für uns eine geschichtliche Offenbarung. Wie erlebten die verborgene Kraftfülle eines im Glauben an die ihm auferlegte Pflicht all seine Kräfte zu einem zielbewußten Willen anspannenden Volkes. Das war Lebensbejahung, die das Ewige gebiert und auch in die armseligste Hütte etwas Großes, Gewaltiges hineinträgt. Unendlich tiefer noch greift heute der Krieg in unser Volksleben ein; aber er schiebt Geldwerte an alle Stellen, wo früher noch Lebenswerte gestanden. Das ist Verneinung des Lebens, ist Verfall. Weh uns, wenn uns die Kraft verdorrte, den Willen zum Leben zu steigern, um wieder die Hochziele ewiger Geltung als den wahren Gewinn des Daseins strahlend erscheinen zu lassen gegenüber den erbärmlichen Äußerlichkeits- und Erwerbswerten des Tages! Da wird die Klage der Toten zur Anklage, daß sie dem Niedergange und nicht dem Aufstiege des Volkes die Wege bereitet. Es ward uns ein Hindenburg in der bittersten militärischen Not — wann wird uns der Retter, der uns aufhilft aus dieser furchtbaren völkischen Gefahr? Daß wir wieder bejahen und nicht verneinen, daß wir unseren Toten lebendige Denkmäler setzen und nicht aufeinandergehäuftes Gerümpel, ihnen, die gestorben sind um der Vollendung einer großen, unserm Volke auferlegten Aufgabe willen. Du deutsches Volk; besinne dich auf dich selbst! Es sagen's dir die Brüder draußen: Was liegt an meinem Glück? Mein Leben ist eine Aufgabe! Und die Getreuen im Lande künden dir, was das Vergangene dich lehren will und das Künftige von dir fordert. Da ist Geist, der das Leben will.

Soll ich einen von diesen Getreuen nennen? So sei es Einhart. Seine tiefe Liebe zu Volk und Volkstum verlieh ihm ein feines Ohr für die Sprache der geschichtlichen und der täglichen Offenbarungen; und wie es zu seinem Herzen einging, gewaltig und eindringlich, so hat er es in seiner „Deutschen Geschichte" begeistert ausgesprochen[1]). Einharts Geschichte, das bekenne ich gern, hat mir innerlich mehr gegeben, als manches historische Quellenwerk, dem ich geschichtliches Wissen verdanke. Indem Einhart in der Fülle der Ereignisse allezeit die große Linie festhält, bei allem Werden und Geschehen allein dem umfassenden deutschen Gedanken nachgehend, erreicht er, was mehr ist, als bloßes Wissen und Verstehen, und wozu dieses nicht mit zwingender Notwendigkeit führt: völkisches Fühlen und Wollen. Unter den Büchern des deutschen Hauses gebührt Einhart ein Ehrenplatz.

Gegen die gefährliche Dreiheit, welche die deutsche Volksseele zu vergiften droht: den Mammonismus, die Scheindemokratie und die internationale Kultur, kämpft Heinrich Wolf mit der ihm eigenen Klarheit, Knappheit und Schärfe des Urteils[2]). Der Krieg, der große Enthüller und Wahrheitskünder, zwang uns ja, über manches „Rückständige" nachzudenken, was uns früher den Hohn unserer weltbürgerlichen Volksgenossen eingetragen hätte. Es lag dem Verfasser im besonderen daran, in allem den Unterschied hervorzukehren, die abgrundtiefe Kluft, die uns von den Feinden trennt. Ist es doch der Erbfehler der Deutschen, daß sie andere Völker nach ihrem Wert und Wesen vielfach überschätzten! Man muß dem Verfasser rechtgeben, wenn er meint, daß die Worte status quo und status quo ante Begriffe seien, die eigens für die dummen Deutschen erfunden zu sein scheinen. Lehrt doch die Geschichte, daß es keine „geheiligten" Grenzen gibt und die Welt niemals „endgültig" verteilt war. Freilich, wenn die andern den Fuß irgendwohin setzten, so bedeutete das eine politische Machterweiterung. Aber die „dummen" Deutschen? Sie schickten Offiziere, Techniker, Ärzte, Lehrer, auf dringende Einladung hin, in alle Erdteile und — stärkten fremdes Volkstum; sie zogen als Bauern nach Rußland, Amerika und Australien und — stärkten fremdes Volkstum; sie öffneten ihre Universitäten und Hochschulen den Ausländern und — stärkten

1) Einhart, Deutsche Geschichte, 512 Seiten. 51. bis 55. Tausend 1917, geb. 5 M., Geschenkausgabe 7,50 M. Verlag von Th. Weicher in Leipzig.

2) Heinrich Wolf, Der Unterschied. Staats- und volksbürgerliche Erziehung während des Krieges. 138 Seiten, 1916. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. Ebenda.

fremdes Volkstum! In unseren jetzigen Tagen, wo so viel Aufhebens ist von Umlernen, Neuorientierung, internationaler Kulturgemeinschaft, „maßvollen" Friedensforderungen und ähnlichen romantischen Regungen, die doch nichts sind als ein bedauerlicher Mangel an nationalem Selbstbewußtsein, ist Wolfs „Unterschied" ein willkommener, verläßlicher Berater.

Nein, das ist keine Lebensweisheit, welche die Schwäche zu ihrer Mutter hat. „So wahr ist es, daß ein Volk unfehlbar erreicht, was es begeistert und ernstlich will" — nie in der Geschichte hat sich dieses Wort Treitschkes wahrer erwiesen, als in dem furchtbaren Weltringen. Das ist „Deutscher Geist", wie er uns auch aus Lohmanns Feldtagebuchblättern so herzerfrischend entgegenweht [3]). Mit diesem Geiste wird Großes erreicht. Hier reift die Heldentreue, die das eigene selbstsüchtige Ichleben entschlossen verneint um des großen Zweckes willen. Das Beste im Menschen entwickelt sich nur durch Hingabe, durch Aufopfern. „Ist das nicht eine gewaltige Erziehungsarbeit? Könnte man Photographien von unseren Kriegsfreiwilligen, wie sie jetzt aussehen, vergleichen mit den Bildern vor dem Krieg, man würde erkennen, wie auffallend sich bei vielen in diesen Monaten der ganze Ausdruck verändert hat. Wie manches Knabengesicht hat etwas Männliches bekommen. Auf dieser Bahn wollen wir vorwärts gehen. Wir wollen auch nach dem Kriege dies festhalten, dann gibt's ein neues Geschlecht, das frei von aller Weichlichkeit den harten und schweren Weg zum höchsten Ziele geht."

Und wie das Heer, so ist auch die Marine über sich selbst hinausgewachsen und ist doch bescheiden geblieben. Nur daß sie heute ein wenig anders über die Engländer denkt. Wie hatten doch die Engländer geprahlt, in 24 Stunden werde die deutsche Flagge von den Weltmeeren vertrieben sein! Da erlebten wir es, daß unsere „Emden", unsere „Karlsruhe", unser Kreuzergeschwader monatelang die Meere beherrschten. Wie das möglich war, den überlegenen feindlichen Kriegsschiffen so lange auszuweichen und dem englischen Überseeverkehr solche Riesenverluste zuzufügen, daß allein durch den Schrecken dieser Namen die feindliche Handelsflotte in den entlegensten Häfen festgebannt war, das erzählt in dem spannenden Buche „S. M. S. Karlsruhe" einer, der dabei war [4]). Wahrlich, jene 261 Seeleute, die auf dem Grunde des Ozeans ruhen, haben auch ein Anrecht darauf, daß man ihrer als Helden gedenkt, die inmitten ruhmreicher Tätigkeit für ihres Vaterlandes Größe in den Tod gegangen sind!

Es gehen freilich Leute in Menge bei uns um, die unsere Seele vergiften, uns einreden wollen, daß alles, was geschieht, nur Sucht sei nach Erwerb und äußerem Gewinn. „Das sind die Dunkelmänner, die Krämerseelen des Krieges, die wie Schmarotzergewächse am Baume des Lebens hängen, überall aussaugen, überall lebensarm machen, nur zum Zerstören und Zernagen, nirgends zum Aufbauen berufen." „Nein, um des künftigen Reichtums einzelner gaben wir nicht unsere Kinder hin, sondern um des Lebens, der Lebendigkeit innerer Kräfte willen sind die Opfer gebracht." „Um dieser wahren, uns von äußeren und inneren Feinden verkümmerten Lebensbedingungen, um dieser Möglichkeit willen, daß das Deutschtum noch einmal aufkeime und sich befreie von dem furchtbaren Teufelsdruck des Mammons, darum starben sie, um nichts anderes; und darum wares wert zu sterben. Wir aber wollen von ihnen lernen, um das zu leben, um was sie sterben mußten. Ein einziges großes Kriegsziel gibt es für unser Volk, das im einzelnen verschieden ausgelegt werden mag, über das sich aber grundsätzlich alle wahrhaft Deutschen völlig klar sind, das ist innere und äußere Lebensbedingungen zu erringen, ein deutsches Volk zu sein, eine Nation, in der sich die Idee des Deutschtums offenbaren mag, in dem wieder große Männer, Dichter und Künstler und Philosophen auftreten können, ohne durch eingeschleppte Ware verjagt, entrechtet, ohne aus den Wohnstätten unserer Museen, unserer Schulen, unserer Universitäten um des Fremden und Fremdstämmigen willen verdrängt und auf die Straße geworfen zu werden. Ein Volk müssen wir durch

3) Ernst Lohmann, Deutscher Geist, 58 Seiten, 1917. Geh. 1 M. Verlag von Th. Weicher in Leipzig.

4) Korvettenkapitän Studt, S. M. S. Karlsruhe. Eines deutschen Kreuzers Glück und Ende. 178 Seiten, 3. Auflage 1916. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. Verlag ebenda.

den Krieg wieder werden können, in dem alles deutsch, nur deutsch, aber so ganz aus vollem Herzen deutsch ist." Zu diesen unveräußerlichen Gütern unseres Volkes gehören auch die Heimatrechte der Toten, die freilich nur dort gegolten haben, wo Heldenvölker aufeinander stießen. Der Boden, wo unsere Väter, Söhne, Brüder und Gatten ruhen, ist mit dem höchsten Einsatze erworbenes, für immerdar deutsches Heimatland.

Das alles fließt so unmittelbar aus dem, was wir empfinden, wenn wir an unsere Toten denken, daß es vielen wunderlich erscheinen mag, darüber zu sprechen. Aber es ist darum doch nicht etwas Selbstverständliches, solange nicht auch die, die müde und krank, anti- und international betört sind, die Stimme der Volksseele vernehmen und ihr in ihren Taten und Entschlüssen Ausdruck verleihen. Darum ist es ein Verdienst, daß Arnold Ruge diesen Weck- und Mahnruf an die Lebenden richtet[5]). Wer stilles Leid im Herzen trägt um der Gefallenen einen, wer in des Lebens Wirrnis und Verfälschung nach den ewigen Lebenszielen sucht: er greife zu diesem Büchlein, das ein Kraftquell des Trostes ist und innerer Erhebung.

Konrad Maß geht von dem „Riß im Volke" aus. Ihm ist der Krieg ein Weckruf zu sozialer Arbeit[6]). In der leidigen Frage: Wer trägt die Schuld? können wir dem Verfasser allerdings nicht unbedingt folgen. Wir vermögen auch nicht den Idealismus zu entdecken, „der in der Masse steckt", die lediglich durch die niederen Triebe des Klassenhasses und der rücksichtslosesten Selbstsucht zusammengehalten wird. Dies zugestanden, bleibt das Buch dennoch in hohem Maße beachtenswert. Mit Recht sieht Maß das Schwergewicht der sozialen Arbeit nicht in der wirtschaftlichen Förderung, sondern vielmehr in der geistigen Schulung und der seelischen Beeinflussung, in dem Verhältnis von Mensch zu Mensch, in der Wahrung der Heiligkeit des Weibes und der Begeisterung der Jugend für vaterländisch-deutsche Hochziele. Denn auch im Arbeiter, der nicht im Sumpfe des Materialismus verkommen ist, lebt die Sehnsucht nach dem Höheren, was dem Leben erst Wert gibt. Wie das vaterländische Gefühl, ist auch das religiöse Empfinden zu tief in der Volksseele verankert, als daß es je daraus verdrängt werden könnte. Es ist gut, daß der Verfasser in dieser Verbindung auch die Bedeutung der Volksfeste hervorhebt, sie wird noch immer viel zu wenig erkannt. Und dann die Kunst! Sie gehört zum Wesen des deutschen Menschen und schafft unmittelbar Gemütswerte. Aber der Kinobetrieb schlägt sie tot, und die Schundliteratur vollends löst alle Bande sittlicher Scheu. Ohne die Reinheit des Weibes aber ist ein deutsches Volkstum nicht denkbar. Wird diese, das Hehrste, was wir besitzen, verletzt, dann werden wir unsere Rolle als deutsches Volk ausgespielt haben; dann sind wir nicht besser als die anderen und mögen in Schanden zugrunde gehen. Einst waren die germanischen Frauen Trägerinnen der Keuschheit und Treue, und wenn des Krieges Ernst an das Volk herantrat, Schürerinnen der Tapferkeit und wilden Kampfesmutes. Sie pflanzten diese Tugenden auch in das Gemüt ihrer Kinder und wahrten auf diese Weise treulich die höchsten Güter des Volkes. O deutsches Volk, wie bedarfst du wieder der Mütter!

Die liebevolle Pflege und Entfaltung der in die Volksseele gelegten Kräfte ist das Gemeinsame, was hier von verschiedenen Verfassern und von verschiedenen Ausgangspunkten her als dauerndes Vermächtnis unserer Toten gefordert wird. So ungeheuer ist die Eindrucksgewalt des Weltkrieges, daß allenthalben das Bewußtsein lebendig ist: mit diesem Kriege beginnt eine neue Zeit! In der Tat ist es das Ringen des Deutschtums um Tod und Leben, um Untergang oder erhöhtes Wirken und Gelten. Darum wird auch der Kampf mit dem Waffenringen nicht aus sein. Schon haben sich die deutschfeindlichen Verbände der Entente zu einem Weltbunde gegen das Deutschtum zusammengeschlossen, um nach dem Kriege, auch in den Ländern außerhalb der Verbandsmächte, den „geistigen Krieg" gegen das deutsche Volk weiterzuführen und Deutschland geistig einzukreisen, namentlich durch Be-

5) Arnold Ruge, Unsere Toten. Ein Weck- und Mahnruf an die Lebenden. 41 Seiten, 1917. Geh. 80 Pf. Verlag von Th. Weicher in Leipzig.

6) Konrad Maß, Wofür sie starben. Ein Weckruf zu sozialer Arbeit, 141 Seiten, 1916. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M. Verlag ebenda.

einflussung der öffentlichen Meinung. Nach einem Ausspruch Iswolskis müßten alle Völker der Erde dahin gebracht werden, daß sie den „deutschen Gedanken" in der Welt als einen Fremdkörper in einer nach Freiheit lechzenden Menschheit betrachten. Wer da glaubt, daß dies eine leere Drohung bleiben werde, möge sich nicht irren. An der „geistigen Einkreisung" des deutschen Volkes, namentlich durch „Beeinflussung" der „öffentlichen Meinung" haben unsere Feinde schon lange Jahre vor dem Kriege gearbeitet und, wie wir an unserm Leibe erfahren mußten, mit Erfolg, weil diese geheime Wühlarbeit ohne eine entsprechende Gegenwehr der all zu vertrauensseligen und völkisch gleichgültigen Deutschen geblieben war. Ein Weltbund des Deutschtums, der die deutsche Gemeinschaft, insbesondere in ihren überstaatlichen Zusammenhängen, zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erzöge, willens zugleich, die Welt mit unserm Volksgedanken zu durchgeistigen, um „ihr das Gesicht zu geben", muß diese Anschläge der Feinde zunichte machen[7]). Fürwahr, die neue Zeit bedarf eines mächtigeren Werkzeugs als die voraufgegangenen Jahrzehnte, die nur vorarbeiteten. Heute, da wir über alle Staatsgrenzen hinweg auf die Deutschen aller Länder und Erdteile blicken, erfaßt der völkische Gedanke die Kulturarbeit als sein innerstes Pflichtbereich: Ohne die Mitwirkung am machtpolitischen Leben aufgeben zu wollen, muß sich der völkische Geist eine Stätte bauen, in der sein höchstes und eigenstes Wesen wirkt, hinausstrahlend in die ganze Welt. Doch steht dies Eine fest: der deutsche Weltverband, dieses mächtige Werkzeug deutschgeistiger Weltarbeit, wird entweder jetzt aus dem erschütternden Ergebnis des Weltringens geschaffen oder nie! Möchte aus all den Gedanken, Worten und Wünschen unseres österreichischen Mitkämpfers die Tat erstehen; möchten die Führer deutschen Lebens die Pflicht in sich fühlen, dies große Ganze völkischer Gesamtorganisation zu wollen! Und das gesamte Volk muß sich zu dieser großen Aufgabe bekennen; alle Parteiunterschiede müssen zurücktreten vor dem einen überragenden Zweck der Volksgemeinschaft.

Wenn einst die Glocken von Turm zu Turm den Siegfrieden unserer Zuversicht künden, dann soll der erste große Deutschtag einberufen werden, und die Krone dieser Zusammenkunft der Deutschen aller Weltteile soll sein die Gründung des Weltverbandes deutscher Kulturarbeit, eines ständigen Deutschrates für die große Weltaufgabe der Erhaltung und Ausbreitung, der Festigung und Entfaltung der deutschen Sprache und Kultur auf der ganzen Erde.

Gerhard Krügel.

[7]) Dr. Walther Schmied-Kowarzik, Ein Weltbund des Deutschtums. 78 Seiten, 1917. Geh. 1 M. Verlag von Th. Weicher in Leipzig.

# Aus völkischen Zeitschriften.

## Deutsche Politik im Weltrahmen.

Buhl, F., Französ. Revanchepolitik u. d. Neuromantik der gesta Dei per Francos (Süddeutsche Monatshefte 1917, Jan.)

Der Caprivismus als politisches Prinzip (Alld. Bltr. 1917, Nr. 6).

Chamberlain, H. St., Der Wille zum Sieg (Das Größere Deutschland 1917, Nr. 2).

Um Deutschlands Zukunft (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 1).

G., Fürst Bülow und unsere Auslands-Politik (Türmer 1917, Febr. II.).

v. Gruber, M., Völkische Außenpolitik (Deutschlands Erneuerung 1917, April).

Hering, Zwölf Selbstverständlichkeiten deutscher Politik (Osteurop. Zukunft 1917, Nr. 3).

Heyck, E., Deutschl. u. SO.-Europa nach dem Kriege (ebenda).

Möldecke, Die Freih. d. Meere (Türmer, Febr. II.).

v. S., Unser Unrecht an Belgien (Türmer, Febr. II.).

Schmidt-Gibichenfels, Die Grundlagen d. stark. Monarchie u. d. stark. Friedens (Polit. anthropol. Monatsschr. 1917, April).

Die Unmoral d. Moralisten [Pazifisten gegen Annerionisten] (Wirklichkeit 1917, H. 1).

Zorn, Ph., Das Problem des Weltfriedens (Deutsche Revue 1917, Febr.).

## Deutsche Politik in Einzelfragen.

v. Dyck, Die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische Hochschule (Deutsche Revue 1917, Jan.).

Ernst, G., Elsaß-Lothringische Vaterlandsgedanken (Türmer 1917, Jan. II).

Grimm, W., Die religiös-politische Lage Livlands unter russ. Oberhoheit (Süddeutsche Monatshefte 1917, Febr.).

Jung, E., Polit. anthrop. Betrachtungen aus d. Elsaß (Polit. anthrop. Monatsschr. 1917, April).

Lukas, G., Die Tschechen und wir (Mitt. d. Vereins Südmark 1917, Nr. 1/2).
Schiele, Die Erneuerung d. preuß. Wahlrechts (Deutschlands Erneuerung 1917, Mai).
Wolfram, Die Frage d. Zukunft Galiziens (Deutsches Volksbl. f. Gal. 1917, Nr. 8 u. 9).
Mumm, R. u. P. U. v. Senior, Flandern (Akadem. Bltr. 1917, 1. Febr.).
De Sadeleer, De vlaamsche Strijd na den Uitgeverij (Dietsche Stemmen 1917, Jan.-Febr.).

## Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

32. Hauptbericht über die Tätigkeit des deutschen Böhmerwaldbunds (Mitt. d. D. B. Nr. 58).
Brandsch, R., Siedelungstätigkeit in Ungarn (Archiv f. innere Kolonisation 1917, Jan.).
G., Was wird mit unseren Auslandsdeutschen? (Türmer, 1917, April I.).
Die Lodzer Deutschen (Deutsche Post, Lodz 1917, Nr. 7—9).
Deutsche Bauernansiedlungen in Polen (ebda 1917, Nr. 2—7).
Die Warschauer Deutschen des 18. Jahrhunderts (ebenda, 1917, Nr. 10).
Die deutsche Volkskirche in Polen (ebenda 1917, Nr. 12).
Aus unserer deutschen Arbeit (ebend 1917, Nr. 16).
Schmied-Kowarzik, Was heißt Auslands-Deutschtum? (ebenda 1917, Nr. 16).
Willigmann, Deutsches aus Warschau (Aus dem Ostlande 1917, Jan.).

## Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Bartels, Ad., Der Kultusminister (Deutsches Schrifttum 1917, April I.).
Chamberlain, H. St., Deutsche Weltanschauung (Deutschlands Erneuerung 1917, April).
Demokratie und Monarchie (Deutsche Wacht, Bonn 1917, Nr. 12).
Heyck, E., Englischer Sachsinn, Deutscher Formelsinn (Türmer 1917, April I.).
Kaindl, R., Die Grenze zwischen west- u. osteuropäischer Kultur [mit Karte v. P. Langhans] (Peterm. Geogr. Mitt. 1917, Jan.).
Kiefer, W., Deutsches Volkstum (D. V. 1917, Jan.-Febr.).
Kloß, M., Potsdam u. Weimar, Die Wurzeln deutscher Kraft (Pol.-Anthr. Monatsschr. 1917, Febr.-März).
Müller, E., Kant — unser Führer im Streit! (Deutsches Volkstum 1917, Jan.-Febr.).
Perko, Deutschtum und Weltkrieg (Getreue Eckart 1917, Febr.-März).
Sandt, E., Ararat [d. Deutschtum in d. Sintflut d. Krieges] (Deutsches Volkstum 1917, Jan.-Febr.).
Schlaikjer, E., Der Idealismus als volkserhaltende Kraft (Zeitungsspiegel 1917, Nr. 2).
Schmied-Kowarzik, W., Ein Weltbund d. Deutschtums (Beil. z. Getr. Eckart 1917, Jan.).
Wolzogen, Hans v., Das Erlebnis des Großen (Türmer 1917, Mai I.).

## Rassenfragen.

Christian, Grundlagen der Rassenhygiene (Jungdeutschland-Bund 1917, Nr. 3, 4).
Dinter, A., Zur Frage der Rassenmischung (Hannover 1917, 1. März).
Lenz, F., Die nordische Rasse in der Blutsmischung unserer östl. Nachbarn (Osteurop. Zukunft 1917, Nr. 2.).
Die ostjüdische Gefahr (Vorposten 1917, Jan.-Febr.).

## Deutsches Wirtschafts- und Gesellschaftsleben.

Bauernhetze (Vorposten 1917, Jan.-Febr.).
Dicke, H., Die Bedeutung des Bauernstandes für unser Volksleben (Akadem. Bltr. 1917, 16. März).
Der „feministische Zug" in unserem Staatsleben (Mon.-Bl. gegen d. Frauenemanzipation 1917, Jan.).
Schlunck, Die kranken Invaliden u. d. Kapital-Abfindungs-Gesetz (Türmer 1917, März II.).
Wächter, Gleicher Lohn für Mann u. Frau? (Mon.-Bl. gegen d. Frauenemanzipation 1917, März).
Wygodzinski, Die Organisation der ländl. Wohlfahrtspflege (Das Land 1917, 1. Jan.).

## Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bartels, A., Der Kritiker und der Schriftleiter (Deutsches Schrifttum 1917, Jan.).
Hohenlohe-Langenburg, E., Fürst zu, Dreikönigstag 1917 (Bayreuther Bltr. 1917, 1.—3. Stück, Beil.).
Klaiber, Th., Die Presse u. d. Fremdwörter (Zeitungsspiegel 1917, Nr. 2).
Meyer, K. J., Ein deutsches Kulturdokument [Heinr. Manns Skandalromane] (Hochwacht 1917, Jan.).
Nieuwenhuis, D., Die flämische Sprache (Akadem. Bltr. 1917, 1. Febr.).
Pommer, J., Das Wesen des Volksliedes (Das deutsche Volkslied 1917, Jan.-März).
Storck, K., Deutsche Geschichtsdramen im Kriege (Türmer 1917, März I.).

## Deutsche Kunst.

Holstein, G., Rich. Wagner u. d. deutsche Staatsbewußtsein (Bayreuther Bltr. 1917, 1.—3. Stck.).
Müller, O., Der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur (Soz. Praxis 1917, Jan.)
Tornius, Valerian, Baltische Kunst (Türmer 1917, April I.).
Schultze, E., Ehrenhalle u. Stiftung statt Denkmal (Soz. Praxis 1917, Febr.).

# Neuſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha.

Regelmäßig wird der „Deutſche Volkswart" ſeine Leſer über Neuigkeiten des Deutſchen Büchermarktes unterrichten, die für das deutſche Volk und ſeine Kultur von Belang ſind. Wie die Bundesbücherei des Deutſchbundes, die „Deutſche Nationalbücherei", nicht eine Sammlung von Büchern an ſich ſelbſt darſtellt, ſondern nur von ſolchen Schriften, die zur Kenntnis unſeres Volkstums beitragen, ſo ſoll auch dieſe Zuſammenſtellung nur die Neuerſcheinungen bekannt geben, deren Kenntnis jedem Deutſchen Erbauung und Gewinn bedeutet. In dieſer Beziehung wird das Verzeichnis verläßlich ſein und getreu die Entwicklung des deutſchen Schrifttums widerſpiegeln. D. Schriftl.

## Deutſches Land und Volk.

+Burgen, Deutſche, u. feſte Schlöſſer. 120 S. Königſtein, K. R. Langewieſche. Geb. 3.—
Grautoff, O., Die balt. Provinzen. 3. Bd. Bauten u. Bilder. 138 S. Charlottenburg, F. Lehmann. 4.—
Hauſer, O., Die Germanen in Europa. 166 S. Dresden, Heimat u. Welt. Geb. 2.—
+Heimat, Die ſchöne. Bilder aus Deutſchland. 156 S. Königſtein, Langewieſche. Geb. 3.—
++Holdegel, G. u. W. Jentzſch, Deutſches Schaffen u. Ringen im Ausland. 160 S. Leipzig, J. Klinkhardt. Geb. 3.—
Wilſer, L., Herkunft u. Volkstum d. Deutſchen. 10 S. Zeitz, Sis-Verl. —.20
++Wronka, J., Kurland u. Litauen, Oſtpr. Nachbarn. 188 S. Freiburg i. Br., Herder. Geb. 3.—

## Führende Deutſche.

+Dihlmann, K., Werner Siemens. Perſon u. Werk 1816—1916. 38 S. Berlin, J. Springer. 1.—
+Schillermuſeum, Aus dem. Bildniſſe Schillers u. ſ. Verwandten. 20 Taf., 18 S. Stuttgart, J. G. Cotta. Mappe 7.50
+Schlipkötter, W., Unſer Kaiſer — unſer Herzog. 184 S. Barmen. E. Müller. Geb. 3.50
Schnaß, F., Friedrich Hebbel. Ein Bild ſeines Künſtlertums. 177 S. Saarbrücken, Ch. Clauß. Geb. 2.—
+Schreckenbach, P. und F. Neubert, Martin Luther. Ein Bild ſeines Lebens. 190 S. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 10.—
Walther v. d. Vogelweide. Erkl. v. W. Wilmanns. 1. Bd.: Leben u. Dichten. 573 S. Halle, Waiſenhaus. 15.—
+Walther, W., Luthers Charakter. 220 S. Leipzig, Deichert. Geb. 4.80

## Deutſche Politik.

Bethmann, v., v. Stein, Helfferich, Gröner, Vaterländ. Hilfsdienſt. Reden im Reichstag. 32 S. Stuttgart, D. Verlagsanſt. —.50
Bovenſchen, A., Deutſchl. a. d. Zeitenwend. E. Wegweiſ. i. d. Deutſch. Zukunft. 237 S. Leipzig. Xenien-Verl. 3.—
Brandenburg, E., Deutſchlands Kriegsziele. 101 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1.25
Stadtler, E., Franzöſ. Revolutionsideal u. neudeutſche Staatsidee. Deutſches Nationalbewußtſein u. d. Krieg. 67 S. M.-Gladbach, Volksverein. 1.20
+Stoll, A., Deutſche Kriegsziele im Weſten. 50 S. Kaſſel, Pillardy u. Auguſtin. —.60
Weber, H. S., Deutſch-ruſſiſche Rückſiedlg. 70 S. Dresden, „Globus". 1.80

## Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Brauweiler, H., Deutſche u. roman. Freimaurerei. 77 S. Köln, J. P. Bachem. Geb. 2.40
+Kaulfuß-Dieſch, K., Buch d. Reformation, geſchr. von Mitlebenden. 523 S. Leipzig, R. Voigtländer. Geb. 6.50
Planck, R., Sieg des Deutſchen. An den deutſchen Proteſtantismus im Reformationsjahr. 84 S. München, Callwey. 1.—
Steinhauſen, G., Kulturgeſch. d. Deutſchen im Mittelalter. 165 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. 1.25
Zukunft, Deutſche. Grüße d. deutſchen Hochſchulen ins Feld. 63 S. Berlin, „Furche". 1.—

## Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Bauer, M., Deutſcher Frauenſpiegel. Frauenleben in d. deutſchen Vergangenheit. 2 Bde. 403 u. 299 S. München, G. Müller. 20.—
Brunnemann, A., Deutſche Frauen in Kriegszeiten. 151 S. Dresden, „Flammen". 2.50
Brünnel, E., D. deutſche Landarb. u. d. Weltkrieg. Urſachen d. Landflucht u. Vorſchläge z. ihrer Beſeitigung. 31 S. Leipzig, Reichenbach. —.80
+Koerner, B., Deutſches Geſchlechterbuch. 29. Bd., 634 S. Görlitz, Starke. Geb. 10.—
Lindemann, H. Dr., Die deutſche Stadtgemeinde im Kriege. 97 S. Tübingen, J. C. B. Mohr. 2.—

+ mit Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

Wyaodzinſki, Die Nationaliſierung d. Volkswirtſchaft. 72 S. Ebenda. 1.60

## Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Hirt's Nachſchlagebuch für deutſche Rechtſchreibung, Sprachlehre u. Wortkunde. 120 S. Breslau, Ferd. Hirt. —.80

Lejeune, F., Die deutſch-ſpan. Freundſchaftsbeſtrebungen v. Joh. Faſtenrath. 185 S. Greifswald, Bruncken. 4.50

Linnhard, Frdr., Deutſch. Dicht. in i. Grundzügen. 141 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. 1.25

Mohr, Heinr., Kriegsſchwänke aus alter Zeit. 124 S. Freiburg i. B., Herder. 1.—

Mohr, Heinr., Der Narrenbaum. Deutſche Schwänke aus 4 Jahrh. 317 S. Freiburg i. B., Herder. 1.—

Partenſchmidt, Dem Deutſchen ſei ſeine Sprache heilig! (Gegen Fremdworte.) 184 S. Leipzig, Helios. —.90

+Soergel, A., Dichtung u. Dichter d. Zeit. Deutſche Literatur d. letzten Jahrzehnte. 903 S. Leipzig, R. Voigtländer. Geb. 14.—

## Deutſche Kunſt.

+Fahrenkrog, L., Sturm üb. Land. Kriegsbilder. 85 S. 32,5 × 25 cm. Stuttgart, „Volkskunſt". Geb. 4.50

+Garten, Der ſtille. Deutſche Maler d. 19. Jh. 104 S. Königſtein, K. R. Langewieſche. Geb. 3.—

Hausegger, Über nationale Kunſt. Vortrag. 16 S. Hamburg, H. Seippel. —.50

+Rehbein, A., Ehrt eure deutſchen Meiſter! Zeitgenöſſ. Maler, Bildhauer u. Baukünſtler. 117 S. Berlin, Boll u. Pickardt. Geb. 3.50

+Scheffler, K., Bildniſſe aus 3 Jahrh. d. deutſchen u. niederländ. Malerei. 139 S. Königſtein, K. R. Langewieſche. Geb. 3.—

+Thoma, H., Bilder. Mit Text. 39 S. Berlin, „Furche". Geb. 3.—

## Deutſche Erziehung u. Schule.

++Hofſtätter, W., Deutſchkunde. E. Buch v. deutſcher Art u. Kunſt. 172 S. Leipzig, Teubner. Geb. 3.—

Keſſeler, K., Grundlinien e. deutſch-idealiſt. Pädagogik. 42 S. Langenſalza, Jul. Beltz. 1.—

+Rauh, S., Der Weltkrieg in der Volksſchule. 3 Tle., je 1.—. Götting., Vandenhoeck u. Ruprecht.

Reiniger, M., Die Erziehungsſchule im neuen Deutſchland. 51 S. Langenſ., J. Beltz. 1.—

—, Vaterländ. Geſchichtsunterricht. Prakt. Vorſchläge zu ſ. Neugeſtaltung. 29 S. Ebda. —.60

+Schneider, Th., Das deutſche Erziehungsziel in geſchichtl. Entwicklung. 183 S. Leipzig, J. Klinkhardt. 3.50

## Der Weltkrieg.

++Ardenne, Baron u. Helmolt, D. Buch v. großen Kriege. Bd. 1. 208 S. Stuttgart, Union. Geb. 14.50

+Bölcke's Feldberichte. Mit Einleit. d. Vaters. 124 S. Gotha, F. A. Perthes. Geb. 1.60

Brehmer, A., D. kühne Fahrt d. „Deutſchland". 26. S. Berlin, B. Siegmund u. Ko. —.50

Hollweg, K., Die Aufgaben d. deutſchen Flotte im Weltkriege. 48 S. Berlin, K. Siegismund. 1.—

Klein, T., Der deutſche Soldat. Zeugniſſe von ſeinem wahren Weſen. 255 S. München, J. Hanfſtängl. Geb. 3.30

+Liebermann v. Sonnenberg, Die Seeſchlacht vor dem Skagerrak. 104 S. Minden, W. Köhler. —.75

+Schäfer, D., Der Krieg 1914/16. Werden und Weſen des Weltkrieges. 1. Teil. 448 S. Leipzig, Bibliogr. Inſt. Geb. 10.—

+Schliebner, E., Mit d. Armee Beſeler nach Flandern u. Ruſſ.-Polen. Meine Erlebniſſe. 86 S. Berlin-Lankwitz, Wallmann. 1.—

Seeger, E., Die Kampfplätze in Weſt, Oſt u. Süd. Alphab. Ortsverzeichnis d. krieger. Begebenheiten. 2. Bd. 2. Kriegsjahr. 251 S. Stuttgart, D. Verlagsanſt. 4.—

## Völkiſche Unterhaltungs-Schrift.

Bloem, W., Vormarſch. 373 S. Leipzig. Grethlein u. Ko. Geb. 6.—

Braun, R., Das Reich muß uns doch bleiben! Relig. Gedichte aus dem Weltkrieg. 56 S. Potsdam, „Stiftung". 1.—

Deutſches Liederbuch. 502 völkiſche Lieder. 10. Aufl. 176 S. Gotha, Deutſchbund. —.30 [100 Stck. 1.70]. Geb. 1.20

Flume, O., Erlebtes u. Erlauſchtes e. gefall. DB.-Br. 159 S. Keilhau, Bund ehem. K.er.

+Immelmann †, M., Oberltn., Meine Kampfflüge. Selbſt erlebt u. ſelbſt erzählt. 132 S. Berlin, A. Scherl. Geb. 2.—

+Kotzde, Die Wittenbergiſch Nachtigall. Eine Dichtung. 480 S. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Geb. 6.—

Kotzde: Frau Harke geht durchs Land. 375 S. Leipzig, E. Matthes.

Pilf, Das Kreuz d. Ehre. Erzählg. a. d. Weltkriege. 139 S. Wiesbaden, H. Staadt. Geb. 2.50

++Reich, Unſer deutſches Alpenkorps in Tirol. E. Erinnerungswerk. 80 S. Dieſſen, J. C. Huber. Geb. 5.60

+Wünſche, A., Sie ſtritten, ſie litten fürs Vaterland. Erlebtes a. d. Weltkriege. 435 S. Leipzig, Frdr. Brandſtetter. Geb. 5.—

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Eine Ehrengabe des Deutschbundes für völkische Dichter und Künstler.

Freunde und Mitstreiter haben meinen 50. Geburtstag zum Anlaß genommen, mir eine Summe zu überreichen, deren Zinsen einen seit langem gehegten Plan des Deutschbundes verwirklichen sollen. Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß in der Presse und auf der Bühne, im Konzertsaal und in der Ausstellung, kurz in den Organen der „öffentlichen Meinung" meist nicht diejenigen Dichter und Künstler zur Geltung kommen, die aus völkischem Empfinden heraus ihre Werte schaffen, sondern solche, die dem Instinkt der Masse schmeicheln. Nur gar zu häufig werden die Könner, die etwas zu geben und zu sagen haben, verdrängt durch geschickte Macher, die im besten Falle reine „Aestheten", gar zu häufig aber geradezu Verderber des völkischen Bewußtseins sind. Völkische Arbeiter auf schöngeistigen Gebieten ringen schwer um Anerkennung, während die Heinrich Mann und Meier-Graefe den Markt im eigentlichsten Sinne beherrschen. Diesen Zuständen gegenüber soll eine Besserung angestrebt werden dadurch, daß die in der öffentlichen Meinung unterdrückten Dichter und Künstler zu ihrem Rechte kommen. Ihr Dasein und ihre Arbeit dem deutschen Volke zum Bewußtsein zu bringen, soll die „Langhans-Stiftung" helfen durch alljährliche Überreichung einer Ehrengabe von

**1000 Mark.**

Es kommen von Künstlern Maler, Bildhauer, Baumeister und Komponisten, außer Dichtern auch noch solche Schriftsteller in Betracht, die Werke zum deutschen Volkstum und zur deutschen Kultur in darstellerisch hochstehender Form verfaßt haben. Die Verleihung des Preises soll alljährlich auf dem Hermannsfest des Deutschbundes und zwar abwechselnd zwischen Dichtern und Schriftstellern einerseits und bildenden Künstlern und Musikern anderseits erfolgen. Als Preisrichter walten die Mitglieder der Bundeskammer.

**Der Bundeswart.**
Prof. Langhans.

## Arbeitsplan des Deutschbundes in der Rassenfrage.

Der Deutschbund verlangt folgende praktischen Maßnahmen auf dem Gebiete der Rassenpolitik:

a) Abwehr der Rassenmischung.
Stärkung des germanischen Rassenbestandteils.

1. Vermischung mit Nichtariern ist nicht nur in den deutschen Kolonien zu bekämpfen, sondern auch im Mutterlande. Ehen mit Farbigen sind gesetzlich für unzulässig zu erklären. Kinder aus derartigen Rassenkreuzungen dürfen nicht deutsche Staatsangehörige werden, sondern haben der ärgeren Hand zu folgen. Im Mutterlande sind besondere Maßregeln zu ergreifen gegen die Gefahr der Rassenmischung mit den von Osten und Südosten einwandernden slawischen Wanderarbeitern und Juden. Dagegen ist die Mischung mit Angehörigen der übrigen germanischen Völker, insbesondere der Schweden und anderen Nordgermanen, die noch am reinrassigsten sind, willkommen zu heißen.

2. Innerhalb des deutschen Volkes ist der germanische Rassenbestandteil zu erhalten und womöglich zu verstärken durch eine deutsch-völkische Politik, besonders auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete (Erhaltung der Landbevölkerung und womöglich deren Ausbreitung auf neuem Siedlungsland, Abkehr vom Mammonismus, allseitige Lebensreform und deutsche Wiedergeburt in germanischem Geiste unter Wiedererweckung idealen Sinnes).

b) Abwehr der Rassenverschlechterung.

1. Im allgemeinen durch die Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik. Erhaltung einer möglichst zahlenmäßig starken und körperlich und sittlich gesunden Landbevölkerung als des Quells unserer Volkskraft, aus dem sich die Stadtbevölkerung immer wieder ergänzt. Bekämpfung der Landflucht und innere Siedelung, Wohlfahrtspflege auf dem Lande, landwirtschaftsfreundliche Wirtschaftspolitik u. Bodenrechtsreform. Für die Stadtbevölkerung jede

Art der Volkswohlfahrtspflege, vernünftige Ernährungs- und Lebensweise, Wohnungsfürsorge, körperliche und sittliche Ertüchtigung, Kampf gegen den Alkohol.

2. Bevölkerungspolitik und Züchtungspolitik ist nach den Lehren der Rassenpflege zu treiben: Ausmerzung der Minderwertigen (durch Ausschluß der Geistes- und Nervenkranken, Geschlechtskranken usw. von der Nachzucht; ärztliches Zeugnis bei der Verehelichung). Förderung der Volksvermehrung (stärkere Steuernachlässe für kinderreiche Familien, eine Wehrsteuer für Militärfreie, Besteuerung der Junggesellen, Säuglings- und Mutterschutz, Stillprämien, Bekämpfung der künstlichen Beschränkung des Kindersegens). Die Hauptsache aber ist, daß die Gattenwahl nicht lediglich nach Geldbeutelrücksichten, sondern nach der rassischen Tüchtigkeit erfolgt und ferner, daß die kinderreiche Mutter in der öffentlichen Meinung wieder den ihr gebührenden Ehrenplatz erhält.

Denn wichtiger, auch für den Rassenprozeß, als diese Einzelmaßnahmen der Bevölkerungspolitik ist die sittliche Gesundheit des Volkes, die Gestaltung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Gesamtverhältnisse, so daß die Wurzelfestigkeit möglichst großer Volksschichten in Familie, Heimat und dem ganzen Schatz ihrer überlieferten sittlichen Anschauungen gewahrt bleibt gegen die von der Großstadtzivilisation ausgehende Auflösung und Vergiftung, Verflachung und Verödung unserer nationalen Kultur und des ganzen Lebens unserer Volksgemeinschaft.

Der Deutschbund mit seiner zuverlässig deutschvölkischen Gesinnung ist als Führer auf diesem Gebiete nötig, weil sich auf ihm schon vielfach nicht nur zersplitternde, sondern auch verflachende, verkehrte, ja fälschende Bestrebungen geltend machen.

Er sucht daher

I. durch eine umfassende Aufklärungs- und Werbearbeit Verständnis für die Bedeutung der Rassenfragen in den weitesten Kreisen unseres Volkes zu verbreiten,

II. die Rassenforschung fördern und ihre Ergebnisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen,

III. darauf hinzuwirken, daß das deutsche Volk Rassenpolitik treibt, die Lehren der Rassenwissenschaft in praktische politische Maßnahmen umsetzt und sein ganzes politisches, soziales und Kulturleben nach ihnen gestaltet.

Im einzelnen wird der Deutschbund:

1. für alle diese Zwecke, insbesondere zur Aufklärungs- und Werbearbeit, auf die ihm zugängliche Presse einwirken,

2. einen Grundriß der Rassenlehre, mit Angabe der Rassenschriften, herausgeben. (Dieser Grundriß, bearbeitet von Regierungsrat M. Gerstenhauer, liegt unter dem Titel: „Rassenlehre und Rassenpflege" (8°, 56 S.) vor und ist von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha gegen Einsendung von 80 Pfg. postfrei zu beziehen),

3. es allen seinen Mitgliedern, besonders den Gemeinden, zur Pflicht machen, sich weiterhin vorzugsweise mit den Rassenfragen zu beschäftigen,

4. versuchen, Lehrgänge für Rassenkunde abzuhalten,

5. zur Förderung der Rassenforschung rassenstatistische Aufnahmen ausführen,

6. eine mit der „Deutschen Nationalbücherei" und dem „Deutschen Volkstums-Museum" in Verbindung stehende Hauptstelle („Hochstift für Deutschkunde") zu schaffen suchen, bei der die jetzt noch zersplitterten Betätigungen auf dem rassenkundlichen und rassenpolitischen Gebiete und die auf ihm arbeitenden Einzelpersonen, Zeitschriften, Anstalten und Vereinigungen zusammengefaßt werden sollen.

## Kampf gegen Warenschwindel u. Wucher.

Es ist unbestreitbar, daß die übermäßige Verteuerung aller Lebensbedürfnisse die Widerstandskraft des deutschen Volkes beeinträchtigt. Der Kampf gegen den Kriegswucher ist deshalb eine sittliche Pflicht aller deutschen Männer und Frauen, die zum Durchhalten bis zu einem starken deutschen Frieden entschlossen sind. Wir sind uns wohl bewußt, daß die England freundlich gesinnten Neutralen uns in schändlicher Weise bewuchert haben. Es wäre deshalb ungerecht, alle Verteuerungen ohne weiteres unserer Industrie, dem Handel oder der Landwirtschaft zur Last zu legen. Es bedarf vielmehr gründlicher Untersuchungen auf wirtschaftswissenschaftlicher Grundlage, um die begründeten Verteuerungen von

den künstlichen Preistreibereien zu unterscheiden. Letztere müssen öffentlich scharf getadelt und ihre Urheber zur Bestrafung gebracht werden. Die Organisation einer umfassenden Vereinigung gegen den Kriegswucher hat unter der Führung des leider kürzlich verstorbenen Generalleutnants z. D. v. Schmidt die Deutschbund-Gemeinde Hannoverland als Arbeitsamt des Deutschbundes in die Wege geleitet.

Dieser „Verband gegen Warenschwindel und Wucher", der sich in Orts- und Bezirksgruppen über das ganze Reich hin gliedert, hat im Einzelnen u. a. folgende Richtlinien für seine Arbeit festgelegt:

1. Als unsittlich gilt jede Handlung, durch die unter Ausnutzung der Kriegsnot besondere Geschäftsbedingungen erpreßt wurden, z. B. Bedingung einer Vorauszahlung oder Zahlung bei Empfang einer Ware, für die im Frieden Zahlungsziele üblich waren, Sperre früher eingeräumter Kredite usw.

2. Unsittlich ist auch jedes Zurückhalten der Ware zwecks Erzielung höheren Gewinns oder zwecks Bevorzugung besonderer Kundschaft (Kundenwerbung für die künftige Friedenszeit).

3. Der Verband wird gegen jeden Kriegswucher Strafantrag stellen, ferner Anträge an die Generalkommandos usw. auf Untersagung des Handels richten und alle sonst geeigneten Maßnahmen treffen.

4. Diese Tätigkeit soll auch in der Friedenszeit durch Auffrischung in gewissen Zeiträumen fortgesetzt werden, damit das unsittliche Verhalten der bestraften Personen während der Kriegszeit nicht in Vergessenheit gerät. Kriegswucherer dürfen grundsätzlich nicht mit öffentlichen Ehrenämtern betraut werden.

5. Der Verband soll auch auf Verschärfung der Gesetzgebung und der Rechtsprechung hinwirken, besonders auch die Verhängung lächerlich kleiner, zu den erzielten Gewinnen in keinem Verhältnis stehenden Geldstrafen bekämpfen.

6. Der Verband soll mit aller Kraft auf die Schärfung des öffentlichen Gewissens hinarbeiten, damit es allen Behörden, Richtern und Gewerbetreibenden zum Bewußtsein kommt, daß die gewinnsüchtige Ausnutzung der Kriegsnot des eigenen Vaterlandes das gemeinste Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates bildet, das die Widerstandskraft der Allgemeinheit zu Gunsten unserer Feinde schwächt.

Anmeldungen zum Beitritt sind an den Geschäftsführer Herrn Fritz Großmann in Hannover, Stolzestr. 33 zu richten; der Beitrag ist jährlich 1 Mk.

## Völkischer Lesestoff fürs Feld u. Lazarett!

Es mehren sich die Anzeichen, daß Kräfte am Werke sind, ausgesprochen völkischen Lesestoff den Feld-, Etappen-, Lazarett- und Gefangenenlager-Büchereien möglichst fernzuhalten. Nicht etwa handelt es sich um „antisemitische" Schriften, deren Verbot natürlich aus dem Burgfrieden gefolgert wird. Nein, es sind Fälle bekannt geworden, daß sogar Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", Einharts „Deutsche Geschichte", Liebes „Judentum in der deutschen Vergangenheit" Anstoß erregt haben. Zwar bemühen sich zahlreiche Stellen um die Beschaffung von Lesestoff für unsere Feldgrauen, aber zu sehr in der Richtung des wenn nicht flachen, so doch ausdruckslosen, völkisch verwaschenen Schrifttums. Wir müssen unser Teil dazu beitragen, daß unsere Tapferen nicht geistig verkümmern und in den Bannkreis der Flaumacher und Engländerfreunde geraten. Die letzteren wissen sehr wohl, daß ihre gefühlsmäßig schärfsten Gegner die Männer in den Schützengräben sind. Sie machen daher ungeheure Anstrengungen, diese durch massenhaften Lesestoff zu beeinflussen. Allgemein ist die Klage, daß Schützengräben und Etappen, Lazarette und Erholungsheime überschwemmt werden mit Blättern sozialdemokratischer und demokratischer Richtung, mit Büchern friedensschwärmerischen und weltfreundschaftlichen Inhalts. Es muß also darauf ankommen, an allen in Frage kommenden Stellen, an denen volkstreue Männer Einfluß besitzen oder Anregung geben können, bewußt deutsche, völkische Bücher unterzubringen. Die Bundesbücherei des „Deutschbundes", die „Deutsche Nationalbücherei" hat die Sammlung und den Versand völkischen Lesestoffes seit Kriegsbeginn in die Hand genommen und bereits mit vielen Tausenden von Schriften völkische Erbauung und Aufrichtung in ungezählte bedrückte Gemüter getragen. Sie erbittet die Hilfe weitester Kreise

in der Heimat. Alle Bücher-Sendungen sind zu richten an die „Deutsche Nationalbücherei“ in Gotha, alle Geld-Sendungen für Bucheinkauf an die „Kanzlei des Deutschbundes, Gotha“ (Postscheckkonto Leipzig Nr. 15049.)

### An der sechsten Kriegsanleihe

beteiligten sich die Kassen des Deutschbundes und seiner Gemeinden mit 18500 Mark, während sie auf die ersten fünf zusammen 57500 Mark gezeichnet hatten. 26 Gemeinden haben aus eigenen Mitteln Kriegsanleihe erworben gegenüber 20 bei der fünften Anleihe. Von der Gesamtsumme von 76000 Mark entfielen auf den Bundesschatz (das Eiserne Vermögen des Bundes) 24000, auf die Deutschbund-Hilfskasse 19000 Mark. Für allgemeine und örtliche Kriegswohlfahrtszwecke wandten Bund und Gemeinden beträchtliche Summen auf, die Gemeinde Gotha allein 3800 Mark.

### Gegen weibliche Vorgesetzte der Staats- und Gemeindebeamten.

Der Deutschbund beteiligte sich an der Bittschrift des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation betreffend den Schutz der Staats- und Gemeindebeamten gegen die Unterstellung unter amtlich bestellte weibliche Vorgesetzte und den nach dem Kriege notwendig werdenden Schutz der Beamten und Privatangestellten gegen die weibliche Konkurrenz im Erwerbsleben.

Die Eingabe richtet sich an die zuständigen Behörden und Parlamente mit der Bitte:

1. eine gesetzliche Bestimmung zu erlassen, wonach überall, wo männliche und weibliche Beamte zusammenarbeiten, eine amtliche Unterstellung der Männer unter Frauen ausgeschlossen wird, bezw. nach welcher kein männlicher Beamter gezwungen werden darf, sich einem weiblichen Vorgesetzten zu unterstellen;

2. nur so viele weibliche Beamte im Staats- und Gemeindedienst zur Anstellung zuzulassen, als wegen dauernden Mangels männlicher Kräfte notwendig sind, daß aber jede Verdrängung der männlichen Beamten durch weibliche Hilfsarbeiter aus der Kriegszeit vermieden und den heimkehrenden Kriegern — auch den Privatangestellten in Handel, Industrie und Landwirtschaft — die Anstellungs- und Erwerbsmöglichkeit und damit die der Familiengründung durch weibliche Konkurrenz nicht verschlechtert werde.

### Gegen die ostjüdische Einwanderung.

Schon während des Krieges beginnt die ostjüdische Einwanderung zumal in den preußischen Ostprovinzen. Deswegen hat die Pflegschaft Drewenzgau des Deutschbundes eine Bittschrift an den Oberpräsidenten von Westpreußen um strengste Durchführung der Schließung der Provinzgrenze gegen ostjüdische Einwanderung gerichtet. An Stelle der bodenständigen Handwerker und Kaufleute setzte sich der ostjüdische Einwanderer fest und brachte die für das Vaterland kämpfenden Volksgenossen um ihre Daseinsbedingungen. Diese Einwanderung bedeutet eine schwere Gefahr für unser nationales, kulturelles und wirtschaftliches Leben. Unterzeichnet ist der Aufruf von über 150 Männern aus allen Kreisen, Beamten aller Schichten, Handwerkern und Geschäftsleuten usw. Zur Nachahmung empfohlen, wo immer die ostjüdische Einwanderung bereits greifbar wird, oder wo sie, wie z. B. in manchen thüringischen Kleinstaaten, sich bereits während des Friedens zu einer Landplage ausgewachsen hat!

### Leseliebesgaben auf Bahnhöfen.

In mustergiltiger und sehr erfolgreicher Weise hat die Deutschbund-Gemeinde Lissa in Posen auf dem großen Durchgangsbahnhof für die deutsche Ostarmee eine Versorgungsstelle mit Lese- und Schreibstoff eingerichtet, die allein im ersten Kriegsjahre nicht weniger als 63000 illustrierte Zeitschriftnummern, 72000 Briefbogen und Umschläge, 13000 Bleistifte, 3500 Notizbücher verteilt hat. Die Gegenstände waren zum größten Teile von den Verlegern bezw. Herstellern umsonst zur Verfügung gestellt. Außerdem wurden 3900 Bücher für die Reserve-Lazarette des Ostens gesammelt. — In gleicher Weise betätigte sich die Pflegschaft Kreuz an der Ostbahn, die viele Tausende von Büchern und Schriften an durchfahrende Feldgraue verteilte.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thüringen.

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 4/5 | April/Mai 1917


## Belgien.


Von Paul Grafen von Hoensbroech.


„Ruhm und Eroberungssucht darf uns nicht leiten; Großmut, wie sie uns vielfach in der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig; sondern lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands"
(Bismarck: Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 1. September 1870).

Hohe Zeit ist es, daß über Belgien ein offenes Wort gesprochen wird.

Herr von Bethmann-Hollweg hat auf Belgien so gut wie Verzicht geleistet. Seine „realen Garantien", von denen er spricht, sind nebelhafte Gebilde geblieben: Belgien soll nicht mehr englisches oder französisches „Ausfallstor" gegen Deutschland sein. Wie aber, mit welchen Schlössern und Riegeln dies „Ausfallstor" geschlossen werden soll, darüber schweigt sich der sonst wortreiche Reichskanzler aus.

Die sozialdemokratisch-freisinnig-zentrumliche Mehrheit des Reichstags lehnt die völlige Eindeutschung Belgiens ab.

Auch die Rechtsparteien wagen nicht zu sagen, was zu sagen ist; auch sie reden, in unbegreiflicher Verkennung der Wirklichkeit, um Belgien herum, oder schweigen sogar ganz zu dieser wichtigsten aller Fragen.

Lassen wir das Versteckspiel und geben wir den Tatsachen das Wort. Nur die harten Kriegs- und Friedensnotwendigkeiten, und zwar nur wie sie vom deutschen Standpunkte aus erscheinen, haben die belgische, wie alle anderen Fragen zu entscheiden.

### I.

Ganz Belgien — wenige Geviertkilometer ausgenommen — ist seit Oktober 1914 in deutscher Hand. Mit dem Rechte des Eroberers besitzen wir

Belgien. Sollen wir es, bei glücklichem Ausgange des Krieges, mit dem Rechte des Siegers behalten?

Wir müssen Belgien behalten. Und zwar muß Belgien nicht bloß irgendwie Deutschland angegliedert werden, sondern Belgien muß aufhören, selbständiger Staat zu sein, es muß Deutschland einverleibt werden.

## Der Standpunkt.

Der richtige Standpunkt zur Beurteilung der belgischen Frage und überhaupt unserer gesamten Kriegsziele ist:

Dem siegreichen Deutschland liegt eine gewaltige Pflicht ob: den Frieden so zu gestalten, daß Deutschland und die übrige Kulturwelt für lange Zeiträume bewahrt bleiben vor einem neuen Kriege. Die Opfer, die wir an Blut und Gut gebracht haben, sind so riesengroß, daß wir uns vor einer Wiederholung auf jede mögliche Weise schützen müssen.

Tun wir das, aus Weichherzigkeit, Schwäche, politischer Kurzsichtigkeit oder aus welchem Grunde auch immer, nicht, so begehen wir an unserem Vaterlande und an der Welt ein ungeheures Verbrechen, und das Wort trifft zu: Das Blut der Hunderttausende, die gefallen sind, die Not der Witwen und Waisen und das furchtbare Elend eines Krieges der Zukunft schreien gegen uns zum Himmel.

Wie wollen wir es vor der Geschichte, vor unserem Volke und vor der Welt verantworten, wenn wir, bei siegreichem Ausgange des Krieges, nicht alles das tun, was möglich ist, um einen dauernden Weltfrieden herbeizuführen; um Vorteile zu gewinnen, welche Deutschland eine überragende politische und wirtschaftliche Weltstellung verleihen?

Und weiter: Die Opfer; die wir gebracht haben, und das Entgelt, das sie fordern, sind gleichsam eine innerdeutsche Angelegenheit, unendlich wichtig, gewiß aber doch zurücktretend gegenüber der weltgeschichtlichen Bedeutung der Stunde, welche die Zeitenuhr bei Beendigung des Krieges schlagen wird.

Deutschland, als Sieger, hält die Hand am Zeiger der Weltuhr, und seine weltgeschichtliche Pflicht ist es, ihn so zu stellen, daß der Schlag des gigantischen Zeitenmessers den Beginn eines Friedens kündet, wie ihn die Welt, weder nach Umfassendheit, noch nach Sicherheit, noch nach Tiefe, jemals gesehen hat.

Tut Deutschland das nicht, dann erfüllt es seine, mit dem Siege ihm zugefallene weltgeschichtliche Aufgabe nicht; dann versäumt es sträflich, die wohl nie wiederkehrende Gelegenheit, der Menschheit eine für Jahrhunderte ungestörte Ruhe friedlicher Kulturentwicklung zu gewährleisten.

Die Herbeiführung eines Weltfriedens für lange Reihen kommender Geschlechter ist so sehr die Siegerpflicht, daß ihr gegenüber alles andere, als wäre es überhaupt nicht, zurückzustehen hat. Wie die Erfüllung dieser Pflicht ein weltgeschichtliches Verdienst ist, so wäre ihre Versäumung ein weltgeschichtliches Verbrechen

Wer das nicht begreift, verſteht weder dieſe Zeit, noch dieſen Krieg, noch dieſen Frieden. Wer aber, es begreifend, vor der Ausführung zurückſchreckt, der iſt, er mag ſtehen an welcher Stelle auch immer, tatſächlich ein Verbrecher an Deutſchlands und der Welt Zukunft.

Werfen wir doch einen Blick auf die Kehrſeite des Bildes, d. h. ſetzten wir den Fall, wir ſeien die Beſiegten. Würde es irgend etwas von Grauſamem und Hartem geben, was die franzöſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen Sieger dann nicht täten, um uns in Grund und Boden hinein zu vernichten und der Welt einen Frieden zu ſchenken nach ihren Plänen, der Deutſchlands völlige Zertrümmerung zum Hauptpunkte hätte?

Das Vae victis (Wehe den Beſiegten!) muß Tat und Wahrheit werden. Nicht im alten brutalen Sinne, als die Beſiegten rückſichtslos zertreten wurden; wohl aber im Sinne, daß die Beſiegten Opfer werden müſſen, damit aus ihrem Leid der Kulturwelt dauernder Frieden erſteht. Auch fällt bei Deutung des Wortes Vae victis hier ſchwer ins Gewicht, daß die Beſiegten die frevelhaften Anſtifter des Weltkrieges waren.

Belgiens Eindeutſchung iſt ein Gebot weltgeſchichtlicher Notwendigkeit. Das ſteht feſt. Aber ſie darf nicht als halbe Maßregel geſchehen, ſie muß ganz, reſtlos und ſo erfolgen, daß nicht Keime der Zerſetzung und Gefahrquellen im deutſchen Belgien zurückbleiben. Davon unten.

Siegt Deutſchland, ſo hat es eine im Laufe der Jahrhunderte kaum wiederkehrende Gelegenheit, ſich, zum Heile ſeines eigenen Volkes und zum Wohle der übrigen Völker, eine Stellung zu verſchaffen, die es zum führenden Volke der Kulturwelt macht. Die Gelegenheit verſäumen, wäre ſchlimmer als Landesverrat.

Das iſt der Standpunkt, von dem aus allein die Frage des Schickſals von Belgien und überhaupt alle Friedensfragen beantwortet werden müſſen: Deutſchlands und des Weltfriedens Intereſſe und ſonſt nichts.

Deutſchlands Intereſſe verlangt aber gebieteriſch Belgiens Einverleibung.

### Gründe für Belgiens Einverleibung.

Belgien iſt durch Ströme deutſchen Blutes in unſeren Beſitz gelangt. Die mit deutſchem Blute ſo überreich getränkte belgiſche Erde muß deutſch bleiben. Das iſt eine Forderung des vergoſſenen deutſchen Blutes.

Erinnert ſei an ein Wort des Kaiſers. Am 2. März 1898 ſprach Wilhelm II. bei einer Marine-Rekrutenvereidigung den Satz: „Wo ein deutſcher Mann in treuer Pflichterfüllung für ſein Vaterland gefallen iſt und begraben liegt, und wo der deutſche Aar ſeine Fänge in ein Land eingeſchlagen hat: Das Land iſt deutſch und ſoll deutſch bleiben.“ Erſcheinen dieſe Worte nicht wie eigens geprägt für Belgien?

Dieſen ethiſch-völkiſchen Gründen, deren Gewicht auch realpolitiſch groß iſt, geſellen ſich durchſchlagende Gründe rein real- und wirtſchaftlich-politiſcher Natur.

1. Vollſtändige Brechung der Macht Englands muß unſer Hauptziel ſein, da wir nur ſo zu einem Dauerfrieden gelangen können.

Wenn es uns auch vielleicht nicht gelingt, dies Ziel schon jetzt völlig zu erreichen, so kann und muß erreicht werden, daß wir England gegenüber eine unangreifbare und es ständig in Schach haltende Stellung erlangen.

Diese Stellung verschafft uns nur die Einverleibung Belgiens.

Wie sehr ein selbständiges Belgien englischer Stützpunkt ist, und wie sehr England für sich kämpft, wenn es für Belgien zu kämpfen vorgibt, hat der Krieg und haben frühere Tatsachen deutlich gelehrt.

Sehr richtig nennt Professor Hampe in seiner Schrift: „Belgiens Vergangenheit und Gegenwart" (Leipzig 1915, S. 54) den Widerstand Großbritanniens gegen jede Festsetzung einer Großmacht an der flandrischen Küste „einen historischen Widerstand".

Von so ungeheurer Wichtigkeit für England ist die Frage: in wessen Hand Belgien ist, daß die englische Königin Viktoria im Jahre 1852 an ihren Onkel, den belgischen König Leopold I., schrieb: „Jeder Angriff auf Belgien würde ein casus belli für uns sein" (Letters of Queen Victoria 2, 438). Und schon viel früher, am 13. November 1813, erklärte Lord Castlereagh mit Bezug auf die napoleonische Gefahr: „Die Vernichtung Antwerpens ist eine Voraussetzung unserer Sicherheit" (angeführt bei Hampe, a. a. O. S. 41).

Auch Kitchener und Lord Roberts sagen dasselbe: „Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht der Ärmelkanal, sondern die Maaslinie" (Kitchener: bei Hampe, a. a. O. S. 76); „Flotte und Heer Englands sind in voller Bereitschaft zum Eingreifen in Flandern" (Lord Roberts: The British Review, August 1913).

Belgien als englischer Stützpunkt und als englische Sicherung verschwindet aber nur dann völlig, wenn es, ohne auch nur die geringste militärische, politische und wirtschaftliche Selbständigkeit, ganz in unserer Hand, d. h. wenn es Deutschland einverleibt ist.

Alle anderen Vorschläge, „Belgien unter deutschen Einfluß zu bringen", „es politisch und wirtschaftlich von Deutschland abhängig zu machen", erreichen unser wichtigstes Kriegsziel: Englands Macht lahmzulegen, nicht.

Solche Vorschläge lassen, wie ich unten zeigen werde, Tür und Tor offen für gefährlichste politische, militärische und wirtschaftliche Machenschaften, die von England und Frankreich rücksichtslos ins Werk gesetzt würden.

Die Wichtigkeit eines irgendwie selbständigen Belgiens für England und die Wichtigkeit der völligen Deutschwerdung Belgiens für uns sammelt sich gleichsam wie in einem Brennpunkte in Antwerpen.

Der völlige Besitz Antwerpens ist für Deutschland, mit Rücksicht auf das, wozu, nach siegreichem Kriege, es sich selbst und wozu es England machen soll, eine politisch-militärische unabweisbare Notwendigkeit.

Antwerpen, zum deutschen Kriegshafen ausgestaltet, hält, in Verbindung mit der übrigen, militärisch ausgebauten flandrischen Küste, England dauernd in

Schach. Antwerpen wird so der Hauptpunkt einer so starken deutschen Seewehr, ja, es wird so sehr zum drohenden und leicht sich öffnenden Ausfallstor, daß es Englands Seegewalt wesentlich schwächt, und was von ihr bleibt, dauernd unter deutscher Aufsicht hält.

Nur dann ist aber der völlige Besitz Antwerpens gesichert, wenn ganz Belgien ganz deutsch ist.

2. Die gleichen Erwägungen gelten gegenüber unserem zweiten großen Feinde, Frankreich. Das muß, weil ein auch nur irgendwie selbständig bleibendes Belgien gefährlicher Stützpunkt des uns feindlichen, immer angriffsbegierigen Frankreich sein würde, wenigstens kurz dargelegt werden.

Daß Frankreich politisch-militärisch und wirtschaftlich zertrümmert werden muß, ist für Deutschland eine im weitesten Sinne völkische, d. h. eine politische, militärische und wirtschaftliche Selbstverständlichkeit.

Auch wenn es uns nicht gelingt, Dünkirchen und Calais in unsere Hand zu bekommen und zu behalten, müssen zum mindesten die wertvollen französischen Gebietsteile, die wir besetzt haben, dem Deutschen Reiche einverleibt werden.

Buchstäblich jede Rücksicht auf Frankreich und auf das französische Volk muß, nach siegreichem Kriege, beiseitegeschoben werden. Frankreich ist seit Jahrhunderten der Todfeind Deutschlands; was Frankreich an politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und völkischen Schädigungen Deutschland im Laufe der Zeit zugefügt hat, ist in Worten nicht auszudrücken.

Das französische Volk ist Deutschland gegenüber in der Tat ein Räubervolk, erpicht auf unseren Untergang. Ein politisch, militärisch und wirtschaftlich stark bleibendes Frankreich ist eine ständige und schwere Bedrohung Deutschlands. Frankreich muß politisch, militärisch und wirtschaftlich ohnmächtig gemacht werden.

Was der Schotte Thomas Carlyle in seinem Briefe an die „Times" am 11. November 1870 schrieb, gilt heute noch weit mehr als damals:

Wahrscheinlich entstammt es einem liebenswürdigen Zuge der Menschennatur, dieses billige Mitleid und Gejammer über das gefallene Frankreich. ... Es handelt sich für die Deutschen in dieser Krise nicht um „Großmut", nicht um „heroisches Mitleid und Verzeihung einem besiegten Feinde gegenüber", sondern um derbe Klugheit und praktische Erwägung, was der gefallene Feind aller Wahrscheinlichkeit nach tun wird, wenn er erst wieder auf den Füßen steht. Deutschland hat über diesen Punkt eine Erfahrung von über 400 Jahren hinter sich, und dazu eine, die ihm in gräßlich instruktiver Art ins Gedächtnis geschrieben worden ist. ... Keine Nation hat je einen so schlimmen Nachbar gehabt, wie Deutschland ihn in den letzten vierhundert Jahren an Frankreich gehabt hat; schlimm auf jegliche Art: frech, räuberisch, unversöhnlich und immer angriffslustig. ... Deutschland wäre eine törichte Nation, wenn es nicht daran dächte, jetzt, wo es in der Lage dazu ist, sichere Grenzzäune zwischen sich und einem solchen Nachbar zu errichten. ... Die germanische Rasse, nicht die keltische, muß jetzt die erste Rolle in diesem ungeheuren Weltdrama spielen. Daß das edle, geduldige, fromme, tiefe und solide Deutschland statt des windigen, nach eitlem Ruhme dürstenden, gestikulierenden und übermäßig reizbaren Frankreich die Königin des Festlandes werden wird, das scheint mir die hoffnungsvollste Tatsache, die sich in meinem Leben ereignet hat."

Auch zwei Bismarckworte sind hier anzuführen. Im November 1887 sagte er in einem Gespräche mit dem englischen Maler Richmond: „Der nächste Krieg bedeutet: entweder die Vertilgung Deutschlands von der Oberfläche Europas oder die Vertilgung Frankreichs". Und im gleichen Jahre und gleichen Monat sprach er von amtlicher Stelle aus, im Reichstag, die schwerwiegenden Worte: „Wir würden, wenn wir von neuem von Frankreich angegriffen würden, uns bemühen, Frankreich auf 30 Jahre außerstand zu setzen, uns anzugreifen und uns in den Stand zu setzen, daß wir gegen Frankreich mindestens für ein Menschenalter vollständig gesichert sind. Der Krieg von 1870 würde ein Kinderspiel sein gegen den von, ich weiß nicht wann, in seinen Wirkungen für Frankreich. Also jeder würde versuchen de saigner à blanc."

Ein irgendwie selbständiges Belgien aber im Rücken der von uns erworbenen französischen Gebiete oder gar neben einem als Macht nicht völlig ausgeschalteten Frankreich wäre ein Herd zur Züchtung französischer Rachegelüste.

3. Nur durch Einverleibung Belgiens erlangt Deutschland ganz und ungeschmälert die ungeheuren wirtschaftlichen Vorteile, die Belgien bietet.

Welches die wirtschaftlichen Schätze Belgiens sind, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

Deutschland hat auf volle Ausnutzung der Schätze ein Recht erworben, durch die ungeheuren Opfer an Blut und Gut, die es zur Bezwingung des verräterischen Belgiens hat bringen müssen.

Belgien hat durch seinen ungerechtfertigten Widerstand und durch die Schandtaten, die seine Bevölkerung an unseren Soldaten verübt hat, jedes Recht auf politische und wirtschaftliche Selbständigkeit verwirkt.

Wie der gesicherte Besitz Antwerpens politisch-militärische Notwendigkeit ist, so ist er auch wirtschaftliche Notwendigkeit.

Mit Antwerpen erhält Deutschland einen ins offene Meer führenden Hafen ersten Ranges, einen Welthafen, der für Deutschlands Überseehandel von unschätzbarem Werte ist.

Zudem verdankt der Antwerpener Hafen auch jetzt schon seine weltwirtschaftliche Bedeutung den deutschen Verbindungen, wie überhaupt Deutschland das wirtschaftliche Hinter- und Ausfuhrland (über eine Milliarde jährlich an Ausfuhrwerten nach Deutschland!) Belgiens ist.

Aus dieser bisherigen Rieseneinfuhr nach Deutschland (aus Belgien), die ihm im Einkaufe Geld entzog, würde, wenn Belgien mit seiner Industrie usw. deutsch würde, eine Riesenausfuhr von Deutschland nach anderen Ländern, d. h. also ein durch Verkauf erzielter volkswirtschaftlicher Riesengewinn.

Auch läßt sich die volle Ausnutzung der wirtschaftlichen Vorteile, die aus Belgien und Antwerpen zu ziehen sind, erst dann ganz verwirklichen, wenn Belgien und Antwerpen einem großen, politisch und wirtschaftlich mächtigen Gemeinwesen, dem Deutschen Reiche, restlos angegliedert sind.

Zusammenfassend muß gesagt werden:

Alles, was Belgien durch seine Einverleibung in Deutschland politisch und wirtschaftlich dem Deutschen Reiche bieten kann, ist als berechtigte Kriegsentschädigung anzusehen. Belgien, als politisches und wirtschaftliches Ganzes, ist Deutschland durch Kriegsrecht verfallen. Seine Einverleibung bildet einen wichtigen Teil der Grundlage, die das siegreiche Deutschland braucht, um seine politische und wirtschaftliche Zukunft seinem Siege entsprechend auszubauen; um sich gegen England und Frankreich zu sichern und um Englands Macht, falls sie durch den Krieg noch nicht ganz gebrochen ist, zum Absterben zu bringen oder sie ungefährlich zu machen.

### Schwierigkeiten gegen Belgiens Einverleibung.

Die Gründe für Belgiens Einverleibung sind einleuchtend.

Stehen ihr aber nicht so große Schwierigkeiten entgegen, daß sie trotz der Gründe unmöglich ist?

Auch hier ist zu betonen: wenn es feststeht, daß Deutschland den völligen Besitz von Belgien braucht, um sich Frankreich und England gegenüber unangreifbar zu machen, um sich volks- und weltwirtschaftlich, entsprechend der Größe, der Intelligenz und Tatkraft seiner Bevölkerung zu entwickeln, dann müssen alle Schwierigkeiten, die der Einverleibung Belgiens gegenüberstehen, überwunden werden. Dann muß die harte Gewalt des Krieges, die mit Feuer und Eisen jedes dem Kriegsziele entgegenstehende Hindernis beseitigt hat, auch beim Friedensschlusse wirksam werden. Diese Gewalt muß rücksichtslos jedes Hindernis beiseiteschieben, das den notwendigen Friedenszielen entgegensteht.

Im Kriege scheut man sich nicht, Hunderttausende des eigenen Volkes zu opfern und Millionen des eigenen Volkes der Verstümmelung auszusetzen, um das Kriegsziel, die Niederringung der Feinde, zu erreichen. Toren wären wir und Versündiger an der Zukunft unseres Volkes, wenn wir, in Verfolgung unseres Friedenszieles, nämlich die dauernde Niederhaltung unserer Feinde, nicht auch rücksichtslos hinwegschritten über jedes sogenannte geschichtliche Recht eines fremden Volkes, zumal wenn es, wie die belgische Bevölkerung, uns obendrein noch feindlich gesinnt ist.

Jede Schwierigkeit, die entsteht aus „Rechten" und „Gefühlen" Belgiens und der Belgier, ist also in Wirklichkeit keine Schwierigkeit, darf keine sein. „Schwierigkeit" bei der Einverleibung Belgiens ist, mit aller Deutlichkeit sei es gesagt, nur das, was uns, was Deutschland Beschwerden, Verwicklungen bringen, was uns, für unseren nationalen Bestand und für unseren wirtschaftlichen Ausbau Gefahren und Störungen bereiten kann.

Von diesem deutschen Standpunkte aus besteht allerdings eine große Schwierigkeit, welche die Einverleibung auf den ersten Blick untunlich, fast unmöglich erscheinen läßt.

Diese Schwierigkeit ist die belgische Bevölkerung.

Nicht, weil die belgische Bevölkerung etwa eine Nation bildet, deren Entnationalisierung völkisches Unrecht wäre. Dies Bedenken dürfte uns nicht anfechten, auch wenn es tatsächlich wäre, denn es gehört zu den „Schwierigkeiten", die, weil aus den Interessen anderer entstanden, für uns keine Schwierigkeit ist.

Außerdem kann, bei Übernahme der belgischen Bevölkerung ins Deutsche Reich, keine Rede sein von Entnationalisierung der „belgischen Nation"; denn die belgische Bevölkerung ist keine Nation, ist kein Volk.

Schon Napoleon III. hat dies ausgesprochen: „Eine belgische Nationalität gibt es nicht" (Bull. de l'Acad. de Belgique, 1907, S. 24). Und der belgische Abgeordnete Jules Destrée (gewählt für Charleroi), der sich während des Krieges, zusammen mit Maeterlinck, als deutschfeindlicher Hetzer in neutralen Ländern hervorgetan hat, steht nicht an, in einem offenen Briefe vom August 1912 an den belgischen König zu schreiben:

„Sire, es gibt überhaupt keine Belgier. Belgien ist ein Gebilde der Politik, das Werk der Diplomatie. Es wurde künstlich zusammengefügt, es besitzt keine Nationalität. Es gibt keine belgische Volksseele" (angeführt bei Hampe, a. a. O. S. 86).

Also die Vergewaltigung, die in einer Entnationalisierung, einer Entvölkung liegt, würden wir bei Einverleibung Belgiens nicht begehen.

Dennoch liegt in der Übernahme der belgischen Bevölkerung ins Deutsche Reich die Schwierigkeit bei Belgiens Einverleibung.

Die belgische Bevölkerung im allgemeinen (die Ausnahme, welche in gewisser Hinsicht die Flamen bilden, wird weiter unten besprochen) ist von einem unausrottbaren Hasse gegen Deutschland erfüllt. Die von altersher (es ist das wichtig, zu betonen) bestehende Abneigung gegen alles Deutsche, ist durch den Krieg zu einer Wut gesteigert worden, die nicht überboten werden kann, und die sich nicht legen wird. Denn weder die Zeit noch eine noch so geschickte Verwaltung werden an der Gesinnung der belgischen Bevölkerung etwas ändern. Sie wird stets unser Todfeind bleiben; und sie wird, mit Rücksicht auf ihre Nachbarn England und Frankreich, stets eine schwere Gefahr für Deutschlands äußere und innere Sicherheit sein; eine Gefahr, die uns niemals zu ruhiger Entfaltung unserer nationalen und wirtschaftlichen Kräfte kommen ließe.

Die Tatsache des wütenden Hasses der belgischen Bevölkerung gegen uns und seiner Neuentzündung im Kriege ist zu offenkundig, als daß sie weitläufig bewiesen zu werden brauchte. Ich verweise auf die vom Auswärtigen Amte im Mai 1915 amtlich herausgegebene Denkschrift: „Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges". Dort sind, nach peinlichster Untersuchung, derartige Greuel, begangen an unseren Soldaten durch die belgische Bevölkerung, in so zahlreichen Fällen unzweifelhaft festgestellt, daß gesagt werden muß: eine Bevölkerung, die sich in solchen Haßausbrüchen ergeht (die Vielheit der Fälle und

die Verschiedenheit der Verüber: Männer, Frauen, Kinder, Geistliche, rechtfertigen das Wort „ergehen"), wird diesen Haß niemals von sich tun.

Zahlreiche Zivilpersonen (Männer, Frauen, Geistliche) sind in Belgien während des Krieges als Schuldige standrechtlich erschossen worden. So etwas vergißt sich nicht; es steigert den schon bestehenden Haß ins Ungeheure, umgibt ihn mit dem Glorienschein des Martyriums und vererbt ihn von Geschlecht zu Geschlecht. Und das alles um so wirksamer, weil der belgische Deutschhaß bleibende und tiefliegende Ursachen hat.

### Ursachen des belgischen Deutschhasses.

Das Wort, das die im Jahre 1907 gegründete belgische Zeitung „Le Réveil Wallon" aussprach: „Wir sind Preußenfeinde" (angeführt bei Hampe, a. a. O. S. 83), und das sich auf ganz Deutschland erstreckte, ist die Zusammenfassung einer Gesinnung, deren Ursachen zeitlich weit zurückliegen, und deren Wurzeln tief in der belgischen Bevölkerung eingebettet sind.

Die Ursachen sind: völkische und konfessionelle.

**Völkische Ursachen.** Unter den 7571387 belgischen Staatsangehörigen (die in Belgien lebenden Ausländer, darunter 80765 Franzosen, 7491 Russen, 6974 Engländer, 4490 Italiener, sind nicht einbegriffen) sind 2833334 Wallonen. Die Wallonen aber gehören nach Abstammung, Sprache und Gesinnung ganz zu Frankreich. Sie wollen Franzosen sein, und der französische Haß gegen Deutschland beherrscht auch sie.

Schon im Jahre 1850 schrieb der belgische Minister Rogier an Lord Palmerston: „Alle Bemühungen müssen zielen auf die Vereinigung Belgiens mit unserem großen Vaterlande Frankreich" (bei Hampe a. a. O. S. 50). Rogier war so sehr französisch gesinnt, daß er die flämische Sprache in Belgien unterdrücken wollte, „damit das germanische Element ausgerottet werde". Auch das Lütticher „Journal historique" erklärte offen (März 1852): Belgien müsse sich Frankreich anschließen.

Diese von altersher bestehende Hinneigung zu Frankreich ist in den letzten Jahrzehnten mit allen Mitteln einer geldmächtigen und skrupellosen Werbetätigkeit maßlos gesteigert worden.

„Das Vordringen des französischen Einflusses beschränkte sich nicht auf die Presse. Das nächstwichtige Gebiet war das des Unterrichts. Den wenigen deutschen Schulen in Belgien stand eine Unzahl unmittelbar von Frankreich ausgehender Anstalten gegenüber, die in ihren Lehrbüchern vortragen, „daß der Rhein in der ganzen Länge seines Laufes die natürliche Grenze Frankreichs sei; insbesondere auch die vielen Ableger des Institut Rachez, die manchem als die alleinigen Vermittler einer feinen Erziehung galten. Dazu kam die propagandistische Wirkung der Theater in mancherlei Abstufungen: Aufführungen der Comédie française (auf Veranlassung der französischen Regierung!), Varietétheater, Tingeltangel, Lichtbildvorstellungen. Weiter die Vorlesungen der 1909 nach Pariser Vorbild in Brüssel eröffneten Université des Annales, die Propagandavereinigungen der an die Alliance française angelehnten Associations pour la vulgarisation de la langue française, die alle Welschgesinnten vereinigenden Kongresse in Lüttich (1905), Brüssel (1910) und

Mons (1911), Massenbesuche herüber und hinüber und Verbrüderungsfeste, namentlich auf den Weltausstellungen von Brüssel (1910) und Gent (1913) — wurde doch die französische Beteiligung an der letzteren in der Pariser Deputiertenkammer am 20. Dezember 1912 vom Handelsminister David unverhüllt als Demonstration gegen die Absicht einer flämischen Hochschule hingestellt. . . . Auch das militärische Gebiet ließ die Propaganda nicht unberührt. Zweibund und Entente hatten in Frankreich das Kraftbewußtsein der Armee mächtig angeschwellt. In Belgien fand es seinen lebendigsten Ausdruck in den herausfordernden französischen Heeresdenkmälern, die in Waterloo (1904), Antwerpen (1905), Fleurus (1906) und zuletzt in Jemappes (1911) errichtet wurden, wo auf der Höhe eines Obelisken ein goldener gallischer Hahn an jene österreichische Niederlage von 1792 erinnerte, die die Einverleibung Belgiens in die erste Republik einleitete. . . . An der Einweihungsfeier nahm auch der wallonische Schriftsteller Dumont-Wilden mit seinem Freunde Léon Souguenet teil. Eben waren sie von einer „Studienreise" aus Elsaß-Lothringen zurückgekehrt, deren Eindrücke sie in deutschfeindlichster Weise bereits ganz mit dem seither so beliebten Wortschatz: „Attila", „Barbaren", „Brutalität" usw. in dem Buche: „Der Sieg der Besiegten" (1912) beschrieben. Der Anblick deutscher Truppen hatte ihnen dort nur die eine Vorstellung erweckt: „Der Feind! Der Feind auch für Belgien!" Jetzt erfrischten sie sich an der großen Kundgebung von Jemappes. „Auch hier in diesem Belgien war ein neues Gefühl geboren; die Augen hatten sich der Gefahr von Osten geöffnet, und es war nicht eine hohle und mutlose Gebärde, als zehntausend Kohlenbergleute die Marseillaise anstimmten. . . . Als 1912 eine Sammlung zur Vermehrung der französischen Luftflotte betrieben wurde, wirkte man auch in Belgien durch Geldzeichnungen und Gelegenheitsvorstellungen daran mit. Es hatte doch den Anschein, als ob sich ein guter Teil der belgischen Bevölkerung und gerade die politisch führenden Schichten mehr und mehr in den Vorstellungskreis der 1908 in Paris gegründeten Monatsschrift „Les marches de l'Est" einlebte, in der Belgien neben Luxemburg, Elsaß-Lothringen und der französischen Schweiz unter die Ostmarken Frankreichs gerechnet wurde. Schon entwickelte die 1907 gegründete belgische Zeitung „Réveil Wallon" ein förmliches Programm für eine Angliederung Belgiens an Frankreich, zunächst in Zoll-, Post- und Indigenatssachen, und schloß mit den Worten: „Wir sind Preußenfeinde, und alle unsere Sympathien gehören dem guten und sanften Frankreich, dessen Unglück unsere Liebe nur gesteigert hat. Wir bleiben ganz und gar Wallonen, wenn wir die französische Zivilisation verteidigen." Bei solchen Anschauungen ließen sich selbst in der belgischen Deputiertenkammer die betäubenden „Vive-la-France"-Rufe verstehen, als in der Sitzung vom 6. Februar 1913 ein klerikaler Abgeordneter es gewagt hatte, die französische Wahlgesetzgebung als faul zu bezeichnen. Um diese Zeit schrieb ein wallonischer Staatsbeamter: „So wie die Dinge jetzt laufen, steuern wir im vollen Frieden automatisch auf die französische Annexion los" (Hampe a. a. O. S. 80—84).

Eine derartig französierte und französisch sprechende Bevölkerung, erfüllt mit altem Drange zu Frankreich und mit neuem Hasse gegen Deutschland, wird niemals deutsch werden; sie wird innerlich wie äußerlich dem Deutschtum stets in erbitterter Feindschaft gegenüberstehen, sinnend auf Verrat und Vernichtung.

**Konfessionelle Ursachen.** Der Burgfrieden verbietet, auf die konfessionellen Verhältnisse und auf ihre Einwirkung auf Deutschland bei einer Einverleibung Belgiens näher einzugehen. Deshalb sei nur hingewiesen auf amtliche Zahlen und auf eine von einem Katholiken im Jahre 1914, unter Mitwirkung des katholischen Straßburger Professors Dr. Martin Spahn herausgegebene Schrift.

Die Zahlen, entnommen, teils dem Annuaire complet du Clergé belge vom Jahre 1913, teils staatlich-amtlichen Statistiken sind:

Mit Ausnahme von rund 30000 Protestanten und 4000 Juden ist die ganze belgische Bevölkerung von 7423784 katholisch und seit Jahrhunderten steht sie unter katholischer Regierung und unter dem Einflusse außerordentlich zahlreicher Geistlichkeit und Ordensgenossenschaften. Ferner:

Das kleine belgische Land (29451 qkm) ist eingeteilt in sechs Bischofssprengel: Mecheln (Erzbischof), Gent, Namen, Dornik, Lüttich, Brügge. Die sechs Bistümer zählen 3432 Pfarreien mit 9055 Geistlichen. Hinzu kommen 246 verschiedene religiöse Orden und „Kongregationen" (69 männliche, 177 weibliche), verteilt in 1846 Klöster mit über 30000 Insassen.

Wie zahlreich die Pfarreien, Klöster und geistlichen Bildungsstätten in den großen Städten sind, veranschaulicht folgende Übersicht nach dem genannten „Annuaire":

Brüssel (756637 E.) mit Vororten: 41 Pfarreien, 135 Klöster; Antwerpen (412917 E.) mit Vororten: 31 Pfarreien, 58 Klöster; Lüttich (235584 E.) mit Vororten: 38 Pfarreien, 43 Klöster; Gent (211519 E.) mit Vororten: 50 Pfarreien, 54 Klöster: Mecheln (59735 E.): 26 Pfarreien, 23 Klöster; Löwen (42282 E.) mit Vororten: 22 Pfarreien, 44 Klöster; Brügge (53635 E.): 13 Pfarreien, 33 Klöster; Namen (32453 E.): 10 Pfarreien, 15 Klöster; Dornik (37349 E.): 8 Pfarreien, 11 Klöster; Verviers (45964 E.): 7 Pfarreien, 6 Klöster.

Außer der streng katholischen Universität Löwen sind in Belgien sechs große und elf kleine Seminare für Heranbildung des geistlichen Nachwuchses tätig. 82 Mittelschulen stehen unter geistlicher Leitung; dazu kommen die vielen Klosterschulen. Seit 20 Jahren ist der römisch-katholische Religionsunterricht gesetzlicher Pflichtunterricht in allen Schulen des Landes. Ungefähr auf je 250 Bewohner kommt eine geistliche Person und auf je anderthalb Gemeinden ein Kloster.

Der katholische Schüler des katholischen Professors Martin Spahn, Dr. Lukas Schwahn, also ein „einwandfreier" Zeuge, hat in einer umfangreichen Abhandlung: „Die Beziehungen der katholischen Rheinlande und Belgiens" (Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, herausgegeben von Professor Dr. Martin Spahn in Straßburg, 11. Band, Straßburg i. E. 1914) die gegen Preußen gerichtete Tätigkeit der belgischen Geistlichkeit in der Rheinprovinz seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großer Offenheit aufgedeckt. Sie war dem Kenner allerdings längst bekannt (vgl. Le livre noir, Bruxelles 1838 und: Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Augsburg 1835); aber Spahn-Schwahn haben die dokumentarischen Beweise vermehrt und unanfechtbar gemacht.

Nur wenige Stellen aus der Schrift:

„Die Katholiken Belgiens hatten an der belgischen Revolution (von 1830, die zur Abtrennung Belgiens von Holland führte) teilgenommen und leugneten ihre Mitwirkung nicht. „Tout le clergé, sans exceptions" schrieb der „Avenir" vom 16. Februar 1831, „et tout ce qu'il y a de catholiques plus pieux et plus éclairés et plus zélés ont adhéré à la révolution et l'ont embrassé de tous leurs voeux et de leur cooperation. ... „Das preußische Ministerium veranlaßte schließlich, bereits vor 1830, den Erzbischof Spiegel ... die Rheinlande gegen die ansteckende Krankheit des demokratischen und hierarchischen Treibens in Belgien durch einen guten Kordon zu sichern. ... Mehr in die breite Öffentlichkeit trat die ultra-

montane Propaganda (von Belgien her) mit ihren Missionspredigten, die hart an der Grenze, auf belgischem Gebiete, in Gegenwart zahlreichen Volkes aus Aachen und seiner Umgebung (von Redemptoristen) gehalten wurden. ... Am 6. Dezember 1833 berichtete der preußische Gesandte von Arnim aus Brüssel: Der (ultramontane) Klub von Lüttich bemüht sich, die Rheinprovinz zu bearbeiten, ... Am 11. Dezember 1835 verbot Hüsgen (Generalvikar von Köln) in einem Erlaß an den Klerus, das (belgische) „Journal" zu lesen: „das ‚Journal' enthält Artikel, die den Zweck haben, die katholischen Bewohner der Rheinprovinz gegen die Regierung aufzuwiegeln; sie sind im allgemeinen in haßerfüllter Tendenz geschrieben." ... Ähnlich wie mit Sittard steht es mit der Presse in Vaels (holländischer Ort bei Aachen). Bereits vor 1837 waren von hier „seditiöse Schriften" in die Rheinlande eingeschmuggelt worden. Zu diesem Zwecke war eine besondere Druckerei errichtet worden, die ein Teil der Presse dem Jesuitismus zuschob. ... Eine bedeutsame Rolle spielte Belgien für die ultramontane Partei der Rheinlande auch in ihrem Verkehr mit Rom. ... Die Ansicht, daß Droste (Freiherr Klemens August von Droste, Erzbischof von Köln) von Belgien aus beeinflußt sei, machte sich auch in der Öffentlichkeit breit. ... Es drängt sich die Frage auf, ob Droste nicht unter dem Einfluß der ultramontanen Partei der Rheinlande, also mittelbar im Sinne der belgischen Ideen, gehandelt habe. ... Die Wirksamkeit, die die Redemptoristen vor allem in ihren Missionen in Belgien entfalteten, hatte bei der ultramontanen Partei der Rheinlande den Wunsch wachgerufen, auch für die Rheinlande diese Missionäre zu gewinnen. ... „Ein Klerus (der belgische), der nichts von deutschen Verhältnissen und deutscher Bildung begreift, Deutschland und Preußen haßt und offen anfeindet, und eine Zahl fanatischer Umtriebler wollten die Katholiken Preußens zur Unzufriedenheit und womöglich zur Empörung aufreizen" (Worte des Herausgebers des „Kanonischen Wächter", Alexander Müller, aus dem Jahre 1834). ... Die „Elberfelder Zeitung" warf Belgien vor, seit 1834 Anfeindungen, Verleumdungen und Aufhetzungen zu verbreiten, die einen bis in das Ultrarevolutionäre gehenden Charakter hätten. ... Der Gedanke, auf dem Wege der Revolution ihre kirchenpolitische Lage zu ändern, hätte in den Rheinlanden nach dem Kölner Ereignis um so leichter aufkommen können, da die Propaganda der klerikalen Partei Belgiens in den Jahren 1838 ff. nicht ruhte. ... Kein Zweifel dürfte bestehen, daß die klerikale Partei Belgiens nach außen hin stets den Schein einer versuchten Aufreizung der Rheinlande zu vermeiden suchte. ... Fraglich bleibt nur, ob nicht hinter dieser Propaganda, bewußt oder unbewußt, der Gedanke versteckt war, selbst mit Gewalt das behauptete Recht der Katholiken und der Kirche zu erkämpfen. ... Die Verbindung der rheinpreußischen Römlinge mit Belgien ist entweder nur im revolutionär katholischen Interesse oder im rein römischen. Die Beförderer des ersteren sind sämtliche belgische Bischöfe" (s. S. 7, 15, 27, 43, 55, 63, 68, 72, 77, 83, 110, 143, 153, 184).

Also schon vor achtzig Jahren stand die belgische Geistlichkeit in schärfster Gegnerschaft zu Preußen und Deutschland. Sie beseitigte damals durch Umsturz das evangelische Herrscherhaus (Oranien) und arbeitete mit Macht an der Aufwiegelung der Rheinprovinz gegen die protestantischen Hohenzollern.

Aus den Zahlen und aus der Spahn-Schwahnschen Schrift, in Verbindung mit der oben erwiesenen völligen Französierung der Wallonen, ergibt sich der Schluß von selbst:

Eine solche Bevölkerung in den deutschen Volkskörper aufzunehmen, ist schlechterdings unmöglich.

Das Land Belgien müssen wir aber haben zum vollen Auswirken unserer Kraft, zum Schutze gegen England und zu Englands Niederhaltung. Also bleibt

nichts anderes übrig, als die französierte wallonische Bevölkerung allmählich (in fünf bis zehn Jahren) zu enteignen und auszuweisen [1]).

Hart, furchtbar hart, erinnernd an altrömische Tyrannenfaust! Gewiß!

Aber, um das nochmals hervorzuheben, vergegenwärtige man sich doch die Härte und das Furchtbare dieses Krieges! Vergegenwärtige man sich, was dieser Krieg für Opfer vom deutschen Volke und von so vielen anderen Völkern gefordert hat. Alles bisher an Kriegen Dagewesene verschwindet dagegen. Solch ein Krieg darf in Jahrhunderten nicht wiederkehren! Das fordert der deutsche, das fordert der europäische Standpunkt, das fordert die Welt. Dieser einzig möglichen Forderung muß sich alles unterordnen. Kein Mittel, die Wiederkehr eines solchen Krieges zu verhindern, ist zu hart.

Mit der Einverleibung Belgiens und mit der Ausdehnung des deutschen Volkes auf belgischem Boden — denn unser Volk muß den Platz der Ausgewiesenen einnehmen — erweisen wir der Welt und dem Weltfrieden größte Dienste, die Geschlechter und Geschlechter uns danken werden.

Auch die schweren Wunden der Ausweisung heilt die Zeit und wandelt sie in Segen, während die Wunde der Einverleibung niemals heilen wird, wenn die widerdeutsche Bevölkerung in den abgetretenen Gebieten verbleibt.

Ist Elsaß-Lothringen nicht ein warnendes Beispiel? Es war Schwäche und Torheit, das Verbleiben oder Nichtverbleiben zur Wahl (Option) zu stellen. Auch dort hätte der, sei es durch Namen und Abstammung, sei es durch Gesinnung französierende Teil der Bevölkerung zum Verlassen des neu erworbenen Reichslandes gezwungen werden müssen. Dann wären die Blumental, die Wetterlé, die Collin, und alles, was mit diesen Verrätern zusammenhängt, unmöglich geworden, und Elsaß-Lothringen wäre schon längst wieder kerndeutsch, wie es kerndeutsch war, als Frankreich es uns stahl.

Wenn wir enteignen und zwangsausweisen, folgen wir übrigens nur dem Beispiele Frankreichs und Englands.

Die acht Hugenottenkriege im 16. Jahrhundert, die „Bartholomäusnacht" (24. August 1572), die „Dragonaden" und die Aufhebung des Edikts von Nantes (23. Oktober 1685) unter Ludwig 14. haben Hunderttausende französischer Protestanten gewaltsam aus ihrer Heimat vertrieben, sie

---

1) Bei den 3 220 662 Flamen der belgischen Bevölkerung liegt die Sache anders. Sie gehören nach Art und Sprache zu uns; die konfessionelle Kluft scheidet allerdings auch sie von uns und der Haß ist wohl auch auf sie übergesprungen. Die Möglichkeit, ja, Wahrscheinlichkeit einer Verschmelzung besteht aber. Jedenfalls muß aber auch für Behandlung der Flamen einzig und allein der Grundsatz maßgebend sein: rücksichtslose Vertretung des deutschen Interesses, und ich warne dringend vor allzu großer, gefühlsmäßiger Begeisterung für die Flamensache. Man denke an die Buren-Begeisterung!

enteignet, ja, sie in Scharen getötet. Die „französischen Kolonien" in Berlin, in der Pfalz, am Niederrhein sind heute noch lebende Zeugen dieser von Franzosen an Franzosen verübten „Exproprierung" und „Expatriierung".

Und wer hat, noch zu unseren Lebzeiten, das Burenvolk in Südafrika zum Verlassen seiner Scholle und Heimat, zum „Trekken", gewaltsam gezwungen? England! Wer hat während des Krieges mit brutaler Gewalt Scharen der eigenen Bürger außer Landes getrieben oder nach Sibirien gejagt? Rußland!

Was Frankreich in Unduldsamkeit, was England in Ländergier, was Rußland in tierischer Wut verübt, das sollte Deutschland fremder, feindseliger Bevölkerung gegenüber, um des Friedens der Welt und um des eigenen Wohles willen nicht tun dürfen? Wo ist der Deutsche, der das zu sagen wagte?

Auch noch ein Anderes rechtfertigt Enteignung und Ausweisung. Es handelt sich um Entfernung von rund 3 Millionen Menschen. Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie viele Millionen Menschen der Krieg „entfernt", d. h. nicht etwa enteignet und ausgewiesen, sondern getötet, verstümmelt, siech und krank gemacht hat. Allein unser Vaterland hat eine große Zahl seiner Söhne hergeben müssen, um sich zu behaupten und zu siegen. Dazu kommen die Millionen unserer Feinde. Acht bis neun Millionen Menschen hat dieser Krieg mindestens verschlungen und zwar innerhalb weniger Jahre. Aber nicht einen Augenblick haben, weder wir noch die Anderen gezögert solche Menschen-Hekatomben zu opfern. Kann man gegenüber diesen Bergen von Toten, Verstümmelten und Siechen vor Enteignung und Ausweisung von 3 Millionen, wodurch für Geschlechter und Geschlechter ein Weltfrieden errungen wird, auch nur für einen Augenblick als vor „Unmenschlichkeit" zurückschrecken?

In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" stehen die ehernen Worte: „In einem Kampfe, wenn er auf Leben und Tod geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: Der einzige Ratgeber ist der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit. .... Das Recht der deutschen Nation, ungeteilt als solche zu leben und zu atmen, kann nicht nach privatrechtlichen Gründen beurteilt werden" (2, 58. 71).

Das sind die Richtlinien für unser Handeln Belgien gegenüber.

In Frage steht einzig und allein: Sind Enteignung und Zwangsausweisung möglich?

Alles ist möglich, was schließlich und endlich auf bloßen Eigentums- und Besitzwechsel hinausläuft.

Oder will man Gefühlsfragen dabei aufwerfen: Heimatsgefühle der enteigneten und ausgewiesenen Belgier? Ist dieser Krieg etwa geeignet, Gefühle für die Belgier in uns zu wecken, ja, sie bestimmend werden zu lassen bei Festsetzung des Friedens? Ein Blick auf die Gräber unserer, von der belgischen Bevölkerung schändlich und grausam hingeschlachteten Väter, Brüder und Söhne, auf ihre Witwen und Waisen muß jedes Gefühl im Entstehen ertöten.

Harter Wille allein hat im Friedensschlusse sich durchzusetzen.

Und die Entschädigung für die Enteigneten? Die Entschädigung haben Frankreich und England zu zahlen. Das ist einfach.

Aber wohin mit den Ausgewiesenen?

Zunächst ist das ihre eigene Sache. Uns geht sie an und für sich nichts an. Doch ist der Weg, den sie zu wandern haben, deutlich vorgezeichnet und auch nicht lang. Sie wollen Franzosen sein, also mögen sie nach Frankreich gehen.

Dem menschenarmen und immer menschenärmer werdenden Frankreich kann starker Zuwachs an Menschen nur angenehm sein. Volkswirtschaftlich gewinnt also Frankreich durch Einwanderung der Ausgewiesenen. Auch tritt eine Übervölkerung nicht ein. Sollte sie aber eintreten, nun, so gibt es noch weite Gebiete auf der übrigen Erde, wo Platz ist für Menschen. Auch aus anderen Ländern wandern Hunderttausende über See. Warum soll also den Belgiern die Auswanderung erspart bleiben? Es handelt sich — das muß immer wieder betont werden — um eine Maßregel, die den Weltfrieden gewährleisten und die Deutschland politisch und wirtschaftlich eine überragende und gegen jeden Angriff gesicherte Stellung verschaffen soll. Also eine Maßregel, die in hervorragendem Sinne kulturfördernd wirkt, wenn sie auch einen Weg beschreitet, der zunächst durch Leid und Tränen führt. Aber wie viele Kulturziele sind nicht auf diesem Wege erreicht worden, konnten nur auf ihm erreicht werden? Wie vieles Große und Edle im Leben des Einzelnen und der Völker muß nicht diesen Weg gehen, ehe es Segen wird?! Das Wertvollere, das völkisch und kulturell Stärkere schreitet in der Menschheitsentwicklung stets hinweg über Minderwertigeres und Schwächeres. Weichherzigkeit in Schicksalsstunden führt Einzelne wie Völker stets nach unten, nie nach oben. Das ist nun einmal so. Der „Menschenfreund", der „Pazifist" der „Utopist" mag es beklagen, der Wirklichkeitsmensch beklagt es auch, aber er nimmt es hin als etwas Gegebenes, Unabänderliches, als ein Naturgesetz der Menschheitsentwicklung. „Stirb und werde", heißt es auch hier.

Daß mit Belgien auch der belgische Kongostaat Deutschland zufallen muß, ist selbstverständlich.

## II.

Nun hat aber die „menschen- und kulturfreundliche" Mehrheit unseres Reichstags, geführt von den Volksvertretern Scheidemann, Haußmann, Spahn und unterstützt von der Reichsregierung ein anderes Mittel zur Hand, Belgien für Deutschland zu „gewinnen": Belgien soll wiederhergestellt, aber politisch, militärisch und wirtschaftlich unter deutschen Einfluß gebracht werden: seine Eisenbahnen, seine Post usw. sollen deutscher Leitung unterstellt, seine Polizei, sein Heer, seine Festungen deutscher Oberaufsicht unterworfen werden.

Die „Menschen- und Kulturfreundlichkeit" solcher Vorschläge lasse ich beiseite, allerdings nicht ohne die Bemerkung, daß „Menschen- und Kulturfreundlichkeit" zunächst sich am eigenen Volke zu betätigen haben. Aber es ist ja wohl sozialdemokratisch-freisinnig-zentrumliche und auch Bethmannsche Art (siehe Polen!), zunächst an andere Völker zu denken, zu beklagen, was sie leiden, zu erwägen, wie ihnen zu helfen ist; das deutsche Volk, sein Heil, seine Sicherheit, seine Zukunft kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Deutschland darf nur Geber, nie Nehmer sein.

Doch, wie gesagt, ich sehe ab von der Scheidemann-Haußmann-Spahnschen „Menschenfreundlichkeit". Erkennt man denn aber nicht, daß solche Vorschläge mit zwingender Notwendigkeit Belgien zu einem ständig brennenden Herde böseſter, bis zum blutigen Aufruhr gesteigerter Gärungen machen muß? Denn nie und nimmer wird sich die deutschhassende belgische Bevölkerung solche Überwachung und Oberaufsicht gefallen lassen. Ein ewiger Kriegszustand, teils versteckt, teils offen, wird entstehen.

Dazu kommt, daß Frankreich und England mit allen Mitteln Belgien durchwühlen und es in seinem Widerstand gegen die deutsche Überwachung unterstützen werden. Wo bleiben da die Vorteile, die Deutschland aus der Überwachung Belgiens gewinnen soll? Statt politisch, militärisch, wirtschaftlich aus dem „überwachten" Belgien Nutzen zu ziehen, wird Deutschland auf allen drei Gebieten schwerste Nachteile, dauernde Schädigungen erleiden. Das ist so klar, daß es völlig unverständlich ist, wie derartige Pläne im Ernst vorgebracht werden können. Freilich, Schwächlichkeit, Unentschlossenheit, Halbheit erklären auch hier vieles; sie sind nicht nur Fesseln, Hemmungen für hartes Wollen, sie sind auch Nebel, Schleier, die sich über das Erkennen lagern.

Also schon ganz allgemein betrachtet, ist die Nutzbarmachung Belgiens für uns durch „Überwachung" und „Oberaufsicht" eine Unmöglichkeit.

Auch im Einzelnen betrachtet, tritt die Unmöglichkeit scharf hervor.

Eisenbahnen, Post-, Telegraphen-, Fernsprech-, Zollwesen soll deutscher Leitung unterstellt werden. Entweder sollen also sämtliche oder fast sämtliche Beamte dieser Verkehrs- und Wirtschaftsgruppen Deutsche sein, unter Ausschluß der Belgier, oder nur die Oberbeamten sollen Deutsche sein. Sämtliche oder fast sämtliche Stellen mit Deutschen zu besetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Denn erstens kann Deutschland so viele Männer und Frauen — es müßten Tausende sein —, die vollkommen französisch und flämisch sprechen, die das anders geartete belgische Verkehrs- und Wirtschaftsgetriebe völlig beherrschen, gar nicht aufbringen, und zweitens kann Deutschland so viele Tausende gar nicht entbehren. Denn der Krieg hat so gewaltige Lücken gerissen, daß wir mit den Übriggebliebenen unseren eigenen Bedarf an geschulten Beamten nur zur Not decken können.

Dann aber, auch wenn wir ein solches Beamtenheer nach Belgien schicken könnten, wie denkt man sich denn Dasein und Leben dieser Tausende von Deutschen

mitten unter der sie hassenden belgischen Bevölkerung? Gewalttätigkeiten bis zu Totschlag und Mord wären an der Tagesordnung. Lese man doch nach, was die schon erwähnte „Denkschrift" des auswärtigen Amtes von Greueltaten der belgischen Bevölkerung gegen Deutsche mitteilt.

Man sage nicht, das war zur Kriegszeit, das wird sich ändern im Frieden. Nein, es wird sich nicht ändern, wenn es auch nicht ganz so blutig hergehen wird, wie während des Krieges. Aber der unmenschliche Haß, die Triebfeder aller, im Kriege begangenen Schandtaten, bleibt und wird ständig aufflammen und ständig Opfer fordern.Und auf die belgischen Missetaten folgt dann die deutsche Bestrafung, die wieder neuen Haß gebiert, und so wird es fortgehen ohne Ende.

Und wer von den deutschen Beamten wird dies Leben, umgeben von Haß und Lebensgefahren, aushalten? Lieber unter den Negern Mittelafrikas, als im deutsch „überwachten" Belgien!

Besetzt man aber nur die obersten Beamtenstellen mit Deutschen, während die Tausende von Unterbeamten Belgier sind, so ist mit unzweifelhafter Sicherheit zu sagen, daß die deutschen Oberbeamten der Willkür ihrer belgischen Untergebenen ausgeliefert sind, daß in allen Betrieben Unordnung, gewaltsame Störungen usw. herrschen werden, und daß so aus den Betrieben nie und nimmer Gewinn erzielt werden kann. Hierzu kommt, daß auch die deutschen Oberbeamten in ständiger Gefahr für Leib und Leben stehen.

Das Gesagte trifft doppelt und dreifach zu in Bezug auf Polizei, Heer, Festungen unter deutscher Oberhoheit.

Heer: etwa belgische Mannschaften, befehligt von deutschen Offizieren und Unteroffizieren? Festungen: etwa deutsche Besatzungen? Polizei: etwa deutsche Polizisten und belgische Polizeileutnants oder umgekehrt? Das Alles ist so schreiend unmöglich, so wahrhaft abenteuerlich, es nähme, wenn versucht, so sicher ein Ende mit Schrecken, daß man nicht begreift, wie vernünftige Leute, die sich Politiker nennen, auf solche Gedanken kommen können.

Doch die „Menschenfreundlichkeit" gewisser Kreise in Deutschland hat noch ein Mittel, Belgien, ohne Einverleibung, für Deutschlands militärische und wirtschaftliche Sicherung zu „gewinnen".

Man schließe, so sagt die „Menschenfreundlichkeit", mit Belgien so festbindende Verträge, daß wir militärisch nichts von ihm zu fürchten, wirtschaftlich alles von ihm zu hoffen haben.

Wunderbar, daß es heute noch Menschen gibt, die an Kraft und Wirksamkeit von Verträgen glauben! Man sollte doch nachgerade erkannt haben, daß Verträge Papierfetzen sind, die der Sturm der Völkerleidenschaften, sobald er aufloht, verweht, wie der Wind dürre Blätter vom Baume reißt. Wenn wir uns für unsere Sicherheit und für unsere wirtschaftliche Zukunft auf Verträge verlassen, wenn Verträge die „realen Garantien" sind, die Deutschland nach dem Kriege sichern

sollen, dann sind wir reif zum Untergang, denn dann fehlt uns die erste Bedingung zum Leben: die Erkenntnis der nationalen, politischen, militärischen und wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten.

Nun schlägt nicht die „Menschenfreundlichkeit", sondern politische Kurzsichtigkeit weiter vor: Belgien soll in zwei selbständige Fürstentümer, ein flämisches und ein wallonisches, geteilt, beide Fürstentümer sollen politisch-militärisch und wirtschaftlich „dem deutschen Einflusse unterstellt werden."

Nach dem schon Gesagten kann ich hier kurz sein. Aus einer Unmöglichkeit (s. oben) macht man zwei. Denn die beiden „dem deutschen Einflusse unterstehenden" Fürstentümer sind ebenso unmöglich, fast noch unmöglicher (wenn diese Steigerung gestattet ist) als das ganze Belgien „unter deutschem Einflusse". Denn alle im nicht vollständig einverleibten Belgien mit Notwendigkeit entstehenden, eben betonten unüberwindlichen Schwierigkeiten würden in den zwei Fürstentümern ebenso entstehen, und auch sie wären der Tummelplatz für englische und französische Machenschaften. Außerdem würde, trotz aller Gegensätze zwischen Flamen und Wallonen, in beiden Fürstentümern der Drang nach der früheren „Größe", nach dem „Königreich Belgien", sehr bald unwiderstehlich hervortreten. Kurz auch in den beiden Fürstentümern würden wir sehr gefährliche Nachbarn haben.

Nein, mit Rücksicht auf die ungeheure Wichtigkeit Belgiens für Deutschland gibt es, bei siegreichem Ausgange des Krieges — unser Sieg ist Grundvoraussetzung für alles —, nur ein Mittel, nur einen Weg: völlig reiner Tisch muß mit Belgien gemacht werden, es muß deutsch werden ganz und gar, mit Land und Leuten. Das Land haben wir schon, die Leute, unsere Leute, schicken wir hinein, die fremden Leute schicken wir hinaus.

In fast völliger Übereinstimmung befinde ich mich mit einem Manne, der, wie kein zweiter imstande ist, Belgien und sein kommendes Verhältnis zu Deutschland in größter Sachkenntnis und zugleich ohne jedes „Alldeutsche Draufgängertum", über das ja bei jeder einschneidenden Maßregel gezetert wird, zu beurteilen. Der kürzlich verstorbene Generalgouverneur von Belgien, Generaloberst Freiherr von Bissing, schreibt in einer hinterlassenen Denkschrift über Belgien:

„Aber wir müssen uns darüber jetzt schon klar werden, daß ein wiederhergestelltes Belgien, ob es als neutrales Land erklärt wird oder nicht, mit Naturgewalt in das Lager unserer Feinde nicht nur hinüberdrängen, sondern von denselben herübergezogen werden wird. Selbst wenn man an Versöhnungsillusionen festhalten möchte und durch noch so gute Verträge Garantien schaffen könnte, wird Belgien nach jeder Hinsicht als Aufmarschgebiet und Vorpostenstellung unserer Feinde ausgebaut und benutzt werden. ..... Die Mehrheit des Volkes würde nicht verstehen, daß wir eine lange in unserer Hand gewesene Frucht, den Erfolg des ungeheuren blutigen Sieges, freigeben. Der Krieg wird uns zum

mindeſten eine Million Männer des beſten Alters nehmen, die Induſtrie eines großen Teiles der beſten Arbeiterſchaft berauben. Das Volk hat ein Recht darauf, ſeine Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, und deshalb würde ein tiefer Gegenſatz lebendig werden, wenn eine Enttäuſchuug eintritt. Dazu kommt, daß unſere diplomatiſchen Mißerfolge der letzten 20 Jahre ſchon ſehr nachteilig im Volke gewirkt haben, die Befürchtung wird immer lauter, daß die Diplomatie wiederum verderben wird, was das Schwert errang. Wir können dieſes Mal nach ſo ungeheuren Opfern nicht wagen, daß ſolche Vorwürfe ſich aufs neue breitmachen. Das Kriegsziel muß erreicht werden, das auch jedem einfachen Mann als unbedingt notwendig erſcheint. Bei Belgien handelt es ſich tatſächlich nicht nur um Mindeſtforderungen aus militäriſchen Gründen, ſondern um Zukunftslebensfragen des Volkes und des Deutſchen Reiches."

Freilich glaubt Biſſing an eine Auffaugung des fremdländiſchen Volkstums durch das zuziehende deutſche. Das iſt ein Irrglaube, und deshalb ſpreche ich die Notwendigkeit der Enteignung und Ausweiſung aus. Es iſt ein erlöſendes Wort. Und auf meiner Seite ſteht die alte Erfahrung in faſt allen Ländern der Erde, in denen Deutſche ſich angeſiedelt haben: Polen, Rußland, Nordamerika uſw. Überall wird der Deutſche „aufgeſogen".

* * *

Und nun zum Schluſſe.

Wir wollen das entſetzliche Elend eines ſolchen Krieges nicht mehr; wir wollen nicht mehr, daß unſere Jünglinge und Männer nach 20, 30 Jahren abermals hingeſchlachtet werden vom Haſſe Frankreichs, Englands und Belgiens; wir wollen nicht mehr, daß Milliardenwerte unſeres Schöpfergeiſtes und Arbeitsfleißes vernichtet werden durch engliſche, franzöſiſche und belgiſche Zerſtörungswut; ſondern wir wollen, entſprechend der Zahl unſeres Volkes und der Größe ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, uns frei und friedlich entwickeln, im Innern und nach außen, zu Waſſer und zu Lande; wir wollen, entſprechend unſerer 1000jährigen, durch keinen Eroberungskrieg befleckten Geſchichte, Träger und Förderer ſein und bleiben der wahren Kultur auf allen Gebieten; wir wollen aus dieſem Kriege, der uns getaucht hat in ein Meer von Tränen, in ein Meer von Blut, in ein Meer von Not und Bitternis aller Art, der uns tiefſte Wunden geſchlagen hat, hervorgehen mit feſt geſicherter nationaler und wirtſchaftlicher Zukunft, ſo feſt geſichert, daß nach menſchlicher Berechnung und für lange, lange Zeiträume, die Schrecken eines Krieges uns und unſeren Kindern und Kindeskindern fern bleiben; wir wollen endlich auch der übrigen Welt unzerſtörbaren Frieden bringen.

Wenn wir aber das Eine nicht wollen und das Andere wollen, dann müſſen wir auch nicht wollen, was das Eine uns, früher oder ſpäter, notwendig wieder bringen wird, und wir müſſen wollen, was uns zum Anderen ſicher führt.

Unser Schwert vollbringt weltgeschichtliche Taten und vollbringt sie gewiß bis zum Ende, scheuen wir uns doch nicht, unserem Schwerte zu folgen und Weltgeschichte auch in die Landkarten einzuzeichnen.

Der Chor der Menschenfreunde ruft: „Der Haß der Völker wird uns verfolgen, wenn wir Gebietserweiterungen vornehmen, besonders wenn wir Belgien einverleiben.“ Der Haß der Völker! Hat unser langes, friedfertiges Leben die Völker gehindert, sich mit ihrem Haß auf uns zu stürzen, um uns zu vernichten? Ich sage nicht: „mögen sie hassen, wenn sie uns nur fürchten“, aber ich sage: Der Haß der Völker, vor allem der Engländer und Franzosen, der Herren eines nicht einverleibten Belgiens, wird bleiben, auch wenn wir keinen Geviertfuß uns aneignen. Was wir zu tun haben, ist, den Haß ohnmächtig zu machen, und dann der Welt zu zeigen, daß wir nichts anderes wollen, für uns und die anderen, als Frieden, Frieden, Frieden mit allen Segnungen, die in diesem Begriffe liegen.

Das Bismarckwort, das ich meinen Ausführungen vorangestellt habe, möge sie auch beschließen: „Ruhm und Eroberungssucht darf uns nicht leiten; Großmut, wie sie uns vielfach in der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig; sondern lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands.“

# Das Problem der Bodenrechtsreform.

Von Julius Helmo, Charlottenburg.

Zu den bedeutungsvollsten Kulturaufgaben der Gegenwart, bez. der nächsten Zukunft, gehört die Lösung der Bodenrechtsfrage. Freilich dürfte das zur Zeit bestehende Bodenrecht, das freie uneingeschränkte private Besitzrecht am Planeten Erde, für die große Mehrzahl der Menschen noch als eine kulturelle Errungenschaft erscheinen, gegen die kein berechtigter Einwand erhoben werden könne. Erst einer kleineren Minderheit will es scheinen, als ob dieses private Bodenbesitzrecht vom Standpunkte der ökonomischen Zweckmäßigkeit nicht so einwandfrei ist, als es bislang gegolten hat. Bedenkliche Folgewirkungen des bestehenden Besitzrechts sind bisher freilich erst dort in die Erscheinung getreten, wo die dem Boden naturgemäß anhaftende Monopolkraft Gelegenheit findet, sich geltend zu machen. Das Bedenkliche, bezw. Vernunftwidrige, des freien privaten Besitzrechts am Planeten Erde liegt ausschließlich begründet im Monopolcharakter des Bodens. Bisher hat sich seine Monopolkraft nur an einzelnen Punkten der Erde in solchem Maße äußern können, daß sie von den nichtbodenbesitzenden Menschen als eine erheblich fühlbare oder schwer drückende Last empfunden wurde, — nämlich in großen Städten, wo der Zusammenfluß großer Menschenmassen den Boden nicht als die Urquelle der Nahrungsproduktion in Anspruch nimmt, sondern ihn lediglich für

die Beschaffung dauernder Wohn- und Werkstätten unentbehrlich werden läßt. Als Urquelle aller Nahrungsproduktion ist der Boden an und für sich natürlich ein noch viel absoluteres Monopolgut als er es in seiner Eigenschaft als Baugrund für Wohn- und Werkstätten ist. Allein in seiner ersteren Eigenschaft kann er seine Monopolkraft erst dann zur Geltung bringen, wenn die Erde dereinst so dicht bevölkert sein wird, daß jeder Hektar kulturfähigen Bodens für die Nahrungsmittelproduktion in Benutzung genommen werden muß. Bis zu diesem Zeitpunkt dürften aber noch ein paar tausend Jahre vergehen; heute kann von einer Geltendmachung der Monopolkraft des Bodens als Nahrungsmittelquelle verständigerweise noch keine Rede sein. Wir leiden heute nicht an einem Mangel an Boden für die Nahrungsmittelproduktion, sondern wir sind im Gegenteil genötigt, in den alten Kulturländern der Erde den der Nahrungsmittelproduktion dienenden Boden, bezw. seine Besitzer, gegen den Wettbewerb jenes neuen Bodens, der durch die kulturellen Fortschritte aller Art erst in neuerer Zeit in den verschiedenen Erdteilen für die Nahrungsmittelproduktion erschlossen worden ist, durch hohe Schutzzölle auf die Bodenerzeugnisse vor dem wirtschaftlichen Ruin zu schützen.

Aus diesem Grunde kann denn auch heute der Privatbesitz am landwirtschaftlichen Boden die ihm an sich innewohnende Ausbeutungstendenz unmöglich zur Entfaltung bringen und so die Gemeinschaftsinteressen schädigen. Vielmehr liegt heute noch die Sache durchaus umgekehrt: gerade das wohlverstandene Gemeinschaftsinteresse erfordert aus mehrfachen Rücksichten, daß die Gemeinschaft eines Volkes den heutigen Privatbesitz an landwirtschaftlichem Boden nicht dem Schicksal der freien Konkurrenz überläßt, d. h. dem unfehlbaren wirtschaftlichen Zusammenbruch, sondern ihre schützende Hand über ihn hält, indem sie die wirtschaftliche Überlegenheit des in fernen Erdteilen erschlossenen Neulandes durch entsprechende Schutzzölle auszugleichen sucht. Es gibt ja leider nur zu viele Menschen, die einen solchen Schutz der landwirtschaftlichen Bevölkerung in den alten Kulturländern gegen die Wirkungen der Neuerschließung ungeheurer Ländermassen für grundsätzlich ungerecht erklären. Es ist aber hier nicht der Ort, gegen diese Auffassung anzukämpfen, zumal gar keine Aussicht vorhanden ist, diese Bekenner der absoluten Freihandelstheorie von der Irrigkeit derselben überzeugen zu können. Es handelt sich hierbei nicht um eine einfache Zweckmäßigkeitsfrage völkischen Gemeinschaftslebens, sondern um grundsätzliche Fragen der Weltanschauung: wer das ganze Erdenrund als einen gemeinsamen Futterplatz für einige hundert Millionen gegenseitig ganz unabhängiger Einzelpersonen ansieht, auf dem jeder nach dem Recht des Stärkeren (nicht des Besseren!) so viel für sich zusammenrafft, als er eben mit Aufbietung aller Kräfte vermag, — der wird natürlich eine Aufteilung dieses großen Futterplatzes in eine Anzahl völkisch begrenzter Gebiete mit mehr oder weniger weitgehenden Ausschließungsrechten gegenüber den Nachbargebieten für äußerst unzweckmäßig, ja geradezu töricht befinden. Wer dagegen ein

solches weltbürgerliches Gemeinschaftsleben der Menschheit nicht für zweckdienlich hält, sondern der Ansicht ist, daß die kulturelle Höherentwickelung der Menschheit sich besser vollzieht, wenn die verschiedenen Menschenrassen von einander getrennt sich organisch gliedern und ihrer Eigenart entsprechend räumlich begrenzte Wirtschaftsgemeinschaften bilden, der wird natürlich in einer mehr oder weniger weitgehenden Abschließung eines völkisch begrenzten Wirtschaftsgebietes gegenüber der Konkurrenz anderer Gebiete je nach der Lage der Verhältnisse eine sehr berechtigte und zweckmäßige Maßregel zum Schutz der heimischen Volkswirtschaft erblicken.

Über die Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit völkischer Schutzmaßregeln gegenüber fremden Wirtschaftsgebieten kann man daher nur streiten vom Gesichtspunkt der jeweiligen Weltanschauung aus. Es handelt sich bei solchen Erörterungen nicht um die Frage, ob diese oder jene Maßregel heilsam oder schädlich ist, sondern um die Frage, welche von den verschiedenen Weltanschauungen die mehr oder weniger berechtigte ist. Und die Entscheidung dieser Frage bildet eben das Problem der Menschheitsentwickelung. Dieses größte aller Probleme soll hier aber ganz unangerührt bleiben. Hier soll von der Annahme ausgegangen werden, daß jede Höherentwickelung der Menschheit sich am zweckmäßigsten auf der Grundlage einzelvölkischer Wirtschaftsgemeinschaften vollzieht, wie sich solche im Laufe der Jahrhunderte allmählich entwickelt haben.

Der landwirtschaftlich benutzte, bezw. benutzungsfähige Boden ist also heute noch unendlich weit davon entfernt, die ihm an sich eigene Monopolkraft zur Geltung bringen zu können, und deshalb können auch die für die Gemeinschaft nachteiligen Wirkungen des Privatbesitzes an solchem Boden nicht in die Erscheinung treten. Noch nirgends zeitigt solcher Privatbesitz Früchte, die man auch nur mit geringster Berechtigung als so offensichtlich gemeinschädlich bezeichnen könnte, daß dieserhalb eine grundsätzliche Abkehr von der uns überkommenen Besitzrechtsform zwingend erscheinen könnte. Im großen Ganzen hat sie sich bis auf die Gegenwart als ganz zweckmäßig für die Erzielung höchster Erträge erwiesen. So lange nicht die Monopolkraft des landwirtschaftlich genutzten Bodens zur Geltung gelangen kann, so lange erscheint auch der Privatbesitz ziemlich ungefährlich für das Wohl einer völkischen Gemeinschaft und ein vorzeitiges Rütteln an dieser Besitzform durchaus nicht angezeigt. So lange noch die übergroße Mehrzahl der Menschen sich in einem gegebenen Zustande leidlich wohl fühlt und und keine Neigung zu seiner Änderung bekundet, so lange liegt für die Gemeinschaft als solche keine dringende Veranlassung vor, eine Änderung anzustreben; selbst dann nicht, wenn nach Ansicht einer besonders gut erleuchteten Minderheit der derzeitige Zustand nach dieser oder jener Richtung verbesserungsfähig erscheint. Das Fortwachsen jeder Kultur vollzieht sich nach Maßgabe der dringlichen Bedürfnisse eines Volkes; jeder Versuch einer treibhausmäßigen Förderung ist gänzlich

verfehlt. Wenn der Krebs genügend gewachsen ist, sprengt er mühelos sein altes, nicht mehr zulängliches Gehäuse und baut sich ein neues, geräumigeres auf. Diesen biologischen Vorgang durch irgend eine künstliche Nachhilfe unterstützen zu wollen, ist nicht nur nicht förderſam, sondern geradezu nachteilig. Und was für den Krebs die Schale ist, das ist für die menschliche Gemeinschaft ihre politische und wirtschaftliche Rechtsordnung, die sie gegen äußere und innere Feinde schützt; sie ist nicht für die Ewigkeit geschaffen, sondern für längere oder kürzere Zeiträume nach Maßgabe der biologischen Wachstumserfordernisse; nur glaube man nicht, das natürliche Wachstum erzwingen zu können, — das verträgt der Organismus der menschlichen Gesellschaft ebensowenig wie der des Krebses.

Bei dem heutigen Stande der kulturellen Entwickelung kann also keine Rede davon sein, daß die heutige Form des Besitzrechts an landwirtschaftlich benutztem Boden volkswirtschaftlich so erheblich nachteilig wirke, daß seine Änderung als dringlich bezeichnet werden kann.

Ganz anders liegt die Sache bei jenem Boden, der nicht für landwirtschaftliche Produktionszwecke, sondern für den Bau großstädtischer Wohn- und Werkstätten gebraucht wird. Hier tritt nämlich der Monopolcharakter des Bodens überall sofort in die Erscheinung, wo auch nur eine ganz mäßige Anhäufung von Menschenmassen stattfindet. In jeder Stadt, ob klein ob groß, erzeugt das geschlossene Zusammenleben wirtschaftstätiger Menschen die überall bekannte „bevorzugte Lage". Jede „bevorzugte Lage" existiert nun bekanntlich immer nur in einem Exemplar. Die Monopolkraft der „bevorzugten Lage" wächst nun mit der Größe und der wirtschaftlichen Bedeutung einer Stadt ins Ungemessene. Der „Wert" der jeweiligen „Lage" wird offenbar geschaffen durch den „Verkehr", der Besitzer hat daran nicht den geringsten Anteil. Aber der ganze, vom unpersönlichen „Verkehr" geschaffene Wert fließt dem zufälligen Besitzer der „Lage" zu. Das widerspricht nun offenbar dem gesunden Rechtsempfinden. Die Monopolkraft des Bodens kommt hier zu brutaler Geltung, — „Unter den Linden" natürlich in höherem Maße als in der „Müllerstraße". Überall aber ist der Lage-Wert ein Erzeugnis des „Verkehrs"; und dieser wieder letzten Endes ein Erzeugnis der Volksgesamtheit. Diese hat denn logischerweise auch einen unzweifelhaften Rechtsanspruch auf den von ihr geschaffenen „Wert". Gegen diese Rechtslogik läßt sich nicht gut ankämpfen; alle gegen sie geltendgemachten Einwände sind so nichtssagend, daß es sich erübrigt, sie einer Erörterung zu unterziehen.

Im großen Ganzen haben ja auch alle auf eine Reform des Bodenbesitzrechts abzielenden Bestrebungen ihren Ausgangspunkt von den alles gesunde Rechtsempfinden tief verletzenden Wirkungen der Monopolkraft des großstädtischen Baulandes. Hier befindet sich das Rechtsempfinden der übergroßen Masse aller Menschen in scharfem Widerspruch mit dem geltenden Besitzrecht. Solch gröbliche Verletzungen des gesunden Rechtsempfindens verträgt auf längere Dauer kein Staat,

der seine eigene Daseinsberechtigung nicht zweifelhaft erscheinen lassen will, — sie dienen allen staatsfeindlichen, zersetzenden Elementen als wirksamster Werbestoff, der ihnen je eher je besser entrissen werden sollte.

Wie aber soll diesem großen gesellschaftlichen Übel gesteuert werden? Wie soll das bestehende Besitzrecht an großstädtischem Bauland reformiert werden, um den ganzen, von der Gemeinschaft erzeugten „Wert" auch ihr allein zuzuführen?

Das ist wahrlich keine leichte Aufgabe für ein modernes Staatswesen. Für einen wirtschaftlich erleuchteten, selbstherrlich regierenden Fürsten, wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., wäre die Lösung dieser Aufgabe ziemlich einfach, allein für ein modernes konstitutionelles Staatswesen, in welchem die Gesetzgebung entscheidend von einer Volksvertretung beeinflußt wird, ist jede tiefgründigere Form eine äußerst schwierige Aufgabe, der gegenüber selbst der erleuchtetste Landesfürst ziemlich einflußlos ist. Wäre unsere moderne Staatsverfassung geeignet, die wirklich gut geeigenschafteten Volkselemente in die Volksvertretung gelangen zu lassen, dann wäre ja eine Reform des großstädtischen Bodenbesitzrechtes, die restlos mit dem heutigen Unfug aufräumte, eine ganz unschwere Aufgabe. Aber bei dem bestehenden deutschen Wahlrecht ist ein Reichstag für die Lösung dieser Aufgabe geradezu unmöglich, insofern das bestehende Wahlrecht nur Männer in den Reichstag gelangen läßt, deren Tun und Lassen als Volksvertreter in allererster Linie von starken Selbstsuchtsinteressen bestimmt wird. Und solange die Selbstsucht die ausschlaggebende Rolle in unseren Parlamenten spielt, so lange ist an tiefgründigere Reformen nicht zu denken. Denn mit jeder einschneidenden Reform zugunsten der Volksgesamtheit sind naturgemäß immer Opfer zulasten einzelner, bisher begünstigt gewesener Volksgenossen verknüpft. Diese bisher Begünstigten gehören ausnahmslos zu den in Staat und Gesellschaft einflußreichsten Kreisen und vermögen es deshalb, die Gesetzgebung in den parlamentarisch regierten Staaten viel leichter zu beherrschen als in einem selbstherrlich geleiteten. So würde z. B. der deutsche Reichstag für eine gründliche Reform des großstädtischen Bodenbesitzrechtes unter keinen Umständen zu haben sein. Die entschiedenste Gegnerin einer solchen Reform, die eines der größten Übel der neuzeitlichen Entwicklung radikal abstellen würde, wäre natürlich die sozialdemokratische Partei, weil diese Reform naturgemäß in den Reihen dieser Partei wie Sprengpulver wirken würde: der wirksamste Agitationsstoff, wirkliche und augenfällige gesellschaftliche Übelstände, würde ihren Händen entwunden werden. Und die Hintertreibung einer solchen Reform großstädtischen Bodenbesitzrechtes läßt sich so schön bewerkstelligen, ohne daß die vorurteilslose, irregeleitete Volksmasse die leiseste Ahnung von ihrer Täuschung empfinden würde: die Partei würde einfach nach dem bewährten Muster der römischen Optimaten zur Zeit der Grachen ihre Drusus-Rolle spielen, indem sie einen dahingehenden Verbesserungsvorschlag macht, daß die für den großstädtischen Bodenbesitz vorgesehene Besitzrechtsreform auch auf

den ländlichen Grundbesitz auszudehnen sei. Mit solch einem Verbesserungsantrag wäre dann glücklich die Gefahr der Abschaffung der gröblichsten Auswucherung der schaffenden Bevölkerung beseitigt, da für ihn nicht eine einzige Stimme aus allen anderen Parteien, mit Ausnahme der liberalen zu haben wäre.

Aber auch bei den sogen. bürgerlichen Parteien des Reichstages dürfte eine Gesetzesvorlage, die eine weitgehende Beschneidung des großstädtischen Bodenbesitzrechtes bezweckt, nur wenig Gegenliebe finden. Beim gegenwärtigen Wahlrecht ist es den banko-plutokratischen Kreisen, die ja aus dem großstädtischen Bodenmonopol ihre hauptsächlichste Nahrung ziehen, nur zu leicht gemacht, bestimmend auf die Zusammensetzung einer Volksvertretung hinzuwirken, die ihren Gewinninteressen nicht ernstlich gefährlich werden kann. Das bestehende Wahlrecht wird nie einen Reichstag erstehen lassen, der einschneidenden Reformen auf dem Gebiete der Besitzrechtsordnung, wenn solche je von der Reichsregierung beabsichtigt werden sollte, wohlwollend gegenüberstände. Aber eine dahin abzielende Gesetzesvorlage seitens der Reichsregierung haben die bürgerlichen Parteien auch gar nicht zu befürchten. Die Reichsregierung als solche ist viel zu sehr ein Abklatsch des sogen. „liberalen" Bürgertums, der angeblich „staatserhaltenden" Vertreter von „Bildung und Besitz", als daß sie ohne Voreingenommenheit für die einmal bestehenden Besitzrechte in eine rein sachliche Nachprüfung derselben vom Standpunkte einer Staatsraison eintreten könnte, die ganz unparteiisch nur das völkische Gesamtwohl im Auge hat. Solches vermag eigentlich nur ein starkes, von sozialem Geiste durchdrungenes Königtum, das sein Gottesgnadentum in seiner Aufgabe erweist, das Wohl der Gesamtheit nicht in der Förderung der Gewinninteressen von Bank, Börse und anderen Kreisen zu erblicken, sondern in der Förderung der Arbeitsinteressen der werteschaffenden Bevölkerung nach den logischen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes.

Wie die Dinge nun einmal in unserem Vaterlande liegen, ist auf eine Stärkung eines solchartigen Gottesgnaden-Königtums leider nicht zu hoffen; im Gegenteil zielt unsere ganze staatliche Entwicklung auf seine Schwächung zugunsten der Volksvertretung ab, die nach dem Gesetz der Mehrheit das Heil des Volkes zu deichseln sucht!

Bei solcher Sachlage ist an eine gedeihlichere Reform des bestehenden Bodenbesitzrechtes gar nicht zu denken und es erübrigt sich deshalb eigentlich Problemlösungen zu erörtern, für die die Voraussetzungen von vornherein noch nicht gegeben sind. Trotzdem wollen wir aber doch die Frage der Bodenbesitzrechtsreform, die nun doch einmal zufolge der durch die bestehende Rechtsordnung hervorgerufenen unsinnigen Zustände aktuell geworden ist, einer Erörterung unterziehen. Beleuchten wir zuerst die bisher zutage getretenen Reformbestrebungen. Hier steht in erster Reihe der „Bund deutscher Bodenreformer". Er entfaltet seit 25 Jahren eine bedeutende Werbetätigkeit. Diese ist nun freilich vor allem auf das

Konto seines Vorsitzenden zu buchen, der die Propagierung der Reformidee des Amerikaners Henry George in Deutschland zu einer Lebensaufgabe machte. Wäre der Gedanke Henry Georges richtig, ließe sich die „Grundrente" des Monopolgutes Boden — insbesondere großstädtischer Bauboden — „hinwegsteuern", ohne das Privatbesitzrecht selbst anzutasten, dann wäre allerdings Kolumbus mit seinem berühmten Ei gewaltig übertrumpft worden, — der Amerikaner Henry George hätte mit Hinwegsteuerung der Grundrente für das Wohl der arbeitenden Menschheit erheblich mehr geleistet als der Europäer Kolumbus mit seiner Entdeckung der neuen Welt. Dieser „Hinwegsteuerungsgedanke" des als Mensch hochachtbaren Amerikaners war zu verführerisch schön, als daß nicht darauf für das Wohl der leidenden Menschheit besorgte Gemüter hätten reagieren sollen. War es nicht ein herrlicher Gedanke, die Bodengrundrente, dieses Erzeugnis der gesamten arbeitenden Menschheit, unmittelbar für diese einziehen zu können, ohne dem Besitzer des Bodens auch nur ein Jota an seinem Besitzrechte zu kürzen!? Dieser kühne, aber äußerst menschenfreundliche Gedanke bestach Hunderttausende warmherziger Menschen und nicht zuletzt auch viele Tausende brave Deutsche, — gute Menschen, aber schlechte Ökonomiker.

Es ist eigentlich schwer verständlich, wie es möglich ist, daß gebildete Männer, die logisch zu denken vermögen, die Henry Georgesche „Hinwegsteuerungstheorie" nicht sofort als einen groben Irrtum erkennen. Aber viele tausend, selbst ökonomisch geschulte Männer, sind noch heute in diesem Irrtum befangen, trotzdem nicht nur die einfache Logik, sondern auch bereits die praktische Erfahrung mit diesem Hinwegsteuerungssystem das Unzutreffende der Henry Georgeschen Hypothese von der Nichtabwälzbarkeit einer Bodensteuer klar erwiesen hat. Leider vermag keinerlei noch so schlüssige Beweisführung eine irrige ökonomische Lehrmeinung kurzerhand unschädlich zu machen, wenn sich mit ihr materielle Interessen einflußreicher Kreise verknüpfen. Und das ist in hohem Grade der Fall bei der Henry Georgeschen Bodensteuer. Sie kam allen kommunalen Steuerbehörden wie ein rettender Engel, und da das Miquelsche Kommunalabgabengesetz von 1893 die Gemeinden zur Befriedigung ihrer geldlichen Bedürfnisse in erster Linie auf die Realsteuern verwies, so konnte allen kommunalen Steuertechnikern nichts erwünschter kommen als die Henry Georgesche Lehre, daß eine Bodensteuer nicht nur sehr ergiebig sei, sondern obendrein eine soziale Wirkung habe, die man bisher noch keiner andern Steuer hat nachsagen können: daß sie große, von der Gemeinschaft erzeugte Werte, die bislang zufolge einer fehlerhaften gesellschaftlichen Einrichtung in die Taschen bevorzugter Klassen flossen, nunmehr jener wieder zuführen und dadurch die ärmeren Volksklassen entlasten. Eine solche, für die Gemeinschaft vorteilhafte Steuer mußte natürlich begeisterte Anhänger nicht nur in den Reihen der geldbedürftigen Gemeindeverwaltungen, sondern aller guten Menschen finden, die der Menschheit Jammer mit weißer Salbe heilen zu können glauben. Und so bildete sich denn

im Laufe der Jahre die bekannte Gemeinde der deutschen „Bodenreformer", welche glaubt, die von der Monopolkraft des Bodens erzeugte „Grundrente" hinwegsteuern, d. h. in den Gemeindesäckel überführen zu können.

Was der Mensch *wünscht*, das *glaubt* er auch gern; und so sehen wir denn diese Glaubensfreudigkeit selbst die handfesteste Logik über den Haufen rennen. Besonders förderlich dem Siegeslauf der H. G. schen Hinwegsteuerungstheorie war der Umstand, daß bei der ersten Etappe der Bodenreform, der Steuer nach dem gemeinen Wert, an Stelle der bisherigen Steuer nach dem Nutzungswert, vom rein steuertechnischen Standpunkte aus Gerechtigkeit und gesunder Menschenverstand obsiegten. Die Steuer nach dem gemeinen Wert verkörpert eine wirkliche *Steuerreform*, berührt aber die Hinwegsteuerungstheorie, die Reform des Bodenbesitzrechtes, gar nicht. Die klare Erkenntnis dessen konnte aber um so weniger durchdringen, als die „Bodenreformer", auf deren Anregung hin die Einführung dieser Steuerreform erfolgte, ihre Vernünftigkeit und heilsame Wirkung als einen unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der H. G. schen Theorie ausgaben, und bei weiterem Vorschreiten auf ihrer Bahn noch sehr viel größere soziale Heilwirkungen in Aussicht stellten. Ein schwer Leidender vertraut einem Arzte sehr gern, dem es gelingt, durch irgend eine Maßnahme eine Schmerzlinderung herbeizuführen; und wenn er auch gar nicht zu erkennen vermag, ob die Schmerzlinderung wirklich auf eine Minderung des Krankheitskeimes zurückzuführen ist, wird er seinem Arzt vertrauensvoll folgen und jedes von ihm verordnete Medikament mit Heißhunger aufnehmen. So geschah es auch bei der Behandlung des kranken Gesellschaftskörpers seitens der „Bodenreformer". Die Steuer nach dem gemeinen Wert wurde vom Kranken als wohltätig empfunden, und deshalb war er gerne bereit, die nächstfolgende Stufe der Kur anzutreten: die Wertzuwachssteuer. Diese trägt schon etwa bodenreformerischen Charakter, insofern sie tatsächlich einen, wenn auch nur schüchternen Anfang zur Hinwegsteuerung sich neu bildender Grundrente darstellt. In wie hohem Grade die H. G. sche Hinwegsteuerungstheorie, von den „Bodenreformern" durch eine mächtige, auf richtigen geschäftlichen Grundsätzen aufgebaute Propaganda in die weitesten Volkskreise getragen, in Deutschland kritiklos Aufnahme gefunden, davon zeugt das Reichswertzuwachssteuergesetz vom 11. Februar 1911, das ohne jede Opposition von allen Parteien des Reichstages mit großer Mehrheit angenommen wurde; und dann der weitere Umstand, daß die preußische Regierung in Anerkennung der Verdienste des „Bundes der Bodenreformer" um die Verbreitung der H. G. schen Lehre und der dadurch bewirkten Förderung der Vorlage der Reichsregierung den Vorsitzenden des Bundes durch Verleihung des roten Adlerordens auszeichnete.

Die praktische Erfahrung mit dieser Wertzuwachssteuer hat dann allerdings sehr bald einen vollständigen Umschwung in der von den Bodenreformern künstlich geschürten Begeisterung hervorgerufen, und die Reichsregierung sah sich veranlaßt,

auf diese vermeintlich sehr ergiebige und sozial heilsame Steuer Verzicht zu leisten.

Damit ist nun aber keineswegs gesagt, daß die an dieser Steuer beteiligten Regierungsmänner etwa während der kurzen Dauer des Gesetzes die grundsätzliche Irrigkeit der H. G. schen Theorie klar erkannt und deshalb die Beseitigung des Gesetzes betrieben hätten. Es ist leider ganz unwahrscheinlich, daß die betreffenden Regierungsmänner auf Grund des Ausbleibens des erwarteten Steuersegens sich veranlaßt gesehen haben sollten, die dem Gesetze zu Grunde liegende Theorie verstandesmäßig auf ihre Stichhaltigkeit eingehend zu prüfen; es scheint vielmehr ziemlich zweifellos zu sein, daß es lediglich die technischen Mängel dieses Gesetzes waren, die der Steuerbehörde dieses Gesetz als praktisch unbrauchbar erscheinen ließen.

Die grundsätzliche Unmöglichkeit, mit einer Wertzuwachssteuer „die Grundrente für die Gemeinschaft zurückgewinnen zu können," wie sich die Bodenreformer ausdrücken, und damit eine Quelle sozialer Ungerechtigkeiten und bedrohlicher Erschütterungen der staatlichen Ordnung zu verstopfen, ist den Männern der Reichsregierung schwerlich zu klarerer Erkenntnis geworden. Das Gesetz scheiterte an seinen technischen Fehlern zu schnell, als daß es seine sozialökonomische Unmöglichkeit praktisch hätte erweisen können. Deshalb ist die rasche Beseitigung des Gesetzes sehr zu bedauern, sintemal die Bodenreformer mit scheinbar guter Begründung seinen Mißerfolg lediglich auf die verfehlte juristische Konstruktion desselben zurückführen. Es wäre nichts wünschenswerter, als den „Bund deutscher Bodenreformer" mit der Abfassung eines Wertzuwachssteuergesetzes ganz nach Maßgabe seiner Theorien zu beauftragen und seine gesetzgeberische Leistung durch eine wenigstens zehnjährige Wirksamkeit erproben zu lassen. Das allein würde zur Erprobung der H. G. schen Hinwegsteuerungstheorie und zur Ernüchterung dieser Weltverbesserer genügen, die die fixe Idee verfolgen, daß man die „Grundrente" gewinnen könnte, ohne gleichzeitig sich der Mühe unterziehen zu brauchen, den Boden in Besitz und Verwaltung zu nehmen.

Leider haben wir keine Aussicht, daß sich Reichsregierung und Reichstag zur Anwendung einer solchen Radikalkur der „Bodenreformer" verstehen dürften, und wir werden jene deshalb mit ungeschwächten Kräften ihre Agitation für die H. G. sche Hinwegsteuerungstheorie weiter betreiben sehen.

Die Agitation der deutschen Bodenreformer für die amerikanische Hinwegsteuerungstheorie hat dem Wahne Vorschub geleistet, ein tiefgründiges Gesellschaftsgebrechen heilen zu können, ohne es nötig zu haben, die Quelle der Ausbeutung wirkungsvoll zu verstopfen und damit sich in offenen Widerspruch zu setzen mit den Gewinninteressen der angeblich kräftigsten Stützen der bestehenden Staatsordnung, — der Banko-Plutokratie. Diese Irreführung großer Massen gerade aus den gebildeten Gesellschaftskreisen in der Frage der Heilung schwerer Gesellschaftsschäden ist die bedauerlichste Frucht der bodenreformerischen Agitation.

Und da ihr nun keine Gelegenheit geboten wird, ihre Hinwegsteuerungstheorie selbst ad absurdum zu führen, so haben wir um so weniger Aussicht, diese Irrlehre in absehbarer Zeit dahinschwinden zu sehen, die als eine wirkliche Reform in fast allen Kreisen auf Widerstand stoßen dürfte, weil sie zu sehr gegen das angeborene Vorurteil betreffs der Heiligkeit und Vortrefflichkeit der uns überkommenden Einrichtung verstößt. Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.

Eine wirkliche, wirksame Reform muß dem absoluten Besitzrecht am Boden dort eine Grenze stecken, wo seine Monopolkraft wirksam zu werden beginnt. Und das ist eben der Fall bei dem großstädtischen Bauland. Glücklicherweise erkennt die preußische Verfassung im Prinzip die Notwendigkeit einer Einschränkung des Besitzrechtes an. Artikel 9 lautet: „Das Eigentum ist unverletzlich. Es kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen vorgängige, in dringenden Fällen wenigstens vorläufig festzustellende Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes entzogen oder beschränkt werden." Dem absoluten Eigentum ist hier also durch ein höheres Recht des „öffentlichen Wohles" im Prinzip vernünftigerweise eine Grenze gezogen. Sache der Rechtsentwickelung ist es, dem Begriff „öffentliches Wohl" eine zutreffende Deutung angedeihen zu lassen. Bekanntlich wurde s. Z. auf diesen Artikel der Verfassung zurückgegriffen, als es sich um eine juristische Rechtfertigung des für die Ostmarken gegebenen Enteignungsgesetzes handelte. Zweifellos fällt vom Standpunkt der deutschen Staatsraison aus unter den Begriff des „öffentlichen Wohls" der Schutz des Deutschtums gegen das Polentum. Aber ebenso zweifellos fällt unter den Begriff „öffentliches Wohl" der Schutz der werktätigen Bevölkerung gegen die Wirkungen der natürlichen Monopolkraft des großstädtischen Bodenbesitzes. Es widerspricht durchaus dem gesunden Menschenverstande und dem gesunden Rechtsempfinden des Volkes, daß die ungeheure Grundrente des großstädtischen Bodens, die von der Volksgemeinschaft geschaffen wird, vom Besitzer des Bodens wie ein richtig erworbener Arbeitsertrag eingeheimst wird.

Die Rede, die der preußische Justizminister s. Z. zur Auslegung des Artikels 9 der Verfassung im Herrenhause hielt, kann mit gleicher, bez. noch besserer, Begründung für das im Interesse des „öffentlichen Wohles" erforderliche Recht zur Enteignung des großstädtischen Baulandes ins Feld geführt werden. Bei einer solchen Maßregel kann es sich selbstverständlich nicht darum handeln, die Sünden der Vergangenheit ungeschehen zu machen, sondern lediglich darum, den sündigen Weg in der Zukunft zu verlassen und vernünftigere Bahnen einzuschlagen. Geschichtlich gewordene Zustände, mögen sie auch noch so sehr einem geläuterten Rechtsempfinden widersprechen, sollten immer nur auf dem Wege einer organischen Weiterentwicklung abgeändert werden; jede gewalttätige, mit dem Herkommen rücksichtslos brechende Änderung der Zustände ist zu vermeiden, sie läßt die bestgemeinten Reformen leicht zum

Verderben werden. So kann denn auch eine verständige großstädtische Bodenrechtsreform nur auf eine Behinderung der Weiterentwicklung der Grundrente zu Gunsten des privaten Bodenbesitzers hinauslaufen: hinter der Vergangenheit wird ein Strich gemacht, — überkommene Zustände bleiben wie sie sind, — keinem wird an seinem erworbenen Besitz auch nur das Mindeste gekürzt, — nur soll die Weiterentwicklung der privaten Grundrente ein Ende erreichen.

Für eine solche, den geschichtlich gewordenen Verhältnissen gebührend Rechnung tragende Reform gibt es nur einen Weg zur Lösung: *das Enteignungsrecht für allen heute noch landwirtschaftlich benutzten Boden um das Weichbild der Großstadt zugunsten der Gemeinde unter Verzicht auf den Wiederverkauf.*

Bei der Enteignung soll hierbei mit größter Weitherzigkeit verfahren werden; so mag beispielsweise das Doppelte des landwirtschaftlichen Nutzungswertes, der von einer staatlichen Kommission unter Wahrung aller Rechtsmittel festzustellen ist, als Entschädigung bemessen werden, so daß von einer materiellen Schädigung des Besitzers unter keinen Umständen die Rede sein kann. Die höhere Nutzung des Bodens in der Hand der Gemeinde rechtfertigt eine solche reichlich bemessene Entschädigung des zeitigen Besitzers.

Die Gemeinde stellt ihren Boden in Erbbaurecht der privaten Bautätigkeit zur Verfügung. Eigene Bautätigkeit der Gemeinden ist mit Ausnahme der Bauten für öffentliche Gemeindezwecke grundsätzlich als ein arger volkswirtschaftlicher Mißgriff, als ein erster Schritt auf dem Wege zu einem unheilschwangeren Kommunismus ausgeschlossen. Die rein private Wirtschaftstätigkeit auf dem Gebiete des Wohnungsbaues ist grundsätzlich zu wahren.

Auf diesem städtischen „Neuland" handhabt die Gemeinde die Bauordnung unter der Oberaufsicht des Staates ausschließlich aus dem Gesichtspunkt des „öffentlichen Wohles."

Bei der Bemessung der Erbbaupacht ist in erster Linie eine billige Berücksichtigung der Interessen des alten Hausbesitzes geboten. Das heißt: die Erbbaupacht ist so hoch zu bemessen, daß die Wohnungen auf diesem Neuland an dem Umkreise der Stadt kein vernichtender Wettbewerb für den alten Hausbesitz in der Altstadt werden, wohl aber eine weitere Steigerung der Grundrente unmöglich wird. Die Gemeinde hat es unumschränkt in der Hand, mit einer klugen Bemessung ihrer Landpacht einen weiteren Grundrentenzuwachs am alten privaten Bodenbesitz zu verhindern; dieser wird durch die Reform nicht angegriffen, nur seine ausbeuterische Monopolkraft wird ihm durch die Konkurrenz des Gemeindebodens genommen. Und ein *Anrecht* auf eine Steigerung seiner Grundrente kann der private Bodenbesitz selbstverständlich nicht geltend machen; wohl aber widerspricht eine gewaltsame Entwertung des alten privaten Bodenbesitzes durch eine zu niedrig bemessene Pacht für den Gemeindeboden der Billigkeit.

Einen andern Weg für die Gemeinschaft, die Monopolkraft des groß-

städtischen Baulandes zu ihren Gunsten und nicht zu Gunsten des privaten Bodenbesitzes wirken zu lassen, gibt es nicht; die Gewinnung der Grundrente ist eben an den Besitz des Monopolgutes gebunden, auf dem Steuerwege ist sie nicht zu erfassen.

Die Notwendigkeit, die Gemeinde zum Bezieher der großstädtischen Grundrente zu machen anstelle des privaten Bodenbesitzers, wird im Prinzip schon vielseitig anerkannt. Wird die Unmöglichkeit, diese Aufgabe durch eine Besteuerung des Bodens zu lösen, für die große Masse des Volkes, die rein erkenntnistheoretisch sie nicht zu erfassen vermag, erst einmal durch weitere jahrelange Mißerfolge der Hinwegsteuerungstheorie in der großen Praxis klar erwiesen, dann dürfen wir die Hoffnung hegen, daß man von der Neuheit des Gedankens, im Interesse des „öffentlichen Wohls" den Großstadtgemeinden das Enteignungsrecht für alles von ihnen benötigte Bauland zu verleihen, nicht zurückschrecken wird. In dieser Maßregel hat man aber keine Begünstigung der Großstädte zum Nachteil des platten Landes zu erblicken, — ein Einwand, mit dem oberflächliche Beurteiler gleich bei der Hand sein werden. Eine künstliche Förderung der Großstadtentwickelung ist damit keineswegs verbunden, weil eine merkbare Minderung der heutigen Wohnungsmiete schwerlich eintreten würde, — die Grundrente, die ja einen erheblichen Teil der Wohnungsmiete bildet, würde im großen Ganzen schwerlich gemindert werden, sie würde eben nur in die Gemeindekasse fließen statt wie bisher in die Kassen der privaten Bodenbesitzer.

Wie schon eingangs hervorgehoben, kommt für den landwirtschaftlich benutzten Boden die Notwendigkeit einer Änderung des bestehenden Bodenbesitzrechtes vorläufig nicht in Frage. Nichtsdestoweniger wird in der Zukunft, die wahrscheinlich noch weit vor uns liegt, auch der landwirtschaftlich genutzte Boden die ihm latent innewohnende Monopolkraft geltend machen. Eine Maßregel kluger Vorsicht wäre es, dieser unausbleiblichen Entwickelung schon jetzt Rechnung zu tragen, indem die öffentlichen Körperschaften, Gemeinde, Kreis, Provinz, Staat, jede Gelegenheit, die sich ihnen zum Erwerb landwirtschaftlichen Bodens bietet, zur Erweiterung ihres Bodenbesitzes benutzen. In den ununterbrochen stattfindenden Zwangs- und freiwilligen Verkäufen bietet sich die beste Gelegenheit, im Laufe der Zeiten den größten Teil des landwirtschaftlich benutzbaren Bodens in Gemeinschaftsbesitz überzuführen. Den musterhaft verwalteten preußischen Domänenbesitz wird man wohl kaum als abschreckendes Beispiel erklären. Wünschenswert ist bei Staatsbesitz aber Kleinpacht, soweit sie angänglich ist. Eine solche Überführung in Gesellschaftsbesitz muß sich aber aus sich heraus unter Ausschluß aller Maßregeln vollziehen, die die Freiwilligkeit des Privatbesitzes irgendwie antasten. Nur so kann sich die Weiterentwickelung organisch zum Segen des Gesamtwohles vollziehen.

# Die vaterländiſche Einheitsſchule.

Von Univerſitätsprofeſſor Dr. Wilhelm Rein, Jena.

Die Idee der vaterländiſchen Einheitsſchule iſt keineswegs neu. Vor hundert Jahren trat ſie als eine Frucht der Freiheitskriege in das geiſtige Leben unſeres Volkes ein. Der Philoſoph Fichte hatte ihr vorgearbeitet, der Staatsrat Süvern gab ihr eine Form, wie ſie den damaligen Verhältniſſen des preußiſchen Staates angemeſſen war. Der Entwurf kam wegen der einſetzenden Reaktionsperiode nicht zur Ausführung. Die Idee trat zurück; ſie ſpielte weder bei Staatsmännern, noch bei Parlamentariern, noch bei Pädagogen eine nennenswerte Rolle, bis der ausgebkochene Weltkrieg ſie abermals in den Vordergrund ſchob. In engeren Kreiſen, die die Fühlung mit Comenius, Peſtalozzi und Herbart nie verloren hatten, war ſie zwar nicht vergeſſen, aber als unerreichbares Ideal mehr verehrt als fruchtbar gemacht worden. Nun ſollte der Weltkrieg ſie zu neuem und ſtärkerem Leben erwecken.

Der vaterländiſche Geiſt, der in mächtiger Wallung das ganze Volk bis tief in die ſozialiſtiſchen Kreiſe hinein ergriff, lenkte die Gedanken in erſter Linie auf die Niederwerfung der Feinde, die das Daſein des Reiches bedrohten, aber wandte ſich dabei zugleich inneren Fragen zu, die durch gewiſſe Unvollkommenheiten ſich aufdrängten und Forderungen nach Beſeitigung in ſich ſchloſſen. Dazu gehört unſer Bildungsweſen, das in ſeiner Geſamtheit mehr als ſonſt die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Die Unterſuchungen hierüber füllten nicht nur die Fachblätter, ſondern auch die politiſchen Tageszeitungen an.

Welche Unvollkommenheit aber glaubte der vaterländiſche Sinn zuerſt an unſerem Bildungsweſen entdeckt zu haben? Der geſchloſſenen Einheitlichkeit unſeres Volkes gegenüber erſchien die Zerriſſenheit unſeres Schulweſens als ein klaffender Widerſpruch, der beſeitigt werden müſſe im Intereſſe des inneren Friedens und der Entwicklung unſeres Volkstums. Dieſe Zerriſſenheit iſt eine unbeſtreitbare Tatſache, die von vielen beklagt wird. Wir beſitzen zwar einen Reichtum von Schulen aller Art, aber dieſem Reichtum fehlt der äußere Zuſammenhang. Zwar iſt der innere inſofern vorhanden, als er durch den gemeinſamen vaterländiſchen Geiſt hergeſtellt wird. Bei dem Ausbruch des großen Krieges zeigte es ſich, wie ſtark dieſer Geiſt die Seelen der Jugend ergriffen hatte, die darin einig war, wiewohl ſie aus den verſchiedenſten Schulen kam. Deshalb könnte man meinen, daß bei der vorhandenen inneren Bindung an das Vaterland der äußere Zuſammenſchluß der Schulen eine nebenſächliche Angelegenheit bedeute, deren Verfolgung Kraftverſchwendung ſei. Dem iſt aber nicht ſo. Jeder, der ſein Vaterland liebt, wird das Ideal anziehend finden, das in der Forderung liegt, der inneren Freiheit ſoll das äußere Gewand entſprechen: Ein Volk, eine Schule, ein Lehrſtand! Nur darf man unter der einen Schule nicht eine einzige Schulart verſtehen. Einer ſolchen Utopie wird kein Ver-

nünftiger nachjagen. Wohl aber ein großes nationales Schulsystem, das einen wohlgeordneten Organismus darstellt, in dem die einzelnen Glieder ineinander eingreifen. Dies ist jetzt nicht der Fall. Die einzelnen Schulgattungen stehen für sich nebeneinander und gehen jede für sich ihren eigenen Weg. Der Übergang von einer Schulart zur anderen ist darum mit Schwierigkeiten belastet, die Eltern und Schülern oft zur Plage werden. Zur Zerrissenheit der Schulen bildet die Uneinigkeit im Lehrstand das Gegenstück. Will man auch das für einen normalen Zustand erachten und glauben machen, daß die Fehden, die unter den Schulmeistern gegenseitig geliefert werden, zur Einheit unseres Volkes beitragen könnten? Spiegeln sie nicht einen ungesunden Kastengeist wider, über den die höheren Forderungen einer gemeinsamen Volkserziehung zurücktreten? Solchen Erscheinungen gegenüber bedeutet die vaterländische Einheitsschule ein Ideal, dem vom völkischen Standpunkt aus alle, die auf innere und äußere Einheit unseres Volkes Wert legen, zujubeln müßten.

Denn es ist gewiß ein erhebender Gedanke, daß alle Volksgenossen sich in der Liebe zum nationalen Bildungswesen treffen und alle sich in dem Streben einigen, ihm zu dienen und seine Förderung zu unterstützen. Dieses Streben findet zunächst darin seinen Grund, daß das nationale Bildungswesen, das wir mit dem Namen der vaterländischen Einheitsschule belegen, aus einer Grundschule herauswächst, in welcher alle Kinder des Volkes gemeinsam erzogen und unterrichtet werden. In dieser Grundschule handelt es sich um die Elemente alles Wissens und Könnens, durch die alle gleichmäßig hindurchgehen müssen, ehe sie sich weiteren Bildungsgängen zuwenden. Diese Differenzierung wird von der Natur der Kinder und der Kultur des Volkes gefordert. Im Laufe der kindlichen Entwicklung macht sich die Begabung der einzelnen ebenso geltend wie die Kulturarbeit des Volkes, welche tüchtig vorgebildete Arbeiter in allen Zweigen der gewaltigen nationalen Tätigkeit fordert. Deshalb wächst nach oben hin der Reichtum der Schularten, denn je älter die Jugend wird und mit dem steigenden Alter einen Beruf ins Auge faßt, um so größer muß die Möglichkeit der Wahl der Schule werden, in welcher die besondere Ausbildung erfolgen soll. Wie ich mir diese Möglichkeit im Anschluß an das Gewordene denke, habe ich in der kleinen Broschüre „Zur Neugestaltung unsers Bildungswesens" (Jena, Diederichs 1917) darzustellen versucht.

Die vaterländische Einheitsschule entspringt also nach dem Vorhergehenden zunächst dem Einheitsdrang, der einen bisher in dieser Beziehung vernachlässigten Zweig des Volkslebens erfaßt hat und Abhilfe schaffen will. Mit diesem berechtigten Einheitsdrang verbindet sich ein zweiter nicht minder wichtiger Gedanke. Unser Schulsystem soll mehr als bisher dazu dienen, dem Aufstieg der Begabten aus den unteren Schichten zu dienen. Der nationale Gedanke erhält damit einen sozialen Einschlag, der sein Gewicht aus folgenden Erwägungen zieht. Es ist

Tatsache, daß Familien, wenn sie eine hervorragende Persönlichkeit aus sich herausgetrieben haben, gewöhnlich dem Siechtum verfallen, ähnlich wie manche Pflanzen eingehen, sobald sie eine Blüte gezeitigt haben. Aber auch ganzen Volksschichten droht diese Gefahr, namentlich denen, die sich als führende der großen Verantwortung bewußt sind, die sie im Volk zu tragen haben. Sie nutzen sich ab im Dienste des Vaterlandes und bedürfen daher einer fortwährenden Erneuerung. Diese kann ihnen nur aus den breiten unverbrauchten Volksschichten zuwachsen, welche frische Nervenkraft und starke Energie mitbringen. So ist es bisher auch immer geschehen. Eine Statistik führender Männer und Frauen über ihre Herkunft würde hierfür erdrückendes Beweismaterial liefern können. Der Emporstieg beruhte dabei zumeist auf rastloser Selbsthilfe, welche das beste Mittel ist und bleibt, da mit dem Ringen nach vorwärts die Kräfte wachsen und gestählt werden zu künftiger Arbeit zum besten des Volkes. Daneben aber dürfte die Frage heute, wo tausend klaffende Lücken die schweren Verluste anzeigen, die unser Volkstum in dem furchtbaren Krieg erlitten hat, sich aufdrängen, ob der Aufstieg der Begabten, die in den Kreis der Tüchtigen eintreten wollen, nicht insofern eine Erleichterung erhalten könnte, als unser vaterländisches Schulsystem etwas beweglicher gemacht würde. Dies kann dadurch geschehen, daß das Nebeneinander der Schulen, wie es jetzt besteht, in ein teilweises Nacheinander umgewandelt wird. Das ist der tiefere Sinn der vaterländischen Einheitsschule, gegen den niemand etwas einwenden kann, der sein Volk wahrhaft liebt und über hergebrachte Vorurteile sich zu erheben vermag. Er darf sich nur nicht an falsche Auslegungen wenden, die über die nationale Einheitsschule im Gange sind, sondern muß, ehe er Stellung nimmt, eingehende Studien anstellen über das Mannheimer System, das eine Reform des Volksschulwesens bedeutet, und über das Frankfurter System, das eine Reform der höheren Schule eingeleitet hat.

Zu den falschen Auffassungen der nationalen Einheitsschule gehört die Behauptung, daß sie zu einem Gelehrtenproletariat einerseits, zu einer Verarmung an Intelligenzen in den unteren und mittleren Arbeitsschichten anderseits führen müßte. Dabei wird vollständig übersehen, daß die Prüfung der Begabungen, wie sie schon in der allgemeinen Grundschule angestellt wird, sich keineswegs nur auf Intelligenzmessungen beschränken darf, sondern vor allem auch die praktischen Befähigungen in ihre Aufgaben einbeziehen soll, und zwar mit Hilfe der Einrichtungen, welche die sogen. „Arbeitsschule" empfiehlt. Die nationale Einheitsschule wird damit eine große Wohltat für die höheren Schulen werden und sie von den Sitzenbleibern und all denen, die der Schule wegen mangelnder Begabung zur Last fallen, befreien helfen. Sie wird auch deren Gesundung damit zeitigen, daß die Berechtigung zum einjährigen Dienst einer gründlichen Änderung durch sie unterworfen wird.

Daß die politischen Parteien sich der Idee der nationalen Einheitsschule bemächtigt haben, ist zu bedauern. Denn dadurch wird sie in ein parteipolitisches

Licht gerückt, das ſie zwar nicht zu ſcheuen hat, in dem ſie aber nicht geſehen ſein will. Denn ſie iſt eine rein pädagogiſche Angelegenheit, die jenſeits der politiſchen Leidenſchaft in aller Ruhe und Objektivität betrachtet ſein will, allein geleitet von der Liebe und der Hingabe an unſer Volkstum. Auch die konfeſſionellen Gegenſätze, die man in die Einheitsſchulidee hineingetragen hat, müſſen hier ausſcheiden, da der vaterländiſche Geiſt im Vordergrund ſteht und die Richtung der Gedanken und der Gefühle beſtimmt. Noch ungeſchickter iſt es, wenn damit Anklänge an ſozialiſtiſche Forderungen verquickt werden, wie Schulgeldfreiheit, Lehrmittelfreiheit u. a. Das alles trübt die Idee, ſchafft ihr unnötigerweiſe Gegner und vermehrt die Schwierigkeiten, die ihrer Verwirklichung im Wege ſtehen. Kraft ihrer innewohnenden Güte wird ſie dieſe überwinden, wenn unſer Volk reif dafür iſt. Vor hundert Jahren ſcheiterte der Entwurf, der aus dem Miniſterium kam, aus Mangel an Verſtändnis. Heute, wo die Idee von unten her ſich Bahn zu brechen ſucht, wird hoffentlich ihr Schickſal nicht aus Mangel an Einſicht da ſcheitern, wo die Macht zu ihrer Durchſetzung gegeben iſt.

# Deutſche vaterländiſche Dichtung.

Ein Vortrag von Adolf Bartels, Weimar.

„Stimmt an mit hellem, hohen Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgeſang“

dichtete Matthias Claudius oder genauer, dichtete man nach Matthias Claudius im Jahre 1773, und wir ſingen das Lied heute noch. „Das Lied der Lieder, des Vaterlandes Hochgeſang“ — die vaterländiſche Dichtung wird damit im Geiſte Klopſtocks für die höchſte erklärt. Wenig ſpäter heißt es dann in Goethes „Fauſt“, ſchon im „Urfauſt“, bei dem

„Das liebe heil'ge röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?“

„Ein garſtig Lied — pfui — ein politiſch Lied!“ Iſt nicht aber das politiſche Lied auch vaterländiſch? Es wird doch meiſtens aus der Sorge um das Vaterland erwachſen, wird immer Ausfluß einer Volksſtimmung ſein, und Volk und Vaterland gehören zuſammen. Im Laufe der neueren Entwicklung iſt uns nun der Begriff Volk entſchieden vor den des Vaterlandes getreten, wir reden zwar noch

immer von vaterländischer oder, wie vor dem Kriege meistens gesagt wurde, „patriotischer" Dichtung, aber wir verstehen die völkische darunter, solche, die die Schicksale unseres Volkes durch die Jahrhunderte begleitet und Bekenntnis zum Volkstum ist. Im übrigen kommt es auf das Wort nicht an, und man soll auch nicht allzu genau umgrenzen und scheiden wollen. Alle Dichtung kommt ja aus dem Wesen eines Volkes, es gibt nur Nationalliteratur, mögen auch übermächtige fremde Einflüsse deren Charakter hie und da verderben; das aber ist im besonderen völkisch-vaterländische Dichtung, was das innere Verhältnis des Einzelnen zum Volksganzen, dem er angehört, und zu dem Lande, in dem er mit seinen Volksgenossen wohnt, festlegt, sei es nun im Preise des Volkes und Landes, sei es in der Sorge um ihr Schicksal, sei es in der Erinnerung an die großen Männer und Taten, die sie hervorgebracht haben. Die völkisch-vaterländische Dichtung setzt heute im allgemeinen das Nationalbewußtsein voraus — es hat aber natürlich eine Zeit gegeben, wo dieses noch nicht so klar war, sich unbewußt, dunkel, rein gefühlsmäßig äußerte. Das war im besonderen im Kriegs- und Soldatenliede, das einen ziemlich umfangreichen Teil des Volksliedes bildet, der Fall. Sehr alt ist aber auch das bewußte Preislied des eigenen Stammes und Volkes im Gegensatz zum fremden Stammes- und Volkstum, und auch das eigentlich politische Lied, das Gedicht, das etwas für das Vaterland will und deshalb Menschen und Geschehnisse in einem bestimmten Lichte zeigt oder geradezu lehrt und predigt, tritt überall verhältnismäßig früh auf, und damit wird die Poesie das, was ich angewandte Poesie nenne. Die Herren Ästhetiker wollen von dieser nicht allzuviel wissen, die Poesie soll nach ihnen keinen außerhalb ihrer liegenden Zweck verfolgen — und doch lehrt alle Kunstgeschichte, daß der bestimmte Zweck Großes hervorgebracht hat. Oder gibt es nicht etwa eine ausgeprägt kirchliche Kunst, die in Architektur, Plastik, Malerei Gewaltiges geschaffen hat und meist bis ins Einzelne zweckvoll gewesen ist? Und steht es mit der religiösen Dichtung anders? Sie will Gott preisen, sie will belehren, sie will erbauen — und wird doch wirkliche Dichtung, falls eben nur eine Persönlichkeit hinter ihr steht, die von der echten Gesinnung getragen ist und ihr Talent restlos in deren Dienst zu stellen vermag. Ganz so steht es mit der vaterländischen und politischen Poesie: Es schadet durchaus nicht, daß das Gefühl ins Bewußtsein tritt, daß der Wille das Talent lenkt, wenn eben nur der kraftvolle Mann in dieser Art Dichtung spricht. Das Beste kommt ja wohl auch hier zuletzt sozusagen vom Himmel, errechnen läßt sich auch die stark bewußte Dichtung nicht. — Wie Ihnen allen bekannt ist, hatten wir vor dem Kriege eine Periode, wo man von vaterländischer Dichtung überhaupt nicht viel mehr wissen wollte: Der alte Ernst Moritz Arndt mußte es sich gefallen lassen, von Otto Ernst wegen seines „Henkerblut, Franzosenblut" geschurigelt zu werden, und wo sich etwas Vaterländisches neu hervorwagte,

da war man mit dem schmückenden Beiwort „hurrapatriotisch" immer gleich bei der Hand. Bezeichnenderweise enthält die verbreitetste lyrische Blütenlese aus der Zeit vor dem Kriege, Ferdinand Avenarius' „Hausbuch deutscher Lyrik", auch nicht ein vaterländisches Gedicht. Nun bin ich weit entfernt zu leugnen, daß es in dem Deutschland nach 1870 Hurrapatriotismus gegeben habe, aber es gab doch auch echten Patriotismus, und, wenn man die ganze deutsche Entwicklung überschaut, so ist doch eine ihr entsprechende mächtige und wertvolle vaterländische Dichtung da, die für die deutschvölkische Erziehung, die Erziehung nicht bloß der Jugend, sondern auch der Männer und Frauen einfach garnicht zu entbehren ist. Sie ist auch echte Poesie. Man stellte in eben der Zeit vor dem Kriege, und tut es wohl auch heute noch, alle Poesie auf Anschauung: Nur das Bildmäßige fand Gnade vor den Augen der neumodischen Ästhetiker. Darüber vergaß man, daß auch der unmittelbare Gefühlserguß und der kräftige Ausdruck der Gesinnung in der Lyrik immer dichterischen Wert gehabt haben. Ich pflege, wenn ich den hier vorhandenen Unterschied klar machen soll, immer die beiden Goethischen Nachtlieder „Über allen Gipfeln ist Ruh" und „Der du von dem Himmel bist" heranzuziehen — in dem ersteren ist Anschauung, in dem zweiten auch nicht die Spur davon, und doch fragt sich, welches Gedicht am stärksten wirkt. Der alte Gleim pflegt in seinen „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers" die Schlachten des großen Königs bis ins einzelne, gewissermaßen strategisch zu schildern, Arndt führt in seinem Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig den Mann in dem roten Kleid ein und läßt ihn nur Allgemeinheiten sagen. Und doch wirkt Arndt stärker als Gleim, weil die stärkere Persönlichkeit hinter seinem Gedicht steckt.

Unsere deutsche vaterländische Dichtung (ich habe dabei zunächst nur die Lyrik im Auge, werde aber doch gelegentlich auch an Drama und Roman erinnern) ist, wie gesagt, sehr reich, die neue Kriegsdichtung von 1914, 15, 16, 17 reiht sich an eine gewaltige Entwicklung an. Merkwürdigerweise ist diese aber wenig bekannt, der deutsche Gebildete weiß höchstens etwas von der Dichtung der Freiheitskriege und ganz wenig von der von 1870/71, alles andere ist ihm fremd. Es fehlt auch noch die große zugleich wissenschaftliche und volkstümliche Sammlung vaterländischer Dichtung, die in jedem guten Hause zu finden sein müßte. Sie herzustellen ist — ich rede da aus Erfahrung, denn ich bin eben dabei, eine zu schaffen*) — sehr schwer, da man ja dazu die ganze deutsche Geschichte und auch die ganze deutsche Literatur sehr gründlich kennen und den Instinkt für das wirklich Volkstümliche haben muß. Man glaubt gar nicht, welche Wissenslücken und Irrtümer über unsere vaterländische Dichtung selbst bei den Fachgelehrten, die ja freilich meist nur eine Periode deutscher Dichtung gründlich beherrschen, vorkommen. So ist beispielsweise in zwei kleinen neu-

*) Sie ist inzwischen fertig geworden und erschien, 2 Bände stark, Pfingsten 1917 im Verlag von R. Mühlmann, Halle.

erschienenen Schriften über deutsche Kriegsdichtung die sehr wichtige des Opitzschen Zeitalters einfach vergessen, so wird in einer von diesen behauptet, unsere Dichtung sei über den „Staat" zum „Volke", zum „Lande" gekommen, und mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, die nicht auf Sklavenzwang, sondern auf dem ethischen Willen freier Bürger beruhe, werde das neue, ethische Kriegslied des 19. Jahrhunderts erreicht. Dabei preist bereits Otfried von Weißenburg, im 9. Jahrhundert, das Volk der Franken, und nicht etwa den karolingischen Staat; Walther von der Vogelweide, Weckherlin und Opitz wenden sich an alle Deutschen, dagegen der spätere Gleim nur an die Preußen; Arndt und Körner haben, als sie ihre Lieder sangen, gewiß nicht an die allgemeine Wehrpflicht, sondern an die Schmach ihres Volkes gedacht, und daß sie besonders „ethisch" dem Feinde gegenüber gewesen seien, kann man doch auch nicht gerade behaupten, man vergleiche das „Henkerblut, Franzosenblut" im „Eisenliede" und die „winselnden Feinde" in „Lützows wilder verwegener Jagd". Die Herren Gelehrten humanisieren und demokratisieren da eben nachträglich. Aber wir müssen wohl alle noch „völkisch" um- oder hinzulernen — erst durch den gegenwärtigen Krieg, so darf man wohl sagen, lernt die Menschheit endlich voll, was Volkstum bedeutet. Es steckt auch ganz in unserer vaterländischen Dichtung, aber es ist nicht immer leicht, es aus ihr herauszuholen. Wenn ich nun versuche, Ihnen eine Übersicht über die ganze Entwicklung zu geben, so bitte ich zu bedenken, daß dazu eigentlich der Raum eines ganzen Buches gehörte, und mit Andeutungen vorlieb zu nehmen.

Im Grunde ist schon die **alte epische Heldendichtung**, die zu Beginn unserer Nationalliteratur steht, vaterländische Dichtung: Die Helden der verschiedenen Sagenkreise vertreten das deutsche Volk, ihr Schicksal spiegelt das seinige, die Art der Darstellung verrät deutsches Wesen. So hat man denn bereits beim alten Hildebrandsliede einen ausgesprochen deutschen Eindruck, und diesen selben noch viel stärker beim Nibelungenlied, das unser eigentliches Nationalepos ist. Beispielsweise: Vergleichen Sie die drei Hauptcharaktere des Nibelungenliedes, den sonnig-arglosen Siegfried, den dämonischen Hagen, den männlich-überlegenen Dietrich von Bern — kehren solche Gestalten nicht durch die ganze deutsche Geschichte wieder? Hat nicht auch Bismarck etwas vom Hagen (wenn er natürlich auch nichts weniger als ein düsterer Neider ist), erinnert nicht der junge Kaiser Friedrich an Siegfried, der alte Kaiser Wilhelm an Dietrich von Bern? Und gemahnen nicht auch manche spätere deutsche Kämpfe an den gewaltigen Kampf der Burgunder gegen die Hunnen zum Schluß des Liedes, gemahnt nicht vielleicht der gegenwärtige Krieg daran? Nun, die Nibelungentreue wird durchhalten und das deutsche Volk nicht, wie die Burgunden, zugrunde gehen. Aber Hebbel hatte ganz recht, wenn er die völkische Bedeutung des Nibelungenliedes fast über die des „Faust" stellte, der zweiten wahrhaft

großen Dichtung, die das deutsche Volk hervorgebracht hat. Völkergeschick geht immer über Einzelgeschick.

Neben das Heldenlied, das seine endgültige Gestaltung bei uns ja ziemlich spät findet, tritt früh **das geschichtliche Lied**, also das Lied, das geschichtliche Ereignisse unmittelbar besingt, die Kunde von ihnen verbreitet. Das Ludwigslied, auf den Sieg Ludwigs III. von Westfranken über die Normannen bei Saucourt, am 3. August 881, steht da an der Spitze — Sie können es in Herders „Stimmen der Völker" in Übersetzung lesen: „Einen König weiß ich, heißet Herr Ludwig" — der rasche, stolze Gang des Gedichts macht einem heute noch große Freude. Solche Lieder gehen das ganze Mittelalter hindurch, fahrende Sänger, die Scherer deshalb, doch nicht ganz treffend, mit den modernen Journalisten vergleicht, schufen und verbreiteten sie. Leider sind aus der früheren Zeit doch nur ganz wenige erhalten.

Dieses geschichtliche Lied nahm dann auch bald, zumal als der Minnegesang aufkam, politischen Charakter an: es entstand **das politische Lied** oder richtiger der politische Spruch, denn das Politische wurde eben meist gesprochen, und nicht gesungen. Sein Hauptvertreter ist, wie Sie alle wissen, Walther von der Vogelweide, in dessen Gedichten man die ganze politische Entwicklung des Deutschlands seiner Zeit von der Thronbesteigung Philipps von Schwaben bis zum Kreuzzug Friedrichs II. verfolgen kann. Man hat ihn in neuerer Zeit vor allem als Kämpfer gegen Rom, ja als eine Art von Liberalem aufgefaßt, aber er ist keineswegs einseitig: die Straflieder an die Deutschen, die Klagen über den Verfall der Zucht, Gedichte, die die Erwartung des Weltgerichts aussprechen, sind neben jenen Sprüchen, die die Habsucht der Geistlichkeit geißeln, nicht zu übersehen. Wir haben aber von Walther auch den ersten Preis des Deutschtums in dem Lied: „Ihr sollt sprechen willekommen":

„Deutsche Männer sind wohl gezogen,
Engeln gleich die Frauen anzusehn.
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders wahrlich kann ich's nicht verstehn.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komme in unser Land, da ist Wonne viel,
Lange müsse ich leben darinne!

Alles in allem ist Walther der tapfere Vertreter eines schon vollbewußten Deutschtums. — Er steht unter den Minnesängern als politischer Dichter nicht allein: Reinmar von Zweter, der Marner, der Meißner folgen ihm nach und finden scharfe Worte in der nach Friedrichs II. Tod hereinbrechenden trostlosen Zeit, vor allem über die deutsche „Gierigkeit". Auch der große Didaktiker Freidank ist hier nicht zu vergessen: In seiner „Bescheidenheit" steckt viel Politisches. Im besonderen mache ich Sie auf den Abschnitt „Zu Ackers" (Akkon)

aufmerksam, in dem ausgesprochen wird, daß das deutsche Volk damals überall verhaßt war. Damals wie heute! Es war eben das herrschende Volk.

Als der Minnesang verklungen war, am Ausgang des Mittelalters, trat ja das **Volkslied** sozusagen in den Vordergrund der deutschen Dichtung, ohne daß seine Sänger selber darum wußten. Auch das Volkslied ist oft politisch: Ich mache Sie nur auf ein „Thüringerlied" vom Jahre 1452 aufmerksam, „Aber so wolln wir heben an", das eine starke Tendenz gegen die Herren Räte Herzog Wilhelms von Sachsen und gegen den Wucher hat. Daneben findet sich das geschichtliche Lied, bald gleichsam chronikalisch, bald freier. Besonders berühmt sind aus dieser Zeit die Lieder zweier Volksstämme, die der an der Nordsee wohnenden Dithmarschen und die der Schweizer. Sie sind natürlich „partikularistisch", es ist nicht der deutsche Nationalstolz, der in ihnen zum Ausdruck kommt, sondern der Stammesstolz. Aber auch an diesem kann man als Deutscher seine Freude haben:

„Tredet herto, ji stolten Dithmarschen,
Unsern Kummer, den willen wi wreken,
Wat Händeken gebuwet han,
Dat können wull Händekens breken",

heißt es in dem Liede auf die Bestürmung der Marienburg, die die Holsten im Lande Dithmarschen errichtet hatten. In den Schweizer Liedern tritt außer dem Freiheitsstolz öfter auch die Abneigung gegen die Welschen hervor. — Sehr zahlreich werden nun zu Ausgang des Mittelalters auch die Soldatenlieder, die Landsknechtslieder, in denen doch deutsche Mannhaftigkeit oft starken Ausdruck gewinnt:

„Ei, werd ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf Spießen,
Ein Grab ist mir bereit.
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm."

Berühmt ist das Lied auf die Schlacht von Pavia „Herr Görg von Frundsberg", das einen fast impressionistischen Charakter trägt. Auch Lieder gegen die Türken, den damaligen „Erbfeind", finden sich.

Die **Kunstdichtung** ist in jener Zeit, am Ausgang des Mittelalters, ja wesentlich satirisch: Sebastian Brants „Narrenschiff", Thomas Murners „Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft" sind die bezeichnenden Werke der Zeit. Man darf auch sie als vaterländisch ansprechen, denn sie wollen ja doch das Leben ihres Volkes bessern. So finden sich auch unmittelbar politische Partien, bei Brant beispielsweise ein Kapitel „Vom Verfall des Glaubens und des Reiches", das sehr kräftige Worte über die deutsche Uneinigkeit hat und Kaiser Maximilian preist, bei Murner u. a. ein Kapitel „Von Reichsstädten reden", gegen die politische

Schwätzerei. Der aufkommende Humanismus hat doch bei uns in Deutschland den gesunden deutschen Sinn nicht verwirrt, sondern ihn eher noch geweckt: Ulrich von Hutten ist ja, wie Ihnen allen bekannt ist, trotzdem er hauptsächlich lateinisch dichtete, ein sehr guter Deutscher gewesen.

Mit ihm sind wir in das Reformationszeitalter gelangt. Man kann ja die Reformation als nationale Gegenbewegung gegen den Romanismus fassen, und so hat sie große Bedeutung für unsere gesamte Kultur — schon, daß sie endgiltig die deutsche Sprache an Stelle der lateinischen setzt, will ja unendlich viel besagen. Luther war auch, wie Hutten, ein Mann von sehr starkem Deutschgefühl: Einzelne Wendungen in seinen Tischreden erinnern schon an Bismarck, so hat er, wenn ich mich recht erinnere, schon das Bild vom aufs Pferd setzen und Reiten können. Es ist auch richtig, wenn man gesagt hat, daß „Ein feste Burg ist unser Gott" in gewissem Betracht unser deutsches Nationallied sei: Wo kommt das deutsche Gottvertrauen, wo der deutsche Mut mächtiger zum Ausdruck:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollm uns gar verschlingen" usw.

Im evangelischen Kirchenlied ist überhaupt allerlei Vaterländisches, das die Gesangbücher freilich nicht bringen, ich nenne nur ein Lied von Johann Walther, dem Komponisten Luthers: „Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen." Das Volkslied des Reformationszeitalters findet auch ganz kräftige Töne: Auf Luther ist z. B. „Es geht ein neuer Sommer daher" gedichtet. Hervorragend politisch ist das Lied auf Karl V. vor dem Schmalkaldischen Krieg: „Ach, Karle, großmächtiger Mann", in dem eine Darstellung des ganzen Verhältnisses von Kaisertum und Papsttum steckt. Es ist im üblichen Landsknechtton gehalten, sogar einem Landsknecht in den Mund gelegt, hat aber doch zweifellos einen Gebildeten, vielleicht einen Wittenberger „Staatsmann" zum Verfasser. Ergreifend wirkt dann das Lied des sächsischen Mägdleins, in dem sich die Angst vor den Spaniern ausspricht. — Daneben übersah die Dichtung der Zeit den politischen und sittlichen Verfall nicht. Erasmus Alberus und andere schrieben Gedichte vom Herannahen des jüngsten Gerichts. Bartholomäus Ringwald gab in seinem „Getreuen Eckart" viel Politisches, die alten Klagen über die deutsche Zwietracht, schuf auch ein kräftiges Lied gegen die Türken. Auch Johann Fischart richtete eine Ermahnung an die Deutschen, in der sich zugleich der Nationalstolz ausspricht:

„Gott stärk dem edlen deutschen Geblüt
Sein anererbt deutsch Adlersgemüt!"

Noch unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege liegt eine größere politische Dichtung, Johann Domans aus Osnabrück „Lied von der Hanse", das ungemein kraftvolle und auch kluge Stellen hat. Aber es half nichts mehr, der große Krieg brach herein.

Man sieht ihn öfter als die Ursache des deutschen Elends an, aber unbedingt war er Strafe für die deutschen Sünden und hat den Anfang der Besserung gebracht. Schon, während er noch wütet, entsteht eine starke vaterländische Gesinnung und dringt dann in fast alle Lebensgebiete, auch in die Dichtung ein. Wohl ist diese gelehrte Renaissancedichtung und steht vielfach völlig unter ausländischem Einflusse, aber die Deutschen haben doch die Absicht, durch sie den anderen Kulturvölkern ebenbürtig zu werden, und bringen darum nationalen Gehalt in die fremden Formen. Trotz des ungeheuren Elends der Zeit verliert sich auch die deutsche Mannhaftigkeit nicht; Zeuge des sind die zahlreichen Kriegslieder, die sich zum Teil noch bis in unsere Zeit erhalten haben. Da dichtet Jakob Vogel, Bader zu Stössen, das bekannte „Kein selgrer Tod ist in der Welt", noch ganz in volkstümlichem Ton, da ruft Georg Rodolph Weckherlin, einer der Begründer der neuen Poesie, seinen Landsleuten das „Frisch auf, ihr tapferen Soldaten, ihr, die ihr noch von deutschem Blut," zu, da heißt es bei Johann Wilhelm Zincgref „Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenossen," und endlich dichtet der große Martin Opitz sein: „Auf, auf, wer deutsche Freiheit liebet und Lust, für Gott zu fechten, hat." Von den geistlichen Dichtern singt Michael Altenburg sein „Verzage nicht, du Häuflein klein", und andere Pfarrer schildern das Elend der Zeit, wie auch Opitz in seinem „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges." Die Zeitereignisse werden auch durch das Volkslied gespiegelt, wir haben Lieder auf Gustav Adolf, auf Wallenstein usw. Gustav Adolfs Tod hat ja auch Paul Fleming besungen, und Johann Rist hat dann das „Friedewünschende Deutschland" in dramatischer Form gedichtet, aus dem wohl „Germaniens Klagelied" stammt:

„Ach, Lieb und Treu ist hin, die Gottesfurcht erkaltet;
Der Glaub ist abgetan, Beständigkeit veraltet.
Das deutsche Blut bedünget
So manches schöne Land;
Mein eignes Volk bezwinget
Sich selbst mit eigner Hand."

Dennoch verzweifelte man in Deutschland nicht, die Erneuerung begann. Ihr dient schon Friedrich von Logau mit seinen scharfen Sinngedichten gegen die Franzosen-Nachäfferei und die Alamodesucht:

„Bleibt beim Saufen, bleibt beim Saufen,
Sauft, ihr Deutschen, immerhin,
Nur die Mode, nur die Mode
Laßt zu allen Teufeln ziehn!"

ruft er seinen Landsleuten einmal zu. Ihr dient auch Johann Michael Moscherosch in seinen „Gesichten des Philander von Sittewald", in der alle Schwächen der Zeit, manchmal auch mit Gedichten, bekämpft werden. Und schon wagt sich auch wieder der Preis des Deutschtums hervor, Philipp von Zesen singt:

„Edle Deutſche, ihr habet empfangen
Treffliche Gaben und himmliſchen Preis,
Meiſter zu bleiben und herrlich zu prangen
Über die Völker in mancherlei Weis.“

Selbſt das nun aufkommende Zeitalter Ludwigs XIV. mit ſeiner ganz Europa „faszinierenden“ Wirkung macht die Deutſchen nicht völlig blind: Sie erkennen die Raubkriege als Raubkriege, und der Schleſier Hans Aßmann von Abſchatz dichtet ſein Gedicht „Eiſenhütel“, das ich Ihnen ganz leſen muß:

„Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh Deutſchlands Freiheit ſtirbt
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Rhone und Seine ſchicke.

Der Feind braucht Gold und Eiſen,
Wendt Stahl und Silber an,
Der deutſchen Welt zu weiſen,
Was Liſt und Hochmut kann.
Laßt euch das Gold in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Feſſeln nicht beſtricken.

Laßt Lerch und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu beſiegen
Des Hahnes Prahlerei.
Er prangt mit neuen Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern
Und jeder ſich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden
Zu tun, was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden,
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verſtellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjagen.“

Das könnte beinahe heute gedichtet ſein. Selbſt die berüchtigten Hofpoeten am Schluſſe des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts haben national vielfach noch ihre Pflicht getan. So hat Benjamin Neukirch Ludwig XIV. angegriffen und den großen Kurfürſten nicht übel beſungen. Johann Chriſtian Günthers großes Gedicht auf den Paſſarowitzer Frieden iſt in ſeiner Art eine ſehr bedeutende Leiſtung (ſchwungvoll, anſchaulich, faſt großzügig) und hätte dem unglücklichen Poeten die Exiſtenz einbringen ſollen. — Auch das vaterländiſche Volkslied dauert in dieſer Zeit noch fort, ich erinnere nur an das Ihnen allen bekannte „Prinz Eugen der edle Ritter.“ (Schluß folgt.)

# Schrifttum und nationaler Niedergang.

Von Konrad Ettel, Wien.

In Frankreich sterben mehr Menschen, als Kinder zur Welt kommen. Man spricht von einer „Schwindsucht Frankreichs". Man spricht aber nicht von den Ursachen des Rückganges der Bevölkerungsziffer. Das wäre jedoch sehr lehrreich und nützlich nicht nur für Frankreich, sondern auch für andere Länder.

Man hat früher gewisse Bestimmungen des Code Napoleon von 1804 und das darauf zurückgeführte in Frankreich herrschende Zweikindersystem dafür verantwortlich gemacht; man glitt aber mit einem leisen Seufzer darüber hinweg, weil dadurch der Stand des Volksvermögens gehoben wurde; denn Frankreich ist ein Land des Reichtums und der Wohlhabenheit. Die Franzosen verstehen zu sparen, der obere Teil aber verstand und versteht auch kostspielig zu leben. Als das Herz Frankreichs gilt Paris; aber Paris ist nicht Frankreich, hat man auch wieder beschwichtigend gesagt. Wenn es auch falsch ist, die Franzosen durchaus und immer nach dem Pariser Herzschlag zu beurteilen, so ist doch nicht darüber hinwegzukommen, daß Paris tonangebend ist. Und dies nicht bloß für Frankreich, sondern auch für das empfängliche Ausland. Nicht ohne Grund haben sich die Franzosen gerühmt, daß Paris die Stimmgabel für Europa sei, nicht nur in Sachen der Mode und des Geschmackes, sondern auch in Ansehung der Literatur, nämlich des Romans und besonders der Schaubühne. Fünfzig, sechzig Jahre hindurch gab es in den Romanen und in den Bühnenwerken nur einen Stoff, eine Triebfeder, nur eine seelische Reibung: den Ehebruch. Wie Meltau schien einzig dieser ungesunde Belag auf den Gehirnen aller Schriftsteller zu lasten, jede andere geistige Regung erstickend. Nur diese eine Gedankenwalze drehte sich in ihren Köpfen immer wieder mit nur geringen, wenn auch verschiedenen Abtönungen. Ein Volk, dessen Gedankengänge mit solchen Eingebungen jahrzehntelang erfüllt werden und das in solchen Sumpfgewässern behaglich plätschert, erweckt den berechtigten Verdacht, daß seine Sittlichkeit bereits im Kerne bedenklich angefault sein müsse.

Nun ist die leichtfertige Saat aufgegangen, nun zeigen sich die Folgen: Frankreich hat die Schwindsucht. Wen kann das überraschen? Wer möchte sich darüber verwundern? Die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist ist bekannt, und hier hat der kränkelnde Geist den Volkskörper schädlich beeinflußt und ihn in Mitleidenschaft gezogen. Die Grundlage eines gesunden Volkslebens und Staatswesens ist die geordnete Familie, die Treue in der Ehe. Das Schrifttum und die Bühne Frankreichs waren aber eifrig und ausdauernd am Werke, diese Grundlage zu erschüttern, zu zermürben. Und dies mit so viel gefälliger Glätte, geschliffenem Geist und Witz, als vermeinten sie damit nicht nur eine glänzende, sondern auch eine befreiende, gute Tat zu vollbringen. Nun ist die

Ernüchterung da, und Frankreich mag sich bei seinen Dichtern und Schriftstellern bedanken für den unerwünschten Schlußerfolg, den sie dem Lande, der Nation gebracht haben!

Allerdings, die eheliche Treue, die gute Sitte hat wenig Prickelndes und Kitzelndes; es läßt sich mit ihr nicht so viel geistreicheln und witzeln, wie bei der ungezügelten Begehrlichkeit, beim Laster. Dieses ist zwar in seinem Wesen nicht schön, aber man kann es geschickt übertünchen, um es anziehend erscheinen zu lassen. Darin bestand diese Kunst und sie hat sich in ihrer Art bewährt — Frankreich hat die Schwindsucht.

Sollte diese Wirkung uns nicht die Augen öffnen und uns bestimmen, diese Bahnen zu meiden und der schmeichelnden Stimme des Versuchers kein Gehör zu schenken? Der ehrliche deutsche Geist ist zu schwerfällig, das heißt noch sittlich zu gesund, um es den französischen Ehebruchsdramatikern gleichzutun; aber die deutschen Bühnen haben mit beschämender, affenartiger Hast dem deutschen Volke die Sumpfblumen des französischen Geistes vermittelt. Immer hieß es von ihrer Seite, die deutschen Bühnenerzeugnisse ständen nicht auf der Höhe der französischen, sie wären zu hausbacken, zu langweilig. Möglich, soweit ein lüsterner, verderbter Geschmack in Betracht gezogen wird. Daran, den deutschen Geschmack zu verderben, wurde eifrig gearbeitet. Der unverdorbene Geschmack hingegen hat jene französischen Machwerke seicht, niedrig, schwunglos und in ihrer Eintönigkeit erst recht langweilig gefunden. Das Haschen der deutschen Bühnenleiter nach dieser französischen Ware wurde als beleidigende Aufdringlichkeit empfunden. Der sittlich gesunde Teil des Volkes hielt sich von der Bühne fern, er wurde ihr entfremdet. Und das war gut. Der Kern des deutschen Volkes blieb dabei sittlich gesund.

Bei Ausbruch des Krieges haben die wenigsten mit einer so langen Dauer desselben gerechnet. Deshalb bewegte sich die Bühne in den schlammigen Geleisen weiter. Langsam, langsam bereitete sich der Umschwung der Geister vor. Wenn aber die kampfharten Krieger erst wieder Heimatluft atmen, wenn das deutsche Volk tief Atem schöpfend sich auf sich selbst besinnt, dann wird es hoffentlich seinen sittlichen Ernst wiederfinden und mit den Schunderzeugnissen des Auslandes und dem scheinkünstlerischen Unrat ernsthaft aufräumen.

Wir haben im deutschen Schrifttum außer der Bühne noch so gewisse giftige und vergiftende Zweige, die, mit plumper Frechheit unter der Flagge des Witzes, der Satire und der Kunst (?) segelnd, ihr schamloses Gewerbe treiben, Anstand und gute Sitte verhöhnen, den Geschmack verderben und die Seele des Volkes krank machen. Gemeint ist jener Teil der Zeitliteratur, der allwöchentlich seine bunten Kübel voll Spülicht dreist auf den Markt schüttet. „Nur keine Prüderie!" grinst es uns entgegen. — „Keine Begriffsverwirrung!" antworten wir. Die Unverfrorenheit verblüfft die naseweise Jugend; sie will auch ihrerseits nicht

„zimperlich" sein, und, von einer gewissen Presse darin schmeichlerisch bestärkt, verlernt sie Anstand und gute Sitte. Es wird schon viel über Verwahrlosung der Jugend geklagt, man forscht nach den Gründen, aber diesen sehr wichtigen Grund der Verwilderung und des Verkommens übersieht man oder will ihn nicht sehen. „Der Presse und der Kunst ihre Freiheit!" Dieser überlaut hinausgerufenen, betörenden Losung beugt man sich, eine widerliche „Kunst" mit ihren häßlichen Verzerrungen und Auswüchsen läßt man gewähren. Gut; wenn das Gesetz ohnmächtig ist oder Ohnmacht vortäuscht, dann möge der gute Geschmack im Volke selbst sich gegen solchen Mißbrauch der Freiheit auflehnen, unbekümmert um das Geschrei von „Rückständigkeit, Heuchelei, Greisenhaftigkeit." Es bleibt immerhin ein Vorzug der besseren alten Zeit, daß sie mit der Schamlosigkeit doch nicht zu Markte ging, wenn gleich damals die Leute natürlich auch jung waren!

Die Schamhaftigkeit ist dem Ehrgefühl verschwistert, und beide sind wichtige Bestandteile der Sittlichkeit. Der Schamlose ist auch zu allerlei Schandtaten fähig, kein Ehrgefühl hemmt ihn auf seinen bedenklichen oder schon irren Wegen.

Die Frage ist viel erörtert worden, warum die Deutschen in dem schweren Ringen mit einer Überzahl tückischer Feinde Sieger blieben. Man stimmte darin überein, daß es die sittlichen Kräfte waren, welche die Überlegenheit der Deutschen ausmachten. Diese Erkenntnis weist uns auch die Wege, welche das deutsche Volk in der Zukunft einschlagen und festhalten muß, um sich auf der erreichten Höhe zu behaupten. Es muß vor allem die aus Paris eingeführte Leichtfertigkeit — ein milder Ausdruck für die Frivolität — lassen und das Gegenteil von dem tun, was eine undeutsche, wenn auch auf deutschem Boden erscheinende Presse uns einflüstert. Sie spielt gern mit dem schillernden Schlagworte des Internationalismus. Ein Volk internationalisieren heißt, es um seine Eigenart, damit um seine Kraft und Widerstandsfähigkeit bringen. Der Herder'sche Gedanke eines Weltbürgertums entstand unter ganz anderen Verhältnissen und war auch ganz anders gemeint. Deutschland war damals politisch zerrissen und ohnmächtig. Der gute Herder suchte ein Gemeinsames in der Seele aller Völker. Was er da fand, war etwas sehr Ätherisches, Schemenhaftes. In unserer Zeit der Wirklichkeiten ist schwärmerische Internationalität nicht zu brauchen. Wilder Haß loht um uns und züngelt vielgestaltig nach uns, wenigstens unsere Seele zu verderben. Warum haßt man uns? Weil wir stark sind aus eigener Kraft. Wir werden also gut daran tun, uns auf uns selbst zurückzuziehen: Auf den ungebrochenen deutschen Geist, auf rechte deutsche Art und gute deutsche Sitte.

Auf dem Wege zu diesem Ziele werden wir den Geisteserzeugnissen deutschfühlender Männer mehr Wohlwollen entgegen bringen als bisher. Dem Gleißenden und Prickelnden, aber so oft sittlich Haltlosen der Ausländer und der fremdgeistigen deutschen Schriftsteller unter uns dürfen wir uns nicht gefangen geben; es darf

uns nicht verblüffen, noch weniger fortreißen. Wir müssen der Ausländerei kritisch gewappnet gegenüberstehen. Das gedankenlose und das berechnende Affentum in Geschmack und Mode gehört an den nationalen Pranger. Dagegen wird es gelten, uns des reinlichen Schrifttums, auf dem Gebiete des Humors so gut wie auf der Bühne und in der Erzählung warm anzunehmen und es zu fördern.

Deutsche Art und gute deutsche Sitte läßt sich leicht daran erkennen, wie die Weiblichkeit behandelt wird. Wem sie zum bloßen Sinnenkitzel dient, wer sie nur als Zierpuppe sehen will, wer sie geringschätzig nur als Sache behandelt, der denkt und fühlt nicht deutsch. Der Deutsche schätzt die Frau zwar nicht als müßige Parteigängerin und Rednerin in Vereinen, wo sie anwaltlich wichtigtuerisch und phrasenhaft um öffentliche Geltung für sich und ihr Geschlecht ringt, ehrt sie aber als liebe Gefährtin, Verwalterin des Hauswesens, Erzieherin der Kinder und Trägerin der natürlichen, ungekünstelten Anmut. Auch unvermählt — aus mancherlei Gründen — verschönert und veredelt sie das Leben durch ihre gesellschaftliche (oder familiäre) Mithilfe und Entfaltung mannigfacher Kräfte in den verschiedensten Wirkungskreisen. Nur Gemütsroheit kann sie zur Zielscheibe leichtfertigen Spottes und öder Witzeleien nehmen.

So wird die Lebensauffassung gehoben und über dem Niederen gehalten und so wird auch der nationalen Schwindsucht wirksam vorgebeugt.

# Hermann Wette.

Zum 60. Geburtstag.

Von Heinrich Gutberlet, Berlin.

Am 16. Mai dieses Jahres beging einer unserer besten, bodenständigsten Dichter, Hermann Wette, seinen sechzigsten Geburtstag. Mit tiefer Beschämung müssen wir, die wir deutschvölkisch denken und empfinden, an einem solchen Tage in uns gehen und uns fragen: Ist dem Dichter, der nun an der Schwelle des Greisenalters steht, der mit warmer Liebe und kundiger Hand erhabene Schätze aus dem Geistesschacht des deutschen Heimatbodens gehoben hat, in unserem Volke die verdiente Würdigung zuteil geworden? Wie soll aber unser von fremden Einflüssen durchsetztes Volk seine Seele wiederfinden, wenn es achtlos an den Quellen vorbeigeht, die klares und reines Volkstum widerspiegeln! —

Für Hermann Wette, der, ein Sohn der roten Erde, in Herbern im Münsterland, das Licht der Welt erblickte, ist die große Werbetrommel der Reklame nie gerührt worden. Literarische Leckerbissen für Allerweltsfeinschmecker hat Wette allerdings auch nicht dargereicht. Seine Heimatromane bieten eine gute, kräftige westfälische Hausmannskost, und seine Menschen sind in ihrer frischen, gesunden

Art, ihrer Kernhaftigkeit und Gemütstiefe dem wirklichen Leben im sagenumwobenen Wittekindslande entnommen.

Groß ist die Ausbeute des dichterischen Schaffens Hermann Wettes. Seinem für die Bühne bestimmten Erstlingswerk „Eckbert" und der Operndichtung „Elsi die Magd" folgte im Jahre 1893 das Drama „Widukind". In dieser, von mehreren erstklassigen Bühnen aufgeführten fünfaktigen Dichtung, in welcher durchgängig der Stabreim angewendet wird, zeigt Wette eine überaus kunstsichere Hand im Aufbau der dramatischen Vorgänge und in der Zeichnung der handelnden Personen.

Wie für die heutige Zeit geschrieben erscheinen die Worte:

„Donnars Blitz, stähl' uns das Schwert,
Saxnots Kraft, führ' uns die Faust.
Wodans Wut, füll' uns das Blut,
Daß wild wir wie wütende Wetter
Brechen der würgenden Feinde Gebein!"

Neben den Operntexten: „Der Bärenhäuter" (1897) und „Fridolin der Bettlerkönig" (1899) veröffentlichte Wette, dessen jüngst verstorbene, dichterisch fein beanlagte Gattin Adelheid — die Schwester Engelbert Humperdincks — den Text zu der weithin bekannten Oper „Hänsel und Gretel" geschrieben hatte, einige Sammlungen Westfälischer Gedichte, die in ihrer Eigenart und glücklichen Form den besten mundartlichen Dichtungen an die Seite gestellt werden können.

Aber die eigentliche Domäne Wettes ist der Heimatroman. Auf diesem Gebiete hat seine schöpferische Kraft unserem Volke Werte geschenkt, die Höchstleistungen einer aus dem unverfälschten Boden deutschen Volkstums hervorgegangenen Kraftentfaltung darstellen.

Obenan steht der prächtige „Krauskopf". Ein einziges Werk von solch dichterischer Stärke und solchem Wesensgehalt müßte genügen, den Namen des Dichters nicht allein zu den unvergänglichen zu erheben, sondern ihn auch zu den bekanntesten in Deutschland zu machen. Aber Hermann Wette teilt in dieser Hinsicht das Schicksal Wilhelm Raabes. Eine treue, aber leider zahlenmäßig noch viel zu schwache Gemeinde bringt dem Meister westfälischer Heimatkunst warme Anteilnahme und innerstes Verständnis entgegen, aber das große Lesepublikum liest sich krank an den Erzeugnissen einer fragwürdigen, überwuchernden Modeliteratur.

Der „Krauskopf" ist ebenso wie Gottfried Kellers Grüner Heinrich eine Lebensgeschichte. Wir verfolgen einige Geschlechtsreihen hindurch den im Münsterland heimischen Stamm der Weckinge und lassen den Entwickelungs-, Jugend- und Reifegang des im Mittelpunkt des Romans stehenden Weckingsprößlings Detmar, „Krauskopf", an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Köstlich gezeichnet sind die einzelnen Gestalten des Romans. Da ist der gemütsbewegliche, hilfsbereite und einfügsame Vater, die temperamentvolle, strenggläubige, in ihrem

Gesichtskreise etwas eng begrenzte Mutter Krauskopfs; da ist sein prächtiger „Patohm" Detmar Wecking, der als wackerer Medizinmann und Menschenfreund zum Heilbringer des Dorfes und zum Schutzgeist des mit allerlei phantastischen und sonderlichen Einfällen behafteten Knaben wird. Alle Gestalten, die uns in diesem Buche begegnen, haben etwas stark Innerliches, Naturwüchsiges. Wir sehen sie leibhaftig mit unseren Augen, wir hören sie reden; sie lassen uns nicht wieder los. Mit vollendeter Meisterschaft leuchtet Wette hinein in die Seele des Kindes. Ihm eignet die seltene Kunst des Seelenarztes, der mit feinsten Sinnen dem Kinde die leise in ihm erwachenden Träume und Triebkräfte abgelauscht hat. — Und sind nicht alle diese Menschen im Münsterlande große Kinder? — Hier ist noch unverfälschtes deutsches Volkstum lebendig. Wette zeichnet uns diese Kleinwelt mit vollen, satten Farben; alles ist durchtränkt von dem warmen Hauch echter Menschenliebe.

Der „Krauskopf" ist ein Haus- und Segensbuch für deutsche Eltern. Wir finden darin einen unerschöpflichen Quell von Lebenserfahrungen, durch deren Ergebnisse verwickelte Erziehungsfragen auf die einfachste Form zurückgeführt werden. Hermann Wette, ein tiefgründiger Kenner des katholischen Volksglaubens, greift auch ein Problem, das uns vom rein völkischen Gesichtspunkte aus lebhaft beschäftigt, herzhaft auf. An der Hand dieses Wahrheitsuchers erkennen wir, wie so vieles aus der versunkenen Welt des germanischen Götterglaubens sich in den Religionsbräuchen unserer katholischen Volksgenossen erhalten hat, und — was das wertvollste ist — Wette findet den Weg des Verständnisses, der zu der von allen wahrhaft Deutschen ersehnten Brücke zwischen dem katholischen Bekenntnis und der Glaubenslehre Luthers führt.

Wettes Roman „Spökenkieker" ist eine Seelenstudie von wunderbarer Tiefe und ergreifendem Stimmungsgehalt. Den Strömungen des menschlichen Unterbewußtseins spürt Wette nach. Der Held des Romans, dem die in westfälischen Landen weit verbreitete Gabe des Hellsehens zu eigen ist, geht reinen Herzens durch ein Leben voller Enttäuschungen und Ungemach. Der Roman wird zu einem hohen Liede der Seelenfreundschaft und der alles verstehenden, alles verzeihenden Menschenliebe.

Im „Jost Knost" gibt uns Wette die Lebensgeschichte des eichenstämmigsten aus dem knorrigen Geschlechte der Schulzen des niedersächsischen Acker- und Narrenstädtchens Latop. Der aller Lüge und Falschheit bare Bauernsohn kommt aus der Stille der ländlichen Heimat in die große Welt. Sein schlichter, starker, natürlicher Sinn bäumt sich auf gegen das oberflächliche, geräuschvolle und innerlich hohle Wesen der weltverwaschenen Großstadt, gegen das oft sinnlose Gebaren der sogenannten guten Gesellschaft. Junge Leute lernt er in der Universitätsstadt kennen, die ihm so arm im Geist und Gemüt, eher wie fade Modepuppen vorkommen als ernst zu nehmende Menschen, die doch deutsche Männer, Führer im

Volke, Leiter im Staat werden wollen. Das Geſchick führt Joſt in das Land jenſeits des großen Waſſers. Der Dichter breitet hier eine Reihe fein beobachteter Bilder aus dem Reiche der ruhmredigen Yankees vor uns aus. Allen Lockungen zum Trotz kehrt Joſt in die Heimat zurück. „Lieber möchte ich daheim Knecht ſein auf dem Schulzenhof, als in San Franziſko Milliardär.“ —

Der köſtliche Humor Wettes, der ſchon im „Krauskopf“ an vielen Stellen aufleuchtet, gibt dem Roman „Joſt Knoſt“ ſein beſonderes Gepräge. Man vergleiche einmal die fade Witzelei, die ſich in den Fabrikerzeugniſſen der den heutigen deutſchen Büchermarkt beherrſchenden Romanlieferanten breit macht, mit dem urſprünglichen, ſonnigen Humor Gottfried Kellers, Wilhelm Raabes, Hermann Wettes. Hier fühlen wir, daß aus der Tiefe des deutſchen Gemütslebens Kräfte emporſteigen, die wie der Frühlingsſaft junger Birkenſtämme echtem Heimatboden entſpringen. Erquickung und Belebung bringen uns die von einer Fülle hoher Gedanken, goldigem Frohmut und ſeeliſchem Feingehalt durchdrungenen Schöpfungen Hermann Wettes. Für ſeine Bilder und Gedanken findet Wette ſtets den treffendſten Ausdruck. Seine Kunſt wird zur Natur, und ſo ſtreut er mit verſchwenderiſcher Hand die reichen Blüten ſeines Innenlebens aus. Ehrfurcht vor der Natur, Ehrfurcht vor der ſittlichen Perſönlichkeit, Ehrfurcht vor dem angeſtammten Volkstum, das ſind die Richtlinien, die wir aus der Kunſt Hermann Wettes gewinnen.

Wettes Romane ſind keine bloße Unterhaltungslektüre. Hinter den Werken des Meiſters ſteht ſeine ganze ausgereifte Perſönlichkeit. Wir wiſſen, Dichter ſolcher Art brauchen Zeit, ſich durchzuſetzen. Unſere deutſche Leſerwelt muß ſich den Dichtungen Wettes in weit größerem Umfange als bisher erſchließen. Dazu bedarf es der Mitwirkung aller derjenigen, die unſerem Volke eine deutſchgeiſtige Erneuerung wünſchen.

Dem Sechzigjährigen, der uns erſt vor kurzem die köſtlichen Novellen „Wunderliche Heilige“ und die „Weſtfäliſchen Kriegsgedichte“ geſchenkt hat, möge eine noch recht anſehnliche Reihe von Jahren rüſtigen Schaffens in dem Sinne beſchieden ſein, der in Wettes Kriegsmyſterium „Oſtern“ ſo gedankentiefen Ausdruck findet:

„Gott der Welt, du biſt in mir,
Lebſt und ſchöpfſt und ſchaffſt in mir,
Daß dein Ebenbild im Menſchenkinde
Irdiſche Vollendung finde.“

# Ein Streitfall,

der ein hohes Maß von Unduldsamkeit und fremdvölkischer Überhebung verrät und wieder einmal klar zutage treten läßt, wie von gegnerischer Seite gegen jede Äußerung bewußt deutscher Gesinnung gearbeitet wird, ist von Professor Bauch der Kantgesellschaft gegenüber ausgetragen worden. Wir haben die verdienstvolle Schrift des Jenaer Gelehrten „Vom Begriff der Nation" bereits gewürdigt. Wie wir schon zeigten, handelt es sich in dieser Schrift lediglich um eine sachliche, begriffserläuternde Untersuchung.

So ist auf das Judentum auch nur gelegentlich „der Illustration wegen" Bezug genommen worden, wie überhaupt jede persönlich übelwollende oder gar feindselige Absicht dem Verfasser meilenfern gelegen hat. Wenn sich jedoch aus der Arbeit mit vernunftgemäßer Notwendigkeit die Folgerung ergibt, daß Deutschtum und Judentum in volklicher Hinsicht sorgfältig unterschieden werden müssen, so ist damit dem Judentume gewiß nicht zu einem „triebhaft blinden und grundsatzlosen Antisemitismus" aus ein Angriff in seine Grenzen getragen worden; wird doch auch ihm das Recht zuerkannt, sich seinerseits gleichfalls auf die Eigenart seines Wesens zurückzuziehen und dort anzubauen. Obgleich also nirgends auch nur die Spur eines Vorwurfes oder einer Mißachtung, sondern überall nur eine sachliche völkische Einschätzung hervorgekehrt ist, hat die Schrift dennoch bei einem Teile der Mitglieder der Kant-Gesellschaft jüdischer Abstammung und auch bei manchen Freunden und Anhängern ihrer Auffassung Anstoß erregt. Dieser wurde noch verstärkt durch den Abdruck eines Briefes von Professor Bauch an Frau Dr. Lenore Ripke-Kühn im Juniheft des „Panthers" (1916). Hier schrieb Professor Bauch — wieder ohne jede persönliche Erregung — gegen die Verwischung des deutschen philosophischen Geisteslebens durch das Judentum (im besonderen durch den jüdischen Rationalismus der Marburger philosophischen Schule [Cohen]). Er zog die Grenzscheiden zwischen dem deutschen und dem fremdvölkischen jüdischen Geiste, sprach unterscheidend vom deutschen Denker Kant und vom jüdischen Denker Cohen, aber ausdrücklich wieder mit der Anerkennung, daß z. B. Cohens Lebenswerk in seiner völkisch bestimmten und damit begrenzten Eigenart durchaus verdienstvoll, dieser Philosoph selber „eine der ehrwürdigsten Gestalten des modernen Judentums" sei. Auch diese Ausführungen, die nichts wollten als Tatsächlichkeiten feststellen, wurden gemißbilligt und als Grundlage für eine Bewegung benutzt, die nun im Kreise der Kant-Gesellschaft, deren Vierteljahrsschrift, die Kantstudien, Professor Bauch durch 13 Jahre geleitet hat, einsetzte. Man scheute sich nicht, dem bewährten Leiter eine Art jüdischer Oberzensurbehörde zuzumuten. Erfreulicherweise hat Professor Bauch auf diese Anmaßung die richtige Antwort gegeben: er legte die Leitung der Kantstudien nieder und kehrte der Gesellschaft den Rücken. Aber wenn auch die Gegner darauf aus waren, den unliebsamen Gelehrten „bloß noch tolerieren zu lassen", so mochte ihnen diese unerwartete Lösung doch nicht eben erwünscht sein. Jedenfalls ist in verschiedenen Blättern versucht worden, sie durch die Mitteilung zu verhüllen, daß der Rücktritt „aus Gesundheitsrücksichten" habe erfolgen müssen. Hiergegen verwahrt sich Professor Bauch jedoch selbst durch eine Erklärung „Mein Rücktritt von den Kantstudien," die im Januarhefte des „Panthers" erschienen ist.

Es seien hier die Worte wiedergegeben, mit denen Professor Bauch am Schlusse der Erklärung seine Stellungnahme kennzeichnet: „Ich sehe in dem Konflikt nicht einen Konflikt von Personen, sondern von Überzeugungen und Prinzipien. Sie sind durch den Unterschied von Deutschtum und Judentum, so wie wenigstens jetzt die Dinge liegen, bezeichnet. Je klarer und deutlicher beide ihre völkische Sonderart und Sonderbestimmung erfassen, umso gerechter werden sie gegeneinander sein. Und wenn sie sich auseinandersetzen, so kann und soll das unter der Norm der Vornehmheit geschehen. Jedem hat die Würde der Person des anderen unantastbar zu bleiben. Darum ist dem Deutschen das Wort „Jude" wahrhaftig kein Schimpfwort. Möge darum auch der Jude den Deutschen, der sich der völkischen Sonderart eben beider Volkstypen bewußt ist, nicht länger mehr verdächtigen, daß er damit voll Haß und Feindseligkeit, wie in immer gleicher Wiederkehr die Redensart lautet, an die niedrigsten Instinkte

appelliere. Er appelliert an das Höchste, an das er appellieren kann, an die Werte und Güter seiner Nation. Und er billigt dem Juden genau so das Recht zu, an seine nationalen Werte und Güter zu appellieren. Denn aller Wertgehalt des Lebens gedeiht nicht durch die Verwischung, sondern durch die Wahrung der Mannigfaltigkeit der Volkscharaktere und ihre Ergänzung."

Das sind Worte, die nachhaltigen Widerhall verdienen, und wenn man gegnerischerseits gar noch glaubt, ihren Sprecher darauf verunglimpfen zu sollen, so zeigt das klar, auf welcher Seite man „voll Haß und Feindseligkeit an die niedrigsten Instinkte appelliert."

*

# In eigener Sache.

In Folge 10 des „Neuen Lebens" unterzieht Dr. Hunkel meinen Aufsatz „Von deutschem Geist und deutschem Wollen" (2. Jahrgang, 1. Heft) einer Besprechung, die nicht unbeantwortet bleiben darf. Es ist billig, aus jenen Richtlinien, die in klarer Abgrenzung unserer Ziele zeigen, was wir wollen, „durch nichts herausgeforderte Angriffe gegen andere" herauszulesen. Geradezu bedenklich aber muß es ansprechen, wenn Dr. Hunkel unsere Ablehnung bestimmter, genau gekennzeichneter Übertreibungen, die innerhalb der germanisch-religiösen Erneuerungsbewegung und der rassischen Wiedergeburt zum germanischen Menschentum in Erscheinung getreten sind, ohne jede Berechtigung zugleich als gegen die Gesamtheit dieser Bewegungen gerichtet ausgibt, die er in dieser Entstellung nunmehr als einen „unbegründeten Angriff auf die religiös-rassische Erneuerungsbewegung" im ganzen und die Zeitschrift „Neues Leben" im besonderen, als „Torheiten", die von einem „bedauerlichen Mangel an Gewissenhaftigkeit" zeugen, und als „herabsetzend" „entschieden zurückweisen" zu müssen glaubt. Dabei muß Dr. Hunkel selbst zugestehen, daß in meinem Aufsatze „nur" von den Einseitigkeiten und Übertreibungen, „mit keinem Worte aber von dem wirklichen Kern und Wesen dieser Bewegung die Rede ist." Wir haben daher von unseren damaligen Ausführungen weder zurückzunehmen noch zuzufügen; nur möchten wir Herrn Dr. Hunkel bitten, im „Deutschen Volkswart" künftig zu lesen, was wirklich darin steht. Er wird dann vielleicht weniger „Torheiten" und mehr „Gewissenhaftigkeit" entdecken und am Ende auch etwas von dem Ernst unserer völkischen Arbeit verspüren.

Gegen den verletzenden Angriff Dr. Hunkels auf mein persönliches Verantwortlichkeitsgefühl anzugehen, verzichte ich. Die Kampfesweise sollten wir den Fremdvölkischen überlassen. Es erübrigt sich auch, dem entgegenzutreten; hat doch die führende nationale Presse gerade die „Gediegenheit und Gründlichkeit", die „Entschiedenheit und Sachlichkeit", durch die der Deutsche Volkswart „mit einem Schlage an die Spitze unseres gesamten deutschvölkischen Schrifttums gerückt" ist, immer wieder hervorgehoben! Wir haben es wahrlich nicht nötig, unsere „Daseinsberechtigung und Unentbehrlichkeit zu beweisen", die haben berufene Führer der Deutschbewegung von Anfang anerkannt. Aber das muß in Wahrheit einen „sehr üblen Eindruck" machen, wenn ein Hauptvertreter jener Bewegung, die nach Hunkels Worten „aus dem reinsten ursprünglichsten völkischen Willen geboren ist," nicht über bessere Kampfmittel verfügt. Wenn Dr. Hunkel im übrigen meint, sein Neues Leben sei „die einzige Zeitschrift, welche die religiöse Wiedergeburt des Deutschtums auf rassischer Grundlage grundsätzlich vertritt", so täte er gut, die völkischen Zeitschriften doch einmal daraufhin durchzusehen. Er wird Verwandtes und Gleiches finden. Und dann wollen wir doch über dem Zeitschrifttum das Buchschrifttum nicht vergessen! So finden wir bei Hentschel „Vom aufsteigenden Leben" (Ziele der Rassen-Hygiene, herausgegeben vom Mittgart-Bunde) jene von uns abgelehnten Züchtungsbestrebungen in Menschenzuchtheimen eingehend dargelegt und begründet. Mit uns wird mancher diesen Gedankengängen nicht folgen. „Sie sind", so schreibt uns ein Leser, der sonst auf dem Boden der „religiös-rassischen Erneuerungsbewegung" steht, „geeignet, die ganze Bewegung in Mißkredit zu bringen". Es sei aber, um dem genannten Buche gerecht zu werden, nicht verschwiegen, daß wir Hentschels Wertung

der germanischen Rasse und ihres geschichtlichen Wirkens beistimmen: „Es ist unsere Pflicht (S. 43), das im Umkreise unseres Volkes noch erhaltene rassisch wertvolle Menschenmaterial zu pflegen und wenn möglich zu vermehren. Es darf uns nicht gleichgültig sein, ob in Zukunft Germanen oder Chinesen Europa bevölkern. Wir müssen die blasierte Gleichgültigkeit gegen die Rassenfrage, wie sie sich breit macht, als Verlotterung, ja als Verbrechen brandmarken." Indessen bedauern wir, daß Hentschel seine Kreise selber zu jener „blasierten Gleichgültigkeit" gegen die Frage des Volkstums verleitet, die er gegenüber der Rasse mit Recht bekämpft. Denn die Rassen sind keine Dinge an sich, sie leben und wirken allein in den Volkstümern. Wo diese verfallen, kommen die wertvolleren Rassenteile niemals wieder obenauf.

Wir suchen den Zwist, der nur zersetzend wirkt, gewiß nicht mit denen, die unserm Streben nahestehen, und darum bedaure ich, daß ich zu dieser Klarstellung das Wort ergreifen mußte. Aber mit dem gleichen Rechte, mit dem Dr. Hunkel Frieden für seine Wege wünscht, wollen wir, daß man die Richtlinien und den Ernst unserer Arbeit nicht entstellt. —

Ein Wort noch — dies zur Antwort auf viele Zuschriften und Anfragen, aus denen die Sorge um die Zukunft unseres religiösen Lebens spricht. Daß wir da vor neuen und entscheidenden Fragen der Entwicklung stehen, dem wird sich niemand verschließen, der die Zeichen der Zeit verfolgt. Und wenn wir auch an diese letzten tiefsten Fragen herantreten, so kann es nur sein mit Besonnenheit und Ernst und dem vollen Gefühl der Verantwortung. Nicht in der vermessenen Meinung: „Wer nicht einmal begriffen hat, daß gerade das Christentum die Hauptursache unseres rassischen Verfalles ist, ... dem ist nicht zu helfen" (Hunkel, am Schlusse seines „Trutz" aufsatzes). Man soll uns darob nicht sagen, wir unterschätzen oder schädigen damit das Deutschtum. Denn wie der rassische Verfall unseres Volkes seine mancherlei Ursachen hat, die nicht in der Idee des Christentums begründet liegen, so ist es auch nicht wahr, wie viele sagen, „es mache das Christentum unser Volk unpraktisch, kopfhängerisch, es lähme den Willen. Es ist ein erstaunliches Maß von Unwissenheit, das sich in diesem Satze ausspricht. Denn das war vielmehr in Wirklichkeit das Verhältnis, daß das Christentum in einer Fülle der Erscheinungen wirksam geworden ist in der germanischen Welt als ein Kraftspender, als ein Mittel, den Willen zur Tat anzuregen.... Und so steht es auch in unserem Volke. In unserer Mitte ist das Christentum doch nicht etwas wie Weihnachtsschmuck, der an den Baum gehängt werden soll, um ihn ein klein wenig zu verzieren, sondern das Christentum steht in unserer Mitte als die Kraft, die sich anbietet einem der begabtesten Völker der Weltgeschichte, um in ihm zu ergänzen die allumspannende intellektuelle kontemplative Begabung durch starke positive Willensmotive. Die beiden haben sich gefunden, und dieser Bund ist ein Segen geworden für unser deutsches Volk" [1]).

Diese Überzeugung wird auch durch das gegenwärtige Weltgeschehen nicht erschüttert. „Sich opfern für andere, dienen einer großen und edlen Sache, das ist der Nerv des Christentums. Unwillkürlich fällt uns dabei das große Wort ein: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer es aber verlieren kann (um höherer Zwecke willen), der wird es erhalten zum ewigen Leben" [2]). „Christus, der Lebenshelb bis in den Tod am Kreuz, predigt die göttliche Liebe wahrlich nicht nur in weichen, zärtlichen Worten; die härteren und strengeren scheinen sogar zu überwiegen. Sein ganzes Leben war ein Kampf, und sein Wort, daß er das Schwert in die

---

1) Christentum und Germanentum. Von Geh. Konsistorialrat Prof. D. Reinhold Seeberg. Leipzig 1914. 25 Seiten, Preis 40 Pf. Verlag von Th. Weicher.

2) Deutschtum und Christentum. Von Friedrich Andersen. 1914. 24 Seiten, Preis 40 Pf. Selbstverlag der Deutschbund-Gemeinde Hamburg-Altona. — Wir glauben vielen unserer Leser einen Dienst zu erzeigen, wenn wir sie im besonderen auf diesen lehrreichen, unseren weiteren Ausführungen im wesentlichen zugrunde liegenden Vortrag hinweisen, der geeignet ist, einer besonnenen und organischen Entwicklung zu dienen, die dem Einzelnen wie unserm ganzen Volke zum Segen gereichen will.

Welt gebracht, hat noch heute Geltung und wird es wohl immer behalten. Das Wort der Feindesliebe, das höchste sittliche Ideal, bezieht sich auf das innerste persönliche Leben des Menschen"; aber „der Feind, den der Christ lieben soll, gegen den er gütig sein soll, ist nimmermehr der „böse Feind", der seine heiligen Güter antastet, der das Wesen und Wirken des Göttlichen selbst mit Verderben und Vernichten bedroht. Im Kampf der bösen Mächte gegen das Gute, im Kampf gegen das Schlechte, da hat gerade der wahre Christ nach Jesu Vorbild bis zum äußersten seinen „Mann" zu stehen, und das ist kein Kleines! Da bewährt er sich recht als Held ohne Wanken und Todesfurcht, wie die alten Germanen — nur daß es eben höheren Gütern und Zielen gilt als einem Königshort oder „Walhalls spröden Wonnen". Und eben diese höheren Güter und Ziele — entsprechen sie denn nicht etwa dem deutschen Idealismus? Der Kampf gegen das Schlechte, Unedle, Gemeine, dem Idealen Feindliche, das ist der christianisierte Germanenkampf" [3]).

„Man lernt sich selbst, das beste seines völkischen Wesens, erkennen in den Genien und Helden seiner Geschichte. Daß Jesus Christus aber für das deutsche Volk niemals ein Genius und Held der jüdischen Geschichte, sondern sehr stark und unvertilgbar ein solcher der deutschen Geschichte geworden, gewesen und geblieben, das lehrt die ganze deutsche Kultur und Kunst, das lehrt auch jetzt die natürliche Hinneigung des deutschen Geistes zu dieser immer wieder zwingenden Persönlichkeit" (v. Wolzogen, ebenda). Das macht, daß der Germane das Christentum aufnahm und aufnimmt mit der Tiefe seines Gemüts. Oder ist es wirklich wahr, daß die alte Religion überwunden wurde nur mit Gewalt durch Karl den großen Menschenschlachter und durch Bedrückungen, wie sie auch in den nordischen Ländern vorkamen? Warum wurden dann die starken und trotzigen Männer nicht zu Märtyrern für ihren Glauben, wenn dieser doch der bessere war? Nein, freudig und freiwillig wandten sie sich der neuen Religion zu, nachdem sie die sittliche Überlegenheit des Christentums verspürt hatten. Das hat Gustav Freytag in seinem „Ingo und Ingraban" treffend geschildert; und auch Fritz Lienhard in seinen „Helden" und Bonus in seinem „Isländerbuch" haben Ähnliches nachgewiesen. Ja, das Gemüt des Germanen hat ihn das Christentum in einer Tiefe erfassen lassen, wie es sonst in der Geschichte nicht vorgekommen ist. Und mit dieser Vergangenheit sollten wir brechen, sollten ein Jahrtausend ausstreichen aus dem Leben unseres Volkes? Sollten unsere alten schönen Kirchen preisgeben, in die schon äußerlich so viel von dem Leben des deutschen Volkes und obendrein auch viele religiöse Werte unserer Vorfahren mit eingebaut sind? Stecken doch in ihren Mauern vielfach die Felsenblöcke unserer alten Hünengräber, und zum Teil stehen sie noch immer auf uralten germanischen Opferstätten und geweihten Thingplätzen. Und unseren Luther sollten wir darangeben, den deutschen Menschen, der in der Treue seines Volkes vollen Ernst gemacht hat, und vor dessen Schritt die Schwelle der Geschichte bebte? Freilich, vollenden müssen wir, was er aus Gründen, die in seiner Zeit ihre Ursache haben, nicht völlig durchführen konnte: unser Christentum muß noch deutscher werden, als selbst ein Luther es gemacht hat. „Immer mehr Deutschchristentum, immer weniger Judenchristentum!" in dieser Losung verstehen wir mit Adolf Bartels unsere religiöse Aufgabe für die Zukunft [4]). Denn auch wir verhehlen uns nicht, daß es mit der Verbindung von Deutschtum und Christentum weder in Volk und Staat noch in Kirche und Schule gut steht. Wiewohl das Christentum nun ein Jahrtausend bei uns wirksam ist, hat es doch immer noch nicht das Gefüge unseres Lebens, insonderheit des sozialen Lebens, zu durchdringen vermocht. Die Kirche mit ihrer theologischen Predigt und ihren theoretischen Betrachtungen geht nicht ins Volk hinein, packt nicht die Seelen der Menschen.

---

3) Germanisierung der Religion. Von Hans von Wolzogen. Berlin 1911. 20 Seiten, Preis 50 Pf. Verlag des Vaterländischen Schriften-Verbandes.

4) Der deutsche Verfall. Von Adolf Bartels. Leipzig 1914. 4. Tausend, 82 Seiten, Preis 1 M. Armanenverlag Robert Burger. So auch:

Rassenlehre und Rassenpflege. Von M. A. Gerstenhauer. Leipzig 1913. 56 Seiten, Preis 80 Pf. Verlag ebenda. — Zwei Bücher, die jeder von uns besitzen sollte.

Nehmen wir dazu alle die betrübenden Rückstände, die wir dem Einflusse des Judentums zuzuschreiben haben, so verstehen wir wohl das Mißtrauen, mit dem sich viele die Tore der Kirche verschließen und sich so um den Segen des Christentums bringen. Aber das **Wesen** des Christentums treffen wir damit nicht. Hat doch kein anderer als Christus selbst, und niemand so wie er, das Judentum bekämpft, in seinem innersten Wesen aufgedeckt und damit überwunden. Das hat nicht erst Theodor Fritsch mit scharfem Blick erkannt; schon Lagarde sagte: „Kein Volk schlägt sein Ideal ans Kreuz". Aus Gewissenspflicht und Christenrecht gelte es daher, die Kräfte dafür einzusetzen, daß jene Verkoppelung mit der uns fremden, unser deutsches Volksempfinden verletzenden und auch dem Geiste des Christentums widersprechenden Religion, die wir in dem aus jüdischem Volksinteresse geschriebenen Alten Testament noch immer in unserer christlichen Religion mit uns schleppen, einmal gelöst werde; dann finden wir wohl zu dem, wozu Luther den Anfang gemacht hat: zum Christentum Christi, das mit seiner Innerlichkeit und Tiefe gerade unserm deutschen Wesen entspricht. Es wird vielleicht noch lange dauern, bis es dahin kommt; aber wir können der Wahrheit den Weg bereiten, indem wir das religiöse Gut, das wir von unseren Vätern ererbt haben, erwerben, d. h. es weiterbilden, reinigen, vertiefen, um es aufs neue in besseren Formen zu besitzen.

„Man soll die alten Formen nicht zerschlagen, sondern mit neuem Leben füllen" (Lagarde).

Gerhard Krügel.

*

# Besprechungen.

Dr. Franz Bock, Krieg und Kunst. Ostdeutsche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt, Posen. 20 S. 1917. Geh. 50 Pf.

Der Verfasser, Prof. d. Kunstgeschichte an der Akademie zu Posen, zeigt hier an dem Beispiel der niederländischen Kunst, daß der Krieg auch für die Kunst von lebenerweckender Kraft sein kann, daß vor allem die völkischen Antriebe auch auf künstlerischem Gebiete durch ihn kraftvoll ausgelöst und zur Entfaltung gebracht werden. Die anregende Schrift behandelt eingehend ein Kapitel der Kulturgeschichte, das uns Deutschen besonders naheliegt, den großen Befreiungskrieg der Niederlande im 16. und 17. Jahrhundert und die hohe herrliche Kulturblüte Hollands im 17. Jahrhundert. Seine Betrachtungsweise hat aber nicht nur kunst- und kulturhistorisches Interesse, sondern ist geeignet, Schlaglichter auf die brennenden Kulturfragen und die Aufgaben unserer deutschen Zukunft zu werfen. Prof. Dr. Bock weist auf die erste Blütezeit der niederländischen Kultur seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hin, die ganz im Zeichen der germanischen Gothik stand, die alle Künstler und Kunstarten einheitlich durchdrang; er legt dann dar, wie die Renaissance, die für den germanischen Norden wesensfremd, antinational und antichristlich war, auch in Holland eine antikisierende Verfallskunst zeitigte, bis die großen Befreiungskriege in den Holländern ein hohes, unbeirrbares Nationalgefühl erweckten und aus diesem heraus eine nationalholländische Kunst und Kultur erwuchs, die zu den Höhepunkten der Menschheitskultur gehört (Franz Hals, Rembrandt usw.). Aber selbst Rembrandt, den der Verfasser mit Recht den größten bildenden Künstler aller germanischen Völker nennt, hatte unter dem sich immer wieder breitmachenden Klassizismus zu leiden, weil nach dem Dreißigjährigen Kriege die geistige und sittliche Kraft der durch den Krieg groß gewordenen holländischen Nationalbewegung verfiel.

Ergibt sich nicht aus diesen Betrachtungen für uns die Mahnung, daß wir die ungeheure nationale Bewegung dieses Weltkrieges auch für die geistige Erneuerung unseres Volkes nutzbar machen müssen, daß wir uns die kulturelle Auswertung des nationalen Hochgefühls nicht unterschlagen lassen dürfen durch undeutsch und international empfindende, rückwärts schauende, in vergangenen Zeiten ihre Hochbilder suchende falsche Kunstpropheten? Darum stellt der Verfasser die dringende Forderung, daß wir ernsthaft dafür Sorge tragen, auch durch eine Erneuerung und Vertiefung unserer Erziehung und unserer Bildungsideale, daß wir wieder eine schöpferische deutsche Kultur von geschlossener Einheit erlangen, die zugleich eine neue Blütezeit des deutschen

Geistes und der deutschen Kunst herbeiführen wird. Die ebenso treffenden wie von warmem, völkischem Geiste beseelten Ausführungen sind geeignet, den Sinn für die Bedeutung der Kunst in unserm Kulturleben zu wecken, die in der Wertung ihrer innersten kulturschöpferischen Kräfte neben der Wissenschaft zum Schaden unseres Volkes ein Aschenbrödeldasein fristet. In seiner Kunst spiegelt sich die Seele des Volkes — darf uns das gleichgültig sein, wer unsere Seele beherrscht?

Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik. Verlag M. Glogau, Hamburg. 1917. 3 M.

An Büchern, die uns zur Heimat führen und das Deutschtum tiefer erfassen lehren, haben wir — gemessen an der Fülle der Bücherhervorbringung auf allen Gebieten — keinen großen Überfluß. In Hans Muchs „Norddeutscher Backsteingotik" tritt ein volkstümliches Architekturbuch auf den Markt, das aus warmem, deutschem Herzen und inniger Heimatsliebe Hochwerke mittelalterlich-deutscher Kunst anschaut, daß einem das Herz dabei mit aufgeht und der gesunde Ehrgeiz wach wird, in ureigner Art an der Väter Leistung wieder heranzuwachsen, auch im Bauschaffen Deutschland zu entwelschen. Ureigne Art. — Auch Hans Much hat Michel noch nicht überwunden. Fremdes zu überschätzen ist aus dem alten Wandertrieb zur Welt unser festgewurzelt Erbe, und wenn gar Wege über den Islam nach Persien und Iran gehen, dann tauchen statt der kalten ausgekosteten Antike Wunderwelten berauschend auf von tausend und ein Nächten. Bei der Verteidigung Deutschlands gegen die griechisch-römische Welt ist dem Verfasser seitwärts der Boden unter den Füßen entglitten, „die hohe persisch-iranische Kultur", „die Wiege aller europäischen Kultur". O nein, die spanischen Gaben des Islam, die Hans Much erwähnt, sind rückgegebenes Germanengut. Persisch-iranische Kunsthöhe wuchs auf gleichem Boden, wie des europäischen Nordlands Gotik, auf arischer Oberschicht bei verwandter Stufe der Zivilisationsentwicklung, und Wiege und Wurzel liegen auch hier im Nordland, an den Rändern der Ostsee. — Das Buch enthält eine Reihe schöner Ansichten von norddeutschen Backsteinbauten aus dem sächsischen und aus dem Siedeldeutschland (Ostelbien), der fränkische Backsteinbau (Niederlande, Niederrhein) ist nicht berücksichtigt. Die Einleitung ist ein vorzügliches Kapitel über Zivilisation und Kultur, der Text auch sonst immer warm und lebendig und voll tiefen Verstehens des betrachteten Stoffes. Das Buch ist ein vorzügliches Geschenk und äußerst preiswert.

Dipl.-Ing. Dankwart Gerlach.

Karl O. Hartmann, Stilwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin. 1916. 2 M.

Das Gebiet der Baukunst ist so ungefähr das letzte Gebiet menschlicher Kulturbetätigung, auf dem das Vorhandensein völkischer Fragen erkannt wird. Die „Internationalität" der Kunst hat auf anderen Gebieten früher ihren harten Stoß erlitten. Natürliche Schwerfälligkeit des Stoffes und Behaftung außerdem mit der „Internationalität" der Wissenschaft, der Technik lassen erst jetzt allmählich auch hier unser Auge schärfer werden. Karl Hartmann, Professor in Stuttgart, ist rühmlich bekannt durch seine dreibändige Geschichte „Die Baukunst"; hier gibt er uns eine wertvolle kleine Schrift, die das halt- und wurzellose Toben der Richtungen in der angewandten Kunst von der „Darmstädter Revolution" bis zum Kriege in seiner Folge kurz und klar darstellt. Im zwangsweisen Abreißen jeden Entwicklungsfadens und damit auch in der Abkehr von allen früheren Schöpfungen unseres Volkstums, der künstlichen Unterdrückung jeder aus dem Blute schaffenden künstlerischen Regung — denn aus gleicher Wurzel wachsen in alle Ewigkeit verwandte Bildungen, wie uns jeder Baum erzählt — findet Hartmann den tiefen Grund der notwendigen Unfruchtbarkeit dieser anderthalb Jahrzehnte der Versuche krampfhafter Neuschaffungen. Folgerichtig stellt Hartmann für das Entstehen von Stil gleichsam zwei geometrische Örter auf, einen senkrechten und einen wagerechten: „Wesensausdruck des Volkstums" und „Ausprägung des Zeitgeistes". Doch auch der Zeitgeist ist „auf absehbare Zeit ein durch und durch nationaler." So kommt Hartmann sicher zu dem klaren Schluß: „Deshalb muß die Hauptaufgabe der angewandten Künste

für die allernächſte Zukunft und noch auf weite Strecken hinaus darin liegen, nach der fruchtloſen Zeit der Wandlungen und Irrungen das Nationale zu ſuchen und herauszubilden im Sinne des reinen Deutſchtums." Die kleine, ſehr wertvolle und leſenswerte Schrift wendet ſich nicht nur an die Fachgenoſſen, ſondern an die breiten Kreiſe gebildeter Laienwelt. Das Wachſen oder Kümmern der Kunſt geht uns alle an und von einem guten Kenner und Erkenner ſich Entſcheidendes anzuhören, ſollte niemand verſäumen.

Dipl.-Ing. Dankwart Gerlach.

Dr. Franz Etzin, Martin Luther. Sein Leben und ſein Werk. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. Geb. 3 M.

Unter der Fülle der Lutherſchriften zum Reformationsjubiläum muß Etzins Lutherbuch wegen ſeiner Eigenart eine beſondere Stellung zuerkannt werden. Es wendet ſich nicht an gelehrte Kreiſe. Dem deutſchen Volke und der deutſchen Jugend iſt es gewidmet. Aus Luthers Briefen, Reden und Schriften, aus den Briefen und Schriften ſeiner Freunde und Feinde erwächſt, unmittelbar und feſſelnd, das Bild des großen Reformators. Nach Art der „Bücher der Roſe" tritt da, wo die Quellen ſpärlicher fließen, und in rein geſchichtlichen Abſchnitten, die das Bild nur als Rahmen umgeben, ein kurzer verbindender Text ein. Alles gelehrt dogmatiſche Beiwerk iſt nach Möglichkeit vermieden. Dagegen iſt aus der Fülle des Stoffes mit Geſchick hervorgehoben, was uns vor dem umfaßbaren Reichtum der Perſönlichkeit Luthers immer aufs neue Ehrfurcht und Bewunderung abzwingt. Wir erleben das ungeheure Kämpfen und Ringen in Luthers äußerem und innerem Leben, ſehen wie in einem Spiegelbilde den ringenden Grübler in dumpfer Kloſterzelle, den trutzigen Streiter gegen Papſt und Kaiſer, den Tod und Teufel nicht fürchtenden Erneuerer chriſtlichen Glaubenslebens, den Freund, den Gatten, den Vater. Erfreulich iſt die ſtarke Betonung von Luthers Deutſchtum, ſeiner aufrechten und männlichen Art, die derb dareinfährt, wenn es gilt, welſche Verlogenheit und Tücke zu geißeln. So ſoll Luther in uns lebendig bleiben als der Schöpfer der deutſchen Bibel und des deutſchen Gottesdienſtes, als der „Gewiſſensrat ſeiner lieben Deutſchen."

Das Buch ſei auch den Schülerbüchereien und ſeines würdigen Schmuckes wegen namentlich für Schulprämien warm empfohlen.

# Neuſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

## Deutſches Land und Volk.

Bräunlich, P.: Kurländiſcher Frühling im Weltkrieg. Perſönl. Eindrücke. Berlin, Tägl. Rundſchau. 166 S. 2.—

Grube, K.: Bei deutſchen Brüdern im Urwald Braſiliens. 107 S. Leipzig, Th. Weicher. Geb. 3.—

Löns, H.: Da draußen vor d. Tore. Heimatl. Naturbilder. (Feldausg.) 191 S. Hannover, A. Sponholtz. 1.20

Rohrbach, P.: Der Kampf um Livland. Deutſch-ruſſ. Ringen durch ſieben Jahrhunderte. 108 S. München, F. Bruckmann. 2.—

\+ Wilſer, L.: Deutſche Vorzeit. Einführung in die germaniſche Altertumskunde. 240 S. Steglitz, Peter Hobbing. Geb. 4.—

Worms, K.: Schloß Mitau. Bilder aus Kurlands Vergangenheit. 249 S. Stuttgart, J. G. Cotta. Geb. 4.—

## Führende Deutſche.

Bauch, B.: Immanuel Kant. 487 S. Berlin, G. J. Göſchen. Geb. 13.50

Bismarcks Erbe. Reden auf B. im Frieden u. Kriege. 86 S. Wilmersdorf, Wer Zeitung. —.50

\+ Blücher, Des Feldmarſchalls Lebrecht v.: Ausgewählte Briefe u. Reden. Hrsg. v. Frdr.

\+ mit Abbildungen. \+ mit Karten. Preiſe in Mark.

Schulze. 88 S. Leipzig, R. Voigtländer. Geb. 1.—

Lorenz, L.: Treitschke in unserer Zeit. 54 S. Leipzig, S. Hirzel. 1.—

+Schemann, L.: Gobineau. Eine Biographie. 2. Bd. Vom J. 1864 bis ans Ende. 774 S. Straßburg, K. J. Trübner. Geb. 14.—

Volpers, R.: Friedrich Schlegel als polit. Denker u. deutscher Patriot. 260 S. Berlin, B. Behr. 5.—

+Walther, W.: Luthers Charakter. Jubiläumsgabe d. allg. ev.-luth. Konferenz. 220 S. Leipzig, A. Deichert. Geb. 5.—

## Deutsche Politik.

+Binder, H.: Antwerpen. Rückblicke u. Ausblicke. 137 S. München, G. Müller. Geb. 4.—

Köhne, M.: Livland, Rußland u. wir. 78 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1.20

Mehrmann, K.: Das neue Gleichgewicht d. Staaten. 83 S. Dresden, „Größ. Deutschland". 1.50

—, Überseepolitik od. Kontinentalpolitik. 85 S München, J. F. Lehmann. 2.—

Luerssen, A.: Die Waffen hoch! (Widerlegung des Völkerfriedensgedankens auf Grund der naturwissenschaftl. Erkenntnis). 54 S. Steglitz, Kraft u. Schönheit. 1.—

Österreich von Innen. (Maiheft d. Süddeutschen Monatshefte, München). 1.50

Seeck, O.: Russen u. Balten. 100 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1.20

Strecker, K.: Auf d. Spuren Hindenburgscher Verwaltung. 42 S. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1.—

Widenbauer, G.: Los vom englischen Weltjoche! Freiheit der Meere! 41 S. Leipzig, Th. Weicher. —.80

—: Das Ringen der Weltmächte um den Stillen Ozean. 46 S. Leipzig, Th. Weicher. —.80

—: Die englische Krankheit. 62 S. Augsburg, Haas u. Grabherr. 1.—

## Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Althaus, P.: Um Glauben u. Vaterland. Neues Lodzer Kriegsbüchlein. 119 S. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1.20

Björnson, B.: Vom deutschen Wesen. Impressionen e. Stammverwandten 1914—1917. 272 S. Berlin, Österheld u. Ko. Geb. 4.—

Düwell, W.: Vom inneren Gesicht d. Krieges. Beiträge z. s. Psychologie u. Soziologie. 156 S. Jena, E. Diederichs. Geb. 4.—

Engelbrecht, K.: Die Seele Deines Volkes. Ein deutscher Charakterspiegel. 257 S. Halle, R. Mühlmann. Geb. 3.—

Geffcken, J.: Deutschlands akadem. Jugend 1813, 1870, 1914. Rektoratsrede. 30 S. Rostock, H. Warkentien. —.80

Lauterbach, F.: Wenn wir heimkehren. Wünsche eines Feldgrauen über Deutschlands Zukunft. 57 S. Leipzig, Th. Weicher. 1.30

Maydorn, B.: Zeitfragen der Gegenwart in Fichtes Reden an die deutsche Nation. 70 S. Leipzig, Th. Weicher. 1.30

Prutz, H.: Die Friedensidee. Ihr Ursprung, anfängl. Sinn u. allmähl. Wandel. 213 S. München, Duncker u. Humblot. Geb. 3.—

Ruge, A.: Deutsche Heimkehr. Eine Ostergabe an das deutsche Volk. 124 S. Leipzig, Th. Weicher. 2.50

## Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Bericht d. 1. deutschen Kongresses üb. Bevölkerungsfragen zu Darmstadt am 7.—9. November 1916. 91 S. Darmstadt, Falken-Verlag. —.80

Burgdörfer, F.: Das Bevölkerungsproblem, s. Erfassung durch Familien-Statistik u. -Politik. 266 S. München, A. Buchholz. 6.—

+Schiele, G. W.: Politik d. Vermehrung d. kleinen Grundeigentums. 154 S. München, J. F. Lehmann. 2.50

## Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

+Eckart, R.: Der Wehrstand im Volksmund. Sammlung v. Sprichwörtern, Volksliedern usw. 130 S. München, Militär. Verlagsanstalt. 3.—

Herpel, O.: Die Frömmigkeit d. deutschen Kriegslyrik. 190 S. Gießen, A. Töpelmann. 5.—

Kentenich, G.: Das deutsche Volkslied d. Gegenwart. Mit Melodienanhang. 31 S. Trier, Fr. Lintz. —.80

Schulte, W.: Ch. D. Grabbes Hohenstaufendramen. Neue Beiträge z. Grabbe-Forschung. 114 S. Münster, F. Coppenrath. 2.50

Steiger, A.: Pflege u. Schutz d. deutschen Sprache in der Schweiz. 35 S. Basel, E. Finckh. 1.—

## Deutsche Kunst.

Beiträge z. Theaterkulturbewegung: W. Gerst, Die Grundlagen d. Theaterkulturbewegung. — K. Th. Kämpf, Deutsche Bühne — deutsche Sitte. — M. Pfeiffer, Das deutsche Volk und die deutsche Bühne. 98 S. Jena, E. Diederichs. 1.50

+Richters, L., Heimat und Volk. 96 S. München, Hugo Schmidt. Geb. 2.20

## Deutsche Erziehung u. Schule.

Neumann, E.: Zeitfragen deutscher Nationalerziehung. 144 S. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. 3.20

## Der Weltkrieg.

++Dick, E.: Das Kreuzergeschwader, sein Werden, Sieg u. Untergang. 241 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Geb. 6.—

+Kirchhoff, H. u. F. Sanders. Der Weltkrieg z. See. 216 S. Berlin, Askan. Verlag. Geb. 2.50

+Kolbe, W.: Die Marneschlacht. 73 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1.20

Meyer, Ed.: Der amerikan. Kongreß u. d. Weltkrieg. 152 S. Berlin, K. Curtius. 4.—

+Oehlmann, E. u. R. Reinhard: Kriegsgeographie. 95 S. Breslau, Ferd. Hirt. 1.50

Peters, K.: Zum Weltkrieg. 239 S. Hamburg, Rüsch. Geb. 6.—

+Stegemann, H.: Geschichte d. Krieges. 1. Bd. 460 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. 14.—

## Deutsche Kriegsziele.

Clockener, H.: Warum und wie muß Deutschland annektieren? 52 S. Berlin, K. Curtius. —.80

Lanick, A.: Klarheit über d. Kriegsziele. Mit Anh.: Zusammenstellung wicht. Kriegszieläußerungen u. Denkschriften. 184 S. Heidelberg, Polit. Verlagsanstalt. 3.—

++Lehmann, J. F.: Deutschlands Zukunft bei e. guten u. bei e. schlechten Frieden. 48 S. München, J. F. Lehmann. 1.—

Piloty, R.: Das Friedensangebot d. Mittelmächte. Wortlaut d. auf d. Frieden bezügl. Kundgebungen d. Kriegführenden u. Neutralen v. Dez. 1916 u. v. Jan. u. Febr. 1917. 164 S. Tübingen, J. C. B. Mohr. 2.—

Sieg, durch deutschen, zum deutschen Frieden. Fünf Reden zur Lage von Dietrich Schäfer, Graf Westarp, Dr. Pfleger, Dr. Stresemann, D. Traub. 54 S. Berlin, K. Curtius. —.80

## Völkische Unterhaltungs-Schriften.

Bartels, Ad.: Volk u. Vaterland. Deutsch-völkisches Dichterbuch. 2 Bde. 1102 S. Halle, R. Mühlmann. Geb. 15.—

Flex, W.: Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. 111 S. München, C. H. Beck. Geb. 2.50

Guntram, Meister — v. Augsburg: Der reisige Michael. 101 S. Leipzig, G. Schlößmann. 1.50

Meyer, F. A.: Immelmann und Bölcke. Deutsche Helden der Luft. 94 S. Warendorf, J. Schnell. 1.—

+Roehle, R.: Graf Dohnas Heldenfahrt auf S. M. S. „Möwe". 96 S. Stuttgart, Union. Geb. 1.—

+—: Emden-Ayesha. Heldenfahrten u. Abenteuer deutscher Seeleute im Weltkrieg. 107 S. Stuttgart, Union. Geb. 1.—

+—: Kriegsfahrten unseres Kreuzergeschwaders. 112 S. Stuttgart, Union. Geb. 1.—

Schulte vom Brühl, W.: Der Weltbürger. Ein Kriegsroman. 360 S. Leipzig, Ph. Reclam jun. Geb. 4.—

Seitzinger, A.: Michel Thoring, eine deutsche Mär. 266 S. Leipzig, Th. Weicher. Geb. 4.50

Strobl, K. H.: Bismarck. Roman in 3 Bdn. 2. Bd. Eisen u. Blut. 393 S. Leipzig, L. Staackmann. Geb. 6.—

+ mit Abbildungen. + mit Karten. Preise in Mark.

**Alle oben angezeigten Bücher besorgt pünktlich und postfrei die Kanzlei des Deutschbundes, Gotha.**

# Aus völkischen Zeitschriften.

## Deutsche Politik im Weltrahmen.

Gerlich: Der britische u. der deutsche Weltgedanke (Wirklichkeit 1917, H. 12, 13).

Hoensbroech, Graf zu: Politik u. Kriegsziele (Deutsche Wacht, Bonn 1917, Nr. 21).

Hornung, O.: Deutschland u. seine Feinde (Heimdall 1917, Nr. 3/4).

v. Kautzsch: Heimat und Welt (Natur und Gesellschaft 1917, Mai).

## Deutsche Politik in Einzelfragen.

Below, G. v.: Süddeutschland u. das preuß. Wahlrecht (Deutschlands Erneuerung 1917, Juni).

Bley, F.: Anleitung zur Revolution (Zeitfragen 1917, Nr. 9).

Brockdorff, Graf v.: Der Krieg im Innern (Wirklichkeit 1917, H. 11).

Heyck, E.: Die Weltbedeutung der flämischen Städte (Türmer 1917, März I).

Jung, E.: Parlamentarismus u. Königtum (Deutschlands Erneuerung 1917, Mai).

—: Unser Recht auf Landnahme (Deutschlands Erneuerung 1917, Juni).

Lehnhardt, G.: Die Umgestaltung Preußens (Hammer 1917, 15. April).

v. Schultze-Gävernitz, G.: Die flämische Bewegung (Deutsche Politik 1917, H. 5 u. 7).

Des Volkes Stimme (Wirklichkeit 1917, H. 11).

## Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Langhans, P.: Die hochdeutsche Sprachecke in der belgischen Provinz Lüttich (mit Karte 1:50000) (Peterm. Geogr. Mitt. 1917, April).

## Binnensiedelung und Kriegerheimstätten.

v. Baer: Gedanken e. Praktikers zur Heimstättenfrage (Bodenreform 1917, Nr. 3).

Bernhardt: Die Sorgen unserer Feldgrauen (Das Land 1917, 1. Febr.).

v. Soden, C. O. Frhr.: Bayern u. d. Kriegerheimstätten (Bodenreform 1917, Nr. 4).

## Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Bley, F.: Der Sozialismus der Friede? (Zeitfragen 1917, Nr. 10).

Dietze, E.: Nationalismus u. Patriotismus (Natur u. Gesellschaft 1917, April).

Imendörffer, B.: D. Unzulänglichkeit d. Demokratie (Deutschlands Erneuerung 1917, Mai).

Meyer, K. J.: Deutsche Ziele (Hochwacht 1917, H. 5/6).

Roderich-Stoltheim, F.: D. demokratische Gedanke (Hammer 1917, 1. u. 15. Mai).

Wilke, F.: D. Kultur-Bedeutung d. deutschen Schrift (Mitt. d. deutschen Schriftbundes Nr. 3).

## Rassenfragen.

Schmidt-Gibichenfels, O.: Betrachtungen über Rasse u. Rechtsempfinden (Deutschlands Erneuerung 1917, Juni).

## Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Franz, P.: Staats- u. Finanzpolitik (Deutschlands Erneuerung 1917, Mai).

Löwenstein, Fr. Prinz zu: Aufgaben d. deutschen Adels in d. Gegenwart (Deutschlands Erneuerung 1917, Mai).

Schmidt, A.: Kriegsfinanzen (Soziale Kultur 1917, März).

Strieder, J.: Belgien u. die deutsche Volkswirtschaft (Belfried 1917, H. 10/11).

## Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bergemann, F.: Deutsche Monatsnamen (Der Beobachter. Beil. zur Zeitung der 10. Armee 1917, Nr. 16).

## Deutsche Kunst.

Dobsky, A.: Der Krieg und die Zukunft der deutschen Kunst (Deutsche Volkskunst 1917, April).

## Deutsche Erziehung und Schule.

Holle, G.: Biologie im Unterricht nach dem Kriege (Pol.-Anthrop. Monatsschr. 1917, Febr.-März).

—: Züchtung — Zucht — Erziehung (Deutschlands Erneuerung 1917, Juni).

Meyer, E.: Schule u. Friedensziele, eine nationale Gefahr (Deutsche Hochschulztg. 1917, H. 1/4).

Neumann, R.: Die Umgestaltung d. höheren Schulwesens, e. Forderung völkischer Art (ebda.)

Schmidt, A.: Währungspolitik u. staatsbürgerl. Erziehung (Soz. Praxis 1917, Febr.).

Stählin, O.: Deutsche Erziehungsaufgaben (Deutschlands Erneuerung 1917, April).

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Eingabe des Deutschbundes zu den Friedensbedingungen.

Der Deutschbund richtete in Abwehr der sozialdemokratischen Friedensforderungen an den Herrn Reichskanzler folgende Eingabe:

Abgesehen von der Deckung aller Verluste an Leib und Leben über den Ersatz der vernichteten Werte hinaus ist die Kriegsentschädigung an Geld so hoch zu bemessen, daß sie neben einer dauernden wirtschaftlichen Schwächung der Gegner uns reichliche Mittel gewährt zur Lösung gemeinnütziger Aufgaben auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete.

Ein wesentlicher Teil der Kriegsentschädigung ist in Form von Rohstoffen zu liefern, um unserem Großgewerbe die sofortige Wiederaufnahme der Betriebe zu ermöglichen, dadurch unserer Arbeiterschaft lohnenden Verdienst zu sichern und den während des Krieges aufs Äußerste gestiegenen Bedarf an Waren des täglichen Gebrauchs zu decken.

Die Kriegsentschädigung hat aber nicht nur in Form von Barmittelzahlung und Rohstofflieferung, sondern vor allem in der von Landabtretung zu erfolgen.

Land in Europa brauchen wir zur Erweiterung des deutschen Volksbodens und damit Vermehrung der Volkszahl, zur Sicherung der Volksernährung aus eigener Bodenkraft, zur Steuerung der Landnot und zur Erprobung bodenreformerischer Aufgaben von weitgehendster Rückwirkung auf die zukünftige Gestaltung der inneren Zustände Altdeutschlands, zur Deckung des Bedarfs an Kohle und Eisen für die Verteidigung des Vaterlandes, endlich zur strategisch günstigeren Gestaltung unserer Reichsgrenzen, Land übersee ist uns nötig zur Sicherstellung kolonialen Rohstoffbezuges, zur Unterbringung eines Großteils unserer Industrieerzeugnisse und zur Schaffung von Stützpunkten unserer Flotte für den Schutz von Handel und Schiffahrt.

Das erreichbare Raummaß der Landabtretung ist natürlich abhängig von der endgiltigen Größe unseres Erfolges.

Die Neuerwerbungen vor unseren Grenzen sind zunächst als Grenzmarken zu verwalten; unter keiner Bedingung erhalten ihre Bewohner politische Rechte. Die letzteren sind, soweit sie fremdstämmig sind (Franzosen, Polen, Russen, Juden u. a.) von ihren Mutterstaaten zu übernehmen und durch deutsche Siedler aus dem Reiche und dem Ausland zu ersetzen. Großgrundbesitz in nichtdeutschen Händen ist zu enteignen, um Notabelnbildung zu verhüten.

Das politische und wirtschaftliche Ziel der Zukunft muß sein, die germanischen Staaten Mittel- und Nordeuropas zu einem Schutz- und Trutzbündnis und mit den wirtschaftlich abhängigen Rundstaaten zu einem geschlossenen Wirtschaftsgebiet zu vereinigen, räumlich groß, wirtschaftlich leistungsfähig und volkreich genug, um unabhängig neben anderen Weltwirtschaftsgebieten und, wenn nötig, gegen jede Gegnervereinigung bestehen zu können.

## Arbeit für einen deutschen Frieden.

Der Deutschbund beteiligt sich an den Arbeiten des „Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden", der „Auskunftsstelle vereinigter Verbände" und des „Hauptausschusses für Kriegerheimstätten"; der Bundeswart vertritt den Bund in den Beiräten aller drei Vereinigungen. Die Bundesleitung veranlaßte zahlreiche Beteiligung führender Mitglieder an den Kriegszieleingaben an die Bundesfürsten, den Reichskanzler, den Reichstag und die Einzelstaatsregierungen; auch beteiligte sich der Deutschbund an der Kundgebung der vaterländischen und wirtschaftlichen Verbände für einen deutschen Frieden. In zahlreichen Gegenden des Reiches übernahmen die Deutschbund-Gemeinden die Einrichtung von Ortsgruppen des „Unabhängigen Ausschusses", die Veranstaltung von Vorträgen über einen deutschen Frieden, die Verbreitung von einschlägigen Schriften und Flugblättern in vielen hunderttausenden von Abdrücken, so besonders in Westfalen, Hessen, Thüringen, Niederschlesien, Niederlausitz, Brandenburg, Posen. Zahlreiche Redner aus den Reihen des

Deutschbundes stellten sich der vaterländischen Sache zur Verfügung, so vor allem der Hauptgeschäftsführer des Alldeutschen Verbandes v. Vietinghoff-Scheel in Berlin, der Bundeswart Prof. Langhans in Gotha, Staatsanwalt Spatz in Kassel, Prof. Ad. Bartels in Weimar, Direktor Dr. Horn in Frankfurt, Oberlehrer Sickel in Görlitz, Prof. Dr. Sellmann in Hagen und viele andere. Als besonders wirksam erwiesen sich die einschlägigen Flugschriften von Deutschbund-Mitgliedern, wie „Der Siegespreis" (von Prof. Ad. Bartels), „Die Sicherheiten der deutschen Zukunft" (von v. Vietinghoff-Scheel), „Was sollen wir tun" (von Wilh. Kotzde), „Die demokratische Lüge und der Krieg" (von Dr. Schmidt-Gibichenfels), „Bismarck und die Engländer" (von Prof. Sellmann), „Der Krieg und die Friedensbewegung" (von Phil. Stauff), „Die Seele siegt!" (von Reinhold Braun), „Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden" (von Verlagsbuchhändler Joh. Lehmann), „Die Waffen hoch" (von Dr. A. Luerssen), sämtlich durch die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu beziehen (Preis je 50 Pf. bis 1 Mk.).

## Ein „Deutsches Reichsblatt" als politisches Volksbildungsmittel.

Der Ruf nach nationaler politischer Erziehung des deutschen Volkes erscholl lange vor dem Weltkrieg in der Erkenntnis, daß es unserm Volke noch immer in bedauerlichem Maße an Nationalbewußtsein und politischem Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, daß nicht nur in den unteren, sondern auch in den mittleren Schichten, ja sogar in den sog. „gebildeten" Kreisen häufig die einfachsten Kenntnisse von unserer Staats-Verfassung und -Verwaltung und sonstiger öffentlicher Einrichtungen fehlen. Die politische Elementarbildung ist aber die notwendige Voraussetzung für die zweckmäßige Erfüllung der Bürgerpflichten und die angemessene Wahrnehmung des Bürgerrechts. Auf ihrem Mangel beruht die politische Gleichgültigkeit und Untätigkeit der meisten Deutschen, ihre Verständnislosigkeit den großen Fragen ihres Volkes gegenüber. In der weitverbreiteten Unwissenheit über die einfachsten politischen Grundbegriffe finden die Lehren der Sozialdemokratie ihre stärkste Nahrung. Von den nationalen Verbänden ist zuerst der Deutschbund in die Bewegung für die staatsbürgerliche Erziehung durch die Schulen eingetreten, nachdem sein erster Bundeswart Dr. Friedrich Lange schon auf dem Bundestag zu Reichenberg in Deutschböhmen im Juni 1906 die Veranstaltung von Masseneingaben an sämtliche Bundesregierungen und dadurch die Anfachung einer allgemeinen Volksbewegung für diese Frage angeregt hatte. Als Bekrönung des Werkes aber hat im Auftrage des Deutschbundes im Jahre 1909 der jetzige Postdirektor Ehrhard den Vorschlag zu einem „Deutschen Reichsblatt" ausgearbeitet, das von den besten deutschen Schriftstellern bedient, bemüht wäre, alle staatsbürgerlichen Wissensgebiete in gemeinverständlicher Weise so zu erschließen, daß auch der einfachste Mann sich darin zurecht finden könnte. Dieses „Reichsblatt" sollte von Reichswegen jedem Reichsbürger zugestellt werden und der Reichs- und Landesregierung die Möglichkeit geben, um bei wichtigeren — politischen wie unpolitischen — Veranlassungen vor dem ganzen Volke den Zweck ihrer Maßnahme und Gesetzesvorlagen verkünden und absichtliche oder unabsichtliche Irrtümer und falsche Gerüchte sachlich widerlegen und richtigstellen zu können. Zweifellos ein ausgezeichnetes Mittel, um der heute von einer gewissen Parteipresse nur zu häufig betriebenen unheilvollen Brunnenvergiftung vorzubeugen! Man erkennt, von welcher Bedeutung es gerade für unsere nächste schwere Zukunft nach dem Kriege werden könnte. In wenn auch beschränktem Umfang ist dieser Deutschbund-Gedanke während des Weltkrieges Tatsache geworden in der „Deutschen Kriegswochenschau (D. K. W.). Zusammengestellt im Kriegspresseamt." Ausführlicheres auch über die technische Durchführungsmöglichkeit des Planes eines „Deutschen Reichsblattes" enthält die vom Deutschbund herausgegebene Schrift Ehrhards „Unter dem Reichsbanner", die von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha gegen Einsendung von 50 Pfennig (10 Stück für 3 M.) postfrei zu beziehen ist.

## Gegen das kommunale und parlamentarische Frauenstimmrecht.

Der Deutschbund unterstützte die Eingabe des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation an die beiden Häuser des Preuß. Landtages und an den Reichstag betr. Ablehnung des kommunalen und des parlamentarischen Frauenstimmrechts. Die Eingabe schließt mit den in unsern Tagen besonders beherzigenswerten Worten: „Die der Frauenbewegung und ihren Herrschaftsgelüsten höchst unbequeme Tatsache, daß es heute noch der Mann allein ist, der den Staat erbaut und ihn sowie das Haus und die Familie mit seinem Blut und Leben schützt, macht die Rechtlerinnen zu entschiedenen Gegnern des Militärwesens und einer kraftvollen patriotischen Erziehung der männlichen Jugend, der sie mit verweichlichenden Weltfriedensideen entgegenwirken. Und doch hätten gerade heute in der Zeit des furchtbaren Weltkrieges und der russischen Greuel in Ostpreußen die Frauen reiche Gelegenheit, sich von der unabänderlichen Tatsache zu überzeugen, daß es für wehrlose und schwache Kinder und Frauen in schlimmen Zeiten auch heute noch keinen anderen Schutz gibt als tapfere kriegstüchtige Jünglinge und Männer. Die Arbeit echter Frauen und Mütter muß es bleiben, ihre Söhne zu Männern zu erziehen, auf die sich das Vaterland in Not und Tod verlassen kann, die den Willen, den männlichen Mut und die Kraft haben, ihr Land, ihr Weib und Kind mit ihrem Herzblute zu verteidigen."

## Zur Begründung von vaterländischen Ortsausschüssen

haben eine Reihe von Deutschbund-Gemeinden, so besonders die Gem. Mark teils die Führung, teils eifrige Mitwirkung in einer Reihe wichtiger Städte ihres Bezirkes (so die gen. Gemeinde in Dortmund, Bochum, Hagen, Witten, Langendreer, Düsseldorf) unternommen. Diese Ortsausschüsse umfassen die Ortsgruppen aller bürgerlichen politischen Parteien und großen Vereine (Flottenverein, Wehrverein, Alldeutscher Verband usw.) und dienen der vorbereitenden Aufklärung der Volksmassen über unsere Kriegsziele und Friedensbedingungen. Es sei dringend empfohlen, auch anderwärts an die Gründung solcher Ortsausschüsse heranzugehen, da darin das zurzeit einzige Mittel liegt, bei Bekanntgabe der Friedensbedingungen sofort gerüstet und auf eine große zuverlässige Gefolgschaft gestützt den Kampf um die Zukunft des deutschen Volkes gegen ihre einheimischen Verkleinerer aufnehmen zu können. Es kann nicht eindringlich genug betont werden, wie wichtig es ist, den letzteren die Beeinflussung der breiten Schichten des Volkes nicht allein zu überlassen.

## Zeitungen ins Feld!

Die Feldgrauen, besonders die im Stellungskampf liegenden, haben fortgesetzt starke Sehnsucht nach Nachrichten aus der Heimat. Wenn sie auch fast überall die neuesten Nachrichten über unsere Siege rechtzeitig (durch amtliche Veröffentlichung) erfahren, so bewegt sie doch außerdem auch, was sich an Neuigkeiten in ihren engeren heimatlichen Verhältnissen zuträgt. Deshalb sind die heimatlichen Ortszeitungen stark begehrt.

Dieser Neigung kommen sozialdemokratische Stellen in geschickter Weise entgegen. Massenhaft und in ganzen Packen werden sozialdemokratische Zeitungen an die heimatlichen Truppenteile oder einzelne Soldaten gesandt. Und immer wieder lesen diese auch jetzt noch von einer Kulturgemeinschaft aller Völker, von der Kulturnotwendigkeit, daß auch ein siegreiches Deutschland das Selbstbestimmungsrecht der friedlichen Völker nicht antasten dürfe, von einem Übernationalismus der „Alldeutschen", von einem Lebensmittelwucher daheim, von dem einzig richtigen Patriotismus der Sozialdemokratie usw.

Diesem völkischen Übelstand entgegenzuwirken, bemühen sich Gemeinden und Pflegschaften des Deutschbundes in umfassender Weise durch Hinaussendung geeigneter Ortszeitungen. Ein Beispiel, das in weitesten Kreisen Nachahmung verdiente! Denn nur tausendfache Sendungen von Tausenden von Einzelstellen verbürgen nachhaltige Wirkung und sachlichen Erfolg. Soweit die nötigen Zeitungen nicht sonstwie zu beschaffen sind, sind die Verleger, schon aus Gründen der Reklame, gern zu unentgeltlicher Lieferung bereit. Es kann nur weiter heißen:

Sendet nationale Ortszeitungen regelmäßig ins Feld!

## Fünfundsiebzig der besten Deutschschriften.

(141.—160. Tausend).

Der Deutschbund, der sich in stiller Arbeit um die Wiedererstarkung des deutschen Volkstums bemüht, hatte bereits vor 15 Jahren durch eine öffentliche Umfrage und durch eine Abstimmung unter seinen Mitgliedern erforscht, in welchen Werken unserer vaterländischen Literatur sich deutsches Wesen am reinsten und kräftigsten offenbart. Dabei wurde bestimmt, daß die Zahl von 50 Schriften nicht überschritten werden sollte. Die inzwischen verflossenen Jahre haben Gelegenheit gegeben, das Ergebnis der ersten, mit aller erforderlichen Sorgfalt und Unbefangenheit getroffenen Auswahl einer ebensolchen Nachprüfung zu unterwerfen. Diese ließ bei aller Zurückhaltung bezüglich der neueren Erscheinungen eine Berichtigung und Erweiterung unabweislich erscheinen, die zu der Aufstellung von fünfundsiebzig Nummern führte.

Bezüglich der lyrischen und epischen Dichtungen würde die Aufzählung einzelner zu weit führen und zwecklos sein. Unter den Dichtern aber eine Auswahl zu treffen, würde Ungerechtigkeiten gegenüber den Nichtgenannten unvermeidlich machen, die uns manches echt deutsch empfundene Gedicht geschenkt haben. Dichtungen von Arndt, Bürger, Chamisso, Eichendorff, Geibel, Goethe, Groth, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben, Jensen, Körner, Mörike, Reuter, Rückert, Schenkendorf, Schiller, Schwab, Stieler, Storm, Uhland und manchen Neueren wolle man in den empfohlenen Sammlungen suchen.

Der Deutschbund veröffentlicht diese Arbeit in der Überzeugung, daß, wie sie zwar aus reiner leidenschaftlicher Liebe für das Deutschtum, aber zugleich aus einem unbestochenen Urteile entstanden ist, sie auch die freie Zustimmung der Mehrzahl aller deutschgesinnten Gebildeten finden werde. Kann sie aber anerkannt werden, so darf sie auch den Anspruch machen, ein Wegweiser zu sein sowohl für unsere Selbsterziehung, wie namentlich zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes.

In diesem Sinne wünschen wir dem Deutschschriften-Verzeichnisse die weiteste Verbreitung im deutschen Volke und empfehlen es besonders der Beachtung deutscher Eltern, wenn sie zum Geschenke für ihre Kinder, so weit diese schon im reiferen Alter stehen, nach Büchern verlangen, aus welchen der angeborene Trieb zu deutschem Wesen edle Nahrung empfangen und zu bewußter Liebe erhöht werden könnte.

## „Aus deutschem Herzen".

Der Entschluß des Deutschbundes, den lyrischen und lyrisch-epischen Bestand der deutschen Volksseele in einer besonderen Sammlung zu vereinigen, hat zur Herausgabe eines Bandes von 365 Seiten unter obigem Titel geführt. Eine Arbeitskammer unter Führung von Pfarrer Karl Beyer in Rostock, dem bekannten Verfasser mecklenburgischer historischer Romane, unterzog sich der mühsamen Auslese, der Altbundeswart Dr. Friedrich Lange hat das Buch mit einem Vorwort eingeleitet. Keine jener „Blütenlesen", in denen die „süß" duftenden Blumen in der Mehrzahl zu sein pflegen, noch weniger eine „patriotische" Sammlung, die zur Vaterlandsliebe erziehen möchte. Vielmehr eine Sammlung, aus der dem Leser ein volltöniger und doch in jedem Tone echter Akkord aus dem Gemütsleben der deutschen Volksseele entgegenrauscht. Ein Zeugnis mehr von dem neuen deutschen Geiste, der nicht auf die Welt verzichtet, indem er sich immer fester in sein Eigen einwurzelt, sondern nun erst recht und nachhaltig sie zu erobern gedenkt! Möge auch dieses Buch das Recht zu solchem Eigenbewußtsein erweisen und jedem deutschen Leser die Freude daran vermehren! — „Aus deutschem Herzen" ist postfrei von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha gegen Einsendung von 1.75 Mark (für die Ausgabe in Goldschnitt), von 1.20 Mark (für die in Rotschnitt) zu beziehen. (Postscheckkonto Leipzig Nr. 15049).

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thüringen.

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 6 | Juni 1917


**Die Welt beurteilt unſer Handeln nicht nach unſern Gründen, ſondern nach dem Erfolg.**

Friedrich der Große.

## Pazifismus und Raſſenlehre.

Von Karl Felix Wolff, Bozen.

Bis zum Überdruſſe haben wir ſeit drei Jahren leſen müſſen, der Krieg ſei ein Wahnſinn und ein Verbrechen an der Menſchheit. So ſchrieben die Blätter der goldenen und der roten Internationale, ſo predigte auch der Überchriſt Profeſſor Foerſter, dem das Deutſche Reich zu heidniſch iſt, der aber neuerdings mit den Sozialdemokraten Hand in Hand geht (ſiehe „Arbeiter-Zeitung“ Nr. 147). Die Verbohrtheit, mit der die Pazifiſten vor der ungeheuren, geradezu kosmiſchen Größe des Weltereigniſſes ihre Augen verſchließen und dort, wo der Schöpfer in erhabenſter, wenn auch furchtbarſter Weiſe waltet, nur kleinliche Menſchenbosheit und Menſchenhabgier ſehen wollen, — dieſe grenzenloſe Verbohrtheit, die uns biologiſch Denkenden lächerlich erſcheint, hat gleichwohl infolge reger Werbetätigkeit weite Kreiſe — zumal in den feindlichen Ländern — ergriffen und ſchlimme Früchte gezeitigt. Die faſt unbegreifliche Erbitterung unſerer Feinde und die dadurch bedingte Verwilderung der Kriegführung entſpringt größtenteils jener pazifiſtiſchen Irrlehre. Der Pazifismus hätte die Menſchheit — wie uns verkündet wurde — erheben ſollen, tatſächlich ſtieß er ſie aber in eine Pſychoſe

hinein, die menschenunwürdig ist. Diese Psychose, die man in früheren Kriegen nicht kannte, wird durch einzelne Vorfälle blitzartig beleuchtet. So las ich jüngst in einem großen Nachrichtenblatte:

„Bei den Kämpfen im Westen ist folgender französischer Befehl in unsere Hände gefallen:

Tagesbefehl der 3. Armee, Nr. 36, 1917.

Am 26. März haben sich im Gefangenenlager zu Noyon zwei Fliegerleutnants in kameradschaftlicher Weise mit zwei gefangenen deutschen Fliegeroffizieren unterhalten und ihnen beim Abschied die Hand geschüttelt. Wenn es auch militärische Pflicht ist, einen im tapferen und ehrlichen Kampfe besiegten Feind zu achten, so beweist es doch einen bedauerlichen Leichtsinn und eine unbedingte Verkennung des uns zugeschriebenen Charakters, wenn wir einem Gegner Wohlwollen und Zuneigung auf dem Tatort seiner Verbrechen (!) und vor Augen der Bevölkerung, die durch ihn gelitten hat, zeigen. Der Armeeführer geißelt durch Tagesbefehl das unentschuldbare Verhalten der beiden Offiziere gegen einen Feind, den man nur hassen darf.

gez. Humbert. —

Zusatz der 25. Division:

Diese beiden Flieger sind Schweinehunde und Idioten! Ich spucke ihnen voll Verachtung ins Gesicht! Sollte ich durch unglücklichen Zufall die Hand eines Boche berühren, so würde ich sofort meine Hand in einen Topf voll ..... (im Urtext pot de merde) stecken, um sie wieder zu säubern.

gez. Levi, General und Kommandeur der 25. Division."

Das betreffende Nachrichtenblatt meint anschließend, zu dieser Äußerung der Vorkämpfer für französische Kultur und Menschenwürde erübrige sich jeder Zusatz. Das ist aber nicht richtig; der Vorfall verdient im Gegenteil eine gründliche Betrachtung und zwar in mehrfacher Hinsicht.

Bemerkenswert für den Rassenkundigen ist zunächst der Unterschied zwischen der kalten, nur der allgemeinen Umweltstimmung entspringenden Feindseligkeit des abtrünnigen Halbgermanen Humbert*) und dem glühenden, gleichsam aus dem Blute herauskochenden, mit niedriger Ausdrucksweise gepaarten Hasse des Herrn Levi.

Weiter läßt der Vorfall erkennen, daß unsere Feinde — abgesehen von jenen zwei unglücklichen weißen Raben — den Begriff der Ritterlichkeit verloren haben. Und das kommt von der Entgermanisierung, die bei den romanischen Völkern mit der Inquisition und den Hugenottenkriegen einsetzte und von der französischen

*) Huni-bercht = der im Kampfe mit den Hünen Glänzende. Hüne, älterer Heune, mhd. Hiune = Riese.

Revolution, sowie von dem neuen, demokratischen Italien vollendet wurde. Der Sklavenaufstand gegen die germanische Oberschichte — wie Driesmans diesen Vorgang treffend nennt — fegte das germanische Blut bis auf geringe Reste hinaus und zerstörte die germanische Weltanschauung, die seit der Völkerwanderung gemeineuropäisch gewesen war.

Im 16. und 17. Jahrhundert kam es häufig vor, daß beim Beginn einer Schlacht die Offiziere vor die Stirn der aufmarschierten Heere traten, um sich zu grüßen und sich gegenseitig die Eröffnung des Feuers anzutragen. Diese Offiziere — mochten sie englisch, französisch, spanisch oder italienisch reden — waren noch germanischen Geblütes, waren Normannen, Franken, Goten, Langobarden, und germanisch war daher auch ihre Weltanschauung. Für die großartige Poesie, für die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Krieges und für die menschenfreundliche Hochwertung des Gegners, die ein solches Handeln voraussetzt, haben die heutigen Romanen, aber auch unsere Pazifisten, keinen Sinn, weil sie nicht ritterlich, d. h. germanisch zu fühlen vermögen.

So stehen wir vor der erstaunlichen Tatsache, daß die überwiegende Mehrheit der Menschen den englischen Krieg — obwohl er in erster Linie der Zerstörung des deutschen Handels galt — billigt, den deutschen Krieg jedoch verdammt. Nur durch die Unvereinbarkeit ungermanischen und germanischen Fühlens läßt sich das verstehen. Trotzdem hätte man selbst den Kampf zwischen so scharfen Gegensätzen in ehrlicher, menschenwürdiger Weise austragen können. Daß dies möglich ist, bewies uns vor kurzem der japanisch-russische Waffengang, bei dem das Völkerrecht doch im großen und ganzen geachtet wurde. Die Leute, welche damals im fernen Osten miteinander kämpften, waren eben auch noch nicht vom Pazifismus angekränkelt. Aber in den europäischen Krieg, in den Krieg jener Völker, die auf ihre „Zivilisation" so stolz sind, trug der Pazifismus ein vergiftendes Moment hinein. Besonders bei den Franzosen herrscht ganz allgemein die Auffassung, daß Deutschland durch seine Kriegserklärung ein Verbrechen begangen habe und infolgedessen Haß und Verachtung verdiene. Und diese Auffassung entspringt jenem ungermanischen, demokratisch-pazifistischen Gedankengange, der jetzt auch schon in Deutschland nur allzu viele Anhänger hat. Uns rassenbiologisch Denkenden, die wir im Kriege eine gewaltige Entwicklungserscheinung sehen, kann es niemals verbrecherisch oder schändlich vorkommen, wenn andere Völker uns bekriegen; denn der Krieg an sich, so schrecklich er sein mag, ist eine ehrliche Sache; wir verabscheuen unsere Gegner nur, wenn sie Heimtücke bezeugen, oder wenn sie Unmenschlichkeiten begehen, Gefangene mißhandeln, Verwundete niedermetzeln u. dgl. Die neuzeitliche demokratisch-pazifistische Bewegung aber, die den Krieg an sich so sehr verdammt, hat ganz offenbar zur Vertiefung der gegenseitigen Erbitterung und zur Vermehrung der Kriegsgreuel beigetragen, indem sie den kämpfenden Volksheeren die falsche Meinung

einimpfte, der Krieg an sich sei ein Verbrechen. Diese Meinung verleitet den Soldaten zur Ungerechtigkeit gegen den Feind und zu Ausschreitungen — sie bringt in den Krieg ein psychologisches Moment, das ungermanisch, unritterlich, menschenfeindlich, ja geradezu unsittlich ist.

Man hat der Rassenlehre vorgeworfen, daß sie die Völker aufeinander hetze. Auch Baumgarten in seiner Schrift „Das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika" scheut sich nicht, diesen abgeschmackten Vorwurf wieder aufzuwärmen. Weiß Baumgarten, daß die Wahrheiten der Rassenlehre auf dem besten Wege waren, sogar Franzosen und Deutsche einander nahe zu bringen? Ich will hier nicht von Gobineau sprechen, weil sein Auftreten in eine weltpolitisch ruhige Zeit fällt (1853), auch nicht von Guizot, der dem fränkischen Einschlag der Franzosen eine außerordentliche Bedeutung beimaß, wohl aber von Roget de Belloguet („Ethnogénie Gauloise", 1872), d'Arbois de Jubainville („Les premiers habitants de l'Europe", 1877, und „Les Celtes depuis les temps les plus anciens", 1904) und Mignet („Études historiques", 1885); alle diese Forscher sind auf Grund ernsthafter Beschäftigung mit Völkerkunde und Rassenlehre zu Bewunderern der Germanen geworden; in begeisterten Äußerungen feiern diese französischen Gelehrten die „force régénératrice" und die „flots fécondants" der germanischen Invasion! Daß es aber nicht bei diesen theoretischen Betrachtungen blieb, sondern daß die Franzosen auch sehr ernsthafte politische Folgerungen aus der Rassenlehre zu ziehen wußten — Folgerungen, die nichts weniger als verhetzend gegen Deutschland wirkten, beweist uns der Sozial-Anthropologe Lapouge, einer der überzeugtesten Anhänger der Rassenlehre; auf Seite 495 seines grundlegenden Werkes „L'Aryen, son rôle social" (Paris, 1899) erörtert Lapouge die Gefahren, die der ganzen europäischen Menschheit von dem immer mehr anwachsenden, halbasiatischen Riesenreiche Rußland drohen und kommt zu dem, bei einem Franzosen überraschenden Ergebnisse:

„L'Allemagne est le bouclier de l'Occident contre l'invasion russe. Tant que le bouclier tiendra, la civilisation que nous avons pourra durer. Dès qu'il sera rompu, je crois que l'Empire des Tsars s'étendra aussitôt jusqu'aux limites extrêmes, à l'Atlantique et à la Méditerranée". (Deutschland ist der Schild des Westens gegen den russischen Einbruch. Solange der Schild aushält, wird auch die Zivilisation, die wir haben, bestehen können. Sobald er aber zermalmt sein wird, glaube ich, wird das Zarenreich sich alsbald bis zu den fernsten Grenzen ausdehnen, bis zum Atlantischen Ozean und bis ans Mittelmeer.)

Gegen diese Gefahr empfiehlt Lapouge einen Bund der Westvölker. Und nun kommt das Allererstaunlichste:

„La coalition occidentale peut se faire sous l'hégémonie de l'Allemagne". (Der Westbund kann erstehen unterder Vorherrschaft des Deutschen Reiches.)

Zu solcher Erkenntnis gelangte ein Franzose auf Grund seiner Forschungen im Bereiche der Rassenlehre! Und das im Zeitalter des Revanche-Gedankens!

Die Rassenlehre verhetzt nicht; sie klärt vielmehr das Weltbild, denn sie gehört zu den Naturwissenschaften und hängt aufs innigste mit der Biologie zusammen, d. h. mit der allgemeinen Lehre vom Leben. Von diesem hohen Standpunkt aus vermag die Rassenlehre auch den Krieg viel voraussetzungsloser und gerechter zu beurteilen, als der in Kümmernis und Bitterkeit versunkene, jedes wissenschaftlichen Haltes bare Pazifismus.

Mit der ruhigen, abgeklärten Überzeugung des Gelehrten äußert Lapouge über den Krieg:

„La lutte des grandes nations est une nécessité naturelle", S. 501.
(Der Kampf der großen Völker ist eine natürliche Notwendigkeit.)

Das klingt anders als die leidenschaftliche Klage der Pazifisten über Niederträchtigkeit, Wahnsinn und Verbrechen. Nach Lapouge ist der Krieg ein Weltgeschick, das über die Völker kommt und sie unentrinnbar in seinen Bann schlägt. Dann brauchen sich aber die Kriegführenden nicht mehr gegenseitig Verbrecher zu schimpfen, brauchen sich nicht zu verleumden, zu verabscheuen und unmenschlich zu mißhandeln. Dann kommt auch die Ritterlichkeit wieder zu Ehren und die Leute, die sich ritterlich benehmen, sind keine „Schweinehunde und Idioten" mehr. Beide Teile kämpfen, weil sie mit der Gewalt von Naturgesetzen darauf hingewiesen werden; in eine andere Ausdrucksweise übertragen heißt das: beide Teile tun ihre Pflicht!

Bezeichnenderweise ist diese Anschauung bei den einfachen Soldaten an der Kampffstirn sehr verbreitet; nur geben sie sich keinerlei Rechenschaft über die tieferen Ursachen.

Der Pazifismus führt zur Verwirrung und Verbitterung, die rassenbiologische Auffassung vom Kriege aber führt zum Verständnis und durch das Verständnis zur Mäßigung und Bescheidenheit, zur Achtung des Feindes, zur Anerkennung seiner Leistungen und seiner Ideale, dadurch aber auch zur vollen Höhe der Menschenwürde und des Menschheitsbewußtseins — auf einer Bahn, die freilich nicht so triebhaft leicht zu wandeln ist, wie die pöbelhaft niedrige der bangen Kriegsfurcht und des zügellosen, blindwütigen Hasses gegen den Feind!

# Deutsche vaterländische Dichtung.

Ein Vortrag von Adolf Bartels, Weimar.

(Schluß.)

Der dann einsetzende **Aufschwung der deutschen Dichtung zur klassischen Höhe** bringt bald auch einen solchen der vaterländischen Poesie. Schon Hallers „Alpen" sind so etwas; denn der Schweizer Dichter stellt die Natureinfalt der Gebirgsbewohner der höfischen und städtischen Überkultur gegenüber und wirkt dadurch unbedingt national. Der erste große deutsche vaterländische Sänger aber wird Klopstock. Man hat ihm in neuerer Zeit sehr Unrecht getan, ward er doch von unsern modischen Literaturgelehrten fast nur noch in spöttischem Tone behandelt, vergleichen Sie beispielsweise Erich Schmidts „Lessing". Aber Klopstock ist unbedingt der erste Deutsche, der das moderne Nationalgefühl gehabt hat, und das will etwas sagen. Auch seine Wendung zur nordischen Mythe und Sage wollen wir nicht unterschätzen, mag da auch einiges Kuriose, wie der Glaube an die Barden, mit untergelaufen sein. Von den Oden Klopstocks ist fast der größere Teil patriotisch, so gleich der 1749 gedichtete „Heinrich der Vogler":

„Der Feind ist da, die Schlacht beginnt,
Wohlauf, zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland."

Das Gedicht ist sehr wichtig geworden, weil es die Strophe der „Chevy-chase" der englischen Cheviot-Jagd-Ballade, die dann fast alle deutschen Sänger benutzt haben, wenn auch zunächst ungereimt, bei uns einführt. — Sehr bekannt ist auch Klopstocks Gedicht auf Hermann und Thusnelda, und dann folgt eine ganze Reihe von Oden, in denen er sich mit dem Ausland auseinandersetzt: „Wir und Sie", „Mein Vaterland" (1768) mit dem Eingang „So schweigt der Jüngling lang" und der schönen, heute wieder öfter angeführten Strophe:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist."

Ziemlich bekannt ist auch Klopstocks „Vaterlandslied": „Ich bin ein deutsches Mädchen" geblieben. Mehr und mehr wird er dann sogar politischer Dichter, richtet Gedichte an Friedrich den Großen, an Kaiser Joseph II. usw. Die französische Revolution begrüßt er mit der Ode „Sie und nicht wir", muß dann aber seinen Irrtum in Bezug auf die französische Völkerbeglückung eingestehen. — Genannt zu werden verdienen doch auch seine Bardiete mit Hermann dem Cherusker als Helden, wie denn überhaupt die ganze Bardendichtung nicht so verächtlich ist, wie man sie immer hinstellt. Gewiß ist bei Klopstock eine bestimmte

Verstiegenheit nicht zu leugnen, aber seine Gesinnung ist über allen Zweifel erhaben, und sein Gefühl ist stark.

Neben Klopstock taucht sehr bald Gleim auf, der Sänger der „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ (1758), die meist in der Chevy-chase-Strophe verfaßt sind. Lessing hat sie bekanntlich empfohlen, und auch Goethe hat sie gelobt; sie haben auch ihre Vorzüge, wenn sie auch echt volkstümlich nicht sind: Man vergleiche die Anschaulichkeit in der bekannten Strophe:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.“

Friedrich der Große ist durch die Gleimsche Lyrik immerhin achtunggebietend in die deutsche Literatur getreten, und Vater Gleim hat auch später nicht aufgehört, patriotisch zu singen. So stammt noch aus der Revolutionszeit das Lied „An die Lobredner des Auslandes“:

„Laßt uns Deutsche sein und bleiben:
Deutscher Handschlag steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Das sei deutschen Herzens voll.“

Er steht ja in der zeitgenössischen Literatur nicht allein: Joh. Peter Uz dichtete eine mächtige „Ode an Deutschland“ („Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germanien sein Eingeweide“), Ewald Christian von Kleist schrieb die Ode an die preußische Armee und das kleine Epos „Cissides und Paches“, das trotz seines antiken Gewandes ganz preußisch ist. Auch Ramler und die Karschin sollen nicht vergessen sein. Dann gehört ja auch Lessing in diesen Kreis: Sein „Philotas“ ist so gut preußisch wie „Cissides und Paches“, und „Minna von Barnhelm“ ist nicht nur das beste, sondern auch das preußischste Lustspiel unserer Literatur. Was Lessing gelegentlich gegen den Patriotismus gesagt hat, kann recht wohl aus seinem Widerspruchsgeist erklärt werden. — Freilich, auf der Höhe Klopstocks war er nicht, überhaupt vermissen wir in dieser ganzen ausgesprochen preußischen Dichtung die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, die gerade in der vaterländischen Dichtung erwünscht sind. Sie sind erst durch den Sturm und Drang gekommen. Bei Matthias Claudius haben wir sie schon. Wen störte die Bardenlegende in „Stimmt an mit hellem hohen Klang“? Wer fühlte nicht sein Herz schlagen, wenn es in „Bekränzt mit Laub“ heißt:

„Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle —
Wie wär er sonst so gut?
Wie wär er sonst so edel und so stille,
Und doch voll Kraft und Mut?“

Und auch Schubart, der Schwabe, hat die Unmittelbarkeit und wird einer unserer stärksten politischen Dichter: Sein „Hymnus auf Friedrich den Großen“, sein „Kaplied“, seine „Fürstengruft“ sind nicht nur nicht aus der deutschen Literatur,

sondern selbst aus der deutschen Geschichte kaum fortzudenken. — Alle Hainbunddichter haben dann, von Klopstock her, den vaterländischen Klang, wenigstens so lange sie jung sind: Voß, Miller, vor allem Friedrich Leopold von Stolberg, der nicht nur kräftige Oden schafft, sondern auch schon deutschromantische Lieder („Sohn, da hast du meinen Speer", „Mein Arm wird stark und groß mein Mut") fertig bringt und noch unter den Sängern der Freiheitskriege ist. Als eine Art Nachzügler des Hainbundes kann man dann beispielsweise Schmidt von Lübeck auffassen, von dem wir die schönen Lieder „Von allen Ländern in der Welt" und „Vom alten deutschen Meer umflossen", dies das stärkste Hoffnungsgedicht aus der Napoleonischen Zeit, haben, und noch Ernst Moritz Arndt geht eigentlich vom Hainbunde aus.

Aber zunächst haben wir noch unsere **eigentliche klassische Dichtung**, die Höhe zu betrachten. Im allgemeinen gilt sie ja als kosmopolitisch und humanistisch, als vaterländisch nicht besonders stark, aber man täuscht sich da doch vielfach. Ich habe einmal ein kleines Buch, „Weimar, die klassische Literaturperiode in ihrer nationalen Bedeutung" geschrieben, und muß Sie darauf verweisen, wenn Sie sich mit der Sache gründlicher befassen wollen. Herder war zwar Humanus, Menschheitsprediger, aber daneben doch auch ein guter deutscher Patriot: Er hat vaterländische Oden geschrieben, in denen er schon das Zusammengehen Preußens und Österreichs empfiehlt. Daß der „Sturm und Drang", der zur Natur zurück wollte, ausgesprochen völkisch war, brauche ich nicht nachzuweisen. Goethes „Götz", „Werther", „Egmont", vor allem auch der „Faust" zeugen da gar zu deutlich. Der „Faust" ist, mit dem Nibelungenliede, wie ich schon ausgeführt habe, sogar die Höhe unserer völkischen Poesie, weil eben das ganze deutsche Wesen drin ist: kein anderes Volk kann ihm Gleiches aufweisen. Deutscher Geist ist auch in den Sturm und Drang-Dramen Schillers, trotz aller revolutionären Gesinnung — ich erinnere nur an die deutschen Hiebe im „Fiesco". Die sogenannte klassizistische Epoche um 1800 bringt dann freilich wieder etwas Kosmopolitismus, aber doch nicht eigentlich auf Kosten des deutschen Volkstums. In „Hermann und Dorothea" tritt doch auch den französischen Revolutionskriegen gegenüber recht kräftige deutsche Gesinnung zutage, und in Schillers „Jungfrau von Orleans" ist trotz des fremden Stoffes auch so etwas, stammt doch das Wort:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre"

daher. „Wilhelm Tell" hat ja dann die Freiheitskriege geradezu mit vorbereitet. Man tadelt immer noch Goethes Napoleon-Bewunderung. Ja, das Recht, den großen Mann eines fremden Volkes zu bewundern, wird man großen Männern wohl nie absprechen können. Im übrigen darf man nicht übersehen, daß Goethes Leben sehr lang ist und verschiedene natürliche Entwicklungen aufweist: Er ist

von dem alten deutschen Reichsgefühl des freien Reichsstädters über das Kulturdeutschtum, das er auch in der napoleonischen Zeit festhielt, doch allmählich zum modernen Nationalgefühl gelangt. Das bricht dann in „Des Epimenides Erwachen“ durch. Die berühmte Stelle:

„Doch schäm ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn,
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin“,

darf man doch wohl als Schuldbekenntnis deuten, und jedenfalls ist kaum etwas kräftiger Nationales zu denken als das Schlußlied:

„So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu,
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.“

Wie dann der alte Goethe auch politisch mannigfach gescheiter war als die meisten seiner Zeitgenossen, können Sie aus Eckermanns Gesprächen ersehen.

Die richtige natürliche Unterlage hat unser Nationalgefühl freilich noch nicht durch die Klassik, sondern erst durch die Romantik erhalten, die zum Mittelalter und dadurch auch zum Germanentum und starkem Deutschtum zurückführte und die Wissenschaft der Germanistik, im weitesten Sinne, erst schuf. Man lese August Wilhelms und Friedrich Schlegels Vorlesungen, Tiecks Dichtungen aus alter Zeit, die Arbeiten der Gebrüder Grimm, und man merkt gleich, daß das volle Verständnis für deutsches Volkstum nun allmählich gekommen ist. Friedrich Schlegel ist 1809 auch als vaterländischer Dichter aufgetreten, und auch von den jüngeren Romantikern wie Achim von Arnim und Clemens Brentano haben wir patriotische Gedichte. Die bedeutendste Erscheinung unter diesen ist ja Heinrich von Kleist, und der darf in der Reihe der nationalen Dichter am allerwenigsten fehlen, da die nationale Not zur Napoleonischen Zeit und der grimme Widerstand dagegen nirgends deutlicher offenbar wird als bei ihm. Er ist ja nicht unmittelbar an der Not des Vaterlandes zugrunde gegangen, seine Natur und sein Dichterschicksal als solches tragen die Hauptschuld. Aber mitgewirkt zum Selbstmord hat die Verzweiflung am eigenen Volke doch auch. Ich brauche Ihnen über die „Hermannsschlacht“, die etwas wie ein Aufruf zum Verzweiflungskampfe ist, nichts zu sagen, und auch nicht über den „Prinzen von Homburg“, unser bestes nationales Drama. Aber sehen Sie sich die Lyrik Kleists einmal wieder an, das schöne Sonett an die Königin Luise, das Gedicht „Germania an ihre Kinder“ mit der wilden Strophe:

„Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot, das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!",

das ergreifende „Letzte Lied", angeblich aus dem Zeitalter Philipps von Mazedonien, ganz Tragik! Und der neue Morgen war doch so nahe.

Die eigentlichen Träger der **Freiheitskriegsbewegung** sind natürlich andere Männer als Kleist, sind nicht unglückliche Dichter, sondern starke Kämpfer, Denker und Hoffer. Im Jahre 1806 tritt der 1. Band von Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit" hervor, im Jahre 1810 folgt Friedrich Ludwig Jahns „Deutsches Volkstum", und wer diese Werke kennt, der weiß, warum das deutsche Volk nicht untergehen konnte. Arndt wird ja dann der hauptsächlichste Sänger der Freiheitskriege. Seine vaterländische Dichtung setzt verhältnismäßig früh ein: Schon 1803 hat er ein „Lied der Freien" („O selig, wem fürs Vaterland der fromme Kampf gefällt"); 1806 liegt das 1. Eisenlied, „Lob des Eisens" („Gold schreit die feige Welt, und Gold macht feige Knechte"), aus dem Jahre 1810 stammt der „Schlachtgesang" („Zu den Waffen, zu den Waffen, als Männer hat uns Gott geschaffen"), 1812 kommt dann das bekannteste und wohl auch kräftigste aller Lieder Arndts, das „Vaterlandslied" oder 2. Eisenlied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte". Und jetzt bricht die volle Flut los, es folgen 1813/14 unmittelbar aufeinander das Lied vom Schill, das Lied von Gneisenau, das Lied von Dörnberg, Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann (diese kirchenliedähnlich), „Was ist des Deutschen Vaterland", „Deutscher Trost", „Wer ist ein Mann?", „Die Leipziger Schlacht" („Wo kommst du her in dem roten Kleid?"), „Das Lied vom Feldmarschall" („Was blasen die Trompeten?"), „Das Lied von Stein", dazu 1815, gewissermaßen als Abschluß, „Sind wir vereint zur guten Stunde", noch heute unser schönstes deutsches Bundeslied. Kein Zweifel, die Dichtung Arndts steht, als Ganzes gesehen, am höchsten in unserer patriotischen Lyrik, sie ist die schlichteste und kraftvollste, dabei doch sehr vielseitig. Welchen Dank der Dichter nach den Freiheitskriegen für seine vaterländische Arbeit empfing, ist ja bekannt: Er wurde einfach um seine Wirksamkeit gebracht. Darum hörte er doch nicht auf, für Deutschland zu empfinden, zu kämpfen. „Und rufst du immer Vaterland und Freiheit, will das Herz nicht rasten?" rief er sich selber 1837 zu. Als Thiers 1840 „die Welschen aufgerührt" hatte, fand Arndt die mächtigen Klänge: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran und wollen die Welschen ihn haben". 1849 schrieb er den ergreifenden Abschied von Frankfurt, und noch 1856, als er 87 Jahre alt war, gelang ihm sein drittes Eisenlied, das er als Schluß aller Lebensverse bezeichnete:

„Könnt ich Löwenmähnen schütteln
Mit dem Zorn und Mut der Jugend,
Wie gewaltig wollt ich rütteln
An des Tages blasser Tugend,
An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen?
Die der Väter Heldenschatten
Nur als Leichenschatten kennen.

Eisen galt in meinen Tagen.
Horch ich solchen Stundenweisern,
Hör ich sagen, fragen, klagen,
Eisern sei ich, übereisern.
Fern sei mir das Los gefallen
Von den edlen Glanzmetallen,
Fern, o fern von jenen allen,
Woraus feine Klänge schallen.

Weg vom Silber denn, vom Golde!
Hin, wohin die Weiser weisen!
Trage, wie dein Schmied es wollte,
Trage mutig durch dein Eisen!
Preis ihm, der es hat geschmiedet!
Nimmer magst du würdig preisen,
Nimmer, was die Welt befriedet,
Was die Welt erhält, das Eisen.

O du Segensglanz des Pfluges,
Gold der Ähren, Gold der Reben;
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben.
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Bestes Ding von besten Dingen —
O, ich könnte tausend Psalter
Voll von deinen Ehren klingen.

Darum Preis dem Rauhen, Harten,
Preis dem Menschenschirmer Eisen!
Mag vom Blanken, Feinen, Zarten
Sich ein andrer seines preisen!
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir echter Männergluten,
Gönn' ich gern den weichen Seelen
Volle Weibersehnsuchtsfluten."

Arndt ist heute viel zu wenig bekannt. Auch in seinen Prosaschriften steckt weit mehr, als selbst Heinrich von Treitschke wußte, steckt schon moderne Rassenerkenntnis und vernünftige konservative oder Volkstumspolitik. Wir werden nach dem Kriege vielfach zu ihm zurückkehren müssen.

Und so wunderbar groß war die Zeit der Freiheitskriege, daß sie neben den Vaterlands-Sänger Arndt noch drei andere, fast ebenso viel bedeutende stellte. Da ist ja zunächst Theodor Körner, der Vertreter der begeisterten Jugend, der Träger des Schillerschen Idealismus, den Sie alle noch von ihren Schultagen her kennen, und über den ich mich also kurz fassen kann. Körners „Leyer und Schwert" hat echtes Feuer und gibt gewissermaßen ein vollständiges Bild der Kriegerlaufbahn jener Tage vom Aufruf des Königs und der kirchlichen Einweihung der Freischar an bis zum todwund im Gehölze liegen, kann also garnicht veralten, da die deutsche Jugend immer wünschen wird, dies alles Lützows Freischar („Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?") nachzuerleben. — Und neben Körner steht Max von Schenkendorf, der Romantiker, frommer, zarter und feiner als die andern, mehr in der Vergangenheit lebend, aber eben darum auch der Kaiserherold, der Rufer nach der neuen Reichsherrlichkeit. Von seinen zahlreichen Gedichten sind wohl außer „Freiheit, die ich meine" „Die Feuer sind erglommen", „Erhebt euch von der Erde", „Wie mir deine Freuden winken", das

wunderschöne Siegeslied, die bekanntesten. Am meisten Eindruck gemacht hat es mir immer, daß er auch den Mut zum Schuldbekenntnis fand: „Wir haben alle schwer gesündigt, so Fürst als Bürger, so der Adel, hier ist nicht einer ohne Tadel." Aufrichtig gestanden, dies Schuldbekenntnis fehlt mir ein bißchen in unserer Zeit, wir schieben einander gegenseitig die Schuld zu. — Endlich ist da noch Friedrich Rückert, im Grunde schon moderner Dichter, der Verfasser der „Geharnischten Sonette" und so manches kräftigen, auch volkstümlichen Stückes wie „O wie ruft die Trommel so laut" oder „Kann denn kein Lied krachen mit Macht". Er hat auch politische Napoleon-Komödien geschrieben, an die Hauptmanns schwaches Festspiel von 1813 sehr stark erinnert, und 1817 gab er sein „Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich", ein Lied, das zur neuen Reichsgründung sehr viel beigetragen hat. In der „Straßburger Tanne" sah er schon die Zurückgewinnung Elsaß-Lothringens voraus. Wahrlich, diese Dichter der Freiheitskriege waren einzigartige Männer, wie sie seitdem nicht allzu häufig wiedergekehrt sind. Und es stehen noch viele andere um sie herum, die Romantiker Fouqué und Eichendorff, Friedrich Förster, Ludwig Giesebrecht und wie sie alle heißen. Dazu klingt noch das Volkslied so frisch wie je. Man tut gut, in unserer schweren Zeit häufiger zu dieser mächtigen Kriegsdichtung zurückzukehren.

Nach den Freiheitskriegen, schon sehr bald kommt darauf eine neue **politische Lyrik** auf. Hier steht Ludwig Uhland an der Spitze, der auch einige Freiheitskriegslieder gedichtet hat und am 18. Oktober 1816 sein bekanntes Gedicht „Wenn heut ein Geist herniederstiege" schrieb. Eine größere Anzahl Gedichte hat er dann dem Kampfe um das gute alte Recht in seiner Heimat Württemberg gewidmet — er war ein Demokrat, aber beileibe kein internationaler, sondern einer der besten Deutschen, die je gelebt haben. Seine beiden Dramen „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier" sind auch echte nationale Poesie. — Auf gutdeutschem Boden wie Uhland stehen auch die sogenannten burschenschaftlichen Dichter: die Gebrüder Follen (deren Radikalismus allerdings gefährlicher war als der Demokratismus Uhlands), Hans Ferdinand Maßmann, von dem „Ich hab mich ergeben" und „Turner ziehn froh dahin" dauern, August von Binzer, der Verfasser von „Wir hatten gebauet". Dann kamen die Griechen- und Polenlieder auf — da die Deutschen von der eigenen Freiheit im sogenannten Restaurationszeitalter nicht singen durften, sangen sie von der fremden. Das ist nun alles verklungen, aber in meiner Jugendzeit entsinne ich mich doch noch, Karl von Holteis „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka" und Julius Mosens „Bei Warschau schwuren tausend auf den Knien" gehört zu haben. Mosen ist auch vaterländischer Dichter, ich erinnere Sie an seinen „Trompeter an der Katzbach", und in seinem Gedicht auf die Schlacht bei Leipzig, das da schließt: „Wohl ihr, daß ihr erschlagen, daß ihr

erschlagen seid", erhebt er sich auch zu politischer Anklage. — Die war ja die Sache des jungen Deutschlands, das nach der französischen Julirevolution zu Macht und Einfluß gelangte. Leider war es ziemlich international und hat auf dem Gebiet der eigentlichen Dichtung wenig geleistet. So wurde es bald von den ausgesprochen politischen Dichtern, den Dichtern, die in der Literaturgeschichte ausdrücklich diesen Namen bekommen haben, abgelöst. Zu ihnen leiten die Österreicher Nikolaus Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) und Anastasius Grün (G.af Auersperg) über. Beide sind mehr Kämpfer für die geistige Freiheit der Deutschen als für die politische im allgemeinen. Dagegen wagen sich die eigentlich politischen Dichter tief in das politische Getriebe hinein. Ihr ältester ist Hoffmann von Fallersleben, der 1840 „Unpolitische Lieder", die aber natürlich gerade stark politisch waren, herausgab. Er war schon vorher einer unserer besten vaterländischen Sänger geworden: Seine volkstümlichen Lieder „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Treue Liebe bis zum Grabe" usw. dauern ja noch immer. Als 1840 die Franzosen einen Angriff auf Deutschland planten und Nikolaus Becker sein „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", Max Schneckenburger die „Wacht am Rhein" sang, da wurde auch Hoffmann von Fallersleben von der Erregung der Zeit ergriffen, und er schuf am 26. August 1841 auf Helgoland unser Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles." Auch das vielgesungene „Schleswig-Holstein meerumschlungen" von Matthäus Friedrich Chemnitz entstand noch, wie ich gleich bemerken will, in dieser Zeit. Hoffmann von Fallersleben hat später u. a. noch das schöne „Wie könnt ich dein vergessen" gegeben, das Bismarcks Lieblingslied war — er war, wie Uhland, ein guter Deutscher, aber seine spöttelnden „Unpolitischen Lieder" kosteten ihn doch seine Professur und führten ihn in ein unruhiges Wanderdasein hinein. Die Einigung Deutschlands hat er dann noch, Bibliothekar in Corvey geworden, froh begrüßt und ein Lied auf Kaiser Wilhelm: „Wer ist der greise Siegesheld?" gesungen. — Ein sehr viel gefährlicherer Mann als Hoffmann war der Schwabe Georg Herwegh, der 1841 seine „Gedichte eines Lebendigen" herausgab. Von Haus aus auch national gesinnt, wie sein „Rheinweinlied" und ein noch heute „aktuelles" Lied auf die deutsche Flotte beweisen, geriet er dann doch tief in den internationalen Demokratismus hinein, der im wesentlichen ein Internationalismus der Phrase ist, und konnte sich selbst durch den Krieg von 1870 nicht zum rechten Deutschtum zurückfinden. Seine hinterlassenen Gedichte sind meist wüstes Zeug. — Da muß man doch vor Ferdinand Freiligrath mehr Respekt haben, der, überzeugter Republikaner wie Herwegh, 1870 sein „Hurra Germania, stolzes Weib" und „Die Trompete von Vionville", vielleicht unser bestes Kriegsgedicht, sang. Unter seiner früheren politischen Lyrik ist viel Packendes, ich erinnere an die Strophe von 1848:

„In Kümmernis und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen.
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen.
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt:
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold.
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme."

Jedoch, wenn man von einer bestimmten echtsozialen Gesinnung absieht, herrscht auch bei Freiligrath die demokratische Phrase, und sie herrscht auch bei dem vierten dieser Freiheitssänger, bei Robert Prutz, mag er auch hie und da einmal, so in seinem „Lügenmärchen", eine ganz nette Spötterei zustande bringen. Niemals ist mit dem Worte „Freiheit" so viel Mißbrauch getrieben worden als bei diesen politischen Sängern. Der einzige, der heute von ihnen noch lesbar ist, ist Franz von Dingelstedt, der Verfasser der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (1842); denn Dingelstedt hat, wo die andern Phrasen machten, Lebensbilder gegeben: Wir sehen bei ihm in die Vorzimmer der Schlösser hinein, sehen Rotschild in seine Kutsche steigen usw. usw. Als Spötter geht Dingelstedt sogar weit über den großen Harry Heine hinaus. Dabei war er ein entschieden deutscher Mann — ich lese sein großes anschauliches Gedicht „Die Flüchtlinge", wo ein aus dem Vaterlande verstoßener deutscher Jüngling sich weigert, diesem zu fluchen, noch immer gern und freue mich auch über die Strophen an die Enkel in Triest. Dingelstedt, weil er Hoftheaterleiter und geadelt worden ist, als Renegaten hinzustellen, ist lächerlich, er ist nie auf eine Partei eingeschworen gewesen.

Nach 1848 hört ja überhaupt der Weltverbrüderungsdusel in Deutschland im allgemeinen auf, man besinnt sich auf das Eine, was nottut, die Einigung des eigenen Vaterlandes. Und in der Dichtung der sogenannten Reaktionszeit kommt ein großzügiger Realismus zur Herrschaft, der auch national zum Teil von höchster Bedeutung ist: Willibald Alexis' geschichtliche, Brandenburger Romane, Charles Sealdfield-Postls ethnographische, Jeremias Gotthelfs soziale Romane führen zum wirklichen Leben und machen der politischen Faselei ein Ende. Auch das Lebenswerk der Dramatiker Hebbel, Ludwig und Richard Wagner ist ja zum Teil national und hat dem Deutschtum zweifellos sehr genützt. Der ausgesprochen vaterländische Sänger dieser Zeit wird Emanuel Geibel der schon in seinen Jugendgedichten von 1840 einzelne vaterländische Gedichte wie das „Türmerlied" hat, dann mehr und mehr politischer Dichter wird, aber in ausgesprochenem Gegensatze zu den früheren: Geibel verschmäht den Parteistandpunkt, er denkt immer an die ganze Nation. Seine „Zeitstimmen" von 1841 sind fast ganz politisch und von den Juniusliedern (1847) noch ein gut

Teil. Im besonderen mache ich Sie auf seine politischen Sonette aufmerksam, die die Schwächen des deutschen Lebens angreifen und zum Teil noch heute zeitgemäß sind. Von vornherein tritt Geibel für Schleswig-Holstein ein, und in den fünfziger und beginnenden sechziger Jahren gibt er eine ganze Reihe nationaler Einigungsgedichte, aus denen man heute noch vielfach zitiert, wenn man sie auch nicht mehr ganz kennt.

Eines, „Deutschlands Beruf" von 1861, will ich Ihnen doch lesen:

Soll's denn ewig von Gewittern
Am umwölkten Himmel braun?
Soll denn stets der Boden zittern,
Drauf wir unsre Hütten baun?
Oder wollt ihr mit den Waffen
Endlich Ruh und Frieden schaffen?

Daß die Welt nicht mehr, in Sorgen
Um ihr leichterschüttert Glück,
Täglich bebe vor dem Morgen,
Gebt ihr ihren Kern zurück!
Macht Europas Herz gesunden,
Und das Heil ist euch gefunden.

Einen Hort geht aufzurichten,
Einen Hort im deutschen Land!
Sucht zum Lenken und zum Schlichten
Eine schwerterprobte Hand,
Die den güldnen Apfel halte
Und des Reichs in Treuen walte.

Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über allen rage
Stolz entfaltet eins empor,
Hoch im Schmuck der Eichenreiser,
Wall es vor dem Deutschen Kaiser.

Wenn die heil'ge Krone wieder
Einen hohen Scheitel schmückt,
Aus dem Haupte durch die Glieder
Stark ein ein'ger Wille zückt,
Wird im Völkerrat vor allen
Deutscher Spruch aufs neu erschallen.

Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze,
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Das zitieren wir heute fast ein bißchen viel. — Die Einigungskriege, die mit dem von 1864 gegen Dänemark einsetzen, finden dann Geibel jederzeit auf dem Posten: Er hat von Düppel an jedes Ereignis mit einem großzügigen Gedicht begleitet und im Herzen seines Volkes immer den stärksten Widerhall gefunden — ich nenne Ihnen nur das Gedicht auf die Schlacht bei Sedan: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm. . . ." Wer, der 1870 miterlebt hat, müßte nicht zugestehen, daß das Gedicht die richtige Empfindung, den richtigen Ton traf. Geibels vaterländische Gedichte sind in den „Heroldsrufen" gesammelt, und dieses Buch ist alles in allem doch das beste Erinnerungsbuch an die Einigungszeit. Dabei kann man gern zugeben, daß Geibels Weise stark rhetorisch war; das vaterländisch-politische Gedicht soll vor allem wirken, und dazu ist auch die Rhetorik recht, wenn sie von echter Gesinnung getragen wird.

Im einzelnen ist Geibel als vaterländischer Dichter von seinen Zeitgenossen öfter übertroffen worden. Wir haben politische Gedichte von Hebbel, so eins an König Wilhelm von Preußen nach dem Beckerschen Attentat, die zwar schwerfällig, aber von außerordentlich großer gedanklicher Tragweite sind, wir haben Gedichte von Otto Ludwig, die das Beste der 1848er Stimmung festhalten, wir haben einen Zyklus schleswig-holsteinischer Gedichte von Theodor Storm, dem an ergreifender Wirkung von unserer gesamten vaterländischen Dichtung wohl kaum etwas an die Seite zu stellen ist. Dann tritt mit 1864 der Märker Theodor Fontane auf und spiegelt uns die Zeitereignisse in echt preußischem Geiste auf fast schon impressionistische Weise. Der Süddeutsche Johann Georg Fischer ruft nach dem „Einen Mann aus Millionen", sein Landsmann Friedrich Theodor Vischer spottet über den Bundestag und kann sich in seinen im übrigen national sehr wertvollen „Epigrammen aus Baden-Baden" noch nicht zur Anerkennung Bismarcks erheben. Da bringt denn 1870 die Wendung.

Die **Kriegsdichtung von 1870** ist mit der der Freiheitskriege zwar nicht zu vergleichen, aber immerhin sehr achtungswert. Die Gedichte Freiligraths und Geibels habe ich Ihnen schon genannt. Geibel steht im Mittelpunkte. Neben ihn treten zunächst die frommen Sänger Karl Gerok und Julius Sturm mit zum Teil recht wirkungsvollen Stücken — „Des deutschen Knaben Tischgebet" von Gerok wird Ihnen allen bekannt sein. Dann sind selbstverständlich die mit Geibel engverbundenen Dichter der Münchener Schule alle da, also zunächst Hermann Lingg, dann Julius Grosse, der Erfurter, der schon 1859 mit patriotischer Lyrik begonnen hatte und als äußerst schwungreiche Natur auch sehr für sie begabt war, ferner Felix Dahn, dessen sehr umfangreiche patriotische Lyrik gleichfalls früh einsetzt, endlich Wilhelm Jensen. Wilhelm Jensen hat einen ganzen Band „Lieder aus Frankreich" veröffentlicht, der auch manche packende Bilder aus dem Kriegsleben enthält. Mit ihm wetteifert ein sonst fast unbekannt gebliebener Dichter, Friedrich Geßler aus Lahr in Baden, der ein Bändchen „Sonette eines Feldsoldaten" gab, die neben Rückerts „Geharnischten Sonetten" recht wohl bestehen können. Eines der bekanntesten Kriegsgedichte hat Julius Wolff gegeben „Die Fahne der 61er". — Neben dem Ernst kam in dieser Zeit auch der Humor zu seinem Recht, wir kennen ja alle noch Wolrad Kreuslers „König Wilhelm saß ganz heiter" und Hoffmann-Kutschkes „Was kraucht denn dort im Busch herum?" In der klassischen Gedichtsammlung aus der 1870er Kriegszeit, den „Liedern zu Schutz und Trutz", die ich in unseren Kriegstagen gern neu herausgegeben gesehen hätte, steht noch viel Humoristisches mehr. Alles in allem ist, wie gesagt, die Dichtung jener Zeit sehr achtungswert, epigonisch ja wohl, aber ehrlich und maßvoll. Nach dem Kriege freilich ist der Hurrapatriotismus gekommen und mit ihm die Dichtung für die großen Kommerse, bei denen doch eigentlich das Biertrinken

die Hauptsache war. Aber wir wollen darum manches von Rittershaus und Ernst Scherenberg noch nicht unterschätzen.

Auf den deutschen Verfall der siebziger und achtziger Jahre will ich im übrigen nicht eingehen. Es ist kein Zweifel, daß nach Gründung des Reiches die Sorge um Volkstum und Vaterland bei uns sehr abgenommen hat, und so flüchtete der deutsche Patriotismus oder besser das deutsche Volksgefühl denn an die Grenzen, wo es immer noch nationale Kämpfe gab, vor allem nach Österreich, wo sich um Robert Hamerling ein ganzer Kreis völkischer Dichter scharte. Hamerling ist auch Verfallspoet, aber die andere Seite, den ununterbrochenen Kampf für das Deutschtum, darf man bei ihm doch nicht übersehen: Schon in seinem „Schwanenlied der Romantik" und im „Germanenzug" tritt großzügige Anschauung vom Deutschtum hervor, und sein „Homunculus", so mißliebig er den Dichter vielerorts gemacht hat, trifft doch wohl die gefährlichsten Erscheinungen unseres nationalen Lebens. — Außer dem Kampf an den Grenzen bringt die Zeit dann auch ein Flüchten zum deutschen Altertum zurück. Ich will den sogenannten archäologischen Roman nicht loben, aber daß uns ein Dichter wie Felix Dahn allseitig in die alte Germanenwelt zurückgeführt hat, hat doch sein großes Verdienst. Dahn ist nach Arndt und Geibel wohl überhaupt der wichtigste Vorkämpfer des Deutschtums: Aus seinen zahlreichen Gedichten könnte man einen ganzen Band patriotischer Lyrik zusammenstellen, der den glänzendsten und den schwersten Tagen unserer neueren Geschichte gerecht wird. — Er war nicht der einzige, der den Blick wieder auf die alten Germanen lenkte: Auch bei Adolf Wilbrandt finden Sie ein Gedicht „Wodan" und Paul de Lagardes „Rosseck" beschwört ebenfalls den alten Götterglauben herauf, natürlich nicht, um die Rückkehr zu ihm zu empfehlen, sondern gewissermaßen nur symbolisch, um das ursprüngliche deutsche Wesen erkennen zu lassen. Es ist ja auch, außerdem noch durch Richard Wagner und später durch Gobineau und Chamberlain, heute wieder ein starkes Verständnis für unsere germanischen Vorfahren verbreitet. — Der eigentliche nationale Sänger wird zum Ausgang des Jahrhunderts hin Ernst von Wildenbruch. Inzwischen hatte doch wieder eine Deutschbewegung eingesetzt, und der alte Bismarck hat noch, u. a. auch durch Wildenbruchs knappes Gedicht „Du gehst von deinem Werke", die Anerkennung gefunden, die er verdiente. Als der Engländer Rudyard Kippling eine Frechheit gegen das deutsche Volk beging, da leuchtete ihm Wildenbruch gehörig heim, wie er denn immer im rechten Augenblick das rechte Wort fand. Auch seine dramatische Tätigkeit ist, vom nationalen Gesichtspunkt gesehen, sehr wertvoll. — Detlev von Liliencron, der Wildenbruch ziemlich gleichalterig aber schon ein „Jüngster" war, hat sich national nie verleugnet und uns gewissermaßen noch die unmittelbare, die impressionistische Kriegsdichtung von 1870 nachgeliefert. Was kann es Unmittelbareres und Ergreifenderes geben als sein

Gedicht auf den Tod Kaiser Wilhelms I.: „In einer Winternacht"? — Die jüngstdeutschen Lyriker, die dann aufkamen, hielten sich freilich vom Nationalen im allgemeinen zunächst fern, ihnen lag das Soziale näher, und wir finden eine ganze Reihe von ihnen, Arno Holz, Karl Henckell, Maurice Reinhold von Stern, später auch Richard Dehmel unter den sozialen Kämpfern. Nun, auch die soziale Lyrik kann völkisch wertvoll sein, wenn sie sich nicht in Aufgeregtheiten und politischen Allgemeinheiten ergeht. Das ist freilich mit der deutschen zum Teil der Fall gewesen, selbst Dehmels „Der Arbeitsmann" (mit dem Refrain: „Nur Zeit!") und „Erntelied" („Mahle, Mühle, mahle"), sagen mir, der ich aus dem Volke stamme und das Volk kenne, eigentlich nichts. Andererseits leugne ich nicht, daß die genannten Dichter sich doch auch wieder als gute Deutsche gezeigt haben. Die Schlimmsten waren überhaupt nicht die sozial gerichteten, sondern die Ästheten, die überhaupt kein Verständnis für Volkstum mehr hatten und die europäische oder gar Weltkultur schon für begründet hielten, trotzdem es nie eine Kultur ohne nationalen Untergrund gegeben hat. Diese Ästheten lächelten, in Verbindung mit ziemlich skrupellosen Geschäftsleuten, hochmütig auf uns „Chauvinisten" herab. Nun, der Krieg hat sie verstummen lassen oder gar bekehrt.

Ich sollte nun noch über die gegenwärtige vaterländische Dichtung, die des Weltkriegs, die einen ungeheuren Umfang angenommen hat und an dichterischem Wert schon über die von 1870, ja sogar über die der Freiheitskriege gestellt wird, ausführlicher sprechen, aber der Raum gestattet es leider nicht mehr, und im Grunde halte ich es auch für richtiger, mit der Kritik bis nach dem Ausgang des Krieges zu warten. Mir ist alles recht, was uns helfen kann, einerlei, wer's gemacht hat, und welcher Stil durchkommt. Man kann die Weltkriegsdichter praktisch in etwa sechs Gruppen teilen: Da sind zunächst die älteren, zum Teil bekehrten: Gustav Falke, Ferdinand Avenarius, Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Rudolf Alexander Schroeder, Richard Schaukal (der Österreicher) usw., dann die ausgesprochen völkischen: Hans von Wolzogen, Richard von Kralik, Max Bewer, Hermann Wette, Hermann Löns usw., ferner die Leute vom Tage wie Ludwig Ganghofer, Rudolf Herzog, Rudolf Presber, Walter Bloem, darauf die reinen Virtuosen Alfred Kerr, Julius Bab, Ernst Lissauer, endlich die Allerjüngsten, jetzt erst aufgekommenen wie Hermann Claudius, Hans Fr. Blunck, Albrecht Schäffer, Josef Winckler, Inna Seil und mit ihnen die 6., die Arbeitergruppe: Heinrich Lersch, Alfons Petzold, Max Barthel, Karl Bröger usw. ja, das sind Namen, Namen, ich bin mir überhaupt bewußt, zu viele Namen, zu wenig Anschauung gegeben zu haben, aber wenn ich Ihnen den Reichtum unserer vaterländischen Dichtung zeigen wollte, konnte ich nicht gut anders. Hoffentlich ist es mir gelungen, Ihnen zu beweisen, daß wir auch auf diesem Gebiete groß dastehen, daß Volk und Vaterland in unserer Dichtung leben und

von jedem, der nur will, für sein eigenes Leben erobert werden können. Diesen Willen müssen wir uns nun aber auch angewöhnen: Gar zu deutlich hat der gegenwärtige Krieg gezeigt, daß unser Humanismus, unser Kosmopolitismus geradezu Unsinn waren, daß wir uns in Zukunft stolz allein halten und nur insofern für die Menschheit arbeiten müssen, als wir uns selber, das Beste in uns, zunächst für uns entwickeln und dann ruhig abwarten, wie die anderen sich dazu stellen. Das deutsche Hinterherlaufen gibt es in Zukunft nicht mehr. Das jetzt lebende Geschlecht wird wohl überhaupt die Bitterkeit gegen fast alle anderen Völker nicht überwinden. Aber doch sollen wir die Bitterkeit nicht Herr über uns werden lassen, sollen uns an dem erfreuen, was wir in uns und um uns, vor allem auch in Kunst und Dichtung des Schönen und Guten haben. Vielleicht hat Hebbel doch recht, wenn er in einem seiner vaterländischen Gedichte sagt:

„Der Deutsche wird erst recht lebendig,
Wenn hinter ihm die Nacht versinkt
Und über seinem Haupt beständig
Des Himmels goldne Scheibe blinkt.

Und wir verjagen jetzt die Nacht endgültig durch eigene Kraft!

Schlußbemerkung der Schriftleitung: Dieser Vortrag ist wohl der beste Beweis, daß Adolf Bartels' soeben erschienenes großes deutschvölkisches Dichterbuch „Volk und Vaterland“ (2 Bände, R. Mühlmanns Verlag, Halle a. S., Preis 12,50 M., geb. 15 M.) aus dem Geiste und mit der Kenntnis geschaffen ist, die für ein nationales Erziehungsbuch notwendig sind. Wir kommen auf das bedeutsame Werk zurück, empfehlen es aber schon jetzt aufs wärmste für jedes deutsche Haus.

# Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte.

## I.

Von Edmund von Wecus, Düsseldorf.

Über die Staats- und Verfassungsverhältnisse, unter denen unsere Vorfahren von Urbeginn an bis zur geschichtlichen Zeit lebten, herrschen im allgemeinen nur sehr unklare und verschwommene, vielfach sogar völlig falsche Ansichten. Bei der großen Mehrheit, selbst der höher Gebildeten, lassen sich diese Vorstellungen kurz dahin zusammenfassen, daß die alten Deutschen große und starke, aber rohe und ungeschliffene Wilde gewesen seien, die ohne festeres staatliches Gefüge, ohne besondere geistige Erkenntnis dahin gelebt und im großen und ganzen nichts anderes getan hätten, als sich untereinander zu bekämpfen und in urwüchsiger Kraft im Urwald Bären und Auerochsen totzuschlagen und, auf Bärenhäuten

hingestreckt, aus riesigen Büffelhörnern immer noch eins zu trinken. Im Widerspruch damit besteht dann aber auch bei einem großen Teile unseres Volkes immer noch die gar nicht auszurottende merkwürdige Ansicht, daß die Germanen aus Asien, dem angeblichen Lande des Lichts und der höheren Gesittung, nach Deutschland eingewandert seien. Diese, durch einen deutschfeindlichen Humanismus seit Jahrhunderten den Deutschen von Kindesbeinen an zielbewußt, zur Schwächung ihres völkischen Stolzes beigebrachte Meinung läßt ihre gedankenlosen Nachbeter den darin selbst liegenden Widerspruch gar nicht erkennen. Nach einwandfreien Zeugnissen lebte unter unseren Vorfahren nicht die geringste Erinnerung, war nicht der leiseste Anklang zu finden an die angebliche Urheimat Asien, sondern sie bezeichneten sich selbst ausdrücklich als ein der Erde des Landes entsprossenes Urvolk, als die Söhne des erdgeborenen Tuisko. Tacitus, der vornehme, kluge, welterfahrene Staatsmann von seltener Beobachtungsgabe und Geistesschärfe, der nur seinem eignen Urteil vertraut, schließt sich dieser Meinung des hochbegabten, klardenkenden Volkes völlig an auf Grund augenfälliger Erscheinungen, die ihn lehrten, daß die Germanen nach Gestalt, Aussehen und Denkungsart das genaue Gegenteil asiatischer Art waren. Er macht dazu die sehr richtige Bemerkung: „Und wer hätte auch, ganz abgesehen von den Gefahren auf einem wilden, unbekannten Meere, Asien, Afrika, Italien verlassen sollen, um nach Germanien zu pilgern, in das wüste Land, unter rauhem Himmelsstrich, ohne Gesittung, trübe, unheimlich einem jeden, dem es nicht eben das Vaterland ist." — Eine ausdauernde, hingebende, von Begeisterung für das hohe Ziel geleitete Forschung einiger hochbegabter Männer hat nun auch in den letzten Jahrzehnten an Hand greifbarer Dinge die Unwahrheit der bisherigen Lehre schlagend bewiesen, aber die Staats- und gesellschaftliche Verfassung des Germanentums ist nach wie vor mit einer unklaren Dämmerung bedeckt, zu deren Durchlichtung bisher nichts geschehen ist. Aufs eingehendste wird dagegen unsere Jugend schon vom zarten Alter an über die einschlägigen Verhältnisse der Juden, Römer, Griechen, Ägypter, Perser und anderer Völker unterrichtet, während ihr mit feindseliger Beflissenheit gelehrt wird, daß ihre eigenen Vorfahren bedauernswerte Barbaren gewesen seien, denen hochherzige Ausländer schließlich etwas Anstand und Sitte beigebracht hätten. Und doch hatten gerade die Germanen eine gesellschaftliche und gottesdienstliche Ordnung, die, mit der Staatsverfassung ein einheitliches, innig verbundenes festes Gefüge bildend, auf dem ganzen Erdenrund an Vollkommenheit unerreicht dasteht, und deren Wiederherstellung bei unseren zerklüfteten und verworrenen Verhältnissen wohl ein schöner Traum bleiben wird. Sollte es aber möglich sein, so würde sie uns bei kluger Beherzigung und geschickter Benutzung der Lehren der Geschichte zum Herrn des ganzen Erdballs machen. Obwohl uns durch absichtliche Fälschung und Beiseiteschaffung von schriftlichen Aufzeichnungen, womit schon unter Kaiser Karl begonnen wurde, viele Quellen verloren gegangen

sind, so sind uns glücklicherweise außer den Schriften eines Caesar und eines Tacitus, den deutschen Schriftdenkmalen wie Edda, Heliand und einigen anderen noch so viele und deutliche Spuren der Vergangenheit als unverwischbare Runen erhalten geblieben, daß sich daraus ein deutliches Bild herstellen läßt. Außer mannigfachen, noch vielfach sichtbaren Kennzeichen in der künstlichen Bodengestaltung finden wir ergänzend die deutlichsten und sichersten Anhaltspunkte in der Sprache und im Zusammenhang damit in Orts- und Personennamen. Den unersetzlichen Schatz, den wir darin für die Erkenntnis der Vorzeit und damit für die Heimatkunde, die Stärkung des Volksgefühls und der Vaterlandsliebe besitzen, haben selbst unsere besten Geister bisher nur geahnt, keineswegs aber in seinem ganzen unvergleichlichen Wert erkannt. Die bisherige Forschung wandelt auf völlig falschen Bahnen und muß auf neuer, sicherer Grundlage aufgebaut werden. Nur dadurch, daß der innerste Kern, der Angelpunkt des Wesens und der Art des Deutschtums nicht erfaßt war, konnte es kommen, daß man ein halbes Jahrtausend lang bis in die neueste Zeit trotz aller Bemühungen eine befriedigende Deutung des anscheinend so einfach klingenden Wortes Hunsrück nicht finden konnte, bis mir vor einigen Jahren nach langen und mühevollen Vorbereitungen die Lösung des großen Rätsels gelang. Als ich sie gefunden hatte, vermochte ich es anfänglich selbst nicht zu fassen, daß erlesene Geister und scharfsinnige Denker in so langen Zeiträumen deutliche Hinweise nicht erkannt hatten, ich war mir aber vollkommen bewußt, den Schlüssel zur Erkenntnis weiter Gebiete der Vorzeit in der Hand zu haben. Zum fruchtbringenden Verständnis der Bedeutung unserer aus der Vorzeit stammender Orts- und Eigennamen ist es nötig, in großen Zügen den Gedankengang zu erkennen, der bei ihrer Schaffung maßgebend war.

Bei den Germanen, deren Stammland der hohe Norden war, herrschte seit Urzeiten die naturgemäße und gesunde, in Wirklichkeit immer wahr bleibende Einteilung des Volkes in die drei Stände der Edlen, Freien und Hörigen, die mit aller Strenge durchgeführt wurde. Auf dieser sicheren Grundlage baute sich eine Verfassung auf, die, aus dem freien, starken und treuen Geist des Germanentums geboren, bis zur Stunde noch niemals und nirgendwo an innerer Kraft und Gerechtigkeit erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Hundert freie Sippen bildeten mit ihrem Anhang an Hörigen, meistens Verbrecher, unehelich Geborene und Kriegsgefangene, die Hundschaft, d. i. Hundertschaft, in die kein Unberufener und Unwillkommener aufgenommen werden konnte. Die feste Grundlage des Sippendaseins war der unveräußerliche Eigenbesitz an Land, das Allod, das kein persönliches, sondern Sippeneigentum war. Sein Verwalter war der Sippenälteste, der stimmberechtigte geborene Genosse oder Bur, der schöppenbare Freie, der es nur auf seinen ältesten Sohn vererben, es ohne Zustimmung der Hundschaft nicht anderweit übertragen konnte, sonst aber innerhalb des einsam gelegenen Hofes

unumschränkter Herr war. Außer diesen hundert Alloden der Freien gab es eins für den Huno, Hund, Hundt, Hunt, Kuno, Kund, Chund, Hind, Hend, Kent, Gent, Kind (Wittekind) oder wie man ihn nach der Stammesmundart nennen mochte, den Edeling, den Urkönig, den Anführer der Hundschaft, der alle und jede öffentliche Macht und Befugnis einschließlich der Leitung der Opfer- und sonstigen gottesdienstlichen Handlungen in seiner Hand vereinigte und ausübte, als Inhaber der höchsten richterlichen Gewalt Herr über Leben und Tod war und die Geschicke der Hundschaft in abgeklärter Erkenntnis im Geiste des reinen unvermischten und unverdorbenen Germanentums lenkte. Sein Allod hieß der Sedel-, Sadel-, Sattel-, Sal- oder Selhof, Ansedel (Ahn-), Hovesant, Salilant, Bifang oder Vaut. Das sonstige Gelände außerhalb der Höfe, Feld, Wald, Wiese, Heide, Wasser, Berge bildete die Mark, den Bann, die Allmende (daher das Wort Alm), das gemeinschaftliche, ebenfalls unveräußerliche Besitztum der Hundschaft, und auch die Erträgnisse an Vieh und Früchten waren gemeinschaftliches Eigentum. Die Allmende wurde alljährlich aufs neue durch das Los zum Bebauen unter die Glieder der Hundschaft verteilt. Der besseren Verwaltung halber war die Hundschaft in zehn Abteilungen eingeteilt, wobei einer der freien Buren als Unterführer auftrat, indes zehn Hundschaften einen Gau bildeten. Manche Stämme hatten auch die sogenannte große Hundschaft zu 120. So sehr der Germane sich der von ihm als nötig erkannten Ordnung willig, mit felsenfester Treue und Aufrichtigkeit fügte, so sehr liebte er auch seine Freiheit, und jede unnötige Beschränkung war ihm verhaßt. Daher wurde, wenn sich die Volkszahl zu sehr vermehrte, aus dem jungen Geschlecht eine neue Hundschaft gebildet, die mit Waffen, Wagen, Pferden, Vieh und Feuerbränden vom geweihten Opferstoß ausgerüstet unter dem Befehl erfahrener Führer hinauszog und neues Land eroberte. Sobald dieses endgültig in Besitz genommen war, wurden 101 Allode (einschl. des Salhofes) gebildet und durch das Loos verteilt, womit sich die neue Hundschaft auf fremdem Boden in der von altersher überlieferten Ordnung festigte, ohne den Verband mit der alten Gemeinschaft zu verlieren. Die Erinnerung an die 101 Landlose lebt noch, wenn auch unbewußt, in den 101 bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuerten Kanonenschüssen. — Die Bezeichnung Hundschaft ist von dem Zahlwort Hund, d. i. Hundert, nicht zu trennen. Die Hundschaft ist die Grundlage der Verfassung unserer Vorväter, und in der bestimmten, zahlenmäßigen Einordnung aller in das große Ganze prägt sich deutlich das innerste Wesen unseres Volkes aus und seine große Begabung für ordnungsmäßige, ersprießliche Regelung aller Verhältnisse. Und wie heute kein Heer ohne fest vorgeschriebene und innegehaltene zahlenmäßige Ordnung bestehen kann, wie auch die Abstufungen im Gemeindeleben, in der Staatsordnung ohne bestimmte Zahlen undenkbar sind, so wenig konnten auch die Germanen ohne eine solche Ordnung, besonders auf ihren großen Wanderzügen auskommen, denn sie lebten eben nicht

in regellosen Haufen, was ihrem Wesen völlig zuwider gewesen wäre. Das Zahlwort Hund, womit man den Begriff der Hundschaft selbst, ihr Gebiet, den Ort und auch die Handlung ihres Gerichts sowie die Person des Anführers bezeichnete, tritt in den mannigfachen, unter sich sehr verschiedenen Mundarten des ganzen, großen germanischen Volkes und in den riesigen Zeitabständen in mancherlei Formen auf: Hund, Hundt, Hunt, Gund, Kund, Und, ebenso die nämlichen Worte mit o, ebenso mit e und i: Hind (Hindenburg) Hend (Heinrich, Henrich, Hinrich, Hendrik), Gind, Gend, Gent (gentleman; dahin gehört auch das lateinische gens, Stamm, Sippe, Volk, zweiter Fall gentis, also Wortstamm gent). Aus Kent hat sich das lateinische centum, ferner centena und centuria, spr. Kentum, Kentena, Kenturia gebildet. Die Römer hatten die Hundschaft und ihre Untergliederung in zehn (centuria, decuria) als Erbe ihrer herrschenden germanischen Oberschicht selbst und sie sahen sie auch in Deutschland in den hundert Höfen und Sippen handgreiflich vor sich. Obschon Tacitus die Hundschaft nicht ausdrücklich beschreibt, sondern sie offenbar mit dem Gau verwechselt, woraus man auf kluge Vorsicht und Zurückhaltung der Germanen Fremden gegenüber schließen kann, so enthält seine Schrift dennoch mehrere deutliche Hinweise. So sagt er u. a.: „Im allgemeinen besteht ihre Hauptstärke im Fußvolk; deshalb kämpft dieses mit der Reiterei vermischt, wozu sich die Schnelligkeit dieser Fußgänger vorzüglich eignet, die, auserlesen aus der gesamten Kriegsmannschaft, in die vordere Linie gestellt werden. Auch die Anzahl ist bestimmt: je hundert aus einem Gau. Diese führen bei den Ihrigen dann den Namen „die Hunderter", und so wurde eine ursprüngliche Ziffer jetzt ein Titel und Ehrenname." — Die Hundschaft heißt im Altdeutschen huntari, angelsächsisch hundred. Im Fränkischen heißt sie Chunna, und so treten am ganzen Rhein durch das Durcheinanderfluten der Volksstämme neben Hund, Hundt, Hunt und Hont auch die Formen Hun, Hün und Hon auf, mit kurzem Selbstlaut, woher auch die Schreibung Hunn oder Honn vorkommt, die Veranlassung zu der jahrhundertelangen Verwechselung mit dem Volk der Hunnen gegeben hat. Der Begriff dieser Hund- oder Hundertschaft steht durch die Forschungen unserer größten Gelehrten, Schott, v. Maurer, Grimm, Mommsen, Lacomblet u. a. unabänderlich fest, und keinerlei Zweifel kann daran bestehen. Durch jahrzehntelange Forschungen in zahllosen Weistümern, in den verschiedenartigsten Sprach- und Geschichtsdenkmalen und anderen, sonst wenig gewürdigten und kaum bekannten Quellen habe ich die Darlegungen dieser hervorragenden Männer nur bestätigt gefunden. Das Einzige war, daß man annahm, die Hundschaft sei die Ordnung der Istävonen, der späteren Franken gewesen, während sie aber in Wirklichkeit die Verfassungsgrundlage des gesamten Germanentums im weitesten Sinne war. Der Irrtum mag dadurch entstanden sein, daß die anderen Volksstämme für die völlig gleiche Einrichtung häufig andere Bezeichnungen hatten wie z. B. Bursame, Burschaft,

was die Neuzeit in Bauerschaft verhallhornt hat. Aber bei den anderen Stämmen hat sich mit der Erinnerung an die Urzeit auch die Bezeichnung Hundschaft völlig verloren, so daß man es wagen konnte, ihr Dasein überhaupt zu bestreiten, während sie in den fränkischen Gebieten bis in die Gegenwart bestehen blieb. Durch die Germanen verbreitete sich die Hundschaft zu den Völkern Europas, Asiens und Nordafrikas, wo sie die herrschende Schicht bildeten. Auch der Hund, das Tier, hat seinen Namen von der Hundschaft, da er, wie mehrere andere Tiere, in irgend einem Verhältnis zu den geheimen Handlungen auf der Malstatt stand. Man vergesse nicht, daß der Hund der Freund und treue Begleiter des Menschen ist, und daß er den Germanen als Geisterseher galt. Auch der andere Name des Hundes, Bracke, hängt mit der Malstatt zusammen, und zwar mit der Bezeichnung Bruoga, Nebenform Brach, Braek. (Vgl. S. 57 meiner Schrift: Zur Erkenntnis der Vorzeit. Das Rätsel des Hunsrücks. Düsseldorf 1926, Bergverlag.) Der Hunsrück an der Mosel wie auch der Hunsrücken in Düsseldorf und der, nebenbei bemerkt, sehr tief gelegene Hunnenrücken in Köln wurden bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit stets Hundsrücken geschrieben. Sie werden auch heute noch so gesprochen und es wäre zu wünschen, daß diese Schreibung wieder eingeführt würde. Ich möchte auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Hund in allen seinen Formen und Abtönungen, außer in zahllosen Orts- und Flurnamen in ganz Germanien auch in vielen alten Geschlechternamen und deren Wappen erscheint: Hundt zu Lautterbach, Hundt von Hafften, Hundt und Altengrottkau, Hundelshausen, Hundheim, Hontheim, Huene und viele andere, wozu dann auch die zahlreichen Namen mit Hun, Hein, Hunen, Hung, Gun, Gunt, Gon, Kun, Kont, Und, Un, Hind, Hend usw. kommen. —

Der Mittel- und Angelpunkt, die Seele der Hundschaft ist die Malstatt, der heilige Hain des Tacitus, die heimliche, geweihte, abgemessene und abgegrenzte, dicht mit Haselstauden, Hagedorn, Hülsen (Stechpalmen), Nesseln (Netelen) und den darum gezogenen Weihebändern umhegte, in den meisten Fällen auch mit Wall und Graben befestigte Stätte im verborgenen Dickicht, zu der nur ein einziger, möglichst geschützter Weg Zugang verlieh. Die Weihebänder, rote Schnüre, denn rot ist die Rechtsfarbe, wurden von den westlichen Stämmen, den späteren Franken Garn, von anderen bei der Wechselbeziehung zwischen W und G Warn genannt. Das altdeutsche warnôn bedeutet warnen und sichern. Die Schnüre, die Garne oder Warne sicherten die Malstatt und warnten vor unbefugtem Betreten. Wieder andere Stämme nannten sie Kord, neuhochdeutsch Gurt, Gürtel, holl. gordel. Im Gebirge lag die Malstatt sowohl versteckt in Tälern und Schluchten, wie auch in den Waldungen weitbeherrschender, schwer zugänglicher Höhen. In der Ebene finden wir sie außer im Heidewald an den Krümmungen der Flüsse oder Seen oder anderen großen Wässern (Herthasee auf Rügen), weil das Wasser selbst einen natürlichen Schutz bildet. Aber auch selbst da, wo kein

Bach oder Fluß vorhanden, liegt sie in Verbindung mit einem Quell im Heidewald (Elsenborn, Sonnborn), denn das Wasser war zu vielen Handlungen auf der Malstatt unentbehrlich. Auf ihr spielte sich das ganze öffentliche Leben der Hundschaft in jeder nur denkbaren Form ab, denn die Hundschaft verband ihre geborenen Genossen, die stimmberechtigten Buren, die auf ihrem Allod sitzenden schoppenbaren Freien mit ihrer Sippe und ihrem Anhang an rechtlosen Hörigen zu einem natürlichen, festgefügten, geschlossenen Ganzen auf Leben und Sterben, wo nur ein Gott, ein Geist, ein allgemeiner Wille, ein Recht, eine Sitte, ein Wort und eine allgemeine Pflicht unverbrüchlich herrschten, wo aber außer den rein geschäftlichen, kriegerischen, ernsten, feierlichen oder gar schauerlichen Handlungen auch die für das Menschenleben ebenso nötigen Freudenfeiern gemeinsam stattfanden. Wie der Herd die geheiligte Stätte, der Mittelpunkt der Sippe auf dem Allod war, so war die Malstatt gewissermaßen die Herdstatt eines großen Familienverbandes, sein Herz, sein Gehirn, sein Rückgrat zugleich, an deren Feuer die unbeugsame Kraft des reinen, edlen, unverfälschten Germanentums immer wieder neu verjüngt, erfrischt und gestärkt wurde.

Nicht nur jede Hundschaft besaß eine Malstatt, sondern auch der aus zehn Hundschaften gebildete Gau hatte wiederum seine Rats-, Gerichts-, Versammlungs-, Opfer- und Feststätte, die meist in der Nähe des Knotenpunktes großer Heerstraßen oder an den Furten und Buchten der Flüsse lag (Frankfurt, Pempelfort.) Ebenso gab es auch geräumige Malstätten für noch größere Volksverbände zur Aufnahme größerer Massen, wie z. B. der Römerberg mit dem Römer, der Paulskirche und dem angrenzenden Salhof in Frankfurt a. M. und der heutige Domplatz mit allen umgebenden Straßen in Köln, die Malstatt oder der Halgadom einer ganzen Gruppe von Volksstämmen, die sich später zum Frankentum vereinigten. Aus den Malstätten, auf denen die ersten christlichen Kirchen und die Ritterburgen des Mittelalters entstanden, da sie in unmittelbarer Nähe des Salhofes lagen, erwuchsen auch alle alten Ortschaften und Städte, und ihre deutlichen Spuren sind dem kundigen Auge, in Stadt und Land, überall erkennbar, und ihre mannigfaltigen Bezeichnungen werden in den Ortsnamen festgehalten. Auf einer nächtlichen Wanderung kam ich u. a. im nördlichen Teil des Kreises Siegen östlich vom hohen Kindelsberg zwischen Litfeld und Müsen durch einen ansteigenden Hohlweg, den zu beiden Seiten baumbestandene Wälle von reichlich Manneshöhe umsäumten. An einer Stelle, wo ein Querpfad die Wälle durchbrach, schaute ich zur Linken unter mir auf eine ziemlich geräumige, ganz ebene Waldwiese. Unter dem strahlenden Sternenhimmel zeichnete das bleiche Licht des Vollmondes scharfe Baumschatten auf das blumige Gras und übergoß mit sprühendem Silber das klare Bächlein, das murmelnd hindurchfloß. Ergriffen von dem Odem der Vorzeit, der mich in dem leisen Rauschen des Windes, in dem würzigen Waldesduft umfing, und von heiligen Schauern durchrieselt, nahm

ich wie von selbst meinen Hut ab — ich befand mich auf geweihter, auf Roter Erde, auf der umhegten geheimen Malstatt im Walde. Die Wälle und der Graben stimmen an Höhe und Breite fast genau mit dem Hohlweg zwischen Gerresheim und Rathelbeck im Kreis Düsseldorf überein, der ebenfalls aus den Stürmen von Jahrtausenden unversehrt übrig geblieben ist als sichtbare und deutlich lesbare Rune der Verfassung unserer Ahnen. — Die Stadt Siegen, der Mittelpunkt des Siegerlandes, liegt auf einem alleinstehenden Felsen, auf dessen Spitze sich der alte Marktplatz mit dem Rathaus und der alten, mächtigen, der Grabkirche in Jerusalem nachgebildeten Kirche befindet, von deren Turm man eine herrliche Fernsicht über die umsäumenden Höhen und das ganze Land genießt. In der Nähe dieses Platzes, die Malstatt der Vorzeit, liegt der ehemalige Herrensitz der Fürsten dieses Landes, der ursprüngliche Salhof. In dessen Nähe, in der Richtung des Kirchtumes, führt die Hundgasse, eine ziemlich lange und schmale, mit schlichten Bürgerhäusern bebaute Straße, vom Marktplatz aus durch die mittelalterliche Stadtmauer auf einen anmutig gelegenen Spielplatz für die Kleinen, dem sich herrliche Anlagen die Mauer entlang anschließen. Von dieser Stelle sagt Prof. Heinzerling im „Siegerland" bei Besprechung meiner Forschungen: „Auch für unsere Gegend sind die Ausführungen nicht ohne Bedeutung. Wie in Köln, Bonn, Gießen, Linz usw. gibt es auch in Siegen und Neunkirchen eine Hundgasse, deren Namen wohl nicht mit dem unseres Haustieres in Beziehung steht, sondern vielmehr eine Erinnerung an die bei den Franken so häufige Bezeichnung Hundschaft und an den Hunen oder Hund als Vorsteher derselben enthält. Ganz in der Nähe der Hundgasse am Hain tagte das Haingericht, zu welchem in der älteren Zeit die um Siegen herum gelegenen Ortschaften nebst der Stadt selbst, ursprünglich vielleicht das ganze Siegerland, gehörte. Der Weg zum Gericht, zum Hundgericht, führte durch die Hundgasse, vielleicht befand sich auch in dieser der Sitz des Hun, Huno oder Vorsitzenden des Gerichts. Daß die Hundgasse früher bessere Tage gesehen hat, geht schon daraus hervor, daß sich in der Mitte derselben das schönste altertümliche Haus der ganzen Stadt erhalten hat. Es trägt die sinnvolle Inschrift:

Wer meint, er hab' eine Burg zum Haus
Der kehrs umb, seh, was dann wird draus."

Ich möchte hierzu mitteilen, daß in den Landesakten des Fürstentums Siegen 1567 das „Hundt-Hauß" zum Hain mit der dazu gehörigen Haugerechtigkeit Hundsbach erwähnt wird. —

Auf der Malstatt, in dem lateinisch geschriebenen salischen Gesetz placitum genannt, befand sich das Mal (mallus), und alle Gedinge, Heeresaufgebote, Eheschließungen, Verträge und alle sonstigen Versammlungen wurden unter freiem Himmel abgeschlossen und gehalten, wie auch das alemannische Lehnrecht noch anordnet: „in beslossenem Hofe oder Huße under tach noch under burgen soll

der Herre kein lehnrecht halten." Das Mal, eine Eiche, Esche, Buche oder Linde, vereinzelt auch eine Birke, darin das Malkreuz ✕ gehauen war, stand in der Mitte des umhegten Platzes, wo sich die Dingpflichtigen versammelten. Zuweilen, besonders in den letzten Zeiten des alten deutschen Rechts und der alten Verfassung war das Mal eine Steinsäule, Irmensul oder Rolandssäule, darauf der Hammer des Tor oder Donar, das uralte Rechtszeichen, eingehauen war, später ein Schwert, bis man endlich im Mittelalter, als das alte deutsche Recht schon stark durchlöchert war, einen geharnischten Ritter mit dem Schwert darauf stellte. Rund um den Malbaum schlug in der Urzeit das weiße Roß, das Halfter lose um den Stamm geschlungen und indem es mit dem Hinterteil herumgetrieben wurde, mit den Hufen den heiligen Ring, das Bild der Sonnenscheibe, den der Huno betrat. „Der Ring war geschlossen." Die dingpflichtigen Buren, die schöppenbaren Freien, umstanden den Ring und hießen daher Umstände. „Es richtet sich nach den Umständen." „Keine Umstände machen." Nach geschlossenem Gericht am Mal fand ein allgemeiner ausgiebiger Schmaus statt, weshalb wir ihn Mal nennen, das wir dann fälschlich Mahl schreiben. Die Tageszeit hieß davon die Malzeit. Auch das lateinische ad mallum vocare, vor Gericht laden, erlangte die Bedeutung der Ladung zu einem Schmaus. Auf der Malstatt loderte der Opferstoß und in ihrer abgeschiedenen Stille sammelten sich die Früchte des reichen germanischen Gemütslebens. Hier beobachtete der Weise den ihm wohlbekannten Lauf der Gestirne, hier grübelte er über die Gesetze der Kraft, die Reinhaltung der Art und über mathematische Lösungen, denn er trug u. a. genaue Kenntnis des Dezimalsystems und der merkwürdigen Eigenschaften der Zahl 9, hier überlieferte er in wohlgefügter Runenschrift wichtige Ereignisse und die Grundsätze des Deutschtums kommenden Geschlechtern. Hier stieg vom Leichenbrand der Gefeierten der Adler, in diesem Falle Weih genannt, der heilige, geweihte Vogel, zum Zeichen der Wiederverjüngung in die Lüfte, hier berieten beim Vollmondschein die streitbaren Mannen über die Abwehr des Feindes und die Eroberung neuen Landes, hier riefen sie die Götter an und von der auf der Malstatt im heiligen Ring geschlossenen Ehe, altdeutsch Echt, d. i. die allein zulässige, standesgemäße Verbindung unter den edlen oder freien Geschlechtern stammt das Wort Gemahl und auch das Zeichen des Eherings. Hier stand auch der Blaue oder Blutige Stein, der Gerichts- und Opferstein und in seiner Nähe das unheimliche dürre Holz, an dem mit Weidenstricken das Urteil vollstreckt wurde. Bei Freudenfesten umritten oder umfuhren Vermummte in Götterdarstellungen das Mal, woraus unser Kirmeskarussel entstanden ist, das im Holländischen heute noch malle molen, die Malmühle, genannt wird. Während in den Urzeiten die Malstatt nur im Freien unter dem Malbaum sein konnte, wurde sie später in eine offene bedeckte Halle des Sattel- oder Salhofes verlegt und hieß dann kurzweg Sal (Saal).

# Erziehung zum deutschen Heldentum.

Auf einer einsamen Höhe in Polen steht ein rohgeschnitztes Holzkreuz, das die Inschrift trägt: „Hier ruht ein deutscher Held." Weiß niemand, wer der unbekannte Schläfer ist, und doch spricht dies stille Kreuz eine weithin hallende Sprache. Der stumme Schläfer auf der polnischen Höhe verkündet der Welt das Evangelium deutschen Heldentums: das eigene Leben hinzugeben für sein Vaterland und seine Volksgenossen.

Solches Heldentum darf aber heute nicht mehr vereinzelt in seiner stillen Größe dastehen, es muß zur Weltanschauung herausgebildet werden. Es kann gar nicht früh genug in die Herzen der Jugend gepflanzt werden, denn es hat mächtige Feinde in dem Materialismus und Individualismus unserer Tage. Diese leider weitverbreitete Weltanschauung, daß der Zweck des Lebens in dem Genusse des Daseins bestehe, bekämpft jede auf Entsagung begründete Weltauffassung. Da deutsches Heldentum aber auf Entsagung gegründet ist, so hat der Materialismus von jeher militärische Einrichtungen und Bestrebungen bekämpft und für den Gehorsam der Soldaten nur schmähende Worte gefunden. Ihm fehlt eben jedes Größenmaß für das Heldenhafte in der Kriegsgeschichte. Von den Anpöbelungen, die preußische Soldaten im Sturmjahre 1848 erfuhren, bis zum gehässigen Kampf gegen Bismarck und den alten Kaiser Wilhelm um die Militärreform, ja bis herab zu den Schmähungen eines Liebknecht hat die undeutsche Demokratie das in unserem Volksheere verkörperte Heldentum absichtlich herabgesetzt. Auch die militärische Jugenderziehung hat von dieser Seite keine Anerkennungen zu erwarten. Hier liegen Gegensätze vor, die unüberbrückbar sind.

Umsomehr ist es Pflicht aller vaterländisch gesinnten Männer, der Zersetzung, die der Materialismus fortgesetzt in unserem Volk verbreitet, rechtzeitig vorzubeugen. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, eine materialistisch denkende Jugend wird nimmermehr imstande sein, Deutschlands Stellung in den Stürmen der Zeit zu behaupten, hier hilft nur die Erziehung zu einer höheren Weltanschauung, die nicht von heute auf morgen, sondern seit Jahrhunderten in unserem Volke lebendig ist. Vergessen wir nie, daß Deutschlands Vorkämpfer Preußen seine Gründung einem Ritterorden verdankt, daß die Mark Brandenburg aus einem mißachteten Lande zum Mittelpunkt Deutschlands emporgehoben wurde durch die Pflichttreue ihrer Herrscher und den opferfreudigen Heldenmut ihrer Krieger, die auch in den verlustreichen Kämpfen des 30jährigen, des 7jährigen Krieges und der Napoleonischen Feldzüge den Mut nicht sinken ließen. Die Geschichte der Entwicklung des Deutschen Reiches ist eine Heldengeschichte. In diesem Geiste muß der Jugend die deutsche Geschichte vorgetragen werden. Wenn jeder junge Mann in seinem Herzen die Überzeugung hegt, daß er nur ein neues Glied in der langen Reihe deutscher Helden ist, dann wird er nicht länger im Zweifel sein, wem er sich anschließen soll, ob dem platten Materialismus von heute oder dem Heldenglauben der Jahrhunderte.

Nicht umsonst haben auch in dem jetzigen Weltkriege deutsche Jungmannen ihr Leben für ihr Volk gelassen. Das dankbare deutsche Volk wird seine Toten nicht in kalter Erde sondern im warmen Herzen in Dankbarkeit bestatten. Sie sind nicht tot, alle die Helden, die im russischen Sumpf und Moor, im Waldgebirge der Karpathen, in Flandern, bei Verdun, an der Somme, in den Vogesen und sonstwo gefallen sind, sie leben unsterblich fort in den heranwachsenden Geschlechtern, wenn wir diese mit dem Geiste des Heldentums erfüllen und dadurch ihrem Leben einen Wert geben, der unvergänglich ist.

Ein großes Werk der Erziehung harrt unser. Es gilt unser heranwachsendes Volk mit neuem Geistesinhalt zu füllen, ihm nicht bloß vorübergehend, sondern dauernd neuen Lebensinhalt zu verleihen. Das einsame Grabkreuz im fernen Polen leuchtet zu uns herüber, als spräche es: „Das tat ich für euch, was tut ihr für mich?" Nicht für diesen heutigen Weltkrieg haben wir allein zu sorgen, hinter dem Friedensschlusse sammelt sich heute schon neues Wettergewölke. Wächter der Jugend ans Werk! Eure Stunde ist da; es geht gegen den Tag!

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thüringen

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 7/8 | Juli/August 1917


**Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände!** Richard Wagner.

## Familie und Scholle.

Von Eduard Schlegel, Berlin-Lichterfelde.

Zu den Quellen, aus denen Deutschlands Kraft quillt, gehören zweifellos die Religion, deren Träger die Kirche ist, die Schule und die Familie. Es ist ganz offensichtlich, was wir diesen drei Einrichtungen im Weltkriege verdanken. Der Schule verdanken wir die geistige und technische und die damit verbundene organisatorische Überlegenheit über unsere Feinde; der Kirche die todesmutige Unerschrockenheit und die lebenverachtende Entschlossenheit unserer Krieger. Der Familie aber verdanken wir die bewundernswerte Opferfreudigkeit unserer Feldgrauen. Der Gedanke an Haus und Herd, an Weib und Kind gibt den deutschen Landwehrregimentern ihre unüberwindliche Kraft. In dem Zusammenwirken dieser drei öffentlichen Einrichtungen haben wir untrüglich eine der wichtigsten Ursachen der ungeahnten Kraftentfaltung des deutschen Volkes zu finden. Ihre besondere Pflege wird ein zwingendes Gebot der Zukunft sein.

Der Familie, der wir uns im Besonderen zuwenden wollen, fällt eine grundlegende Bedeutung zu. Sie ist diejenige Einrichtung, die den Fortbestand des Volkes regelt und sicher stellt. Dem Schutze der Familie übergibt der gütige

Schöpfer seine Gabe und mit ihr die Pflicht, dem Kinde alles angedeihen zu lassen, was zu seiner körperlichen und geistigen Entwicklung notwendig ist. Nicht nur die leibliche Kraft des Volkes verjüngt sich in der Familie; ihr fällt es auch zu, in dem jungen Nachwuchse immer wieder von neuem die sittlich-religiösen Werte zu prägen. Jede rechte Familie ist anzusehen als eine Werkstätte sittlicher Volksgüter. Die Kirche ist der Brunnen, aus dem die Familie schöpft, aber die Familie ist der eigentliche Pflanzgarten, in dem die ersten Regungen sittlichen Denkens, Fühlens und Wollens hervorbrechen, in dem die sittliche Saat aufgeht. Hier nimmt alle sittliche Bildung ihren Anfang; Kirche und Schule arbeiten zu Dreiviertel umsonst, wenn das Haus seine Schuldigkeit nicht tut. Grundlegend ist die Arbeit der Familie auch insofern, als sie meistens für die ganze Lebensrichtung des Menschen maßgebend ist. Die hohe Aufgabe der Familie, die sittlichen Werte in dem Nachwuchs immer von neuem zu erzeugen, kann keine andere Einrichtung mit gleichem Erfolge aufnehmen; denn keine besitzt die Mittel dazu. Gerade in der Familie finden wir eine Fülle von erziehlichen Kräften zusammengelegt und die Bedingungen ihrer Entfaltung so günstig gestaltet, wie sonst nirgends wieder. Die Blutsverwandtschaft, die Autorität des Vaters, die Liebe der Mutter, das sind Kräfte, die die junge Menschheitspflanze ganz in ihre Gewalt bekommen; aber sie werden wirkungslos, wenn das junge Geschlecht zwecks seiner Erziehung zu früh aus dem Schatten der Familie herausgenommen werden würde.

Weil die erziehliche Macht der Familie so groß ist, darum laufen alle diejenigen gegen sie Sturm, die die Menschheit mit einer von Grund auf neuen, von der bisherigen Entwicklung völlig losgelösten Gesellschaftsordnung beglücken möchten. Sie sehen in ihr das größte Hemmnis einer freien Entwicklung des Menschentums. So sagt z. B. Marr, ein sozialistischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts: „Die Familie ist das Hauptinstitut der heutigen Gesellschaft, welches der Zukunft stille zu stehen gebieten will. Die Familie, anstatt sich dem werdenden Geschlechte zu akkommodieren, verlangt, daß sich die Generation der Zukunft ihr unterwerfe. Die Familie, welche ihre bereits verdorrten Wurzeln in der Vergangenheit geschlagen hat, will den Baum der Menschheit niederwärts treiben. Die freie Ehe beschleunigt das Perpetuum mobile der menschlichen Entwicklung.“ Schade, daß Marr die ungeheuren Fortschritte der Menschheitsentwicklung trotz der Familien nicht erlebt hat, er würde einsehen müssen, daß sich Fortschritt und Familie nicht gegenseitig ausschließen. Auf jeden Fall sind seine Worte ein glänzendes Zeugnis für die hohe erziehliche Kraft der Familie.

So ist die Familie die geweihte Stätte, in der sich die sittlich-religiösen Werte des Volkes erneuern; die Priesterin in diesem Tempel ist die Mutter. Sie ist an erster Stelle dazu berufen, den Edelstein, der ihr mit jedem Kinde in den Schoß gelegt wird, zu bearbeiten; von ihrer Meisterschaft hängt es ab, ob später

einmal aus dem Herzen ihres Kindes die hellen Strahlen der Tugend hervorleuchten, wie die Strahlen des Lichtes aus dem geschliffenen Edelstein, oder ob es trübe und unklar bleibt. Niemand hat die Natur für diesen heiligen Priesterinnenberuf besser ausgestattet als die Mutter; sie gab ihr ein Herz voll Liebe und Geduld, sie machte sie stark im Dienen und gab ihr die Kraft, für die andern sich aufzuopfern. Herrliche Worte findet Ludwig Finkh für diese Muttergaben in seinem Büchlein „Rapunzel". Er sagt: „Das Beste habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Ihr müßt euch jetzt mit sehr lieblichen und herzlichen Gedanken anfüllen, denn ich erzähle euch von der Mutter. Konrad hatte das Glück, eine Mutter zu haben. Wenn alle Frauen es wüßten, wie wohl es Konrad bei ihr war, sie wollten weiter nichts als Mutter sein. Denn Mutter sein heißt, kleine Atemzüge hören und leichte Herzschläge, scharfäugig werden, wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, mutig sein im Stillen, wie kein lauter Mann in Waffen, schaffen mit allem Blut, das einem gegeben ist, über sich hinauswachsen in allen Fähigkeiten des Wachens, Hungerns, Liebens und Handelns, vor allem aber sorgen. Mutter sein heißt in Sorgen glücklich sein. Eine Mutter ist mehr als ein Vater. Ein Vater wendet sich nach außen in den Alltag hinein ..... in den Wirbel des Stromes; eine Mutter aber wendet sich nach innen; ihr Herz ist der Wirbel selber, und sie hat den Strom in sich. ... Das Kind macht die Frau zum vollkommenen Menschen."

Doch die Kräfte der Mutterliebe entfalten sich nur dann, wenn Mutter und Kind in der innigsten Gemeinschaft bleiben, gerade in und mit der Pflege spinnen sich die feinen Fäden vom Mutterherzen zum Kinde hinüber und umgekehrt. Keine Pflege darf zu gering erscheinen. Derselbe Schriftsteller sagt: „Es geht ein heimlicher Strom zwischen Mutter und Kind, darauf schwimmen stündlich Schifflein auf und ab, beladen mit köstlichen Gütern, wie Lächeln, Zunicken, übers Haarstreichen, Hosenflicken, Blumen bringen, Füttern, Fragen, Antworten." Das sind die kleinen Mittel, durch die die Mutter Gewalt über das Herz des Kindes gewinnt, um es zu bilden. „Ein heiliger Tempel ist eine Kinderstube, in der die Mutter schaltet als reine Priesterin; es gibt nichts anderes auf Erden, das unserer Vorstellung vom Paradiese so nahe käme, als diese geweihte Stätte" (Brunner).

„Zu steh'n in treuer Eltern Pflege, o, welch' ein Segen für ein Kind; ihm sind gebahnt die rechten Wege, die andern schwer zu finden sind", sagt Rückert. Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechts bezeugen es, daß sie die wertvollsten Bestandteile ihrer Persönlichkeit der Mutter verdanken, die ihre Herzen erschlossen und empfänglich machten für alles Gute, Wahre und Schöne. So ist die Mutter die Sonne für das heranwachsende Kind.

Aber der Mutterberuf erweitert sich zum Hausfrauenberuf mit weit gesteckten Grenzen. Aus dem Hausfrauenberuf erwächst ihr die Verpflichtung „das Haus

zum Heim zu machen und der Häuslichkeit bei voller Erfassung des neuzeitlichen Lebens einen vertieften, vergeistigten Inhalt zu geben." (Julius Werner). Sie allein kann dem Hause die warme Behaglichkeit geben, in der sich die Kräfte der übrigen Familienmitglieder wieder verjüngen; von ihr geht die Zauberkraft aus, die den Mann befähigt, seine Pflichten in der Öffentlichkeit, im Staatsleben freudig und erfolgreich zu erfüllen. Sagt doch selbst der Eiserne Kanzler von seiner Frau: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!"

Kann es wohl eine edlere und wichtigere Arbeit für Frauenherzen und Frauenhände geben als diese, an dem sittlichen Besitztum unseres Volkes zu arbeiten und es zu vermehren? Wir dürfen nicht aus dem Auge verlieren, daß die Arbeit, die in der Kinderstube geleistet wird, auch dem Volkswohle dient, ebenso wie die Arbeit in den Werkstätten, in den Fabriken und in den Büros. Diese Arbeit gedeiht nur in Frauenhänden. Wohl können Frauen Männerarbeit verrichten und Männer können scheuern, waschen und backen; aber die höchste und heiligste Arbeit in der Kinderstube kann nur die Mutter ausführen; niemand kann sie ersetzen. Leisten die Mütter in der Familie diese Arbeit nicht, dann bleibt sie unerledigt. Das würde einen Ausfall an sittlichem Gute zur Folge haben, über dessen Größe wir staunen würden, wenn wir ihn statistisch erfassen könnten wie materielles Besitztum. Gibt unsere Zeit Anlaß zu solchen Befürchtungen?

Diese Frage nötigt uns, näher zu untersuchen, ob die Kulturentwicklung der hohen Bedeutung der Familie, und insbesondere der Stellung der Frau in der Familie, gerecht geworden ist.

Die ungeheure Kraftentfaltung des deutschen Volkes deutet darauf hin, daß es in seinem innersten Mark, d. i. in seinen Familien, noch gesund sein muß. Wie schon angedeutet wurde, schöpft der Wehrmann seinen Opfermut aus dem Bewußtsein, Haus und Herd zu verteidigen; der Gedanke an die Eltern, besonders an die Mutter, hat Tausenden von Söhnen die Kraft im Kampfe verdoppelt und Schmerzen und Tod ertragen helfen. Nichts soll uns hindern, von der ungeahnten Kraftentwicklung unseres Volkes auf noch vorhandenen gesunden Familiensinn zu schließen.

Trotzdem dürfen wir an der Tatsache nicht blind vorübergehen, daß auch Kräfte am Werke sind, die, bewußt oder unbewußt, an diesem Marke zehren, und daß vor allem die Richtung, die unsere Kulturentwicklung genommen hat, unseren Familien sehr nachteilig geworden ist. „Es ist eine traurige Tatsache", heißt es in dem zweiten Bande der Sammlung „Deutsche Erneuerung", daß in denselben vierzig Jahren, in denen Deutschland den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung genommen hat, der die Ursache des Weltkrieges ist, die Heiligkeit der Ehe und die Macht der Familie langsam und stetig an Kraft abgenommen haben. Die Ausbreitung der Ehelosigkeit, die Geburtenabnahme, die Zunahme der jugendlichen Verbrecher, der Tiefstand unserer Großstadtliteratur und Großstadtkunst, das alles sind untrügliche Beweise." Dieser Satz spricht klar die Richtung aus,

die unsere Kulturentwicklung genommen hat; ein gewaltiges Wachstum des materiellen Besitzes und daneben ein Stillstand, wenn nicht gar ein allmählicher Rückgang der sittlichen Werte. Als Ursache dieser Erscheinung nennt der Satz die mangelnde Pflege der Familie. Diese wieder ist eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung.

Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten eine seiner tiefgreifendsten Umwandlungen durchgemacht, nämlich die allmähliche, teilweise Umgestaltung des Ackerbaustaates zu einem Industriestaate. Von diesem Werdegange ist keine Einrichtung so tief berührt worden wie die Familie. Um diese Einwirkung recht zu verstehen, sei darauf hingewiesen, daß die Familie innerhalb zweier Betätigungs- oder Pflichtenkreise lebt; sie ist in erster Linie eine Erziehungsstätte, und als solche hat sie die Pflicht, sittliche Werte zu erzeugen; zum andern ist sie eine Erwerbsgemeinschaft, und als solcher ist ihr Jahrtausende lang die Aufgabe zugefallen, die wirtschaftlichen Güter hervorzubringen, die sie für sich, sowie auch die Gesellschaft, zur Lebensführung bedurfte. Die Familienwirtschaft ist jedoch immer mehr in den Hintergrund getreten. Die Naturkräfte, die der Mensch in den Dienst der Gütererzeugung stellte, Dampf und Elektrizität, sind nicht der Familienwirtschaft zustatten gekommen; es haben sich vielmehr neue Erzeugungsmittelpunkte, neue Wirtschaftsweisen und Verbände außerhalb der Familie gebildet und der letzteren eine Arbeit nach der andern entzogen. „Es ist eine der wesentlichsten und bedeutungsvollsten Eigenschaften unserer gesamten Kulturentwicklung", sagt Helene Lange in ihrem Buche: Die Frauenbewegung, „daß der kleine Kreis der Familie an Bedeutung verloren hat gegenüber dem weiteren der sozialen Gemeinschaft, die als industrielle Unternehmung, als Gemeinde, Staat, freiwilliger Verband, der Familie eine Funktion nach der andern entzieht. Man könnte, um sich diese Vorgänge zu verdeutlichen, die Familienwirtschaften als eine Reihe kleiner Inseln denken, von denen das Meer ein Stück nach dem andern abspült, um von diesem abgespülten Erdreich ein neues Land zu bilden, nämlich die Welt des sozialen Lebens, der weiteren sozialen Beziehungen". Ein wesentliches Merkmal des Werdeganges unserer Kultur ist demnach die allmähliche Entlastung der Familie von der öffentlichen Gütererzeugung. Nicht die Familie zieht mehr den Flachs und spinnt das Leinen, sondern das besorgt jetzt der Großbetrieb und die Fabrik. Dieser Vorgang ist noch nicht abgeschlossen. Neben Familien, die sich als solche an der Gütererzeugung gar nicht mehr beteiligen (z. B. viele Beamtenfamilien), gibt es auch noch viele mit den alten Formen familienhaften Berufsbetriebes, bei denen die Frau und die übrigen Familienmitglieder einen Platz in der Erwerbsarbeit des Mannes einnehmen: die Landwirtschaft, das Handwerk, der Kleinhandel. Hier gehen Hauswirtschaft und Beruf ineinander über.

Die Entlastung der Familie durch die Übertragung der öffentlichen Gütererzeugung an neue Gemeinschaften kam vorwiegend den Frauen zugute. Die

Männer waren ja in erster Linie die Träger der neuen Erzeugungsart; durch das Hinüberleiten der Familienwirtschaft in den weiten Kreis sozialer Gütererzeugung wurde der Lebens- und Schaffenskreis der Frau allmählich sehr verkleinert und verlor im Hinblick auf die Gütererzeugung an Wert. In dieser Leere der Familie liegen nach Helene Lange die ersten Anfänge oder Antriebe zur Frauenfrage, an der wir nicht vorübergehen können, wo es sich um die Darlegung des Entwicklungsganges unserer Familien handelt. Ich schließe mich in den folgenden Ausführungen, soweit sie die Frauenfrage betreffen, an die Gedankenreihen an, die Helene Lange in ihrem Buche: „Die Frauenfrage" entwickelt hat. Dort heißt es: „Die fortschreitende Entlastung und die Verkleinerung des Lebenskreises der Frau wurde nicht mehr als eine Entlastung einer vielfach Überlasteten, sondern als ein Raub an einem notwendigen Lebensinhalte empfunden." Besonders mußte dies der Fall sein in den gebildeten, mit materiellen Gütern wenig gesegneten Familien, denen die Versorgung der Töchter durch die Ehe sehr erschwert wurde. Das kerngesunde, sittliche Empfinden dieser Kreise drängte naturgemäß dahin, auch den ehelosen Töchtern eine ihrer Bildung und geistigen Kraft entsprechende Lebensbetätigung, einen Lebensinhalt, zu geben. Die eigentliche Triebkraft in der Frauenfrage ist der Schaffensdrang der Frau; er sucht nach Ersatz des verlorengegangenen Lebensinhaltes, und diesen Ersatz sehen die Frauen vorwiegend in der Anteilnahme an der öffentlichen Arbeit; sie möchten den Anteil an ihr, der ihnen in der Familienwirtschaft zustand, in der sozialen Gütererzeugung wieder gewinnen. Die Frau sieht sich vor ein Entweder — Oder gestellt. Entweder gelingt es ihr, sich in den sozialen Gemeinschaften mit ihrer Leistung oder mit einem Teil anzusiedeln, oder sie muß auf die volle Verwertung ihrer Lebenskraft und Arbeitsleistung verzichten.

Zum großen Nachteil der Familie hat sich die Frauenbewegung für das Entweder entschlossen, d. h. dafür, daß sich die Frauen mit ihren Leistungen in den sozialen Gemeinschaften ansiedeln und, gleich dem Manne, den Schwerpunkt ihres Wirkens aus der Familie hinausverlegen in die Öffentlichkeit. Ein folgenschwerer Entschluß; er ist der Boden, aus dem alle weiteren Bestrebungen der Frauenfrage herausgewachsen sind. Er brachte es mit sich, daß die Frauen den Befähigungsnachweis für die Brauchbarkeit an den Stätten öffentlicher Gütererzeugung erbringen mußten. Sie sind ihn nicht schuldig geblieben. Mit großem Eifer wird der Nachweis geführt, daß die Frau körperlich und geistig für alle Arbeiten des Mannes in der Öffentlichkeit tauglich und brauchbar ist; jeder Erfolg wird mit großen Lettern auf der Soll-Seite des sozialen Wirtschaftsbuches eingetragen; der erste weibliche Bürgermeister wird in Wort und Bild so getreulich der Öffentlichkeit vorgeführt, wie der erste weibliche Schornsteinfeger. Der Entschluß drängte auch zu einer völligen Umgestaltung der Frauenbildung. Der bestehende Unterschied in der Leistungsfähigkeit der Geschlechter werde aufgehoben, wenn man den Unter-

schied in ihrer Ausbildung beseitige. Immer lauter ist darum die Forderung erhoben worden, alle Unterschiede in der Ausbildung der Geschlechter zu beseitigen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Doch davon wird späterhin die Rede sein.

Diesem vorwärtsdrängenden Strome, dessen Quellen im Wirtschaftsleben liegen, wird noch reichlich Wasser aus einem anderen Quellgebiet zugeführt. Die Anteilnahme der Frau an der Herstellung der Güter mit dem damit verbundenen Verdienst fördert ihre wirtschaftliche Selbständigkeit und wird zum Mittel, sie aus dem „wirtschaftlichen Hörigkeitsverhältnis des Mannes", aus den „Sklavenketten" desselben, zu befreien. Diejenigen Kreise, die die Pflicht des Ehegelöbnisses als besonders drückend empfinden, sehen darin ein Mittel, sich den Fesseln der Dauerehe zu entwinden; die wirtschaftliche Selbständigkeit führt sie ihrem Ideal, der Zeitehe, näher, das ihrer Meinung nach in der jederzeit löslichen Verbindung des wirtschaftlich selbständigen Mannes mit der wirtschaftlich selbständigen Frau besteht. Diese Gedanken haben das Streben der Frauen nach der Teilnahme an der Gütererzeugung sehr befruchtet. Riesenschnell ist die Entwicklung vor sich gegangen und noch ist sie im steten Wachstum begriffen. Berufe, die nach altem deutschen Empfinden nur dem Manne zustanden, gleiten in Frauenhände über, soweit, daß sich bereits große Männerverbände an die gesetzgebenden Körperschaften gewandt und sie um Schutz vor weiblichen Vorgesetzten gebeten haben. Die letzte Ursache dieser betrübenden Erscheinung ist jedoch in der materialistisch-naturalistischen Weltanschauung zu finden, die eine Bindung des Willens durch sittliche Begriffe nicht anerkennen will, sondern in dem Sich-Ausleben, d. h. in der ungehemmten Betätigung der sinnlichen Triebe das höchste Lebensziel erkennt.

So ungehemmt der Strom auch vorwärts treibt, er muß doch schließlich Halt machen, um mit Helene Lange zu reden, „vor einem Stück Natur, das wie ein Urgestein, wie ein unzerstörbarer Kern aus der Flut hervorragt", das ist die Mutterschaft; diese können die Frauen anderen nicht übertragen, sich ihrer auch nicht entledigen, wenn das Volk fortbestehen soll. Mutter werden ist Frauenbestimmung, gegen die jede andere zurücktritt, auch der Erwerbsberuf. Dadurch, daß sich der Frauenerwerb bereits zu bestimmten Berufen verdichtet hat, die neben den Männerberufen stehen, hat sich aber der „Dualismus", der, entsprechend der doppelten Aufgabe der Familie, schon immer in der Bestimmung der Frau gelegen hat, zu größter Schärfe herausgearbeitet. Der von Gott und der Natur der Frau zugewiesene Mutterberuf und der ihr von der Kulturentwicklung auferlegte Erwerbsberuf sind scharf gesondert nebeneinander getreten. So lange die Beteiligung der Frau an der sozialen Arbeit in den engen Grenzen der Familie vor sich ging, machte sich dieser Zwiespalt im Frauenberufe nicht sehr fühlbar; denn innerhalb der Familie lassen sich die Reibungsflächen leicht ausgleichen. Sind der Frau die Hände gebunden durch die Erfüllung der Mutterpflichten, so tritt die wirtschaftliche Betätigung zurück, ohne Nachteil eines dritten. Wo aber

der Erwerbsberuf der Frau aus der Familie hinausgelegt worden ist in die großen öffentlichen Erzeugungsmittelpunkte, kann dieser gegenseitige Ausgleich nicht mehr erfolgen. Aus Betriebsnotwendigkeiten wird jeder Arbeitskraft ihr genau umgrenztes Arbeitsgebiet zugewiesen, die zugeteilte Arbeit muß geleistet werden, wenn der Arbeitsverlauf nicht gestört werden soll. Der nach Minuten geregelte technische Betrieb ist herzlos, er nimmt keine Rücksichten und geht seinen eisenfesten Tritt. Der „Dualismus" lastet zur Zeit schwer auf den Zielen der Frauenbewegung. An Vorschlägen, ihm seine Schärfe zu nehmen, fehlt es nicht; halbe Arbeitszeiten der Frauen, Schonzeiten, die verheirate Beamtin: diese Erwägungen kennzeichnen das Bemühen der Frauen, aus diesem dunkeln Tal den rechten Ausweg zu finden; aber sie prallen an den stahlharten Forderungen der Betriebe und Berufe ab.

Wenn wir die Fäden verfolgen, die die Frauenbewegung von der Frau aus nach diesen beiden Pflichtenkreisen hin gesponnen hat, so sehen wir uns vor eine auffallende Tatsache gestellt. Die Beziehungen der Frau zu dem Erwerbsberuf sind sehr sorgfältig ausgebaut; alle Möglichkeiten werden erwogen, alle Vorteile stark hervorgehoben, alle Hemmnisse werden zu entkräften gesucht. Aber nur wenige und schwache Fäden führen hinüber zum Mutterberuf. Diese Beziehung bleibt nicht unberührt, aber ihrer Behandlung fehlt die Kraft und Wucht. Es macht den Eindruck, als ob in den Kreisen der Frauenbewegung die Mutterschaft als eine lästige Hemmung des Erwerbsberufes empfunden würde, während es doch umgekehrt sein sollte. Diese Erscheinung, sowie den „Dualismus" in der Frauenfrage kann man sich wohl daraus erklären, daß sich die Frauenbewegung in den verschlungenen Pfaden des fortschreitenden Wirtschaftslebens nicht nach dem „Urgestein der Mutterschaft" orientiert hat, sondern sich von dem verführerischen, glanzvolleren Trugbild der unbeschränkten Teilnahme der Frau an der wirtschaftlichen Produktion und der damit verbundenen wirtschaftlichen Selbständigkeit hat leiten lassen. Die mangelnde Pflege der Beziehungen der Frau zu dem Pflichtenkreise der Familie bestärkt auch die Ansicht, daß an diesem Gewebe die Frauen, die ihren Pflichtenkreis als Mutter, Gattin und Hausfrau so weit ziehen, daß er all' ihre Kräfte in Anspruch nimmt, nicht mitgearbeitet haben können. Das sind die Frauen, von denen man wenig spricht, und die selbst wenig sprechen. Wenn sie ihre gewichtige Meinung mit in die Wagschale gelegt hätten, würden die Beziehungen der Frau zum Pflichtenkreise der Familie reicher ausgebaut worden sein. Aber diese Frauen sind ein sehr sprödes Material für die Vereinsbildungen und haben daher keine öffentliche Stimme.

Die starke Hinneigung der Frauen zur Betätigung in Berufen außerhalb der Familie hat einen tiefgehenden Einfluß auf die Ausbildung der Frau ausgeübt und zu einem neuen Frauenideal bezw. zu einem neuen Frauentyp geführt. Der „Dualismus" ist zu einem großen Teile die treibende Kraft bei der Neuordnung

unseres Mädchenschulwesens gewesen. Es ist klar, das diejenigen, die in der Frau nicht mehr die Gefährtin des Mannes in der Familie, sondern vorwiegend seine Wettbewerberin auf wirtschaftlichem Gebiet sehen, an dem Frauenideal der alten höheren Töchterschule kein Gefallen mehr finden konnten. Helene Lange spricht mit Beziehung auf die frühere Mädchenbildung von einem „obligaten, süßlichen Schulidealismus, der Phrase, der Mumifizierung eines Frauentypus", der, soweit er überhaupt Leben gehabt hat, der Vergangenheit angehört und auf dem Boden der modernen Verhältnisse nicht mehr lebensfähig war. Der künftige Beruf des Mädchens, d. h. die künftige Wirksamkeit der Frau im Wirtschaftsleben, müsse bestimmend für die Bildung sein. Da die in das Wirtschaftsleben verwiesene Frau an den Wirtschaftskämpfen ebenso teilnehmen müsse wie der Mann, so müßten auch beide Geschlechter in gleicher Weise für denselben ausgebildet werden, damit kein Teil im Wirtschaftsleben erliege. Eine gesonderte Knaben- und Mädchenbildung entspricht nach der Ansicht der Frauen nicht mehr den neuen Zuständen. Das Hinaustreten der Frau aus der Häuslichkeit in die öffentliche Arbeit verknüpft sie mit dem öffentlichen Leben in anderer Weise als die frühere Familientätigkeit; sie wird als selbständiges Wirtschaftsglied hineingedrängt in die Wirtschaftskämpfe, wo nur das Recht des Stärkeren gilt. Diese Stärke muß sich die Frau erwerben; zu diesem Erwerb sind politische Rechte und Fähigkeiten notwendig; auf die Erlangung solcher Fähigkeiten muß die Bildung bereits bedacht sein. Die Frauenbewegung sieht also den Wert der Frau in ihrer Beziehung zu dem Wirtschaftsleben; je mehr Fähigkeiten hierfür ausgebildet werden, desto wertvoller ist die Frauenkraft. Die alte Töchterschulbildung sah den Wert der Frauenseele in ihr selbst; ihr schwebte das Ziel vor, die Frauenseele zu einem Edelstein zu gestalten, dessen mildes Licht hineinfallen sollte in das Getriebe des Lebens, um es zu mildern und zu verklären; sie spann alle Fäden hinüber nach dem idealen Berufe der Frau in der Familie; sie sah in ihr die Priesterin des Hauses, die Hüterin von Sitte und Sittlichkeit in der Familie und in der Gesellschaft. Von ihr sollte das Wort gelten: „Willst wissen du, was sich geziemt, so frage nur bei edlen Frauen an." Die Frauenbewegung, die die Frau an den Arbeitstisch wirtschaftlicher Werte stellt, will das milde Herz der Frau stahlhart machen für den Erwerb. Das ist teilweise auch geschehen, denn Helene Lange rühmt an der neuen Mädchenbildung, daß alle in dem alten Frauenideal gelegenen Beziehungen zur Weiblichkeit energisch beseitigt worden sind.

Aber immer wieder steigt aus der Gedankenflut das „Urgestein der Mutterschaft" hervor, der sich nicht wegschwemmen läßt. Er erinnert fortgesetzt daran, daß die Frau, um ihrer höchsten Bestimmung gerecht werden zu können (der Mutterschaft), von der Natur auch eine besondere Mitgift erhalten hat. Das ist nicht eine besondere Fähigkeit zum Wischen und Scheuern, zum Nähen und Stopfen, zum Braten und Backen, es ist vielmehr die Gemütstiefe der Frau, die

sie empfänglich macht für zartes, reines Empfinden, für die höchsten sittlich-religiösen Güter. Ihr gab die Natur die Fähigkeit, aufzugehen in der Sorge für die anderen, oder wie Goethe sagt, die Kraft zum Dienen. „Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung." Ihr Dienst soll nicht sein ein Dienst in Sklavenketten, er soll sie auf den Herrscherthron der Liebe heben: „Denn durch Dienen allein gelangt sie zum Herrschen." Auch die Psyche des Mannes hat ihre Eigenart. Ein Erziehungsplan, der diese Unterschiede verwischt, ist wider die Natur; doch zu diesem naturwidrigen Plane führen die Bestrebungen der Frauenbewegung mit innerer unabweisbarer Notwendigkeit. Aber dafür kämpft die Frauenbewegung; sie tritt ein für ein unterschiedloses Ineinander-Aufgehen von Mädchen- und Knabenbildung und möchte die Mädchen hineindrängen in die Knabenklassen. Daß die Frauen durch ihre Teilnahme an der Männerbildung männlicher werden, weist man leichten Herzens als „dilettantischen Aberglauben" zurück.

Ich schließe mich in meinem Urteil hierüber denjenigen an, die diese Zwitterstellung in der Erziehung für irrtümlich halten. Wenn wir die Natur als Wegweiser wählen, so werden wir nicht anders können, als jedes Geschlecht nach seiner Eigenart zu erfassen und zu größter Vollkommenheit zu entwickeln, den Knaben zur vollen Männlichkeit, das Mädchen zur vollen Weiblichkeit. An Männern mit weiblichem Einschlage ist uns ebensowenig gelegen als an Frauen mit männlichem Einschlage. Die volle Veranlagung unserer Nation wird erst dann erschöpft, wenn das Besondere der beiden Geschlechter klar herausgearbeitet wird; lassen wir die Eigenart der Frauenseele verkümmern, indem wir in dem Erziehungsplane nicht auf die künftige Mutterschaft Rücksicht nehmen, so gehen der Nation ungezählte Werte verloren; insbesondere leiden die Kräfte, die in der Familie so unerläßlichen Segen stiften könnten. Zwar behauptet Helene Lange, die Eigenart der weiblichen Seele komme bei der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter doch wohl zu ihrem Rechte, da Nahrung für sie in den männlichen Bildungsstoffen reichlich vorhanden sei, denn wie an der gleichen körperlichen Nahrung der Knabe zum Manne, das Mädchen zum Weibe heranwachse, so geschehe es auch auf geistigem Gebiet. Die Ausbildung zur Hausfrau lasse sich leicht ergänzen durch einige Kurse über Säuglingspflege, Hauswirtschaftslehre usw. Das ist eine auffallende Veräußerlichung der Frauenseele und des Familienberufes der Frau. Darum möchte ich der Führung der Frauen nicht folgen, sondern mich dem Manne anvertrauen, den wir als den Heros deutschen Geistes noch immer verehren: das ist Schiller. Er sagt: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe". Mit diesen Worten deutet er nicht etwa eine zeitliche Erscheinung an, sondern ein ehernes Naturgesetz. Es kommt in der Entwicklung der Jugendlichen eine Zeit, in der sich die Geschlechter meiden; der Drang, sich in seiner Eigenart zu entfalten, tritt gewaltig hervor. Wenn diese Entwicklungsperiode abgeschlossen ist, dann sieht der

Jüngling „mit züchtigen, verschämten Wangen die Jungfrau vor sich stehen"; d. h. jeder Teil fühlt die Ergänzungsbedürftigkeit durch den anderen. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling", und wir fügen hinzu, zum Weibe die Jungfrau, und diese Ergänzung der Wesen zur Einheit findet in der Ehe ihre Erscheinungsform und ihren Abschluß. Wie kann sich aber etwas ergänzen, was gleichartig ist? Das gibt keinen „guten Klang", sondern einen Mißklang.

So hat also die Kulturentwicklung zu einem neuen Frauenideal geführt, an dessen Herausgestaltung die Frauen hervorragenden Anteil haben. Vergleichen wir dieses neue Ideal mit dem alten im Hinblick auf seinen Wert für die Familie, so werden wir zugeben müssen, daß die Umwandlung von großem Nachteil für die Familie und somit für die sittliche Gütererzeugung ist. Die Frauenbewegung hat sich den die Familien zersetzenden und aufreibenden Wirkungen der Kulturentwicklung nicht entgegengestellt, wie von der Seite der Frauen wohl zu erwarten gewesen wäre; sie hat, unbekümmert um die Familie, die Frau als Einzelwesen den Verhältnissen anzupassen versucht. Daraus den Frauen einen Vorwurf zu machen, sei fern; sie haben ihr Los selbst in die Hand genommen, haben sich aber immer weiter von ihrem heiligen und höchsten Naturberufe entfernt. Von der Seite der Männer ist nichts Durchgreifendes geschehen, um die Frauen vor dem Sturze in den Wirbel des Wirtschaftslebens zu schützen. Niemand wird heute die Tatsache leugnen, daß die in diesen Wirbel hineingezogene Frau immer unfähiger wird für ihre höchste und edelste Arbeit in dem Familienpflichtenkreise. Tatsache ist auch, daß von Tausenden von Frauen die Entwicklung der Dinge bitter beklagt wird. Daß die Beschäftigung in der Öffentlichkeit das letzte Sehnen der Frauenseele nicht befriedigt, geht daraus hervor, daß viele noch in gereifteren Jahren die sogenannten Sklavenketten der Ehe gegen die gepriesene Freiheit im Berufe vertauschen. In Wirklichkeit ist es ja auch umgekehrt. Im Hause schaltet die Frau, wenigstens die germanische, als freie Herrin; Luther nennt seine Käthe oft seine Herrin; erst der Beruf schlägt die Frau in schwere Ketten. Leider hat der „modern-weibliche Berufsfanatismus" den Blick für die Hoheit und den Wert der Frauenpflichten in der Familie so sehr getrübt, daß man vielfach schon auf die Hausfrauen als auf Frauen zweiter Ordnung herabsieht, zum großen Nachteile des Gesamtwohles unseres Volkes. In demselben Maße, wie die Kulturentwicklung die Frau unfähig macht zu ihrem priesterlichen Berufe, indem sie entweder ihre Kraft für die öffentliche Arbeit in Anspruch nimmt oder die Entfaltung ihrer Natur für diesen Beruf hemmt oder auch die Möglichkeit der Begründung von Familien und der Betätigung in ihr unmöglich macht, in demselben Maße geht die Erzeugung sittlicher Werte im Volke rückwärts; das ist der Weg zur sittlichen Verirrung und Verarmung und allmählichen Verrohung.

Leider aber ist der Strom, der an unseren Familien nagt, noch nicht im Ab-

ebben begriffen; er schwillt zur Zeit immer mehr an. Die Schaffung wirtschaftlicher Werte, die Aufrechterhaltung unseres Verkehrslebens nimmt die Frauenkraft immer mehr in Anspruch. Jetzt zerrt der Krieg die Frauen gewaltsam aus der Behaglichkeit des Hauses in den Sturm des Erwerbslebens. Wird sie der kommende Friede entlassen können? Werden die wirtschaftlichen Forderungen nicht so übergroß werden, daß ein großer Teil der Frauen wird festgehalten werden müssen, weil Männerkraft nicht vorhanden ist? Wird nicht die Industrie, an deren Wiederaufblühen nach dem Kriege uns so viel gelegen sein muß, unsere Frauen und Töchter mit Beschlag belegen und dem Dienste der Familie mehr noch als vor dem Kriege entziehen? Hat die bisherige Kulturentwicklung es zuwege gebracht, ein Stück familienwirtschaftlicher Betätigung nach dem anderen wegzuschwemmen, so droht jetzt die noch größere Gefahr, daß auch aus dem Pflichtenkreise der Mutterschaft in der Familie eine Pflicht nach der anderen ausgelöst und sozialen Verbänden übertragen wird. Die Erwerbspflicht, oder besser gesagt, die Pflicht, einen Teil der öffentlichen Arbeit zu übernehmen, reißt der Mutter das Kind im zartesten Alter aus den Armen; die Pflicht der Familie — die körperliche und sittliche Pflege des Kindes, werden der Familie abgenommen und werden zu Pflichten der Öffentlichkeit, die dann gezwungen sein wird, besondere Einrichtungen als Ersatz dafür zu treffen. Anfänge hierfür finden wir in den Säuglings- und Kinderheimen. Diese Heime sind hervorgegangen aus dem Betätigungsdrange der christlichen Nächstenliebe; sie haben religiöse Wurzeln, keine wirtschaftlich-gesellschaftlichen; sie stehen im Zeichen der Notbehelfe und sind bestimmt, in Not geratenen Familien eine Stütze zu sein. Wenn aber unsere wirtschaftliche Entwicklung die angegebene Richtung einnimmt, dann wird ihre Bedeutung eine andere werden; sie werden sich umgestalten zu Einrichtungen der Gesellschaft, mit dem Zwecke zur Pflege des Nachwuchses.

Eine allmähliche Loslösung der erziehlichen Aufgaben aus ihrem Pflichtenkreise muß zur völligen Auflösung der Familie führen und würde denen recht gelegen kommen, die, wie schon früher angedeutet, ein von Grund auf neues Gesellschaftsleben aufbauen wollen. Gründe für diese Umgestaltung finden sich. Man wird darauf hinweisen, daß unsere Güter besser geworden sind, seitdem sie nicht mehr in der Familie, sondern in den großen Industrieräumen hergestellt werden. Wer freut sich an Großmutters selbstgesponnener, groben Leinwand, seitdem die Fabriken viel bessere bieten! Darum wird man behaupten, daß die öffentliche Pflege und Erziehung der Kinder, auch in den jüngsten Jahren, ausgeführt von geschulten Kräften, die Güte des Nachwuchses verbessern müsse. So verführerisch der Gedanke ist, so dürfen wir uns nicht von ihm blenden lassen; nichts kann die Mutterleistung ersetzen; auch die der armen Mutter nicht! Selbst die prunkvollsten öffentlichen Einrichtungen der Kinderpflege sind kein voller Ersatz für die mütterliche Pflege in der Familie.

Eine der nachteiligsten Wirkungen der Kulturentwicklung auf die Familie ist die Verminderung ihrer erziehlichen Kraft, indem sie den Schwerpunkt der Tätigkeit der Frau aus der Familie in die Öffentlichkeit verlegt hat. Die Betätigung der Frau in der öffentlichen Güterwirtschaft ist aber für die Familie auch insofern verhängnisvoll geworden, als sie die Neubegründung von Familien erschwert. Das Erträgnis von der öffentlichen Arbeit ist der Lebensboden der Familien. In demselben Maße, in dem die öffentliche Arbeit in die Frauenhände hinübergleitet, geht Boden für die Familiengründung verloren. „Jede Frau, die eine wirtschaftliche Stellung einnimmt, die bisher dem Manne vorbehalten war, verhindert eine Eheschließung, d. h. die Begründung einer Familie." Es wird als ein Kulturfortschritt gepriesen, wenn eine Stadt von einem weiblichen Bürgermeister, eine Anstalt von einem weiblichen Direktor geleitet wird. Doch der Preis für diesen Fortschritt ist das Gelände, das für die Familiengründung verloren geht. Denn die Bürgermeisterstelle bot ebenso wie die Leitungsstelle einer Anstalt alle Möglichkeiten eines gesicherten Familienbestehens. Nun denn die verheiratete Bürgermeisterin! Gewiß, aber dann taugt weder der Bürgermeister für die Stadt, noch die Frau Bürgermeisterin für die Familie.

Wieviel von der öffentlichen Arbeit bereits in Frauenhände übergegangen ist, d. h. wieviel von dem Erträgnis öffentlicher Arbeit für die Familienbegründung verloren gegangen ist, veranschaulichen die folgenden Zahlen (nach Schnauß, in der Post v. 21. 3. 1913). Dort heißt es: „Seitdem den Frauen der Zutritt zu Männerberufen eröffnet oder erleichtert worden ist, haben sie davon auffallend zahlreich Gebrauch gemacht. In der Reichspost- und Telegraphenverwaltung waren im Jahre 1896 2408 Beamtinnen angestellt. Im Jahre 1910 hatten sie sich auf 19441 vermehrt, sodaß auf drei Beamte beinahe eine Beamtin kam. Seit 1911 ersetzt die Reichspost-Telegraphenverwaltung allmählich weitere 8000 Beamte durch 8500 Frauen. Die preußisch-hessische Eisenbahnverwaltung beschäftigte im Jahre 1911 5000 Beamtinnen und Hilfsbeamtinnen. An den Fahrkartenschaltern tritt die Beamtin immer mehr in die Stelle der Beamten. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte hat ein Drittel ihrer Stellen für mittlere Beamte mit Frauen besetzt. Während im Jahre 1886 an den preußischen Volksschulen 58 550 Lehrer und 6784 Lehrerinnen tätig waren, stieg im Jahre 1906 die Zahl der Lehrerinnen auf 16027, die Lehrer dagegen nur auf 84 638. Es hat demnach in der Zeit von 1886 bis 1906 eine Vermehrung der Lehrerinnen um 136% gegenüber einer solchen der Lehrer um 44% stattgefunden. Aber damit ist es noch nicht genug. In der Zeit von 1906 bis 1911 haben sich die Lehrerinnen um 38,8% und die der Lehrer nur um 8,7% vermehrt. Noch vor 25 Jahren bestand das kaufmännische Personal nur aus Handlungsgehilfen. Seitdem werden diese immer mehr durch die Handlungsgehilfinnen verdrängt. So haben sich in der Zeit von 1895 bis 1907 die Handlungsgehilfinnen um

194,31 %, die Handlungsgehilfen nur um 94,90 % vermehrt. . . . . Auch in akademischen Berufen, als Ärztinnen und Philologinnen, werden wir sehr bald viele Frauen finden. Auf den deutschen Universitäten waren im Sommerhalbjahr 1907 302 Frauen immatrikuliert, im Winterhalbjahr 1911/12 2796 Frauen.

Das Erträgnis dieses gewaltigen Arbeitsfeldes, das diese Zahlen umspannen, ist für die Familienbegründung verloren. Mit Recht behauptet Schnauß, jede Staatsbeamtin, jede Lehrerin, jede Ärztin, auch manche Handlungsgehilfin entzieht dem Manne eine Erwerbsstelle, die die Möglichkeit geboten hätte, eine Familie zu unterhalten. Da es diesen Männern bei der Überfüllung der mittelständischen Berufe nicht gelingen kann, sonstwo einen Erwerb zu finden, der die Gründung einer Familie erlaubte, ohne daß sie andere Männer daraus verdrängte, so ist die Folge, daß Ehen und Geburten abnehmen. Letzteres ist in erschreckendem Maße der Fall. Im Jahre 1876 kamen im Deutschen Reiche auf 1000 Einwohner 42,61 Geburten, im Jahre 1911 nur noch 29,48 %. Das ist ein Rückgang in 35 Jahren um 30 %. In Frankreich kommen auf 1000 Einwohner 19 Geburten. Wenn jedoch der Rückgang in gleichem Tempo weiter schreitet, holen wir Frankreich bald ein.

Recht bedenklich ist ferner der Umstand, daß sich in der Regel nur die gesündesten und kräftigsten Frauen auf den Erwerbsgebieten betätigen können; es gehen für die Familiengründung gerade die tüchtigsten Frauen verloren, was für die Nachkommenschaft von erheblicher Bedeutung ist. Am meisten getroffen sind die Mittelschichten unseres Volkes, in denen sich das germanische Blut noch verhältnismäßig rein erhalten hat; aber der Geburtenrückgang, den die eindringende Frauenarbeit verursacht, schwächt sie, und in ihre Lücken rücken die stark mit slavischem Blute gemischten Unterschichten ein.

Wenn wir aus den dargelegten Gedankenreihen den rechten Schluß zu ziehen vermögen, so werden wir die anfangs aufgestellte Behauptung bestätigt finden, daß nämlich keine Einrichtung unter der Kulturentwicklung schwerer gelitten hat als die Familie. Das deutsche Volk ist dank seines unermüdlichen Eifers reich geworden, aber der Blick war so sehr auf den Erwerb materiellen Gutes gerichtet, daß kaum bemerkt wurde, wie die Familie von dem wirtschaftlichen Räderwerk erfaßt wurde und von ihm drohte, zerrieben zu werden. Sie ist hart und schwer bedrängt, und hohe Zeit ist es, daß sich die Kräfte lebhafter als bisher zu ihrer Rettung regen.

Aber, so wird man sagen, wohl ist die Frau die Priesterin des Hauses, und die Mutterhand allein kann die heiligsten Güter unseres Volkes mit Erfolg in Pflege nehmen; aber wird die Kulturentwicklung, die sich ihr schon so feindlich entgegengestellt hat, künftig gestatten, dieser Priesterin die Altäre, d. i. die Familie, zu bauen? Wird nicht bei dem schweren Ringen um Brot, das unserm Volke bevorsteht, alles andere, selbst die Pflege idealer Güter, zurücktreten müssen?

Denen, die so denken, möchten wir als ernste Mahnung das Wort des Herrn zurufen: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", auch eine Volksgemeinschaft nicht; sie kann der geistigen Speise so wenig entbehren als der leiblichen. Diese Einsicht sollte uns bestimmen, alle Kräfte zu einer zielbewußten Familienkultur zusammenzufassen.

Die erste Aufgabe müßte sein, alle vorhandenen Möglichkeiten der Familienbildung zu erschließen. Helene Lange führt in ihrer schon erwähnten Schrift aus, daß die Frauenkraft von der Familie nur zu Zweidrittel in Anspruch genommen werde, ein Drittel bleibe frei für die Arbeit in der Öffentlichkeit. Wenn wir an diesem Verhältnis festhalten, dann würde jede in der Ehe versorgte Frau mit $^2/_3$ ihrer Kraft, die sie in der Familie braucht, auf die Anteilnahme an der öffentlichen Güterproduktion verzichten, d. h. 1000 neu gebildete Familien entziehen dem Arbeitsmarkte rund 666 weibliche Arbeitskräfte; vielleicht sind es noch mehr; denn viele Frauen werden nicht nur $^2/_3$, sondern ihre ganze Kraft in den Dienst der Familie stellen. Dieses frei gewordene Arbeitsfeld ist wieder gewonnenes Neuland für die Familie. Und sind es nicht so viel, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß mit dem Abfluten der Frauen von dem Arbeitsmarkte sich die Neubegründung von Familien günstiger gestaltet. Es liegt hier eine ganz klar ersichtliche Wechselwirkung vor. In demselben Maße, als die Familienbildung zurückgeht, wird die Frau auf den öffentlichen Arbeitsmarkt getrieben; je mehr das geschieht, desto größer werden die Schwierigkeiten der Familienbildung; ebenso ist es umgekehrt. Grundsatz müßte sein, den Arbeitsmarkt, bezw. die Erwerbsmöglichkeiten so zu gestalten, daß die Familienbildung begünstigt wird.

Neben die Bestrebungen, Neuland für die Familienbildung zu gewinnen und vorhandenes auszubauen, muß sich die Sorge um gesunde und kräftige Entwicklung der Familie stellen. Der Mittel stehen viele zu Gebote. Schnauß nennt in dem schon erwähnten Artikel folgende: eine genügende Versorgung der Witwen und Waisen, Steuererleichterungen noch mehr als bisher, je nach der Zahl der Kinder, Bemessung der an die Beamten zu zahlenden Wohnungsgelder nach der Größe der Familien, Herabsetzung des Schulgeldes an den höheren Schulen, Gewährung von Erziehungsbeihilfen an Familien mit zahlreicher Nachkommenschaft, Vorbehalt gewisser Beamtenstellen für Verheiratete usw.

Die Mittel ließen sich noch vermehren. Eines der wichtigsten ist und bleibt die Scholle. Die Sehnsucht nach der Scholle, d. h. nach einem Stückchen eigenen Besitzes, ist tief in der Seele der Deutschen verankert. „Ich glaube, in jedem Deutschen steckt eine Sehnsucht, ein Stück Erdboden sein eigen zu nennen, und dort zu Hause zu sein und sinnlich zu leben." An der Scholle erst entfalten sich die guten Anlagen des deutschen Wesens voll und ganz. Der berühmteste Lyriker des Mittelalters, Walter von der Vogelweide, rief überglücklich aus, als er nach langer Wanderfahrt von Kaiser Friedrich II. bei Bozen ein kleines Besitztum erhielt:

Ich hab mein Lehen, alle Welt, ich hab mein Lehen,
Nun fürcht ich nimmermehr den Hornung in den Zehen.

Dieſes Sehnen können wir verfolgen bis in die neueſte Zeit, Sohnrey gibt ihm mit folgenden Worten Ausdruck:

O, gib ein kleines Gütlein mir
nur zwiſchen Heid' und Föhre —
weit von der Stadt, weit, weit von ihr;
o hör' es, Gott, o höre!

Das Dach nach alter Art von Stroh,
zwei Pferdeköpf' am Giebel,
ein Sprüchlein dran, es rede froh:
Mein Volkstum, meine Bibel.

Und um das Haus ein Bienenchor
mit wonneſamem Summen,
und um den Acker Heid' und Moor;
nie mehr, Gott, wollt' ich brummen.

Kriegsminiſter Wild von Hohenborn ſagte in einer Reichstagsrede: „Das eigene Heim iſt doch nun einmal in unſerm Vaterlande der Inbegriff alles Schönen und Erhebenden". Die Liebe zur Scholle iſt es, die die Laubenkolonien und Schrebergärten erblühen läßt. Die Sehnſucht nach einem Stückchen Erde ſchreckt nicht vor der Anſtrengung zurück, ſchweren Boden zur Anlage eines kleinen Gärtchens nach dem Dache des Hauſes zu tragen; ſie füllt die Balkonkäſten und bepflanzt ſie mit Blumen. Sie regt ſich in den Kindern, die im Garten des Vaters ihr eigenes Beetchen haben möchten, um es zu pflegen, und ebenſo im Erwachſenen, dem die Arbeit und Sorge um das Gedeihen ſeiner Pflanzen zur Luſt wird. Iſt es doch, als ob der Menſch etwas von ſeiner Gottähnlichkeit fühlte, wenn er dem Boden Früchte abzugewinnen verſteht. Darum ſollte das Beſtreben dahin gehen, möglichſt viele Familien wieder in Verbindung mit der Scholle zu bringen. Jeder Krieger müßte etwas von der Scholle haben, für die er ſein Leben eingeſetzt hat.

Wenn es uns gelingt, der Familie in umfaſſendſter Weiſe wieder Bodenſtändigkeit zu verleihen, ſo löſen ſich viele Schwierigkeiten von ſelbſt. Zunächſt ſind wir imſtande, ſie als Erwerbsgemeinſchaft neu zu beleben. Auf der eigenen Scholle finden alle Familienglieder reichlich Gelegenheit, ſich an der Herſtellung wirtſchaftlicher Güter durch die Bearbeitung des Bodens zu beteiligen. Hier kann die Frau ihr überſchüſſiges Drittel an Kraft innerhalb der Familie und zum Wohle derſelben verwenden. Beachtenswert ſind die Berichte der Johanne Putlitz über ihre Verſuche, ein Stück Land zu bebauen, um ihre Küche ſelbſtändig mit Gemüſe verſorgen zu können und von dem öffentlichen Markte unabhängig zu werden. Sie beklagt ihre Unwiſſenheit in dieſen Dingen; ſo würde es vielen Hausfrauen gehen, wenn ſie ſich plötzlich im Gemüſegarten betätigen ſollten. Dieſem Übelſtande könnte jedoch für die Zukunft durch einen zweckmäßigen Bildungsgang unſerer Mädchen, in dem die Arbeit in gut eingerichteten Schulgärten die Stelle abſtrakter, mathematiſcher Belehrungen einnehmen würden, leicht abgeholfen werden. Fragen wir uns doch einmal ernſtlich, wovon der Volks-

wohlstand mehr Vorteil hat, davon, daß das Frauengedächtnis beschwert wird mit den Regeln der Progressionen und Logarithmen, wovon doch nur sehr wenige praktischen Gebrauch machen können, oder wenn ihnen Fähigkeiten anerzogen werden, die ihnen eine umfassende Betätigung in der Familie möglich machen! Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, möge besonders hervorgehoben werden, daß die ungebildete Frau nicht unser Ideal sein kann; im Gegenteil, den Frauen gebührt eine sorgfältige, umfassende Bildung; doch im Mittelpunkte der Frauenbildung muß die Frau und ihre Eigenart stehen, nicht aber wie bei dem Manne der öffentliche Beruf. Wenn wir in unseren Töchtern das Sinnig-Frauenhafte, die „naturgegebene, gottgewollte Eigenart" ausbilden, wenn wir sie ausstatten mit reichen Kenntnissen, sodaß sie imstande sind, in der eigenen künftigen Familie vielseitig und anregend zu wirken, sowohl was die praktischen Bedürfnisse der Familie, als auch Geschmack und Kunst betrifft, so sind wir auf dem rechten Wege zur Hebung der Familienkultur. Sobald sich mit der Familie wieder die Scholle verbindet, wird den Familien die Möglichkeit gegeben, Erwerbsgebiete, die ihr durch die Großindustrie verloren gegangen sind, wieder zu erlangen. Es müßte nur der Technik gelingen, die Naturkräfte, die das große Räderwerk der Fabriken in Bewegung setzen, für die Familienwirtschaft verwendbar zu machen. Es sei in diesem Zusammenhange an die Nähmaschine erinnert. Wie unendlich viel hat diese Erfindung Huwes von der öffentlichen Gütererzeugung für die Familie gerettet! Tausenden von Frauen macht sie es möglich, im Rahmen der Familie sich an der Herstellung von Gütern über den Familienbedarf hinaus zu betätigen. Verheißungsvolle Anfänge, die Elektrizität für die Familienwirtschaft auszunützen, sind durch die Überlandzentralen gemacht worden. Die Elektrizität führt schon jetzt einen Teil der hauswirtschaftlichen Arbeiten aus. Auf diesem Wege gilt es zielsicher vorwärts zu schreiten; dann werden weitere Ausnützungsmöglichkeiten sich bieten. Wenn die Technik der bodenständigen Familie zu Hilfe kommt, so wird die Erwerbsmöglichkeit der letzteren gesteigert, und ein Aufblühen ist sicher zu erhoffen.

Durch die Bodenständigkeit gewinnt aber nicht nur die Familie als Erwerbsgemeinschaft, es erwachsen ihr auch als Erziehungsstätte große Vorteile daraus. Die Erwerbstätigkeit der Familie, sei es in der Landwirtschaft, im Handwerk oder im Handel, bereichert das Erfahrungsleben des Kindes in reichem Maße. Dieses Erleben verschafft uns nicht nur praktische, sondern auch kluge Menschen; es ist die beste und sicherste Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung. Stets bietet sich ferner Gelegenheit, die Kinder nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Arbeit heranzuziehen und sie an Ausdauer in der Arbeit zu gewöhnen. Wieviel Gelegenheit bietet schon die Bewirtschaftung eines kleinen Gartengrundstückes! Arbeit, pädagogisch richtig ausgenützt, ist der beste Kinderschutz.

Die eigene Scholle entwickelt auch ohne weiteres Zutun das Heimatgefühl,

das wie ein Engel Gottes den Menschen auf allen Wegen segnend begleitet. Sie bietet auch Gelegenheit, die Familienüberlieferungen zu pflegen und die sittlichen Kräfte, die darin schlummern, zu lösen.

Die Bewegung, Scholle und Familie zu verbinden, ist im vollen Gange; die gesetzgebenden Körperschaften, private Vereinigungen, die Literatur und andere Kräfte sind am Werke, das Versäumte nachzuholen. Möge diesen Bemühungen ein guter Erfolg beschieden sein!

Das deutsche Volk darf seine Familien in dem Kulturstrome nicht untergehen lassen; es steht und fällt mit seiner Familie. Ihm die Familie nehmen, heißt seinen Lebensnerv vernichten, heißt, ihm das Herz aus dem Busen reißen. Wenn wirklich die Kulturentwicklung dahin gehen sollte, die Jahrtausend alte Familie aufzuheben, so wird das deutsche Volk diesen neuen Kulturzustand nicht überdauern; es wird unter solchen Verhältnissen allmählich absterben und die Weiterentwicklung der Menschheit anderen Rassen überlassen müssen. Wenn es aber seine Familien bei voller Gesundheit erhält, dann wird es stehen wie ein Felsen aus Erz, und die Fluten der Zeit werden vergeblich an ihm nagen.

# Deutsch-völkische Bedingtheit unseres Erziehungswesens.

(Zum 70. Geburtstage von Professor W. Rein-Jena.)

Daß alle geistigen Wertgebiete völkisch bedingt sind und sich auf dem naturgegebenen Untergrunde bei den einzelnen Völkern verschieden entwickeln, daß es keine gesunde zwischenvölkische Kunst geben kann, daß das Christentum bei den Deutschen eine eigenartige Ausgestaltung erfahren mußte, daß Wissenschaft und Technik auf deutschem Boden sich in deutschem Geiste entfalteten, diese Erkenntnis hat sich vielen erst als Frucht des Weltkrieges in voller Klarheit ergeben. Auch in dem Kreise derer, die sich um die Gestaltung der Erziehungswissenschaft bemühten, wurde dieser wichtige Entwicklungsgrundsatz nicht immer deutlich gesehen. Jetzt klingt die Forderung nach einer deutsch-völkisch bedingten Erziehung und Bildung auf allen Seiten wieder. Doch hat es schon vor dem Weltkriege Männer gegeben, die es mit Klarheit und Bewußtsein betont haben, daß auch das Erziehungswesen immer im Mutterboden des Völkischen seine Wurzeln haben, daß sich dieses bis in die äußersten Verzweigungen des gesamten Aufbaues geltend machen und damit auch alle Anwendung im Leben beeinflussen muß. Zu ihnen gehört seit langem einer der hervorragendsten Pädagogen der Gegenwart, Professor Wilhelm Rein in Jena. Seine umfangreiche, tief schürfende wissenschaftliche Tätigkeit hat allezeit dem hohen Ziele gegolten, eine deutsche Erziehung zu schaffen,

all' sein Bemühen stellte er unter die Frage: „Was kann geschehen, um dem Vaterlande eine glückliche und große Zukunft zu sichern?" Sein 70. Geburtstag, den er am 10. August dieses Jahres begehen konnte, hat allenthalben Anlaß gegeben, sein Lebenswerk zu überschauen und zu würdigen. Es ist hier nicht der Ort und die Möglichkeit, dies zu tun. Aber wir wollen auch in diesen Blättern des hochangesehenen Kämpfers für die Deutschgestaltung der Pädagogik gedenken und ihn ehren. Wir glauben, dies am besten tun zu können, wenn wir aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen*) einige bedeutsame Aussprüche herausheben, aus denen sein deutschbewußtes Streben erhellt.

### 1. Zu den Grundlagen der Erziehungswissenschaft.

„Ich glaube an die unverwüstliche Kraft unseres Volkes."

„So steht vor dem Auge des Erziehers ein fest umrissenes Idealbild der charaktervollen Persönlichkeit. Die Grundzüge bilden die bleibenden Werte des Menschenlebens, die religiöse, sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Kultur auf nationaler Grundlage."

„Ohne Zweifel hängt die Zukunft des Volkes von der Stärke und der sittlichen Wärme ab, die mit der Arbeitskraft verbunden ist. Dieses Nationalkapital zu erhalten und zu mehren, ist Aufgabe der Erziehung."

„Neue Aufgaben sind uns seit der Wiedererrichtung des Reiches zugeflossen, sowohl nach außen, wie nach innen. Daß wir ihnen gerecht werden, dazu gehört ein nationalbewußtes Geschlecht, das in Freiheit nach dem Höchsten strebt und geistig, körperlich und sittlich gut ausgerüstet ist, um es zu erreichen. Unsere Schulerziehung hat die Grundlagen zu legen, hat die Jugend einzuführen in deutsche Vergangenheit und deutsches Wesen, damit sie Volkskunde und Volkskunst, Heldentum und Dichtung, Philosophie und Religion in ihrer Bedeutung für die Aufgaben des Tages in steigender Klarheit erkennen und sie aufs wärmste erfassen lehre."

„Die Liebe zu unserem Volkstum und der Ehrgeiz, das deutsche Volk in allen Zweigen seiner Kulturarbeit, seiner Lebenseinrichtung und Lebensführung in

*) Wir nennen: „Pädagogik im Grundriß", Stuttgart, Göschen 1890; „Die Schuljahre", 8 Bde., Leipzig, Breit, 8. Aufl., 1910; „Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik", 10 Bde., Langens., Beyer u. S. 1911; „Pädagogik in systematischer Darstellung", 3 Bde., Langens., Beyer u. S., 2. Aufl., 1911; „Deutsche Schulerziehung", Volksausgabe, München, Lehmann, 1913; „Das Kind" (mit Prof. Selter), 2 Bde., Stuttg., Enke, 2. Aufl. 1911; „Aus dem Päd. Univ. Seminar", 15 Bde., Langens., Beyer u. S., 1888 bis 1913; „Bildende Kunst und Schule", Langens., Beyer u. S., 2. Aufl. 1905, „Grundlagen der Pädagogik und Didaktik", Leipzig, Quelle u. Meyer, 1909; „Grundriß der Ethik", Osterwieck, Zickfeldt, 4. Aufl. 1913; „Kunst, Politik, Pädagogik", Ges. Aufsätze, 4 Bde., Langens., Beyer u. S., 1910 bis 1914; „Sein und Werden im Reiche der Pädagogik", Straßburg, Bull, 1910; „Die Herbartische Pädagogik im Lichte der Gegenwart", Langens., Beyer u. S., 1915; „Krieg und Erziehung", Langens., Beyer u. S., 1916; „Die Volkserziehung nach dem Kriege", Wien, Uraniaverlag 1917; „Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens" (Tatflugschrift), Jena, Diederichs 1917.

die erste Reihe der Kulturvölker einrücken zu sehen, weckt die Gewissen und setzt die Kräfte in Bewegung, den zerstörenden Mächten entgegenzuwirken und positiv aufbauende Arbeit leisten zu wollen."

„Dabei soll unsere Jugend bewahrt werden, ebenso gegen nationalen Kleinmut, wie gegen nationalen Hochmut. Echte nationale Bildung ist niemals einseitig und unduldsam, niemals doktrinär und vorurteilsvoll. Echte nationale Bildung führt einerseits zur Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dem, was unsere Vorfahren unserem Volke und der Menschheit geleistet haben, andererseits zur Erkenntnis der nationalen Untugenden und Gebrechen, und zum Entschluß, mit allen Kräften dagegen anzukämpfen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um unser Volk dem Ideal einer beseelten Gesellschaft entgegenzuführen."

„Wenn es wahr ist, daß die Geschichte die Lehrerin der Menschheit ist, so können wir Deutschen vor allem dies lernen, daß keine noch so große Niederlage, mag sie auch beinahe zum Untergang des nationalen Gemeinwesens führen, das Volk zu zerschmettern vermag, wenn in ihm Kräfte schlummern, die nur der Auferweckung und Pflege harren. . . . Wenn diese Quelle, deren Ursprung wir nicht kennen, da sie in die Tiefen des Volkstums hinabreicht, wohin der menschlich begrenzte Blick nicht zu verfolgen mag, dahinschwindet, wenn sie zu versiegen droht, dann hört alle unsere Mühe auf, all' unsere Anstrengung ist vergeblich."

„Wer an die Zukunft des Volkes denkt, muß vor allem bei der Erziehung der Jugend ansetzen und hier dafür sorgen, daß die schlummernden Kräfte, die eine gütige Natur mitgab, geweckt und gestählt und auf hohe Ziele gelenkt werden."

„Des Volkes größtes Kunstwerk ist das Volk. Nicht das, was es ist, sondern das, wie es sein soll, wie es den Größten unter uns Deutschen vorgeschwebt hat. Nicht zufrieden mit der Zivilisation, deren Sinnenkult die Menschen umschmeichelt, streben wir nach etwas Höherem, das in dem Begriffe der Kultur liegt. Fichte hat uns in seinen Reden dargelegt, welche Ziele wir Deutschen verfolgen sollen. Er hat uns auch Mark in die Knochen gegossen, daß wir nicht müde werden, an ihre Verwirklichung alle Kraft zu setzen. Viel haben wir im Laufe des 19. Jahrhunderts erreicht, aber Höheres zu gewinnen, liegt noch vor uns. In diesem Ziele vereinigen sich alle deutschen Stämme und Staaten."

„Das Werden der Einzelpersönlichkeit muß genährt werden an dem Werden der nationalen Kultur."

„Wir stehen vor einem Mysterium. Wir können wohl einzelne Fäden aufdecken, aber der letzte schöpferische Urgrund bleibt uns verborgen. Die einzelnen Fäden weisen teils auf die Natur, teils auf die Kultur zurück. In der natürlichen Anlage eines Volkes müssen die Bedingungen liegen, aus denen sich eine sittliche Blüte herausbilden kann. . . . So weist die Volkserziehung einmal auf natürliche Anlagen, das andere Mal auf führende Ideen zurück, die stark und wahr genug sind, um die gegebenen Anlagen zu entwickeln und zur Blüte zu bringen."

## 2. Zum Aufbau des vaterländischen Bildungswesens.

„Dem Reichtum der Schulgattungen fehlt die Einheitlichkeit, die notwendig ist, um das gesamte Bildungswesen als ein organisches Ganzes erkennen zu lassen und den Boden für die Einheitlichkeit der nationalen Bildung zu bereiten."

„Die allgemeine Volksschule bildet den Stamm, aus dem die verschiedenen Schularten wie Äste herauswachsen. . . . Sie vereinigt das Interesse aller Volksgenossen auf sich; hier wird zur Wirklichkeit das Wort: Ein Volk, eine Schule!"

„Die nationale Einheitsschule bedeutet keinen Neubau von Grund aus, sondern eine Fortentwicklung unseres Schulwesens von den historisch gegebenen Grundlagen aus."

„Die nationale Einheitsschule ist nicht eine einzige, alle Kinder des Volkes umfassende Schule, wie aus dem Namen geschlossen werden könnte, sondern ein Schulsystem, in dem die Volksschule, die Realschule, das Gymnasium, die Mädchenschulen nach wie vor bestehen; nur müssen sie sich einer gewissen Einordnung unterwerfen."

„Diese Einordnung wird dadurch herbeigeführt, daß die einzelnen Schularten in eine enge Verbindung zu einander gebracht und zu einem Schulsystem vereinigt werden."

„Dieses System, das aus der allgemeinen Volksschule herauswächst, soll durch seinen Aufbau zeigen, daß es sich auf die Zusammengehörigkeit aller Glieder unseres Volkes gründet und dem inneren Frieden dienen soll."

## 3. Zum Unterricht.

„Das Verständnis für deutsches Wesen und Volkstum muß mit Bewußtsein und Nachdruck in allen unseren Schulen gepflegt werden."

„Der Unterricht soll dem heranwachsenden Menschen Vergangenheit und Gegenwart der Umwelt erschließen, in die er hineingeboren ist, um ihn zu befähigen, im Wechselverkehr mit ihr zu leben und zu arbeiten."

„In jedem Menschenkind wiederholt sich die Werdekraft und die Schöpfungslust des Volkes."

„Alle Kenntnisse sind mit dem sicheren Gefühl für die Eigenart und den Wert des deutschen Wesens zu vertiefen, damit sie den Willen zu freudiger Mitarbeit an den Aufgaben unseres Volkes wecken können."

„Wir entnehmen demnach die Lehrstoffe den geschichtlichen Lebensäußerungen unseres Volkes."

„Was den Bildungsinhalt der geschichtlichen Entwicklungsstufen betrifft, so kann er im wesentlichen nur den nationalen Bildungsschätzen entnommen werden. Wir Deutschen haben weder das Chinesentum noch die Kultur der Inkas individuell zu wiederholen, sondern nur diejenigen Perioden, durch die unsere direkten leiblichen und geistigen Ahnen hindurchgegangen sind. Wie weit aber Beeinflussungen von außen in die nationale Entwicklung hineinspielen, nur soweit

hat auch der Lehrplan fremdländische Stoffe aufzunehmen. . . . Die Volksschule nimmt ihren Bildungsinhalt entsprechend dem Zweck, den sie zu verfolgen, und entsprechend dem Rahmen, in dem sie zu arbeiten hat, nur aus dem nationalen Kulturgut, abgesehen von den biblischen Erzählungen, die durch die religiöse Entwicklung geboten und überdies durch Luthers Übersetzung zu nationalem Eigentum geworden sind."

„Unser Zögling ist durch die Kultur in ein bestimmtes Volk hineingestellt. An der Kultur dieses Volkes hat er dereinst teilzunehmen, nicht an einer Weltkultur, die ja nur in der Idee Existenz hat und sich in Wirklichkeit zusammensetzt aus soviel Faktoren, als kulturfähige Nationen an der Weiterführung der menschheitlichen Entwicklung arbeiten."

„In der nationalen Gesellschaft soll sich unser Zögling später als selbsttätiges Mitglied und ganze Persönlichkeit erweisen. Dazu gehört, daß er sich des nationalen Kulturgehaltes bemächtige, daß er Verständnis für die verschiedenen Seiten der nationalen Arbeit erhalte. Also Beschränkung bei der Auswahl der Stoffe auf die nationalen Denkmäler in Sprache, Wissenschaft und Kunst."

„Die Jugend lernt nicht nur die Schicksale ihres Volkes kennen, sondern sie durchdenkend mit ihm fühlen und streben. Sie sieht die farbenreichen Bilder der deutschen Vergangenheit an sich vorüberziehen und wächst mit ihren Helden heran, und zwar so, daß Erkenntnis und innere Teilnahme sich unauflöslich verbinden. Denn das ist das Ziel: eine Jugend heranzubilden, die in sich gefestet und auf sich selbst gestellt kein höheres Ideal kennt, als der völkischen Gemeinschaft in selbstloser Weise zu dienen."

„Es gilt, die Schüler in den Reichtum literarischer Kunstwerke einzuführen, die das deutsche Volk im Laufe der Zeiten geschaffen hat. . . . Es ist zu zeigen, wie auf deutschem Boden da, wo Form und Inhalt in Harmonie zusammenstimmen, Gebilde entstanden, die in jeder Hinsicht unvergleichlich und unerreicht in der Welt dastehen."

„Die Beschäftigung mit fremden Sprachen darf erst nach Erwerbung einer sicheren Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Stilgefühls einsetzen."

„Die eindringende Pflege der heimischen Dichtung ist deshalb geboten, weil unser Volkstum in allen Höhen und Tiefen, in seinen erhabensten und zartesten Regungen, in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Stammesarten nirgends so klar, so faßlich, so unmittelbar wirksam sich ausspricht, wie in unserer Dichtung. Sie spiegelt deutsches Leben und deutschen Geist in seiner Entwicklung."

„Der deutsche Unterricht muß mit der Geschichte den Grundpfeiler einer bewußten deutschen Erziehung abgeben. Als dritter im Bunde gesellt sich die Erdkunde bei, die zu einer nationalen in unseren Schulen gestaltet werden muß. Um nicht von der Masse des Wissenswerten erdrückt zu werden, muß ein Mittelpunkt gesucht werden, von dem aus die Mannigfaltigkeit geordnet und innerlich

zusammengehalten wird. Es kann dies nur der nationale Gedanke sein. Von hier aus wird die Ordnung und der Umfang des geographischen Stoffes beherrscht."

„Zu den idealen Kulturgütern eines Volkes gehören nicht nur die literarischen und musikalischen Denkmäler, sondern in gleicher Weise auch die Werke der bildenden Kunst."

„Die künstlerische Erhebung gibt der religiösen und der sittlichen und auch der intellektuellen, die sich an dem Gewinn wissenschaftlicher Forschungen und technischer Errungenschaften erfreut, nichts nach an Innerlichkeit, Kraft, Reinheit und Hoheit."

„Nur der ist gebildet, der in den Gefilden der Kunst nicht fremd geblieben ist, Verständnis und liebevolles Erfassen ihrer Werke besitzt."

„Die Weckung und Pflege künstlerischen Empfindens soll ein Bestandteil unserer Volkserziehung werden. Dazu muß auch die Schule helfen."

„Die Erziehungsschule soll eine Art Heiligtum werden, in dem das Künstlerische ebenso seine Stelle findet, wie das Wissen, wie das Sittliche und das Religiöse."

„Deutsche Natur und deutsche Kunst dem deutschen Volke! Das ist unser Losungswort. Darin liegt das Geheimnis der künstlerischen Erziehung eingeschlossen. Die bildende Kunst kann erst dann ihre ganze Kraft äußern, wenn sie an deutscher Natur genährt und aus deutschem Geiste geboren ist. . . . Nur das, was Fleisch von unserm Fleisch, Blut von unserm Blut ist, nur das kann in das Innerste hineindringen und die Wirkungen auslösen, die das Kunstwerk bewirken soll. . . . Das deutsche Auge saugt sich doch nur an dem fest, was aus deutschem Sinn geboren ist, sowie das deutsche Ohr am liebsten den heimatlichen Klängen lauscht und hierin den größten Genuß empfindet. . . . Und nur das, was wir mit dem Herzen erfassen, wird unser wahres Eigentum. Nur deutsche Kunst ist wahrhaft unser Besitz!"

„Wie die Luft, die der Schüler atmet, so muß die Kunst von allen Seiten her in den Zögling einströmen."

„Vaterländische Natur und heimische Kunst sind der natürliche Nährboden für die Bildung des Geschmacks."

### 4. Ausblick in die Zukunft.

„Der Krieg ist ein Lehrmeister geworden, der in überzeugender Sprache zum deutschen Volke zu reden weiß. Die deutsche Schule in allen ihren Teilen muß ihn anhören und sich nach ihm richten."

„Wir hoffen auf ein neues Deutschland, aber nur in dem Sinne, daß das neue Deutschland an den Grundlagen der ewigen zeitlosen Werte festhält, deren Kraft zu den heutigen Erfolgen geführt hat."

„Im Gegensatz zum weltbürgerlichen Ideal hat der Begriff des vaterländischen Staates eine tiefgehende Stärkung erfahren. Mit seinem furchtbaren Ernst hat der Weltkrieg diese Wandlung vollzogen. Er hat unserem mächtigen Volke ein

sieghaftes Vertrauen in die eigene Kraft verliehen als Grundstimmung für alle weitere Kulturarbeit. Alle haben sich wiedergefunden in der Liebe zur Heimat."

„Wenn heute hie und da gehört wird, es sei nicht nötig, das nationale Gepräge der Schulerziehung besonders zu betonen, weil die gesamte Volksstimmung damit hinreichend getränkt sei, so muß dem ein Wort Bismarcks entgegengehalten werden: „Die Deutschen kriechen nicht nur aus ihrer Haut heraus, sondern sie kriechen auch in fremde hinein". Nicht nur in fremde Sprachhaut, auch in fremde Sitten, in fremden Geist und wer weiß nicht was sonst für fremde Schädlichkeit und Schändlichkeit noch."

„Daß der Neubau unseres Erziehungswesens in erster Linie national sein muß, lehrt die große Zeit, in der wir leben, mit gewaltigen Schriftzügen. Wir nennen unsere Einheitsschule deshalb national, weil ihr Bau auf deutschem Boden errichtet ist, und weil alles, was in ihren Hallen vorgeht, von deutschem Geiste getragen sein soll. Für Erziehung und Unterricht kann es nichts Höheres geben, als unserer Jugend eine Staatsgesinnung einflößen, die sie tüchtig macht zu jedem Werk, das dem Fortschritt unseres Volkes dient. Die Ideen unserer großen Führer begleiten uns auf diesem Wege. Sie halten ihre schützende Hand über die nationale Einheitsschule, die wir schaffen wollen. In ihr sollen die Grundlagen für die Entwicklung von Charakteren gelegt werden, die ihr innerstes Wesen tief verankert haben in religiösen und sittlichen Normen und begeistert sind für ihr Volkstum, von dem sie die Überzeugung hegen, daß es große Aufgaben für die Menschheit noch zu erfüllen hat."

„So können wir mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Der gute Geist unseres Volkes ist am Werke. . . . Es wird seine Kraft verdoppeln und verdreifachen müssen, um den Aufgaben, die es bestürmen, gerecht zu werden. Können wir es, dann wird aus dem furchtbaren Krieg eine herrliche Friedenszeit erblühen, die die Wunden des Kampfes heilen und eine Jugend erziehen wird, welche allen Gefahren und Kämpfen kommender Zeit gewachsen ist, auf daß unser Vaterland der ragende Fels in der Mitte leidenschaftlich brandender Wogen bleibe in alle Ewigkeit hinein, die hohe Warte für alle Völker, welche geistige und sittliche Kultur höher zu schätzen wissen als alle Vergänglichkeiten dieser Welt. Dann wird das Schillerwort zur Wahrheit werden: Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

K. Schubert-Altenburg.

# Freiheit der Kunst.

Von Hans Freiherrn von Wolzogen, Bayreuth.

## 1.

Von Freiheit der Kunst wird viel geredet, ohne daß zuvor die beiden Begriffe klargestellt wären. Entscheidend ist dabei schon die Einsicht, daß Freiheit ein sittlicher Begriff ist. Wenigstens der deutsche Geist weiß es nicht anders. Daher kann auch Freiheit der Kunst für uns nicht nur rein künstlerische Bedeutung haben, sie muß auf sittlicher Grundlage ruhen. Wenn es anders gemeint wird, gilt es nicht der deutschen Freiheit, sondern es herrscht noch der romanische Freiheitsbegriff von 1789. Der französische Revolutionsgeist hat sich auch der Kunst mit seinem Freiheitswahne bemächtigt, welcher Freiheit des Willens mit Freiheit des Wollens verwechselt. Erstere ist Grundlage aller Moral, letztere mindestens amoralisch. Wer nur an die Freiheit zu allem Möglichen, allem persönlich Erwünschten und Gewollten denkt, hat den Sinn der wahren Freiheit von allem menschlich Unwürdigen, Niedrigen, Selbstischen, Unschönen nicht erkannt. Nur aber diese Freiheit vermag über das persönliche Leben hinaus eine wahre große Menschenkunst zu wollen und zu schaffen. Der Unterschied der Begriffe liegt unverkennbar in dem sittlichen Werte. Man vergleiche den Begriff „l'art pour l'art" mit dem Satze von der „Sache um ihrer selbst willen". Auf den ersten Blick scheint damit etwas Ähnliches, wenn nicht Gleiches, gesagt; und doch ist der Unterschied ebenso groß wie bei dem doppelten Freiheitsbegriffe. Die Sache um ihrer selbst willen treiben ist Angelegenheit des Charakters, also sittlichen Wertes; die Kunst nur für die Kunst ist bestenfalls Sache des Talents. Das Talent aber gibt noch kein Recht auf Freiheit. Auf die Persönlichkeit kommt es an. Diese ist immer ein sittlicher Wert, steht unter dem Gesetze der Sittlichkeit und ist um so wertvoller, um so mehr Persönlichkeit, je mehr sie dies Gesetz aus eigenem Willen, in Freiheit erfüllt. Die rechte Persönlichkeit ist ein sich selbst beherrschendes Wesen, dessen vollkommener Ausdruck eben darin besteht, daß sie Ausdruck des sittlichen Willens ist. Nur eine solche Persönlichkeit schafft auch wahre, große, „freie" Kunst. Das Dämonium allein genügt nicht. Das verschafft wohl sich selber Freiheit, wie es für den Künstler im Kunstschaffen sich allerdings vollzieht; aber es fragt sich, ob es auch der Freiheit anderer dient, welche die Kunst genießen sollen. Wahre Freiheit muß befreiend wirken. Dies ist die Wirkung, ist das Kennzeichen wahrer Kunst. Nur die wahrhaft freie, d. h. in ihrem Willen sittliche Persönlichkeit hat das Recht zur Freiheit der Kunst; denn ihr ist das Recht zugleich Fähigkeit und Pflicht. Die Freiheit der Kunst setzt also die Kunst der Freiheit voraus: die Kunst der freien Seele. Von ihr aus gehen jene Werke, welche durch die Freiheit ihres künstlerischen Wesens befreiend wirken, auf den Künstler selbst und auf alle, welche seine Kunst erleben. —

## 2.

Kunst ist von Sittlichkeit nicht zu trennen, gerade wenn von ihrer Freiheit die Rede ist. Aber auch nicht Sittlichkeit von Kunst. Unvollkommen ist der Begriff der Sittlichkeit, ohne die Einbeziehung des künstlerischen Ausdrucks der Menschenseele. Das „Kunstwerk des Lebens" ist keine Redensart. Wie die Kunst im Leben dem Leben als Kunstwerk entsprechen sollte, so das Leben dem Geiste edler Kunst. Was aber bedeutet das Leben als Kunstwerk im Grunde anderes als wie das Leben als sittliches Werk? Beides gehört dem Reiche der Freiheit an, welches ein Reich für sich ist, frei von der Wirklichkeit und ihren grausam ehernen Ketten von Ursach und Wirkung. Nicht die Notwendigkeit gebietet das Gute und das Schöne; der freie Wille des sittlichen Menschen, der künstlerischen Persönlichkeit tut das Gute und schafft die Kunst. Im einen bewundern wir die sittliche Schönheit, im anderen lieben wir die schöne Seele. Man vergleicht gern das Reich der Kunst mit dem des Traumes, worin auch Freiheit zu herrschen scheint, mindestens eine ursachlose Ungebundenheit der Vorstellungen. Aber wie ist es mit der Freiheit des Träumenden? Wohl sind die meisten Träume: Ich-Träume, jedoch die schaffende Persönlichkeit fehlt, und somit dem sittlichen Willen auch die Verantwortung. Dies ist eben nicht die wahre Freiheit. In der Kunst dagegen läßt sich die Persönlichkeit des Künstlers nicht ausschalten. Ja, das Kunstwerk ist das persönlichste Menschenwerk, darum aber auch nicht frei von der Verantwortlichkeit. Wäre es das, so wäre es ein unbewußtes Naturerzeugnis. Gerade die Verantwortlichkeit ist der Stempel des menschlichen, persönlichen Willens. Er ist seiner eigenen Freiheit verantwortlich, sonst besitzt er keine. Dies alles kennt der Traum nicht. Aber das Wunderbare der Kunst ist, daß sie trotzdem sowohl die Wahrhaftigkeit eines Naturerzeugnisses als auch den Zaubercharakter des Traumes besitzt. Aus dem Zauber ist die Kunst hervorgegangen; das würde erst recht sittliche oder unsittliche Absicht und Wirkung in Betracht kommen lassen. Doch wenn wir heute noch von ihrem Zauber reden, geraten wir in das Gebiet der Bildersprache. Festzuhalten ist als Tatsache, daß das Reich der Freiheit, als welches auch das der Kunst ist, wesenhaft unterschieden ist von dem der Wirklichkeit. Eben deshalb ist die Kunst allezeit bemüht gewesen, diese Scheidung derart ersichtlich zu machen und sicher zu stellen, wie es ihrer ganzen Wesensart, der sinnhaften Ersichtlichkeit, entspricht. Sie ist als auf die empfangenden Sinne angewiesenes Werk auch auf besonders sorgliche Schonung ihrer Ersichtlichkeit angewiesen, damit sie nicht unzart vermengt werde mit den unfreien Sinnlichkeiten der Wirklichkeit. Die hohe freiheitliche Schwester, die Sittlichkeit, steht und wirkt dagegen mitten inne im Getriebe der Wirklichkeit, indem sie diese selbst, wie die Kunst die Stoffe zu ihrer Gestaltung, als Mittel zur Sittlichung, zur lebendigen Kundgebung ihrer überwirklichen, wesenhaft außerweltlichen Kraft gebraucht. Die Sittlichkeit scheidet sich von der Wirklichkeit durch

ihr Wesen, die Kunst durch ihre Form. Die Kunst bannt die Gestalt in den Stein und birgt den Stein im Tempel, sie schließt die Erscheinung in den Rahmen, sie baut der Handlung die Szene, sie trennt die Szene selbst vom irdischen Schauplatz durch die Atherhülle der Musik, sie versenkt endlich noch die Musik in den „mystischen Abgrund" ihres Idealtheaters. So schafft sie überall Abstand vom Wirklichen, mischt sich nicht unter das Volk, sondern tritt vor ein „Publikum". Dennoch gibt es auch hier eine innerliche Einheit. Wie Sittlichkeit und Wirklichkeit sich einigen im Leben, so Kunst und Publikum im Erlebnis. Im Erlebnisse der Kunst wirkt sie befreiend, wird die Seele ihres Publikums frei. —

3.

Der Begriff der Freiheit der Kunst schließt mit der Freiheit des Künstlers auch die des Publikums ein. Es ist die Frage, wieweit das Publikum die Freiheit habe, die Kunst zu genießen, zu erleben, künstlerisches Publikum zu werden. Jedenfalls doch nur soweit, als es überhaupt erlebnisfähig ist; und das heißt soviel, als es die befreiende Wirkung der Kunst an seiner Seele, erst begehren, dann erfahren kann. Es können ganz andere Wirkungen begehrt und erfahren werden, wenn das unrechte Publikum zur unrechten Kunst kommt. Das werden alsdann nicht künstlerische, wohl aber unsittliche Wirkungen sein. Wir leben nicht in einer Idealwelt, wo es sich ohne weiteres für Jedermann frei mit dem Ideal verkehren ließe. Anstatt einer Befreiung tritt eine Fesselung, eine Unterwerfung unter falsche Eindrücke. Frei werden dabei höchstens sinnliche Gefühle, niedere Willensregungen, unkünstlerische Lüste. Man drückt sich unrichtig aus, wenn man sagt, der Künstler dürfe nicht an Rücksichten auf sein Publikum gebunden sein, er sei frei, für die Menschheit zu schaffen, nicht für Kinder und junge Mädchen. Man sollte sagen: die Kinder und jungen Mädchen sollen nicht frei sein für jede Kunst, die sie noch garnicht erleben können. Ja, keiner soll frei d. h. soll „Publikum" sein für Kunst, die ihn nicht befreien und erheben, die Menschheit in ihm irgendwie steigern oder doch dafür stimmen kann. Dafür gilt es Zucht zu üben, in doppeltem Sinne. Einesteils jene äußere Zucht, welche verhütet und verbietet, daß das unrechte Publikum zur unrechten Kunst kommt; andernteils jene innere Erziehung, welche die Seelen des Publikums, und was es werden soll, also auch der Kinder, allmählich reift und abklärt, um fähig zu werden des Erlebnisses wahrer Kunst. Nicht die Kunst wird dadurch beschränkt, nur der Kunstgenuß. Die Kunstgenießenden werden vor einem seelischen, also sittlichen Schaden bewahrt, der den Wirkungen wahrer Kunst fern zu bleiben hat. An solcher Zucht und Erziehung haben Familie, Schule, Gesellschaft, Staat zu arbeiten. Der dabei zu befolgende Grundsatz wird immer lauten: Jedem das Seine, nicht: Allen das Gleiche. Es gehört zur Freiheit des Menschen, daß ihm nicht zugemutet werde, mit Dingen sich zu befassen, die nicht seiner Art, die seiner Art gar schädlich sind. Jedem das Seine ist das erste Recht eines jeden,

das Recht seiner Persönlichkeit. Nicht darauf kommt es an, daß alle — alles „gesehen" haben müssen, sondern, daß jeder das erlebt, was ihm zur Befreiung gereichen kann. — So wäre es falsch, von einer „Demokratisierung" der Kunst zu sprechen. Nicht nur falsch; es ist ein törichter Begriff! Mit dem Politischen hat die Kunst ohnehin nichts zu tun, und was man unter „demokratisch" im allgemeinen Sinne versteht, dies alles für alle oder alle für alles, das hat gerade für sie keine Geltung. Kunst, wie sie hier gemeint ist, hohe, große, edle Kunst, Kunst der wahren Freiheit, die ein Kulturgut des Volkes und ein idealer Ausdruck seiner Art ist, wird gewiß „völkische" Kunst, doch immer etwas „Aristokratisches" sein. Sie erhebt sich über das Alltägliche, Allgemeine, und stellt das Beste der Menschenseele, des Künstlers, im Kunstwerke reingestaltet dar. Aber auch das Publikum, solange es diese Kunst wahrhaft erlebt, von ihr erhoben, veredelt, befreit sich fühlt, bildet in diesem Augenblicke eine Aristokratie. Das Beste seiner Seele hat sein Erlebnis. Im Ausnahmezustand wird jeder vornehm. Kunst und Publikum sind vereinigt auf der Menschheit Höhen, im Reiche der Freiheit. —

# Die deutsche Schrift ein Ausdruck deutschen Wesens.

Von Professor Fritz Kuhlmann, München.

Man mag von seiten der Feinde deutscher Schrift die Sache wenden und verdrehen, wie man will, man mag behaupten und beweisen, daß römische Mönche die ersten waren, die die Schriftformen brachen und jene schlanken, eckigen Formen zuerst erzeugten, die wir heute als „deutsche" Schrift bezeichnen, man mag schelten auf „nationale Eigenbrödelei" und „internationale Unbequemlichkeit", man wird dadurch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Deutschen ihre eigene Schrift haben, eine Schrift, die vom allgemeinen Volksempfinden getragen, heute ein Wahrzeichen deutscher Kultur ist. Es will mich bedünken, daß die Angriffe auf die deutsche Schrift das Interesse für sie, welches im Volk fast völlig geschwunden war, wieder neu erweckt und damit das Verständnis und die Liebe für deutsches Schriftwesen neu belebt haben. Es ist allezeit so: Erst wenn uns ein Gut genommen werden soll, kommt uns sein voller Wert zum Bewußtsein.

Wer Schrift in ihrem Wesen voll erfassen will, der sollte sich tief hinein versenken in ihren Werdegang, der sollte an die Quellen der Schrift gehen, weil er von dort aus erst ganz empfinden lernen wird, wie die Schrift als Ausdruck zu werten und zu deuten ist. Wir brauchen nicht die Regeln unserer Graphologen anzuerkennen und werden doch eingestehen müssen, sofern wir offenen Sinn für

seelische Vorgänge haben, daß in den Schriften der Völker wie in denen der Einzelwesen sich ein Teil ihres inneren, geistigen Wesens sichtbar darstellt.

Die Urgeschichte der Schrift ist noch in Dunkel gehüllt. Manche behaupten, daß, wie die Anfänge der Kultur überhaupt, auch die Wurzeln unsrer Schrift auf den europäischen Westen wiesen. Auf Grund der neueren Forschungen gewinne die Ansicht mehr und mehr Raum, daß sie vom Pyrenäengebiet sich über Spanien und Portugal nach dem Orient verbreitet habe, hier von der ägäischen Kultur aufgenommen und durch diese nach einer Umwandlung und Entwicklung durch die Phönikier auf die Griechen und Römer übertragen worden sei, aus deren Alphabet die Schriften Westeuropas abgeleitet seien. Demgegenüber hat aber auch die Ansicht gewichtige Stimmen für sich, daß die Anfänge der Schrift von Südfrankreich aus auf den germanischen Norden unmittelbar übergegangen seien und dieser seine Schrift unabhängig und unbeeinflußt von den Römern gebildet habe. Jedenfalls ist über die Fragen, ob die deutsche Schrift unmittelbar aus den Runen hervorgegangen oder aus der römischen Schrift entwickelt worden ist, eine Übereinstimmung bis jetzt nicht herbeigeführt.

Ein Ausdruck seelischer Vorgänge in höherem Sinne wurde die Schrift erst, als sich aus der Monumentalschrift die Schreibschrift entwickelte, als die Schriftformen in unmittelbarer Hand-Tätigkeit entstanden. Die Monumentalschrift, die ältere Form, wurde naturgemäß mittelbar durch Einmeißeln der sorgfältig vorgezeichneten Buchstaben erzeugt, und obwohl sie ein Ausdruck römischen Wesens und Empfindens ist, ist sie es gleichwohl nicht in dem Maße als die unmittelbar und schnell hingeworfene Schreibschrift, die später aus der Monumentalschrift entstand. Die Monumentalschrift war an Gesetze und Regeln gebunden, wurde mit Zirkel und Lineal geformt, aus geometrischen Grundformen zusammengesetzt. Die Schreibschrift, die ursprünglich in der Eile entstand, auf weichen Wachstafeln mit Griffeln unter der Einwirkung augenblicklicher Empfindungen geschrieben wurde, warf die geometrischen Fesseln ab und ließ so auf das Wesen und die Empfindungen des Schreibers wichtige Schlußfolgerungen zu.

Immerhin war der Griffel ein Schreibgerät von geringer Ausdrucksfähigkeit. Diese wuchs zu größerer Höhe mit der Einführung der Feder, die bis heute das wichtigste Schreibgerät der westeuropäischen Völker ist. Wer sie erfand, wer vermöchte es zu sagen? Weit zurück im grauen Altertum liegt ihr Ursprung. Von den Römern schon wurde sie gebraucht. Zuerst wurde sie vorn breit, aus Rohr geschnitten, das sie weit her aus Ägypten und Kleinasien sich verschafften, später aus Metall gefertigt. Sie besiegte ihrer größeren Ausdrucksfähigkeit und praktischen Brauchbarkeit wegen den Schreibgriffel und hob die Schrift zugleich empor in das Reich der schönen Künste. Sie gestattete die Herstellung der Buchstaben mit flüssigem Farbstoff in ununterbrochenem Zuge und wurde so das Mittel unmittelbaren persönlichen Ausdrucks. Von kunstsinniger Hand geführt,

formten sich durch sie die starren geometrischen Buchstaben der Römer in freie Kunstformen um. Die „karolingische Minuskel" und die „Unziale" stellen die wichtigsten Stufen dieser Entwicklung dar.

Ich spreche diese Schriftformen durchaus nicht als deutsche Schrift an, bin aber der Meinung, daß auch hier sich schon deutscher Sinn in der Formung mit betätigte, denn in diesen Schriftformen sind die ältesten Denkmäler deutscher Sprache geschrieben: das Hildebrandlied, das Wessobrunner Gebet, der Heliand, der Otfried u. a. Die karolingische Minuskel verdrängte alle anderen Schriften, die sich in den verschiedenen Ländern entwickelt hatten. Sie ist die Schrift, die wir heute noch in unserem kleinen lateinischen Alphabet in einer Abwandlungsform vor uns sehen.

Das kennzeichnende Merkmal der genannten Schriftformen ist die Rundung, die an Stelle der scharfwinkligen Ecken der römischen Monumentalschrift trat. Diese Schrift umfaßte das gesamte Gebiet der Kultur der Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert. Von einem besonderen Ausdruck deutschen Wesens, einer besonderen Betätigung deutschen Form- und Schriftsinnes kann deshalb noch nicht gesprochen werden. Wohl aber müssen wir diese Schriften ansehen als die Vorläufer der Schrift, die wir heute die deutsche nennen, die sich später unter der besonderen Mitwirkung deutscher Kunst und Künstler aus ihr entwickelte.

In einem ganz unmerklich einsetzenden Vorgang vollzog sich eine weitere Umbildung der Schriftformen. An die Stelle der Rundung trat die Brechung. Mit ihr paarte sich die Streckung und Engführung der Buchstaben. Im 12. Jahrhundert ist die Brechung, die schon zur romanischen Zeit allgemein wurde, bereits durchgeführt. Es ist also nicht ganz berechtigt, sie als eine Folge des gotischen Baustils anzusehen und als „gotische Schrift" zu bezeichnen, wie es allgemein geschieht. Auch die Brechung der Schrift erstreckte sich auf die damalige gesamte Kulturwelt Westeuropas; diese ist somit an sich nicht eine besondere Ausdrucksform deutschen Geistes. Und doch wäre sie gleichwohl als solche einzuschätzen, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, daß Frankreich, Italien, England u. a. diese Form aufgegeben haben und zu jenen runden der früheren Entwickelungsstufe zurückgekehrt sind. Wenn auch nicht die Form selbst, so ist doch das Festhalten an ihr ein Ausdruck deutschen Wesens.

Seit der Rückkehr der genannten Völker zu den älteren Formen, der sogenannten „lateinischen" Schrift, die zur Zeit der Renaissance erfolgte, geht das deutsche Volk nun seine eigenen Wege in der Schriftformung. Diese Wege stellen keinen Stillstand oder eine Abweichung, sondern eine lebendige Fortentwickelung der Schrift in deutschem Geiste dar, eine Fortentwickelung, die dem deutschen Volke nicht nur den Vorzug einer eigenen Schrift, sondern zugleich auch den Ruhm gebracht hat, auf dem Gebiete der künstlerischen Schriftgestaltung das leistungsfähigste zu sein.

Man hat von seiten der Freunde der lateinischen Schrift, die innerhalb des deutschen Volkes zur Zeit zahlreich und einflußreich sind, das Wort „Mönchsschrift" geprägt, als ein Scheltwort auf eine Zeit, die als die Geburtszeit der deutschen Schrift anzusehen ist. Dies Wort zeugt von Unkenntnis und unbegründeter Abneigung. Denn die so gescholtene Zeit ist eine der fruchtbarsten und bedeutungsvollsten der Schriftentwicklung, und diejenigen, die sie heraufführten, waren neben den Mönchen deutscher Klöster in gleichem Maße Weltgeistliche und Laien, die zu jener Zeit durchaus maßgebenden Einfluß auf die gesamte Kultur gewonnen hatten. Diese Tatsache und die zum Teil künstlerisch herrlichen Schriften rechtfertigen es wahrlich nicht, die Schrift jener Zeit, die erste deutsche Selbstbetätigung der Schriftgestaltung, mit dem Schimpfwort „Mönchsschrift" abtun zu wollen.

Im Verlaufe der Entwicklung hatte sich eine besondere Schrift für den Verkehr, eine andere für das Schreiben von Büchern herausgebildet. Wenn auch die beiden Schriften in ihrer Weiterbildung einander nahe gehen, so sind sie doch voneinander zu unterscheiden und in der Entwickelungsgeschichte getrennt zu beachten.

Zum klaren und vollen Ausdruck kommt deutscher Geist und Schriftsinn in der Buchschrift mit Dürer. Der Kreis seiner Freunde und Mitarbeiter hat der deutschen Buchschrift deutschen Stempel aufgedrückt.

Schon vor Dürer war die Buchdruckerkunst erfunden worden. Die Lettern der ersten Drucke ahmten die Schreibschrift nach und waren so vielgestaltig und persönlich wie diese selbst. Da die Buchschrift im ganzen Abendlande gleichartig war, so war es auch zunächst die Druckschrift, trotz ihrer Vielgestaltigkeit an sich, bis zur Zeit des Humanismus. Diese zeitigte mit der Liebe für die antike Literatur zugleich die für die lateinische Schrift und damit eine Abneigung gegen alles, was „gotisch" d. i. barbarisch, war. Gotische Schrift, Kirchen, Bilder und Gebräuche fielen der Mißachtung anheim. Die Schriften des 9. und 10. Jahrhunderts, die karolingische Minuskel und Unziale, wurden allein würdig befunden, die lateinischen Texte wiederzugeben und mit dem Ehrennamen „Antiqua" benannt. Eine Notwendigkeit zur Rückkehr zu den älteren Schriftformen lag nicht vor, denn ohne Zweifel hätten die lateinischen Texte auch in den gebrochenen Formen jener Zeit dargestellt werden können, wie das von Dürer geschaffene Gebetbuch des Kaisers Maximilian beweist.

Besonders von Italien aus kam die Anregung, in der neuen Antiqua zu drucken und auch im Verkehr zu schreiben. Dem Beispiel folgte man nur teilweise in Deutschland, ganz allgemein aber in England und bald in allen romanischen Ländern. Etwa in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vollzog sich die Scheidung: In den romanischen Ländern die sogenannte „Antiqua" in verhältnismäßig einfacher und einheitlicher Form, in Deutschland vor allem (und einigen nordischen Ländern) die lebendig entwickelte vielgestaltige „Gotisch". Ist

sie, wie oben nachgewiesen, auch nicht an sich und ausschließlich ein Erzeugnis deutschen Geistes, so sind doch, wie schon gesagt, dieses Festhalten und die liebevolle Entwicklung des Begonnenen ein so echt deutscher Wesensausdruck, daß bei Beurteilung der Schriftfrage diese Züge von ganz besonderer Bedeutung erachtet werden müssen.

Man hat in Deutschland allezeit auch die Antiqua benutzt, mit besonderer Liebe und künstlerischem Erfolge aber der Entwicklung der Gotisch sich hingegeben und sie zur deutschen „Fraktur" emporgeführt.

Wir vermögen nimmermehr anzuerkennen, daß in Bezug auf die Schrift die bewußte Rückkehr anderer Völker zu den Anfangsformen eine kulturelle, an sich nachahmenswerte Tat sei. Wir glauben vielmehr, daß wir als Deutsche stolz darauf sein dürfen, daß wir den Mut fanden, eigene Wege in der Schrift zu gehen und Kraft, die Schrift in völkischem Sinne zu entwickeln. Wer klar sieht, der erkennt, daß die Rückkehr der romanischen Völker zur Antiqua lediglich eine Sache der Mode, ein Ergebnis der verstandesmäßigen Ueberlegung und der praktischen Erwägungen war, während der Emporstieg zur Fraktur und die gesamte Betätigung der Deutschen auf dem Wege der Schriftentwicklung eine *Äußerung schöpferischen Lebens* ist, das unendlich höher einzuschätzen sein dürfte als das reine, auf Äußeres gerichtete Nützlichkeitsprinzip. Die Schrift ist dem deutschen Volke nicht etwas Äußerliches, sondern ein Ausdruck innerer Lebensvorgänge. Stets hat sie mit dem völkischen und künstlerischen Empfinden in innigstem Zusammenhang gestanden. Man sollte dem deutschen Volke nicht zumuten, was ihm Herzenssache ist, zur platten Verstandes- und Nützlichkeitsangelegenheit zu machen; man sollte sich vergegenwärtigen, daß dem deutschen Volke die Antiqua aufzwingen soviel heißt, als ihm eine der wichtigsten Äußerungen seiner schöpferischen Kräfte unterbinden.

Zur Zeit Dürers tritt ein anderer Grundsatz der Formung in die Schrift ein. An die Stelle der energischen gotischen Brechung tritt die Schweifung. Sie ist Grundzug der Schrift, die wir im Gegensatz zur Gotisch als „Fraktur" bezeichnen.

Auf der von Dürers Kreis geschaffenen Grundlage hat sich in den nächsten Jahrhunderten die deutsche Buchschrift entwickelt. Nicht immer bedeutet die Entwicklung einen Aufstieg in völkischem und künstlerischem Sinne. Wie die deutsche Kunst, Architektur und Malerei, so ist auch die deutsche Schrift ein Spiegelbild der Geschichte des Volkes. Das kulturelle wie das politische Auf- und Niedersteigen ist deutlich in ihr wiederzuerkennen. Und so ist denn die deutsche Buchschrift auch in dieser Beziehung ein Ausdruck deutschen Wesens. Es ist nicht angängig, dies hier im einzelnen auszuführen. Kurz nur sei erwähnt, daß die Stilwandlungen die Schrift stets beeinflußt haben, daß den Zeiten guter künstlerischer Schrift nach Dürer die Zeiten der Verwilderung und schließlich der Erstarrung folgten, daß in den Zeiten der Überwucherung der hohlen Phrase und des Zierats

auch die deutsche Schrift verkommt in Schnörkeln und unnatürlichem Nebenwerk. Ein Umstand gibt der Buchschrift etwas mehr Beständiges gegenüber der Schreibschrift, das ist die wirtschaftliche Unmöglichkeit, alle Wandlungen der Stil- und Modetorheiten mitzumachen. Der hohen Kosten wegen muß der einmal vorhandene Typenvorrat erst ausgenutzt und verbraucht werden, ehe ein neuer beschafft werden kann.

Versuchen wir zu einer kurzen Kennzeichnung dessen zu kommen, was sich in der deutschen Buchschrift von deutschem Wesen offenbart. Es will mich dünken, daß in erster Linie und deutlich in die Augen springend der Grundunterschied zwischen der deutschen und der lateinischen Rasse sich in ihr ausspricht. In der deutschen Schrift ruht eine Fülle von Phantasie und Innerlichkeit, die Freude am Gemütvollen und Behaglichen. Demgegenüber spricht sich in der lateinischen Schrift die mehr verstandestümliche Veranlagung der romanischen Rasse aus. Die deutsche Schrift zeigt in ihrer nie ruhenden Entwicklung das Ringen um ideale Ziele, wie solches dem .Deutschen eigen ist, zeigt infolgedessen wohl mancherlei Irrwege, die aber doch wieder Staffeln sind zu höheren Werten. Die lateinische Schrift zeigt in ihrem Stillstand ein selbstgefälliges, höheren Zielen nicht zustrebendes Wesen, ein Sichgenügenlassen am Vorhandenen, wie es wohl den romanischen Völkern nachgesagt wird. Als ich deutsche Knaben auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung selbstschaffend die gebrochene oder deutsche Schrift formen ließ*), da wurde mir an der Innerlichkeit, mit der sie solche Aufgaben zu lösen suchten, überzeugend klar, wie sehr die deutsche Schrift ein Ausdruck deutschen Wesens ist, da wurde mir zur Gewißheit, daß es nie und nimmer gelingen wird, dem deutschen Volke seine Schrift zu nehmen. Wie ein Baum seine Äste und Krone zu ersetzen sich durch die Natur gezwungen sieht, so würde das deutsche Volk die deutsche Schrift aus innerem Schaffenstriebe immer aufs neue bilden, wenn ihm etwa ein Machtgebot sie zu rauben versuchen wollte. Die deutsche Schrift folgt in ihrer Entwicklung den Lebensgesetzen, denen das Volk in seinem Werden und Wachsen folgt. Denen, die in schwächlicher Ängstlichkeit wähnen, die deutsche Schrift könne das äußere Ansehen der Deutschen mindern, weil sie den „internationalen Verkehr" angeblich zu hemmen geeignet ist, sei gesagt: Ein Volk, welches eine eigene Schrift hat, beweist, daß es Kräfte birgt, um die es andere werden beneiden müssen. Ob Antiqua oder Fraktur? Die Tüchtigkeit und Kraft eines Volkes allein wird darüber entscheiden, welche Schrift in der Welt sich Geltung verschafft.

Soviel vom Wesen deutscher Buchschrift.

Die Wiedergeburt des Kunstgewerbes, die sich in unseren Tagen vollzieht, hat auch der deutschen Buchschrift neues Leben eingehaucht nach den Zeiten des

*) Belege siehe in „Die Kunst der Feder" von Prof. Kuhlmann. Verlag Dürr, Leipzig.

Verfalls und der Erstarrnng. Es ist eine Freude zu sehen, wie deutsche Künstler zu unserer Zeit das wahre Wesen der deutschen Schrift erfaßten und alles das, was ich als für dasselbe kennzeichnend bezeichnete, zu gutem, ja vollendetem Ausdruck gebracht haben. Von den vielen neuen Schriftformen trägt die eine dieses, die andere jenes Merkmal deutschen Wesens mehr oder weniger deutlich zur Schau. Kein Volk der Erde steht heute dem deutschen auf dem Gebiete der Schrift an schöpferischer Kraft gleich, weil bei keinem die Schrift in dem Grade Sache des schöpferischen Lebens ist wie bei ihm. In kaum zwei Jahrzehnten haben die deutschen Schriftgießereien eine Fülle der schönsten und ausdruckvollsten deutschen Schriften, von echt deutsch empfindenden Künstlern entworfen, auf den Markt gebracht, die den besten der älteren Schriften gleichkommen, wenn nicht sie überragen. Damit ist die lebendige Entwicklung, wie sie einst von Dürers Kreis ausging, wieder angeknüpft und fruchtbar geworden. Soll eine neue Schrift genannt werden, die deutsches Wesen deutlich verkörpert, so muß die von Robert Koch als solche in erster Linie bezeichnet werden. Diese Schrift ist deutsch bis ins Mark, kraftvoll, packend, rassig und in sich wahr, weil sie aus dem Schreibgerät der Feder, unmittelbar geboren ist. Neben dieser wären noch viele andere zu nennen, die, wenn auch in ihrem Ausdruck anders, doch im tiefsten Wesen Züge deutscher Geistesart zur Darstellung bringen.

Wir wenden uns der Verkehrsschrift zu, die als Ausdruck deutscher Persönlichkeitswerte vielleicht in noch höherem Grade unsere Beachtung verdient.

Die deutsche Verkehrsschrift entstand bereits im 13. Jahrhundert. Der Gang ihrer Entwicklung ist schwer zu erfassen und darzustellen und kommt hier nicht in erster Linie in Frage. Wir wollen vielmehr versuchen, zu erkennen, was das Wesen der deutschen Verkehrsschrift ist, und inwieweit sie in der Form, in der wir sie heute vor uns sehen, ein Ausdruck deutschen Wesens ist. Ihr Formungsgrundsatz ist die Brechung, die Spitze, gegenüber der Rundung der lateinischen Schreibschrift. Dieser Grundsatz setzt sie in Einklang mit der gotischen Buchschrift, mit der sie in den Anfangsstufen unmittelbare Verwandschaft zeigt. Wer sich in alte deutsche Urkunden, Stammbücher usw. versenkt, dem bemächtigt sich das Empfinden, daß zu jener Zeit in der Schreibschrift deutsches Wesen viel deutlicher zum Ausdruck kam als heute. Ein Blick in diese älteren Schriften ist wie ein Blick in den deutschen Eichwald. Deutsche Kraft spricht aus ihnen und deutsche Art, die wohl etwas knorrig anmuten mag, aber dadurch den Eindruck des Starken, Beständigen und Zuverlässigen macht. Ausgeprägt in den Formen, ohne Zwang und Schema, hie und da mit starken, eindrucksvollen Ecken und Schwüngen, wirken diese Schriften außerordentlich erfrischend und ansprechend.

Es ist unerfreulich, ja beschämend, gestehen zu müssen, daß die Quellen dieses persönlichen völkischen Ausdrucks in der deutschen Schreibschrift heute völlig versiegt und verschüttet sind. Die deutsche Verkehrsschrift war

einst ein Ausdruck deutschen Wesens; heute ist sie es meiner Überzeugung nach nicht mehr.

Die Freunde der deutschen Schrift weisen gegenüber den Angriffen mit Stolz darauf hin, daß die großen deutschen Männer, vor allem einer der allergrößten, Bismarck, sich nur der deutschen Schrift bedienten und die lateinische wenig achteten, ja als Verkehrsschrift des Volkes bekämpften. Es wäre zu wünschen, daß mit diesem Stolze die Sorge Hand in Hand ginge, der deutschen Verkehrsschrift ihren deutschen Ausdruck zu erhalten, bezw. wieder zu verschaffen, die deutsche Schule zu hindern, diesen Stempel durch Kleinlichkeit und schulmeisterliche Methodensucht ihr zu nehmen. Daß dies geschehen ist und jeden Tag geschieht, wird zur Überzeugung werden, wenn man die Formen der deutschen Verkehrsschrift in ihrer Entwicklung durch frühere Jahrhunderte verfolgt.

Warum ist diese völkische Eigenart der deutschen Schrift nicht geblieben? Wie konnte sie entschwinden?

Der Deutsche ist zur Zeit seines politischen Niederganges ganz besonders in seiner Verkehrsschrift Sklave und Nachahmer anderer Völker geworden. Die englische Schrift machte auf ihn vor allem Eindruck. Die „eleganten" Schwünge derselben lockten seinen damals stark ausgebildeten Nachahmungstrieb am meisten, und in seiner Schwäche übertrug er die englische „Eleganz" der lateinischen Schrift auf die deutsche. Damit wurde ihr wahres Wesen vernichtet und ihre bis dahin natürliche Entwicklung auf eine falsche, deutsch-völkischem Wesen widersprechende Bahn gedrängt.

Daß die Vorbilder für die Schreibübungen außerdem seit jener Zeit gestochen und lithographiert wurden, die Schule die Jugend zwang, den Ausdruck des „Gestochenen" in der Handschrift wiederzugeben, wie „gestochen" zu schreiben, das alles brachte die deutsche Schrift um alle Natürlichkeit und jeden persönlichen und völkischen Ausdruck. Die Einführung der spitzen Feder, an Stelle der breiten, wurde unserer Verkehrsschrift daneben besonders verhängnisvoll.

Als sich die deutsche Schule der Weiterentwicklung annahm, wurde zugleich ein Übermaß von Methode und Schema in die einst so lebendige Schrift getragen, und es entstand die deutsche Schulschrift, an der das deutsche Volk heute krankt. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, welche geradezu entsetzliche Vergewaltigung und Versündigung an der deutschen Schrift damit begangen wurde. Hier liegt nicht eine gesunde, dem Wesen des deutschen Volkes entsprechende Entwicklung, hier liegt vielmehr eine völlige Entartung und Irreleitung vor. Wer unsere landläufige Schul- und Kaufmannsschrift mit den Schriften früherer Jahrhunderte freimütigen Sinnes vergleicht, dem kann es nicht entgehen, welche hohen Schönheits-, Volkstums- und Persönlichkeitswerte durch jene Einwirkungen verloren gegangen sind, dem müssen die hohlen, nichts als Handabrichtung, Wichtigtuerei und Phrase ausdrückenden Schwünge, die starren

geometrischen Formen Widerwillen erregen, weil sie in ihrem Wesen undeutsch sind.

Doch noch in anderer Beziehung ist die heutige Form des deutschen Schreibwesens ein Abbild des Verfalls deutschen Volkstums, ein Überbleibsel deutscher Kleinstaaterei, die an sich doch bis zu einem gewissen Grade längst überwunden ist. Jedes deutsche Land nicht nur, nein, in ihm jede Provinz, dort wieder fast jede größere Stadt und in vielen dieser jede größere Schule haben im „geeinigten" deutschen Reich ihre ganz besondere, von den Schulverwaltungen mit größter Strenge und Kleinlichkeit festgesetzten Schriften. Sobald das Kind die Schule wechselt, muß es die gelernte und bisher gebrauchte Schrift aufgeben und unter den größten Anstrengungen die der neuen Schule lernen. Dieses „Duktuswesen" ist in der deutschen Schule zu einer unerträglichen Last und Qual geworden; es ist einer zeitgemäßen Pädagogik einfach unwürdig.

Solche Behandlung der Schrift seitens der deutschen Schule vernichtet ihre lebendige Entwicklung, ganz abgesehen davon, daß sie eine unnütze Quälerei für die deutsche Jugend bedeutet. In völkischem Interesse fordern wir eine Schrift für das geeinigte deutsche Volk. Weil als feststehend in der Schrift nur das Gerüst der Buchstaben anzusehen ist, bedarf es auch nur der Festsetzung dieses Wichtigsten. Die Schule darf sich nicht anmaßen, jeden Haken, Winkel, die Richtung, Größe, Weite, Stärke und alles Kleine und Kleinste für gewisse Bezirke und alle Bewohner vorzuschreiben. Es ist ihre Pflicht und Aufgabe, Wege zu suchen, auf denen die deutsche Jugend ihren lebendigen Schriftsinn erfolgreich betätigen, das deutsche Volk seine Schrift selbsttätig in völkischem Sinne entwickeln kann.*)

Die Festsetzung des geschichtlich gewordenen Gerüstes der deutschen Schrift sollte nicht in die Hand der Schreibtechniker sondern schriftkundiger Gelehrter und Künstler gelegt werden. Weiter auf das, was zu tun ist, einzugehen, ist heute nicht möglich. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dies an dieser Stelle später einmal tun zu dürfen.

Unsere Buchschrift ist von unsern Künstlern bereits im besten Sinne, echt deutsch, in Einklang mit unserem heutigen völkischen Selbstgefühl und Schönheitsempfinden neu geboren. Von der deutschen Schule muß erwartet werden, daß sie auf dem Gebiete der Schreibschrift folge, vieles abstoße, was aus längst überholten Zeiten der Schrift und dem Schreibunterricht als Schlacke anhaftet. Es muß gefordert werden, daß sie die Schrift und den Schreibunterricht entsprechend dem hohen Stande deutscher Kultur neu gestalte.

---

*) In seinem Werke: „Schreiben in neuem Geiste" (Kellerers Verlag, München) hat der Verfasser sich bemüht, einen ersten Baustein zum Neubau eines neuen Unterrichtes herbeizutragen. Dieses Werk enthält auch eine Darstellung der Entwicklung unserer Schreibschrift in Schriftbeispielen als Belege der hier gemachten Ausführungen.

Diese Angelegenheit bedeutet weit mehr als eine kleinliche Frage der Schulmethodik, als welche sie vielen erscheinen mag. Sie ist eine Sache von höchster kultureller und völkischer Bedeutung. Man vergesse nicht, daß die Schrift eine der allergrößten Kulturschöpfungen der Menschheit ist, der Verkünder und Träger der Gedanken und Empfindungen des menschlichen Geistes in alle kommenden Zeiten hinein und daß uns Deutschen von unseren Vorfahren ein Erbteil zufiel, das treu zu verwalten und zu mehren unsere heilige Pflicht ist.

Möge bald die Zeit kommen, in der wir wieder, wie einst, auch unsere Schreibschrift als einen Ausdruck deutschen Wesens schätzen können.

# Zur Naturgeschichte der Blonden.

Von Dr. med. Arthur Luerssen, Dresden.

Die Blonden, Helläugigen sind in der Menschheitsgeschichte auffallend stark in den Vordergrund getreten, und so hat ihre eigenartige, rätselhafte Erscheinung viel Nachdenken hervorgerufen, zu manchem Irrtum verführt, aber auch viel Aufklärung geschaffen.

In der Tat reizt das Entstehen, das Wesen und das anscheinende Wiederschwinden der Blondheit stark zur Forschung; leider ist diese aber von den zünftigen Anthropologen bisher vernachlässigt worden, und wenn sich ihrer nicht einige Ärzte und Zoologen angenommen hätten, hätten wir jetzt sehr wenig Klarheit darüber.

Die Menschen sind zwar nicht so buntfarbig wie die meisten Tiere, sie enthalten aber in ihrem Körper eine ganze Anzahl verschiedener Farbstoffe. Von diesen gehen uns hier nur die Pigmentfarbstoffe an. Sie sind in ihrem chemischen Aufbau und Wesen noch wenig erforscht und unterschieden, wir können aber vorläufig zum wenigsten drei Arten anführen: das Xanthochrom genannte, gelöste, gelbe bis gelbrote Pigment, das Melanochrom oder Melanin genannte, körnige, braune bis schwarze Pigment und das ebenso wie das Melanochrom aussehende, aber chemisch verschiedene Fuscin des inneren Auges. Wahrscheinlich wird man später noch mehr Arten aufstellen können.

Diese Pigmente kommen in allen möglichen Teilen des Körpers vor. Das Fuscin z. B. in der Pigmentepithelschicht der Netzhaut und der Regenbogenhaut des Auges (hintere Schicht), das Xanthochrom in den Haaren, der vorderen Schicht der Regenbogenhaut und wahrscheinlich auch in der Haut, das Melanochrom hauptsächlich in der Haut, den Haaren, der Riechschleimhaut, verschiedenen Nervenzellen, der Aderhaut und Lederhaut des Auges, den Herzmuskelzellen und zerstreut in allerlei Bindegewebezellen. Für uns ist hier nur das Vorkommen in den von außen sichtbaren Geweben von Belang, wir wollen es daher kurz besprechen.

In der äußeren Haut finden wir bei allen Menschenrassen und -arten, auch bei den hellsten Europäern, Pigment in größerer oder geringerer Menge. Ein Teil liegt als feine, nur bei starker Mikroskopvergrößerung unterscheidbare gelbe bis schwarzbraune Körnchen in den Epithelzellen der obersten Schicht (Epithelschicht), in manchen Zellen gehäufter als in anderen, — der andere Teil liegt, als meist dicht gedrängte ebensolche Körnchen, in einzelnen mit mehr oder weniger Ausläufern versehenen Bindegewebezellen der mittleren Hautschicht (Lederschicht). Diese Pigmentkörnchen werden als Melanochrom angesprochen, wahrscheinlich kommt meines Erachtens daneben noch gelöstes Pigment, Xanthochrom, vor. Die noch unentschiedene Frage, wo und wie das Pigment entsteht, wollen wir beiseite lassen. Die Art des Hautpigments scheint bei allen Menschenarten und -rassen die gleiche zu sein, nur ist seine Menge, beziehentlich Dichte und danach die Färbung der Haut verschieden. Bei manchen Rassen — den Mongolen und solchen, die mongolische Beimischung haben oder vermuten lassen, — finden sich in den unteren Lagen der Lederschicht noch besonders große, sternförmige, dicht mit braunen Pigmentkörnchen gefüllte Bindegewebezellen, die dort, wo sie in größerer Menge beieinander liegen, blau durch die Haut durchschimmern — wie etwa der Ruß in tatuierter Haut. Solche blauen Flecke finden sich meist — und zwar vorübergehend — in der Steißgegend der Säuglinge und jüngeren Kinder der betreffenden Rassen und werden in diesem Vorkommen „Mongolenfleck" genannt. Meiner Erfahrung nach findet man solche blauen Flecken auch dauernd bei Erwachsenen in der Bartgegend, man kann sie dort auch bei sehr dunkelen Vertretern anderer Rassen, so z. B. bei Juden und Südeuropäern, beobachten.

Bei den Haaren finden wir in den Rindenzellen entweder nur das gelöste Xanthochrom (reinblonde, reinrote Haare) oder daneben noch körniges Melanochrom verschieden starker Anhäufung (dunkelblonde, braune, schwarze Haare). Ob Melanochrom allein vorkommt, konnte ich nicht feststellen; möglich ist es.

Im Auge, bez. in der für uns sichtbaren Regenbogenhaut, kommen alle drei Pigmente vor. In der vorderen Schicht der Regenbogenhaut finden wir spindel- oder sternförmige Bindegewebezellen, die körniges Melanochrom, höchstwahrscheinlich auch Xanthochrom enthalten (in einem Affenauge fand ich dort gelegentlich nur Xanthochrom, der Zoologe L. Plate nimmt das Vorhandensein auf Grund der Vererbungserscheinungen an). Die hintere Schicht der Regenbogenhaut enthält dicht gelagertes, schwarzes bis schwarzbraunes Fuscin. Enthält nun die vordere Schicht der Regenbogenhaut viel braunes Pigment, so sieht sie mehr oder weniger braun aus, enthält sie wenig oder kein Pigment, so schimmert die hintere Schicht durch und das Auge erscheint grünlich, graublau oder im äußersten Falle des natürlichen Pigmentschwundes reinblau. Bei krankhaftem Pigmentschwund, also beim Albinismus, fehlt auch das hintere Pigment (Fuscin) und dann schimmert das Blut des Auges rötlich durch die Regenbogenhaut und das Sehloch.

Wie schon gesagt, finden wir die Pigmente bei den verschiedenen Arten und Rassen in verschiedener Anhäufung, entsprechend verschieden starker äußerer Färbung. Bei den dunkelstfarbigen Menschenrassen, z. B. den Negern, liegt das Pigment in dichtester Anhäufung in Haut und Haaren und in größerer Menge auch in den übrigen Körpergeweben und -organen vor, z. B. ist bei ihnen oft die Lederhaut, das „Weiße" des Auges braun, und selbst innere Organe sind mehr oder weniger braun. Andere Menschenrassen sind wesentlich heller — und doch besteht bei ihnen — z. B. den europäischen, sogenannten weißen Rassen — immer noch ein krasser Unterschied gegenüber den Blonden, weswegen die Rassenforscher schon lange zwischen den Braunen oder Brünetten — wissenschaftlich Melanochroen — und den Blonden oder Xanthochroen unterscheiden. Abgesehen von den krankhaften Entartungen des Pigmentes, dem Albinismus und der Vitiligo, bei denen manchmal eine Art von Blondheit vorgetäuscht werden kann, beobachten wir allerdings auch bei farbigen Rassen eine teilweise Neigung zu hellerer Färbung, so z. B. sollen die Kinder der Kirapuno (Neuguinea) anfangs goldrot schimmerndes Haar zeigen, und andere Farbige besitzen auf dunkler Haut manchmal hellere Flaumhärchen, das ist aber keine Blondheit; die ausgesprochene, allgemeine Blondheit, das heißt: helle, rosige Haut, gelbliches oder rötliches Haar, helle — blaue, blaugraue oder grünliche — Regenbogenhaut, kommt auf der ganzen Erde mit ihren vielerlei Völkern und Rassen nur bei einer Rasse, der blonden oder xanthochromen Rasse, vor. Wir stellen die Blondheit in der Gegenwart fest: vereinzelt bei Völkern Westasiens und Nordafrikas, weiter zunehmend in Südeuropa, vorwiegend in Mitteleuropa und ziemlich rein bei den germanischen Völkern Nordeuropas. Früher ist das anders gewesen, denn nach den geschichtlichen Überlieferungen war Mitteleuropa zu Beginn der Geschichte auch reinblond und im Süden, beziehentlich Südosten des obengenannten Bezirks trat eine große Reihe reinblonder Völker auf, die aber verschwanden oder ihre Blondheit verloren. Die blonden Völker hatten aber nicht bloß ihre Blondheit, sondern auch sonstige Körpermerkmale, dazu Sprache und Kultur gemeinsam und bezeugten oft, daß sie miteinander verwandt wären. Die Forschung hatte also allen Grund, eine gemeinsame Abstammung dieser Völker von einer einzigen blonden Menschenart oder -rasse anzunehmen. Ich will hier nicht das ganze Hin und Her der allmählichen wissenschaftlichen Ergründung und ihrer Bekämpfung von gewisser Seite besprechen, sondern will nur das Endergebnis der bisherigen Forschung angeben: Während der Eiszeiten entwickelte sich im Norden Europas eine Menschenart: der Homo europaeus (von Wilser so benannt), der nach den Funden wesentlich von den übrigen damals in Europa lebenden Menschenarten oder -rassen abstach. Der Homo europaeus var. fossilis, dessen Knochenreste bei Cro-Magnon (daher auch Rasse von Cro-Magnon genannt), Bruniquel, La Madelaine, Solutré, Laugerie Basse, Sargel, Mentone, Predmost, Lautsch, Stangenäs,

Viſte u. a. gefunden worden ſind, war z. B. größer und ſtärker als der Homo primigenius (Neandertaler), der Homo mediterraneus var. fossilis (Löß-menſch) und der Homo brachycephalus alpinus (Alpiner Rundkopf), er beſaß im Gegenſatz zum letzten einen langen Schädel und ein ſchmales Geſicht, vor allem aber beſaß er eine höhere Kulturſtufe (Kultur des Magdalénien und Solutréen). Die Menſchenart Homo europaeus vermehrte ſich, verdrängte die anderen zum Teil nach Süden (oder nahm ſie zum Teil in ihre Völker auf) und entſandte von Zeit zu Zeit kleinere oder größere Scharen, beziehentlich Völker auf die Wanderſchaft nach Süden und Südoſten. Dieſe wandernden Völker gingen teil-weiſe unter, teilweiſe bildeten ſie eigene Niederlaſſungen und Staaten, teilweiſe bildeten ſie die Herrenſchicht in anderen Völkern und gingen in ihnen auf. Ihre Abkömmlinge — von denen z. B. die Skythen, Parther, Perſer, Meder, die Thraker, Pelasger, Phryger, Lyder, Dardaner, Hellenen, die Sabiner, Latiner, Kelten beſonders hervortreten — waren urſprünglich blond und blauäugig, be-ziehentlich helläugig, hochgewachſen, ſchlank, kräftig, kriegstüchtig, freiheitliebend, zum Herrſchen neigend, kulturbefliſſen und ſprachen „indogermaniſch", wie es die Sprachforſcher nennen. Sie werden deshalb auch vielfach unter dem etwas irreführenden Namen „Indogermanen" zuſammengefaßt, ich will ſie nach der anderen üblichen Bezeichnung „Arier" nennen. Durch die blonden Arier, die in-folge ihrer kräftigen Volksvermehrung und der für damals vorliegenden Dürftigkeit ihrer Urheimat, vielleicht auch aus anderen Gründen, immer wieder zur Aus-wanderung gedrängt wurden, wurden die vielen Völkerwanderungen — ſowohl die vorgeſchichtlichen, wie die geſchichtlichen — ausgeführt. Damit erklärt ſich die eigenartige, fleckenweiſe, von Norden nach Süden abnehmende Verbreitung der Blondheit, damit auch die Einſprengung blonder Volksſplitter in dunkelfarbige Völker, z. B. in die Juden, die im Gewirre der aſiatiſchen Völker- und Staaten-verſchiebungen eben auch einen ariſchen Blutſpritzer abbekamen.

Das Entſtehen der Blondheit in Nordeuropa gibt uns auch die Möglichkeit zu einer Annahme über die Urſache der Entſtehung. Es kommen zwei Kräfte für eine Verminderung oder Vermehrung der Farbe in Betracht: entweder plötzliche, ſprunghafte Variation (Mutation nach de Vriees) durch ſcheinbar grundloſe Ab-änderung der inneren Anlagen oder allmähliche Veränderung durch Einwirkung der Umgebung, beziehentlich der Lebensweiſe. Selbſtverſtändlich wird eine Neigung zum Blondwerden bei der Urraſſe der Arier vorhanden geweſen ſein, es ſpricht aber nichts für eine ſprunghafte Abänderung, dagegen alles für eine allmähliche unmittelbare Bleichung durch das Schneelicht. Die Urraſſe der Arier entſtand in räumlich abgegrenzten Gebieten Nordeuropas während der Eiszeiten und hatte ſicher ſchwer mit den Unbilden der verſchneiten und vereiſten Umwelt zu kämpfen. Da iſt es ganz verſtändlich, daß ſie die wahrſcheinlich urſprünglich vorhandene dunklere Haut- und Haarfärbung verlor — ebenſo wie die Tiere der Eis- und

Schneeländer, die auch heller sind als die ihnen verwandten, aber südlicher lebenden Arten oder Rassen (z. B. Moschusochse, Renntier, sibirischer Tiger) oder ganz abgebleicht sind (z. B. Eisbär, Schneeeule) oder gar im Sommer dunkel, im Winter hell oder weiß gefärbt sind (z. B. Polarfuchs, Schneehase, Schneehuhn, Hermelin, Wiesel — im geringeren Grade Fuchs, Reh u. a.; das Wiesel legt den weißbraun gefleckten Winterpelz bezeichnenderweise nur in Gegenden an, wo Schnee fällt). Übrigens nimmt ja auch unsere Hautfärbung im Sommer zu, im Winter ab. Wir pflegen die Abbleichung der Schneetiere auch vom Standpunkt der Nützlichkeit aus zu betrachten und können das auch bei der Blondheit tun: sicher hatte der hellhaarige Eiszeitjäger, dessen Haar im Hinterhalte einem Büschel abgestorbenen Grases glich, mehr Aussicht auf Beute, dadurch mehr Geltung bei den Frauen und mehr Möglichkeit der Fortpflanzung und Familienerhaltung, außerdem genoß er mehr Schutz gegen Nachstellungen. So konnte der Kampf ums Dasein durch Auswahl der Passendsten die Blondheit verstärken. Möglich auch, daß der Geschmack der Arier zur Vermehrung und Befestigung der Blondheit beitrug.

Daß die Blondheit durch Bleichung entstanden ist, das zeigt auch ihr weiteres Verhalten: sie ist bei der Vererbung zurücktretend („recessiv") gegenüber der stärkeren Färbung, die vorherrschend („dominant") ist; das heißt: wenn ein blonder und ein brauner Mensch sich heiraten, so sind von je vieren ihrer Kinder drei mehr oder minder braun und nur eins blond („Mendeln"). Es ist klar, daß bei der Vererbung die früher erworbenen und deshalb eingewurzelten Erbeigenschaften vorherrschen, dominieren, während die später erworbenen, noch nicht so im Keimstoff befestigten Erbeigenschaften zurücktreten, rezessiv sind. Das zurücktretende, rezessive Verhalten der Blondheit bei der Vererbung ist so wichtig und wirksam, daß wir uns etwas näher damit bekannt machen müssen.

Gewöhnlich nimmt der in der Rassenkunde Unbewanderte an, daß bei der Mischung zweier Rassen ein in der Mitte stehendes Mischerzeugnis entsteht — etwa wie grauer Sand bei Mischung von schwarzem und weißem Sand. Wenn wir bei diesem Vergleich näher zusehen, so finden wir, daß beim grauen Mischsand weiße und schwarze Körnchen — an sich unverändert — nebeneinander liegen. Ähnlich können wir uns die Mischung der Erbeigenschaften bei den Lebewesen vorstellen: Die Erbeigenschaften des Menschen sind in seinen Keimzellen (und zwar in dem chromatophilen Stoff der Kernkörperchen) vertreten. Bei Blonden ist z. B. die Erbeigenschaft „blondes, gelbes Pigment" in den Haaren vorhanden und das drücken die Rassenforscher nach L. Plates Vorschlag in den Erbeigenschaftsformeln mit dem großgeschriebenen Buchstaben G aus, dagegen ist bei Blonden die Erbeigenschaft „braunes Pigment in den Haaren" nicht vorhanden oder unterdrückt, verborgen, was in den Formeln mit dem kleinen Buchstaben b ausgedrückt wird.

Die Erbeigenschaftsformel der Blonden wäre also = Gb. Bei braunen

Menschen wäre die Erbeigenschaftsformel für die Haare dagegen = gB oder GB. Plate nimmt nun auf Grund seiner und anderer Vererbungsbeobachtungen an, daß die Farben in verschiedenen Stärkegraden, beziehentlich Dichtegraden auftreten und vererbt werden, er nimmt also an, daß neben den Farbeigenschaften noch die entsprechenden Dichteeigenschaften — ausgedrückt durch D — D′ — D″, wenn sie vorhanden sind, und d — d′ — d″, wenn sie abwesend oder verborgen sind, — vererbt werden. Er stellt folgende Erbeigenschaftsformeln für die Haarfarbe*) auf:

| | |
|---|---|
| Blonde | Flachsfarbig = Gb d d′ d″ = nur gelbes Pigment in schwächster Dichte vererbt. |
| | Gelb = Gb Dd′ d″ = nur gelbes Pigment, aber stärker. |
| | Gelbbraun, Hellrot = Gb DD′ d″ |
| | Rot, Golden = Gb DD′ D″ |
| Braune | Hellbraun = GB dd′ d″ = gelbes und braunes Pigment in schwächster Dichte vererbt. |
| | Braun = GB Dd′ d″ |
| | Dunkelbraun = GB DD′ d″ |
| | Schwarz = GB DD′ D″ |

Diese Liste ist natürlich nur eine notdürftige und vorläufige, sie wird durch weitere Forschung wahrscheinlich noch vergrößert oder verändert werden.

Ähnliche, auch nur vorläufige Erbeigenschaftsformeln stellt Plate für die Farbe der Regenbogenhaut auf:

| | |
|---|---|
| Blonde | Blau = g b d d′ = in der vorderen Schicht der Regenbogenhaut ist überhaupt kein Pigment vererbt. |
| | Grau = Gb dd′ |
| Braune | Braun = GB Dd′ oder = gB Dd′ |
| | Schwarz = GB DD′ oder = gB DD′. |

Wie nun aber — um auf den Vergleich mit der Sandmischung zurückzukommen — durch Schütteln des gemischten grauen Sandes die Körnchen, z. B. infolge verschiedener Schwere, wieder auseinandertreten, also sich entmischen können, so entmischen sich bei der Zeugung von Lebewesen sehr oft die gemischten Erbeigenschaften wieder auf Weisen, die wir hier nicht näher besprechen können. Die Kinder von einem Blonden, Blauäugigen und einer Schwarzhaarigen, Braunäugigen stehen in Bezug auf ihre Farben nicht etwa alle in der Mitte, sind also nicht alle braunhaarig und hellbraunäugig, sondern sie „mendeln“: nur ein Teil steht in der Mitte, ein anderer Teil ist dem Vater ähnlich oder gleich, ein dritter Teil ist der Mutter ähnlich oder gleich, und ein vierter Teil hat die Haare vom

*) Näheres siehe in L. Plate, Vererbungslehre. Verl. W. Engelmann, Leipzig 1913.

Vater, die Augen von der Mutter oder umgekehrt. Ausführliche Angaben über diese Vererbungsmöglichkeiten zu machen, würde zu weit führen, ich will nur einige erwähnen: Dunklere Farbe ist immer dominant über hellere und helle Farbe dominant über das Fehlen von Farbe, das heißt: von den Mischlingen zwischen Blond und Braun ist — wie schon gesagt — die Mehrzahl stets braun oder wenigstens dunkler — und zwar ist das Verhältnis der braunen zu den blonden Mischlingen wie 3:1.

Zwei rein Braune bekommen keine blonden Kinder, dagegen kommt dies bei Dunkelblonden, beziehentlich heller Braunen vor, allerdings selten. Zwei heller Braune können durch das Zusammentreten gleichgerichteter Erbeigenschaften dunklere, rein braune Kinder erzeugen. Dagegen können rein Blonde nicht braune Kinder zeugen. Durch das Vorherrschen, Dominieren des braunen Pigments kommt es, daß, wie oben angeführt, die Blonden im schon ziemlich gemischten Deutschland immer weniger häufig werden.

Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß die Arierrasse mit dieser zurücktretend vererbbaren Eigenschaft der Blondheit bei ihren Völkerwanderungen auf braune Rassen (Homo primigenius, Homo brachycephalus alpinus, Homo mediterraneus), beziehentlich Völker stieß, sich entweder zerstreut zwischen ihnen ansiedelte oder sie unterjochte und als dünne Herrscherschicht beherrschte, so wird es uns klar, daß die Blondheit der ausgewanderten Arier nur so lange vorhielt, als sie eine in sich abgeschlossene, in sich heiratende Kaste — Adel — bildeten, aber verloren ging, wenn diese Kaste durch Kriege, Verfolgungen, klimatische Krankheiten, Kulturentartung zusammenschmolz oder sich mit den Braunen mischte. So ist es auch erklärlich, daß die Blonden innerhalb der südlichen braunen Völker der Gegenwart vorwiegend unter dem Adel oder in entlegenen, wenig dem Verkehr erschlossenen Orten gefunden werden. Durch die zurücktretende Vererbung der Blondheit wird, wie schon erwähnt, weiter erklärt, daß die früher als rein blond geschilderten Germanen in ihren Nachkommen, z. B. den Deutschen, ziemlich stark gemischt sind. So wurden bei der durch Virchow 1874 und später veranlaßten Blondenzählung gefunden:

in der Schweiz 11,1 % Blonde gegen 25,7 % Braune,
in Österreich 19,79 % Blonde gegen 23,17 % Braune,
im Deutschen Reich 31,8 % Blonde gegen 14,05 % Braune,
in Oldenburg 42,37 % Blonde gegen 7,32 % Braune,

der Rest bestand in Gemischten (helläugigen Dunkelhaarigen und dunkeläugigen Hellhaarigen). Man beachte: Je weiter nach Süden, um so weniger Blondheit!

Eine weitere Stütze für die oben vertretene Annahme, daß die Blondheit durch Bleichung entstanden ist, ist die Tatsache, daß sie — abgesehen von der Mischung — allmählich auch von selbst wieder abzunehmen scheint.

Wir sehen nämlich das Schwinden der Blondheit auch in rein blonden Familien. Unsere deutschen Kinder aus blonder Familie z. B. sind in der Kindheit hellblond, dunkeln dann aber nach. Virchow fand z. B. bei der schon genannten Blondenzählung, daß in preußischen Schulen unter den jüngeren, weniger als 14 Jahre alten Kindern 72 % Blonde waren, unter den älteren dagegen nur noch 61 %, das heißt nichts anderes, als daß die älteren Kinder bereits nachgedunkelt waren. Unsere blonden Kinder zeigen also — gemäß dem von Haeckel aufgestellten Biogenetischen Grundgesetz — zunächst die Eigenschaft unserer arischen Urrasse, verlieren sie dann aber allmählich — wahrscheinlich auch deshalb, weil Umgebung und Lebensweise nicht mehr die bleichenden Einwirkungen der Eiszeiten ausüben.

Es ließe sich noch manches sehr Anregende und Lehrreiche über die Entstehung, die Verbreitung, die Vererbung der Blondheit besprechen, wir wollen uns aber mit diesem kurzen Grundriß begnügen und uns nur noch ansehen, wie über die geistige Natur der Blonden geurteilt wird. Die Völker haben sich von jeher ihre Gedanken darüber gemacht. Wir erfahren aus alten Überlieferungen, daß die alten Arier stolz waren auf ihre eigenartige Blondheit — wie auch auf ihre sonstigen, teilweise hervorragenden, ihnen die Herrschaft über andere ermöglichenden Eigenschaften, und daß auch die Vertreter der dunklen Rassen die Blondheit schätzten. Die alten Hellenen z. B., die in ihren allerdings allmählich aussterbenden Oberschichten arisch und blond waren, schildern ihre Götter und Helden als Blonde. Bei den alten Römern war es ähnlich. Ein Teil der altitalischen Stämme ist als arisch und blond bestimmbar nnd die Herrscherschicht des alten Roms war es auch noch, doch war die Blondheit schon sehr zurückgegangen, als die reinblonden Gallier und Germanen an den Grenzen des Römischen Reiches auftauchten. Die Römer schildern uns die auffällige Blondheit unserer Vorfahren voller Grauen und Bewunderung und später noch — in der Zeit des Verfalls — war die Blondheit das höchste Schönheitsvorbild, sodaß die Römerinnen sich die Haare bleichten oder blonde Perrücken trugen, was übrigens sogar noch die Italienerinnen des Mittelalters nachahmten. In der Kunst und im Leben aller europäischen Kulturvölker und auch gegenwärtig noch ist das höchste Schönheitsvorbild das blondarische, triebmäßig erkennen damit selbst die weniger weit entwickelten Rassen die weitergehende Entwickelung der Arier an. Das tun nicht nur die Mittelländer (Homo mediterraneus), sondern auch andere Rassen, z. B. die Malayen, Chinesen, Japaner (Homo brachycephalus), die sich mit europäerähnlichen Zügen abbilden, ja sogar hellschminken. Man kann überall finden, daß die verschiedenen Menschenrassen jene Vertreter ihrer Rasse für die schönsten erklären, die am meisten zum europäischen — und im engeren zum arischen — Vorbild hinneigen (das lehrt z. B. auch der Schönheitserforscher C. H. Stratz). Es braucht uns dies gar nicht zu überraschen,

denn wir empfinden dasjenige als höchste Schönheit, was höchste Vollkommenheit erreicht hat, demgemäß finden wir einen Menschen um so schöner, je vollkommener er ist, das heißt: je weiter er sich vom Tierischen fort ins Menschliche emporentwickelt hat, ohne im ganzen durch irgend eine einseitige Überentwickelung geschädigt zu sein. Die am weitesten gehende Entwickelung ins Menschliche finden wir unter den Menschenarten und -rassen zweifellos bei den Ariern, das zeigt schon auf rein körperlichem Gebiete ihre längere Reifedauer (die Zeit bis zum Eintritt der Reife, bez. Geschlechtsfähigkeit und bis zum Ausgewachsensein) und ihre körperliche Begabung, auf geistigem Gebiete zeigt dies aber auch ihre außerordentliche Tüchtigkeit und ihre Menschlichkeit.

Diese besondere Begabung der Blonden, die ja durch verschiedene Forscher und besonders durch Ludwig Woltmann festgestellt worden ist, führt uns zu einer anderen Gedankenverbindung: Blondheit und Charakter. Sie mußte schon damals, als Blonde und Braune zusammenstießen, entstehen, und in der Tat finden wir sie überall, wo Blonde und Braune und ihre Mischlinge zusammenleben, und zwar als ausgesprochene Sitte, daß gute, edle Menschen meist blond, böse meist braun geschildert werden. Wir finden das in der Götter- und Heldensage, im Märchen, im Volkslied, im Sprüchwort, in der Kunstdichtung und im Kunstbild. Ganz unbewußt schildert der Künstler die Vorbilder des Guten als licht, blond — selbst dann, wenn das Gegenteil rassisch näher liegen würde, wie z. B. bei Christus, der früher doch unzweifelhaft als Jude angesehen, aber vorwiegend als blonder Arier dargestellt wurde. Bis in die Gegenwart hinein werden auf der Bühne die Edlen mit blonden, die Bösen mit braunen oder schwarzen Perrücken gespielt (eine Ausnahme bildet die Darstellung der Bösen als Rothaarige, was in seiner Entstehung wohl eine Geschichte für sich bedeutet).

Diese verschiedene Charakterbewertung von Blond und Braun ist noch jetzt im Volke üblich, wenn auch vielfach unbewußt und schwankend, ja sie tritt in manchen Kreisen der Rassenbewegung wieder bewußt hervor — wohl mit Unrecht. Früher und unter bestimmten Verhältnissen, wo edle, frischblütige Blonde irgendwo über ein entartetes, verkommenes braunes Volk herrschten, da mag es berechtigt gewesen sein, von der Farbe auf den Charakter zu schließen. Auch heute wird das an manchen Orten und in manchen Verhältnissen oder Kreisen angebracht sein, und der Blonde wird sich da mehr zum Blonden gezogen fühlen; aber bei uns in Deutschland ist es jetzt wohl nicht mehr am Platze. Wir Deutsche sind im Grundstock blonde Arier, aber stark gemischt mit braunen Fremdrassigen. Die einzelnen Erbeigenschaften der verschiedenrassigen Vorfahren mendeln aber, wie Erfahrung, Versuch und Überlegung erweisen, nicht immer zusammen, sondern vielfach voneinander unabhängig, sodaß die Mischlinge sehr bunt ausfallen können. Jedenfalls bietet die Blondheit bei einem Mischling keine Gewähr dafür, daß er auch die anderen arischen Erbeigenschaften — gute wie böse — geerbt hat.

Es ist sehr wohl denkbar und kommt auch erfahrungsgemäß vor, daß einzelne braune Mischlinge zwischen Germanen (Homo europaeus var. septentrionalis) und Romanen (Homo mediterraneus varietas) die germanischen Charaktereigenschaften in größerer Stärke ererbten als einzelne ihrer blonden Geschwister. Dazu kommt noch die vorhin von mir erwähnte Beobachtung, daß die Blondheit auch infolge des Wegbleibens ihrer Entstehungsursache zu schwinden scheint.

Wenn gewisse deutschvölkische Kreise die Blondheit besonders hochschätzen und sich um ihre Erhaltung bemühen, so ist das meines Erachtens ihr volles Recht. Wir müssen uns aber stets bewußt sein, daß das Werturteil über die Blondheit bei uns Deutschen und Germanen überhaupt gegenwärtig nicht verallgemeinert werden darf, denn das würde uns in die Irre führen.

Überhaupt müssen wir uns, wenn wir das hier Besprochene überblicken, fragen, ob die Blondheit nicht tatsächlich zum Aussterben verurteilt ist — wie so manches andere Schöne —, es sei denn, daß eine bewußtere Hochschätzung der Blondheit oder gar das Einsetzen neuer Eiszeitkämpfe sie wieder vermehren und befestigen. Doch — das sind eitel Träumereien, und wir wollten ja das Wesen der Blondheit in seiner Wirklichkeit ergründen. Dazu hoffe ich mit diesem Aufsatz zur Naturgeschichte der Blonden beigetragen zu haben.

# Muß uns Amerika feindlich gesinnt sein?

Von Fritz Großmann, Hannover.

Man ist jetzt in Deutschland noch vielfach der Ansicht, daß durch eine kluge und vor allem nachgiebige Politik ein Krieg mit Amerika hätte vermieden werden können; und es ist deshalb nicht übrig, die Ursachen der feindlich-„neutralen" Haltung der Yankees uns gegenüber zu ergründen. Man darf hierbei nicht vergessen, daß das Rückgrat einer jeden Großindustrie die Eisenerzeugung bildet; das hat schon Friedrich der Große erkannt, indem er der Entwicklung der eigenvölkischen Eisenwerke eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, die alles, was Eisen hieß, umfaßte, von der Kanonenkugel bis zum Blechlöffel. Auch die Wirtschaftspolitik Bismarcks wurzelte in der Eisenerzeugung, zu deren Schutz er seine Zollpolitik schuf, die noch heute die Grundlage unsers Wirtschaftswesens bildet.

Zur Erzeugung von Eisen gehören aber vor allem — von dem eigentlichen Arbeitsstoff abgesehen — zwei Wirtschaftskräfte: die Kohle und die menschliche Arbeitskraft, und diese wieder wird von der Ernährung der Arbeiterschaft getragen. Von allen Staaten der Welt können aber nur Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowohl Kohle als auch Nahrungsmittel genügend erzeugen, um sich vom Ausland unabhängig zu machen. Deshalb sind wir England überlegen, weil es $^3/_4$ seines Nahrungsbedarfs einführen und so sein Nationalvermögen dauernd schwächen mußte. Die Erkenntnis dieser Unterlegenheit führte denn auch zu der Einkreisungspolitik des Spieler-Ede, die jetzt folgerichtig durch den Krieg liquidiert wird.

Wenn nun auch Amerika bezüglich der Kohle und Nahrungsmittel uns gleich oder gar überlegen ist, so kommt es ins Hintertreffen bezüglich einer anderen wirtschaftlichen Macht, und das ist der Mensch selbst: Amerika lebt von der Einwanderung! Man betrachte z. B. folgende Zahlen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika:

| | |
|---|---|
| Gesamtbevölkerung (Einw.) . . | 92 000 000 |
| Jährliche Bevölkerungszunahme . . | 1 600 000 |
| davon | |
| Einwanderung aus Europa . . . | 1 077 000 |
| Geburten dagegen in Deutschland jährlich . . . . . | 1 870 000 |

Noch deutlicher wird diese Überlegenheit Deutschlands, wenn man den Überschuß der Geburten über die Todesfälle betrachtet:

| | |
|---|---|
| Deutschlands jährlicher Geburtenüberschuß beträgt . . . . . | 840 000 |
| Der der Vereinigten Staaten Nordamerikas . . . . . | 75 000 |

Nun ist es ja bekannt, daß Deutschland früher 4—500 000 seiner Landeskinder an Amerika abgab, weil es sie nicht ernähren konnte. Die erste und vornehmste Wirkung der Bismarckschen Wirtschaftspolitik ist es gewesen, daß wir unseren Bevölkerungszuwachs im Lande behalten können, während unsere Feinde auch heute noch alle Jahre Hunderttausende über den großen Teich schicken. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas betrug vor dem Kriege jährlich:

| | |
|---|---|
| aus Deutschland . . . . . | 19 000 |
| „ Österreich-Ungarn . . . . | 180 000 |
| „ Rußland . . . . . | 290 000 |
| „ Italien . . . . . | 265 000 |
| „ England*) . . . . . | 117 000 |

Solange Deutschland den amerikanischen Boden mit den Knochen seiner Landeskinder düngte, gab es für uns keine „amerikanische Frage". Erst als infolge des Emporblühens unserer Industrie Deutschland den Amerikanern Fertigwaren anbot anstatt der Arbeitskräfte, da kam es zum Streit, der zuerst im Mac-Kinley-Tarif seinen Ausdruck fand. Nachdem nun aber die amerikanischen Mammonisten eingesehen haben, daß sich die ungeheure Kraft Deutschlands durch Zoll-Schikanen nicht eindämmen läßt, benutzt man die sich bietende Gelegenheit, unseren Feinden jede nur mögliche Hilfe zur Zerschmetterung Deutschlands zu gewähren, ganz besonders, weil man ganz klar erkennt, daß die große europäische Zuwanderung in den nächsten beiden Menschenaltern wohl auf den Nullpunkt sinken wird. Damit wird aber die ganze Hohlheit der amerikanischen „Kultur" in sich selbsttätig zusammenstürzen; denn der größte Teil des Geburtenzuwachses entfällt bekanntlich auf die Negerbevölkerung der Südstaaten. Wie wird es in Amerika in 20 Jahren aussehen, wenn die europäische Zuwanderung fortfällt und sich die Bevölkerung vornehmlich aus dem Zuwachs an Negern und an Japanern ergänzt?! Denn das dürfte klar sein, daß Europa in den nächsten 20—30 Jahren keinen Bevölkerungsüberschuß abzugeben hat, im Gegenteil — besonders im Falle eines starken deutschen Friedens dürfte eine starke Rückwanderung eintreten. Diese würde aber besonders die amerikanische Landwirtschaft treffen und so seine Wirtschaftskraft erheblich schwächen.

Und wenn Amerika alles Gold der Welt zusammenscharrt — unser Herrgott hat den Menschen aus Erde und nicht aus Gold gemacht, und die Kraft eines Volkes wurzelt deshalb nach göttlichem Gesetz in der heimatlichen Erde, nicht in den Tressors der Hochfinanz! Jahrhundertelang hat sich die ganze „Kulturwelt" bemüht, Deutschland zu vernichten — es ist nicht gelungen, und es wird nicht gelingen. Die Kräfte, die der alte Fritz aus dem märkischen Sande, des deutschen Reiches Streusandbüchse, herausholte, sie sind heute Gemeingut des ganzen deutschen Volkes.

Wer da glaubt, daß die Politik der Vereinigten Staaten Nordamerikas durch irgendwelche Rücksichtnahme oder Nachgiebigkeit hätte beeinflußt werden können, ist auf dem Holzwege: die Haltung dieses großen Völkergemischs, das keinerlei völkische Ideale kennt und sich lediglich zu Erwerbszwecken zusammengefunden hat, wird allein durch die zahlenmäßig erfaßbaren Vorteile be-

*) Aus England wanderten jährlich 470 000 Menschen aus, davon gingen 190 000 nach Kanada und 100 000 nach Australien. Diese großen Dominions werden also ebenfalls durch den Menschenverlust Albions stark leiden, neben auch ihre „Kriegsbegeisterung", die vielmehr durch die Sorge getragen ist.

ſtimmt, die für die eigene Wirtſchaft in Betracht kommen. Und die Firma Morgan, Schiff u. Co., nebſt ihrem Syndikus Wilſon wird uns ſofort unter ihre ſchützenden Fittiche nehmen, ſobald wir uns bereit zeigen, unſer Wirtſchaftsleben an England zerſchmettern zu laſſen, damit unſer Bevölkerungszuwachs wieder wie früher gezwungen wird, zu dem alten, guten, lieben Onkel Jonathan hinüberzuwandern!

Wer aber der Anſicht iſt, daß Deutſchland ſeine Landeskinder beſſer zur Stärkung ſeines eignen Volkstums verwendet, der wird es mit Hindenburg halten, feſt zu bleiben im Durchhalten bis zum vollen Siege über England! Damit wird auch die ſogenannte „amerikaniſche Gefahr", die weiter nichts iſt als ein völkiſcher Popanz, ganz ſelbſttätig von der Welt verſchwinden!

**Klingſporkarten.** Muſterſammlung von Spruchkarten mit und ohne Bildern. Jede Reihe umfaßt 10 Karten, die, wenn ſie nur Sprüche enthalten, 75 Pfennig, wenn ſie Bilder und Sprüche enthalten oder voll bedruckt ſind, Mk. 1.— koſten. J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyſeſtraße 26.

Aus dem Ringen und Kämpfen der Gegenwart um eine geſicherte Zukunft des deutſchen Volkes und Reiches ſind dieſe Karten entſtanden; ſie enthalten Ausſprüche unſerer beſten und größten deutſchen Männer wie Bismarcks, Moltkes, Lagardes, Clauſewitzens, Treitſchkes, Friedrichs des Großen, Fichtes u. a. m. und offenbaren uns das tiefſte deutſche Fühlen und Denken. Man taucht wie in ein Stahlbad, wenn man dieſe Ausſprüche der großen Perſönlichkeiten lieſt, und fühlt ſich über das kleine, ſchwächliche Friedensgeſchwätz unſerer Gernegroße erhoben zu den reinen, klaren Höhen deutſchen Strebens und Handelns. Ein paar Beiſpiele mögen das beweiſen:

Wem es nicht ein Genuß iſt, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu ſiegen. (Lagarde.)

Die Nation beſteht nicht aus der Maſſe, ſondern aus der Ariſtokratie des Geiſtes: die Nation lebt nicht von der Vergangenheit, ſondern von der Zukunft. Die Ziele der Nation werden ihr nicht von Menſchen geſteckt, ſondern von dem Lenker aller Geſchicke im Himmel, welcher die Nationen dahin ſtellt, wo ſie ſtehen ſollen, nicht damit ſie glücklich ſeien, ſondern damit ſie ſeinen Heilsgedanken dienen. (Derſelbe.)

Keine Nation fühlt ſo ſehr als die deutſche den Wert von anderen Nationen und wird leider von den meiſten wenig geachtet, eben wegen dieſer Biegſamkeit. Mich dünkt, die anderen Nationen haben recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient, von allen verachtet zu werden.

(Georg Chriſtoph Lichtenberg 1742—1799.)

Ich glaube, daß ein vernünftiger Menſch bei ruhiger Überlegung niemals einen Krieg beginnt, in dem er genötigt iſt, von Anfang an defenſiv zu verfahren; was nützen alle ſchönen Gefühle: Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, ſchwächt den Sieger und entnervt den Staat!

(Friedrich der Große.)

Die Ausſtattung und der Druck dieſer Karten, die in der bekannten Schriftgießerei und chemigraphiſchen Anſtalt der Gebr. Klingſpor in Offenbach hergeſtellt ſind, übertrifft nach dem Urteil von Fachmännern alles, was bisher auf dieſem Gebiet geleiſtet worden iſt, ſie ſind in wahrem Sinne des Wortes Kunſtwerke und entzücken jedes Auge. Wir hoffen, daß das Unternehmen von allen guten Deutſchen gewürdigt und unterſtützt werden wird.

Karl Horn.

*

**Deutſche Philoſophie.** Im Anſchluß an die Fichte-Geſellſchaft von 1914 iſt eine Vereinigung gegründet worden, die die deutſche Eigenart auch auf dem Gebiete zur Geltung bringen will, das einer bewußten Lebensgeſtaltung geſicherte Grundlagen gibt: innerhalb der Philoſophie. Die Ziele dieſer deutſchen philoſo-

phischen Gesellschaft werden durch die Überzeugung bestimmt, daß auch in der Entwicklung der objektiven Wissenschaften die nationale Sonderart sich ausprage, daß also „die Nationen und ihre Philosophie" (mit dieser Wendung sei auf Wilhelm Wundts schönes Buch über dieses Thema [Leipzig 1915] verwiesen) durch weitreichende Beziehungen verbunden sind. Dieser grundlegende Gedanke bestimmt die Richtung der künftigen Arbeiten in doppelter Hinsicht: Zuerst kommt darin zum Ausdruck, daß die philosophische Forschung und Lehre dem Geiste der Wissenschaft sich verpflichtet fühlt, der seit der bahnbrechenden Leistung Kants der Philosophie ihren Anspruch auf wissenschaftliche Geltung sichert. Zweitens soll nachdrücklich hingewiesen sein auf das reiche Erbe des deutschen Idealismus, das aus der Zeit der Meister Eckhart, Jakob Böhme, Luther und Leibniz und vor allem aus den Tagen der Kant, Fichte, Schiller, Schelling und Hegel der Gegenwart treu zu überliefern und mit deutschem Geiste zu verwalten ist. Diese rückschauende Besinnung schließt ausdrücklich von dem Programme, das sie bestimmen will, jeden unfruchtbaren Historismus aus und jede falsche Kurzsichtigkeit gegenüber den — in ihrer Eigenart vielmehr voll gewürdigten — Leistungen fremder Nationen. Durchaus positiv gewendet, begründet sie die Aufgabe, dem deutschen Geiste sein eigenes Wesen und seinen eigenen Beruf in ungetrübter Reinheit zu wahren.

Zu solcher Tat bietet die Deutsche Philosophische Gesellschaft alle deutschbewußten Kreise auf. Die Dringlichkeit dieses Rufes zur Sammlung wird anerkennen, wer die Lage unseres Geisteslebens überschaut. Gerade in unserer Gegenwart ist es ein viel und energisch umstrittenes Ziel, beherrschenden Einfluß auf die Gedankenkreise zu gewinnen, die für die Lebensbestaltung beim Einzelnen und im gesellschaftlichen Verbande grundlegend sind. Diesem ernsten Ringen sollen die nationalen Kräfte rechtzeitig und mit dem Nachdruck einer in ihrem Plane geschlossenen zielsicheren Tat zugeleitet werden. Da die deutsche Philosophie dank ihrem sorgfältigen reichgegliederten Aufbau allen Gebieten des kulturellen Lebens reiche Anregungen zu übermitteln vermag, wird gehofft, daß der Aufruf zur Pflege und Vertiefung deutschidealistischer Geistesart auch über den fachlich begrenzten Kreis hinaus Widerhall finden werde.

Auf der ersten Tagung, die in Weimar am 28./29. Mai stattgefunden hat, sind die Leitgedanken für den künftigen Ausbau der Deutschen Philosophischen Gedanken festgelegt worden. Diese bereitet als ihr Organ eine Schriftenfolge wissenschaftlichen Charakters, die „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus" vor, deren erstes Heft im Druck ist. Gemeinschaftlich mit der Fichte-Gesellschaft von 1914 besorgt sie ferner die Herausgabe von Arbeiten, die in die deutsche Philosophie einführen. Das erste Heft dieser „Wege zu Fichte" ist erschienen. Ein zweites, das eine „Einführung in den Sinn der Reden an die deutsche Nation" bringen wird, kommt in einigen Wochen zur Ausgabe. Eine besondere Aufgabe sieht die Deutsche Philosophische Gesellschaft in der Anregung und Förderung wissenschaftlicher Arbeiten aus einschlägigen Gebieten. Die Vorarbeiten zu einer Gesamtausgabe des Briefwechsels Fichtes, deren Fehlen als eine schwere Lücke in unserem Schrifttum empfunden wurde, sind schon weit fortgeschritten (Mitteilungen über Spuren geeigneten Materials werden erbeten). In der Besorgung eines Pressedienstes, der Bearbeitung „deutscher Bücherbriefe" und der Organisation der Fichte-Hochschulen (der städtischen Volkshochschulen, von denen die erste im September in Hamburg eröffnet wird) arbeitet die Deutsche Philosophische Gesellschaft mit der Fichte-Gesellschaft Hand in Hand. — Ihrem Beirat gehören an: Professor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Universität Berlin, Professor Dr. Otto Braun, Universität Münster und Frau Dr. Lenore Ripke-Kühn. Die Geschäftsführung besorgt Arthur Hoffmann, Erfurt, Nordhäuser Str. 21. In Kürze wird eine Druckschrift mit einem einführenden Berichte und einem Auszuge aus den Satzungen ausgegeben werden.

# Neuſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Regelmäßig wird der „Deutſche Volkswart" ſeine Leſer über Neuigkeiten des Deutſchen Büchermarktes unterrichten, die für das deutſche Volk und ſeine Kultur von Belang ſind. Wie die Bundesbücherei des Deutſchbundes, die „Deutſche Nationalbücherei", nicht eine Sammlung von Büchern an ſich ſelbſt darſtellt, ſondern nur von ſolchen Schriften, die zur Kenntnis unſeres Volkstums beitragen, ſo ſoll auch dieſe Zuſammenſtellung nur die Neuerſcheinungen bekannt geben, deren Kenntnis jedem Deutſchen Erbauung und Gewinn bedeutet. In dieſer Beziehung wird das Verzeichnis verläßlich ſein und getreu die Entwicklung des deutſchen Schrifttums widerſpiegeln. D. Schriftl.

## Deutſches Land und Volk.

Fiſcher, H.: Grundzüge d. deutſchen Altertumskunde. 139 S. Geb. 1.25

Hentſchel, W.: Walburgen u. Tanzberge. 30 S. —.90

✦Kerlen, K.: Flandern u. Deutſchland. Die Flamen u. wir. 91 S. 1.50

✦Michaelis, P.: Kurland und Litauen in deutſcher Hand. 198 S. Geb. 5.—

✦Schmid, E.: Die deutſchen Bauern in Südrußland. 50 S. 1.—

## Führende Deutſche.

Dunkmann, K.: Martin Luther u. ſein Werk. 110 S. Geb. 3.50

✦Kalkoff, H.: Nationalliberale Parlamentarier 1867—1917 d. Reichstages u. d. Einzellandtage. 24 Bildtaf. 495 S. Geb. 5.—

✦Manz, G.: Martin Luther im deutſchen Wort u. Lied. Geb. 2.50

✦Moſapp, H.: Martin Luther u. d. Reformation. Zur 400jähr. Jubelfeier. 245 S. Geb. 3.—

## Deutſche Politik.

Oſtwald, P.: Engliſcher u. deutſcher Imperialismus e. Gegenſatz. 30 S. 1.—

✦Reventlow, Graf E.: Indien. Seine Bedeutung f. Großbritannien, Deutſchland u. d. Zukunft d. Welt. 82 S. 2.—

Spanien. Sonderheft d. Süddeutſchen Monatshefte 1917, Juni. 1.50

Triepel, H.: Die Freiheit d. Meere u. d. künft. Friedensſchluß. 41 S. 1.20

## Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Buchwald, G.: Geſchichte d. deutſchen Reformation. Eine Gabe f. d. Reformationsjubiläum 1917. 157 S. Geb. 3.80

Chamberlain, H. St.: Demokratie u. Freiheit. 83 S. 1.50

Lemme, L.: Der geiſt. Neubau unſeres Volkslebens nach d. Kriege. 92 S. 2.—

Möndel, K.: Deutſchland auf d. Wege z. Demokratie? 150 S. 2.—

Schmid, G. E.: Worauf beruht d. Reichtum der Juden? Entſteht aus unſerer v. d. Israeliten ſtamm. Religion Abhängigkeit vom israelit. Geiſte u. wie lehnen wir ſie ab? 127 S. 2.60

## Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

✦Abigt, E.: Heimkultur, deutſche Kultur. Heimſtätten f. Kriegsteilnehmer. 80 S. 1.—

Andrä, G.: Mittel z. Selbſtändigmachung d. deutſchen Landwirtſchaft. 39 S. 1.50

Below, G. v.: Mittelalterliche Stadtwirtſchaft u. gegenwärt. Kriegswirtſchaft. 56 S. 1.50

Damaſchke, A.: Die Bodenreform. 14. Aufl. 516 S. Geb. 4.50

Döring, L.: Frauenbewegung u. chriſtl. Liebestätigkeit. 179 S. Geb. 4.20

Grün, O.: Die Grundlagen d. deutſchen Volkskraft. 92 S. 1.80

Harpf, A.: Die Grundlehren d. Kriegswirtſchaft u. d. Geburtenausfall. 146 S. 2.50

Kriegsfürſorge u. Kriegswirtſchaft. Arbeiten d. erſten Kriegs-Volksakademie d. rhein.-main. Verbandes f. Volksbildung. 432 S. 5.—

✦ mit Abbildungen. ✦ mit Karten. Preiſe in Mark.

## Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Bartels, Ad.: Deutſches Schrifttum. Betrachtungen u. Bemerkungen. Bog. 34. Für 4 Bog. 1.20

Schmidt, G.: Unſere Mutterſprache als Waffe u. Werkzeug d. deutſchen Gedankens. 51 S. 1.20

+Schröter, E.: Luiſe François. D. Stufenjahre d. Dichterin. 69 S. 1.50

+Winterfeld, P.: Deutſche Dichter d. latein. Mittelalters. In deutſchen Verſen. 570 S. Geb. 10.50

---

Glaſer, K.: G. Rodenbach, d. Dichter d. toten Brügge. 86 S. 1.50

+Goyert, G. u. K. Wolter: Flämiſche Sagen, Legenden u. Volksmärchen. 222 S. Geb. 5.50

## Deutſche Kunſt.

+Arnold's neue Kriegsflugblätter d. Liller Kriegszeitung. 65 Bl. m. 1 Bl. Text. Geb. 2.50

+Deutſchland — Vaterland! Heimatbilder deutſcher Künſtler. Deutſche Gedichte. 2 Tle. 67 u. 64 S. Geb. 3.50

Hamann, R.: Krieg, Kunſt u. Gegenwart. 112 S. 1.50

+Herzen, Vom deutſchen. Werke neuerer deutſcher Maler. 92 S., 83 Abb. Geb. 3.—

+Jeſſen, P.: Kriegergräber im Felde u. daheim. Hg. im Einvernehmen m. d. Heeresverwaltung. 63 S. u. 164 S., Abb. Geb. 4.—

Löns-Liederbuch, Das. Hg. v. H. Heeren u. O. Koch. 96 S. Geb. 1.60

Peterſon-Berger, W.: Rich. Wagner als Kulturerſcheinung. 100 S. Geb. 3.—

+Rethel, A.: Der Künſtler u. Menſch. Hg. v. K. Gerſtenberg. Mit 25 Bild. 31 S. Geb. —.70

+Ludwig Richter-Büchlein. 50 d. ſchönſten Holzſchnitte Ludwig Richters v. Haus u. Hof, Weib, Kind u. Kegel. Mit volkstüml. Verſen. Geb. 1.25

+Sauerlandt, M.: Deutſche Plaſtik d. Mittelalters. Mit 104 Bildſeiten. 131 S. 1.80

## Deutſche Erziehung u. Schule.

Feliſch: Ein deutſches Jugendgeſetz. 78 S. 1.—

Lenſchau, Th.: Deutſchunterricht als Kulturkunde. 103 S. Geb. 2.50

Schomburg, H.: D. Wandervogel, ſeine Freunde u. ſeine Gegner. 112 S. Geb. 1.50

Schumann, P.: Deutſchtum u. höhere Schulen. 122 S. Geb. 3.80

Sellmann, A.: Die Erziehung unſerer Kriegerwaiſen. Ein Beitr. z. Kriegsfürſorge. 101 S. 1.80

Tanzmann, B.: Denkſchrift z. Begründung e. deutſchen Volkshochſchule. 96 S. 3.—

---

Hochſchule, Die flämiſche, in Gent. Reden z. Eröffnung a. 20., 21. u. 24. X. 1916. 68 S. 1.60

## Der Weltkrieg.

++Immanuel, Oberſt: 33 Monate Krieg. Eine volkstüml. Darſtellung d. Weltkrieges. 269 S. Geb. 6.—

Kolonialdeutſchen, Die, aus Kamerun u. Togo in franzöſ. Gefangenſchaft. Hg. v. Reichs-Kolonialamt. 178 S. 2.—

+Rumäniens, Die Niederwerfung. — Dargeſt. auf Grund der amtlichen Veröffentlichungen. 82 S. 2.—

Seeck, O.: Katechismus d. Weltkrieges. 39 zeitgemäße Fragen. 160 S. 1.—

## Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Goercke, E.: Nicht untergehen. Gedichte e. Kurländerin. 80 S. Geb. 4.—

König, Eb.: Hermoders Ritt. 41 S. Geb. 1.50

Müller-Guttenbrunn, A.: Joſeph d. Deutſche. Ein Staatsroman. 379 S. Geb. 6.—

Rommel, Th. v.: Roſen am Gewehr. 127 S. Geb. 2.50

+Stutzer, G.: Meine Thereſe. Aus d. bewegten Leben e. deutſchen Frau. 224 S. Geb. 4.—

+ mit Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

**Alle oben angezeigten Bücher beſorgt pünktlich und poſtfrei die Kanzlei des Deutſchbundes, Gotha.**

# Aus völkischen Zeitschriften.

## Deutsche Politik im Weltrahmen.

Bothmer, K. Graf v.: Der brit. u. d. deutsche Weltgedanke (Wirklichkeit 1917, Heft 14, 15, 17, 18).

Fabarius, E.: D. polit., völk. u. kulturellen Gesichtspunkte uns. Kriegsziele (Pol.-Anthrop. Monatsschr. 1917, Juni).

v. Grapow: Die Freiheit d. Meere nach dem Frieden, unsere u. Englands koloniale Kriegsziele (Deutschlands Erneuerung 1917, Juli).

Silesius: Gedanken über d. Politik d. Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg (Deutschlands Erneuerung 1917, Aug.).

v. Stengel, K.: Deutschland und Amerika (Deutsche Revue 1917, Juli).

Zorn, Ph.: Preußen, d. Grund- u. Eckstein d. deutschen Entwicklung (Konserv. Monatsschr. 1917, Juni).

## Deutsche Politik in Einzelfragen.

Bley, F.: Rückbildung d. preuß. Geschichte? (Zeitfragen, 13. Juni 1917).

—: D. Verwaltung v. Nieder-Lothringen (Zeitfragen, 30. Juni 1917).

Demiani, A.: Zur deutsch-spanischen Freundschaft (Süddeutsche Monatshefte 1917, Juni).

Dick: D. Bedeutung d. flandr. Küste f. d. Seegeltung Deutschlands (Deutsche Revue 1917, Juni).

Fabarius, E.: D. Kriegswert unserer Kolonien (Deutscher Kulturpionier 1916).

Gürten, H.: Bismarck u. d. deutsche Annexionspolitik. Zur belgisch-luxemburg. Frage (Deutsche Wacht 1917, Nr. 22).

Langemann, L.: Pazifisten u. Annexionisten (Deutschmeister 1917, 17. Juni).

## Deutsche Kultur und Weltanschauung.

v. Below, G.: Deutsche Ankläger der Deutschen (Deutsche Wacht 1917, Nr. 27).

Collischonn, G.: D. Krieg u. d. deutsche Geist (Pol.-Anthrop. Monatsschr. 1917, Juni).

Heyck, E.: D. Neuaufbau d. deutschen Lebens (Türmer 1917, Mai II).

Hoffmann, A.: D. Philosophie d. deutschen Idealismus u. d. neue völkische Kunst (Deutsches Volkstum 1917, Mai).

[Roth, A.]: Führergeist (Deutsches Volkstum 1917, Mai).

Schleicher, K.: D. Kampf um d. Dasein zwischen d. deutschen Seele u. d. Hohlkultur (Deutsches Volkstum 1917, April/Mai).

Wagemann, A.: Deutsches Recht, d. Ausgangspunkt u. d. Ziel d. Entwicklung unseres Volkes (Deutschlands Erneuerung 1917, Juli).

## Rassenfragen.

v. Hoffmann, G.: Rassenhygiene u. Fortpflanzungshygiene [Eugenik] (Öffentl. Gesundheitspflege 1917, Heft 1).

## Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Uhl, A.: Kapital- u. Zinslast im Kriege (Polit.-Anthropol. Monatsschr. 1917, Juli).

Wehring: Zur Lösung d. deutschen Wirtschaftsproblems (ebda.).

Winckler, E.: Zur Bekämpfung d. Geburtenrückganges (Hammer 1917, 15. Juli).

## Deutsche Erziehung u. Schule.

Siemens, H.: D. nationalbiologischen Gefahren der Schulreform (Deutschlands Erneuerung 1917, Aug.)

Sprengel, G.: D. Erneuerung d. höheren Schule aus deutschem Geiste (ebda).

## Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bartels, A.: Der Expressionismus (Deutsches Schrifttum 1917, Juli).

Bender, G.: Deutsch und Niederländisch (Belfried 1917, Juni).

Holzhausen, P.: D. Polentum im deutschen Denken u. Dichten (Hochland 1917, 8. Heft).

Meyer, K. J.: D. Modeliteratur u. ihre Reklame (Hochwacht 1917, Heft 7/8).

## Deutsche Kunst.

Gerst, W.: D. Bekenntnis z. persönl. Freiheit im Kunstschaffen u. Kunstgenuß als Grundlage wahrer Freiheit d. Kunst (Hochwacht 1917, Heft 5/6).

Matthaei, A.: Zur Stellung d. bildenden Künste i. Volksleben (Hochwacht 1917, H. 7/8.)

Volz, R.: Kunst u. Geschäft (Hochwacht 1917, Heft 5/6).

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Völkischer Lesestoff ins Feld!

Wie bekannt ist, hat sich unter dem Ehrenvorsitz des Generalfeldmarschalls von Hindenburg unter dem Vorsitz von Exzellenz von Pfuel ein Ausschuß gebildet, der die Sammlung von Lesestoff für Heer und Flotte in die Hand genommen hat. Die Beschaffung des Lesestoffs soll von einer Hauptstelle oder doch von nur wenigen Stellen aus geschehen, und es ist nicht etwa den einzelnen Unterausschüssen gestattet, die von ihnen gesammelten Gelder nach eigenem Gutdünken zu verwenden. Das bringt die Gefahr mit sich, daß diese Gelder auf einseitige Weise verbraucht werden, indem die von der landläufigen Kritik besonders empfohlenen Werke in Mengen gekauft, die von ihr totgeschwiegenen Werke aber übergangen werden. Zu diesen letzteren gehört bekanntlich eine große Anzahl von Werken deutschvölkisch gerichteter Dichter und Denker, deren Verbreitung von der mit großen Mitteln arbeitenden und daher einflußreichen, den völkischen Zielen aber abgeneigten Presse geflissentlich verhindert wird. Das würde nicht bloß eine Ungerechtigkeit gegenüber den oft schwer um ihr Dasein ringenden Schriftstellern völkischer Richtung bedeuten, sondern würde auch gerade diejenigen Werke von unseren Feldgrauen fernhalten, die mehr als ein leichter Unterhaltungsstoff geeignet sind, auf den Geist und die Seele unserer Helden zu wirken. Der Deutschbund (Bundeswart Professor Langhans in Gotha), der in allen Beziehungen unseres weitverzweigten Kulturlebens das Deutsche stärken, das Undeutsche bekämpfen will, hat in Erkenntnis dieser Gefahr sich sowohl an Herrn v. Pfuel als auch unter Ablegung eines Treugelöbnisses an den Generalfeldmarschall von Hindenburg gewandt mit der Bitte, bei der Beschaffung von Lesestoff auch die Werke deutschvölkischer Dichter u. Denker zu berücksichtigen. Um dies zu erleichtern, hat er seinen Anträgen eine Vorschlagliste über Werke deutschvölkischer Schriftsteller beigefügt, die Beteiligten gern von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha übersandt wird.

## Rassenforschung im Deutschbund.

Der Deutschbund hat von Beginn an alle seine Arbeitsziele stets dem einen, großen Ziel unterstellt: der sittlichen, geistigen und leiblichen Höherentwicklung des deutschen Volkes. Diese dreifach gerichtete Höherentwicklung ist aber durch nichts anderes zu erreichen, und ihre Ergebnisse sind durch nichts anderes dauernd zu bewahren, als durch rassische Höhergestaltung. Der Deutschbund hat daher von jeher den Rassenfragen in ihrem ganzen Umfange besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er hat mit Freuden gesehen, wie diese Fragen immer mehr der spielerischen und phantastischen Behandlung seitens Unberufener entrückt und der Bearbeitung durch ernste Männer unterstellt worden sind. Er hat mit Genugtuung das Entstehen einer echten Rassewissenschaft begrüßt, sieht aber auch die große Masse selbst der Gebildeten unseres Volkes vorerst noch soweit abseits von diesen Fragen stehen, daß nicht nur die rassische Höhergestaltung unseres Volkes gehindert, sondern seine leider schon bemerkbare rassische Entartung gemehrt wird.

Der Deutschbund hat daher in stiller, ernster Arbeit Mittel und Wege erwogen, um zunächst einmal im Kreise seiner Mitglieder durch eine rassenstatistische Aufnahme einen Anfang mit der Beschaffung einschlägiger Vergleichsunterlagen zu machen, an denen es zur Begründung der Rassenwissenschaft nur allzu sehr fehlt. Die Rassenforschung innerhalb des Deutschbundes soll sich auf die Mitglieder des Bundes, ihre Frauen und Kinder, sowie auf die Eltern und Geschwister, sowohl des Mannes wie der Frau erstrecken. Im Einzelnen verlangen die Fragebogen Angaben über Familien- und Vornamen, Beruf, Geburtsort und -jahr, Heimat der Voreltern; Größe und Gesamteindruck der Figur, Farbe der Leibeshaut, des Kopfhaars und der Augen, Kopf- und Gesichtsmaße, Nasenform; Zahl der Kinder (bei letzteren auch der Wechsel von Kopfhaar- und Augenfarbe im ersten und im Erhebungs-Lebensjahr). Die Vornahme der Erhebungen soll durchweg in ärzt-

lichen Händen liegen. Die Vorbereitungen waren bei Ausbruch des Weltkrieges bereits vollständig getroffen; nach Friedensschluß wird die Aufnahme unverzüglich durchgeführt und das Ergebnis von fachmännischer Seite bearbeitet werden.

Außer dem wissenschaftlichen können wir uns aber noch einen anderen Nutzen von der Aufnahme versprechen, der nicht geringer anzuschlagen ist: daß durch diese Arbeit die Kenntnis der wichtigsten Lehren der Rassenwissenschaft mehr verbreitet, der Blick für Rasseneigenschaften und -Merkmale geschärft, Rassengefühl und Rassenstolz, besonders das Streben nach Bewahrung der Rassenreinheit geweckt wird. Die auszufüllenden Fragebogen müssen, abgesehen von der Beantwortung der Einzelfragen, auch alles das angeben, was über die weitere Vergangenheit der Familie, über die Großeltern hinaus, etwa bekannt ist. Dadurch wird der Sinn für Familiengeschichte geweckt und gestärkt und hoffentlich die meisten Teile Mitglieder des Deutschbundes dazu veranlaßt werden, Stammbäume und Ahnentafeln für ihre Familien aufzustellen und überhaupt deren Geschichte zu erforschen, deren Zusammenhänge aufzudecken und zu pflegen. Der Deutschbund und die Angehörigen der ebenfalls auf dem Boden der deutschen Rassenreinheit stehenden deutsch-völkischen Verbände sind der feste Kern des volksorganischen Massivs der deutschen Rasse. Die Abstammung dieses ganzen, hoffentlich schnell größer werdenden Rassen-Kerns muß urkundlich festgelegt werden, es muß — als deutsches Gegenstück zum Semigotha und Semikürschner — eine Stammrolle der deutschen Rasse allmählich aufgestellt werden.

## Vaterländische Arbeitervereine.

Während des Weltkrieges, im Juni d. J., beging der „Bund Vaterländischer Arbeitervereine" die Feier seines zehnjährigen Bestehens. Auf der Festsitzung nahm der Bundeswart des Deutschbundes Prof. Langhans Veranlassung, hinzuweisen auf die langjährige Zusammenarbeit der Arbeitervereine mit dem Deutschbund und die vielseitige Anregung und Förderung, die die „Vaterländischen" durch den Deutschbund erfuhren. Von der Deutschbund-Gemeinde Osterland ist im Jahre 1895 die Gründung des ersten Vaterländischen Arbeitervereins ausgegangen; der Deutschbund-Gemeinde Gotha verdankt der Bruderverein in Ohrdruf Entstehung und Bestand, ebenso gaben an zahlreichen anderen Orten die Deutschbund-Gemeinden Anstoß zur Gründung vaterländischer Arbeitervereine. Auf dem Frankfurter Bundestage des Deutschbundes 1912 eröffnete der Syndikus Scheda, der Geschäftsführer des Förderungsausschusses der Vaterländischen Arbeitervereine, mit seinem Vortrage über „Völkische Arbeiterpolitik" die Aussprache über die Betätigungsmöglichkeiten der Anteilnahme des Deutschbundes am Ausbau der reichs- und kaisertreuen Arbeiterverbände. Der Altbundeswart Dr. Friedrich Lange war unermüdlich tätig — zuletzt in den Jahren 1913—14 bis kurz vor Kriegsausbruch — einen Ausgleich zu schaffen zwischen den verschiedenen Richtungen der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung. Zu Anfang des Krieges gründeten Mitglieder der Deutschbund-Gemeinde Magdeburg eine „Zentralstelle für in Not geratene Arbeiterfamilien", die neben den öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen unendlich viel Gutes getan hat. So konnte auf der Zehnjahrstagung des Bundes in Gotha dessen Geschäftsführer Peter mit Recht seine gehaltvolle Festrede stimmen auf den Ton des Deutschbund-Wahlspruches „Im deutschen Namen Heil", mit dem er seine Ausführungen eröffnete und schloß.

## Nationale Stipendien.

Wer den deutsch-polnischen Nationalitätenkampf in unserer Ostmark aus eigener Anschauung kennt, wird den Polen nach mancher Richtung hin seine Achtung nicht versagen können. Wenn der letzte polnische König, Stanislaus Leßynski, noch sein Land als „Wildnis sondergleichen und Barbarei" bezeichnete und Friedrich der Große seinem Kammerpräsidenten von dem „garstigen, koddrigen Polenzeug" schrieb, so ist heute wohl kaum noch ein wesentlicher Unterschied in Bildung und Besitz zwischen Deutschen und Polen. Das danken die Polen der zielbewußten Erziehung durch ihre Führer.

Vor 60 Jahren gab es noch kaum polnische Akademiker und auch nur wenig Gewerbetreibende. Diese Stände waren fast ausschließlich deutsch

oder jüdisch. Heute hat das polnische Element so sehr in ihnen das Übergewicht, daß es in den meisten Orten eine starke Mehrzahl bildet. Die Ursache hierfür darf man in erster Linie in dem Bestehen der polnischen Stipendienvereine suchen. Von weitblickenden Männern begründet und ebenso großzügig wie zielsicher geleitet, haben sie durch Gewährung von Stipendien, Erziehungsbeihilfen, Darlehen usw. Tausende und Abertausende von jungen Polen aus einfachsten Kreisen in den Stand der „Intelligenz" heraufgehoben, die heute die radikalnationalen Führer ihres Volkes geworden sind, als Ärzte, Rechtsanwälte, Bankbeamte, Ingenieure, Journalisten, Apotheker, Geistliche usw. So bestehen an polnischen Stipendienvereinen der bereits 1841 begründete Marcinkowski-Verein (1912: Jahreseinnahme 115 000 Mk., Jahresausgabe 95 000 Mk.), der Westpreußische Unterrichtshilfsverein (9300 und 10 000), der schlesische Unterrichtshilfsverein (2100 und 3600), der Thorner Mädchenhilfsverein (6800 und 3600), der Posener Mädchenhilfsverein (28 000 und 13 000), daneben noch kleinere wie der St. Josaphat-Verein im Westen, der kaufmännische Hilfsverein, der Zoltowski-Fonds, der Szymanski-Fonds u. a.

Ein verhängnisvoller Mangel für die Ostmark war es, daß auf deutscher Seite solcher national geleiteten Kapitalsmacht nichts gegenüber stand. Erst 1906 schuf der bekannte Superintendent Harhausen in Neu-Skalmierschütz im Sinne des Deutschbundes den ersten und bisher einzigen Deutschen Stipendien-Verein in Ostrowo. Sein Zweck war, deutsche Jünglinge aus der Ostmark durch Studienbeihilfen zu unterstützen gegen die Verpflichtung, sich später in der Ostmark niederzulassen. Dadurch sollen bodenständige nationalbewußte Führer für das ostmärkische Deutschtum, das recht sehr der Führer gegen den polnischen Ansturm bedarf, herangebildet werden; in Ergänzung zugleich von Bestrebungen des Ostmarken-Vereins, die in ähnlicher Richtung auf anderen Gebieten wirken. Der Deutschbund hat sich an erster Stelle für den Stipendienverein betätigt. Von Bundeswegen sind ihm namhafte Mittel gewährt worden, zahlreiche Mitglieder und eine Anzahl von Deutschbundgemeinden haben sich dem Verein angeschlossen und erfolgreich für ihn geworben. Mit Befriedigung kann der deutsche Stipendienverein auf seine bisherigen Arbeitserfolge zurücksehen. Wenn er auch wohl mit Recht Anspruch auf größere Anerkennung und Mitwirkung erheben dürfte, zumal da sein Werk durch den Krieg schwer gelitten hat, so hat er doch immerhin schon mehrere Dutzend Stipendien unterstützen, etwa 400 Mitglieder erwerben und ein Stammvermögen von rund 50 000 Mk. sammeln können. Allerdings: der Marcinkowski-Verein allein hat etwa 8000 Mitglieder und ein Vermögen von über 2 000 000 M.!

## Die siebenbürgisch-sächsische Kultur in der Deutschen Nationalbücherei zu Gotha.

(Bundesbücherei des Deutschbundes.)

Unter dieser Überschrift versandte der Bischof der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche, D. Dr. Friedrich Teutsch, folgenden Aufruf im Sachsenlande Siebenbürgens:

Die vor kurzem gegründete Deutsche Nationalbücherei in Gotha legt besonderes Gewicht auf möglichst lückenlose Sammlung aller derjenigen literarischen Veröffentlichungen, die irgend ein Gebiet unserer sächsischen Kultur behandeln. Die Erfüllung dieser Absicht ist nur möglich unter tätiger Mitwirkung der literarisch interessierten Kreise unseres Volkes. Es ergeht darum an sie die Bitte: der Nationalbücherei in Gotha aus ihrem Besitz möglichst zahlreiche Veröffentlichungen aus dem weiten Gebiet der sächsischen Landes- und Volkskunde, unserer Geschichte und Sprache, dem Kirchen-, Rechts-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und allgemeinen Sittenleben zu überweisen. Reicher Segen wird aus diesen Spenden für unser Volk entspringen, indem damit die Möglichkeit geschaffen wird, sich an einer Stelle des geschlossenen deutschen Sprachgebiets eingehend über unser Volk, seine Arbeit und seine Nöte zu unterrichten und dadurch den geistigen Zusammenhang zwischen uns und dem alten Mutterlande zu stärken.

Die sächsischen Verleger aber werden gebeten, alle Publikationen ihres Verlags — ältere und neue —, die sich mit dem sächsischen Volkstum und seiner Kultur befassen, der neuen Bücherei in Gotha in einem Exemplar zur Verfügung zu

stellen, insbesondere alle Neuerscheinungen einzusenden, worin zugleich ein Mittel liegt, das, was hier erscheint, größeren Kreisen zugänglich zu machen.

Alle Sendungen sind zu richten an die „Deutsche Nationalbücherei in Gotha".

Der Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

Dr. Fr. Teutsch, Vorsitzender. E. Briebrecher, Schriftführer.

## Völkischer Sammelsport.

Die Liebhaberei, Briefmarken zu sammeln, ist bei Erwachsenen wie bei der Jugend weit verbreitet. Etwa 20 deutsche Fachzeitschriften gelten ihr. Dutzende von Millionen Mark werden allein in Deutschland jährlich für Briefmarken ausgegeben. Durch seine heutige Entwicklung hat aber dieser Sport mehr Bedeutung für den Markenhändler erreicht als für den Sammler. Denn zahllose Marken haben heute Preise, die nur noch der sehr Reiche zahlen kann. Findige Handelsleute spekulieren denn auch längst in Briefmarken auf „Hausse" wie in Börsenpapieren und verwahren sie als Handelsware im Geldschranke.

Andere Marken von ähnlicher Gestalt, meist aber künstlerisch wertvoller und farbenprächtiger, sind im letzten Jahrzehnt in völkischen Kreisen bekannt geworden: die Wehrschatzmarken der völkischen Vereinigungen, kurz Schatzmarken genannt. Der Kundige kennt ihre große Bedeutung für die völkische Bewegung. Ihr Absatz, den ihr billiger Preis (meist nur 2 Pf. oder Heller) erleichtert, bringt erhebliche Mittel allen den völkischen Vereinigungen, die sie ausgeben; die deutschösterreichischen Schutzvereine erzielen jährlich bis zu Zehntausenden von Kronen daraus. Und weiter, was vielleicht für die Zukunft noch wichtiger ist, diese Marken dienen als vorzügliche Werbemittel für die ausgebenden Vereinigungen.

Die Bedeutung dieser Schatzmarken hat der Deutschbund rechtzeitig erkannt. Schon im Jahre 1909 begründeten eine Anzahl seiner Mitglieder den „Deutschen Schatzmarken-Verein" (Vorsitzender Staatsanwalt Spatz, Kassel; Geschäftsstelle: Dr. Winterstein, Kassel). Seine Arbeit richtete sich besonders darauf, die Sammelliebhaberei auf diese Art von Marken zu lenken. Er ging von der Erkenntnis aus, daß beim Gelingen dieser Absicht jährlich Hunderttausende von Mark der völkischen Bewegung zufließen würden, die jetzt anderweitig ausgegeben werden, und daß ferner die deutsche Jugend, die wohl in erster Linie die Sammler stellen würde, zugleich schon frühzeitig durch die Marken auf Wesen und Arbeit völkischer Verbände hingewiesen und dadurch in ihren Interessen national gerichtet würde.

In angestrengter Arbeit, an der sich besonders viele Mitglieder des Deutschbundes betätigten, ist die erforderliche Grundlage für den neuen Sammelsport geschaffen worden. Besonders wurde nach Art der Briefmarken-Alben ein Schatzmarken-Sammelbuch (mit Nachträgen) und ein Markenkatalog hergestellt[1]), sodaß die für den Sammler unentbehrlichen Übersichten über alle wichtigeren Marken und ihre Preise vorliegen. Da es schon Tausende von verschiedenen Marken gibt und fortgesetzt neue erscheinen, so eröffnet sich dem Sammler ein weites Feld zum Wirken. Erfreulicherweise haben sich diesem völkischen wertvollen Sporte bereits Hunderte von Sammlern, darunter zahlreiche Schüler, gewidmet.

## Trummball anstelle von Tennis.

Das von England übernommene, vor dem Kriege das gymnastische Spiel der „besseren" deutschen Kreise geradezu beherrschende Lawn-Tennis ist bereits seit Jahren einer Anregung aus Deutschbundkreisen zufolge durch ein deutscher Art (und Sprache!) angepaßtes Spiel, den „Trummball" ersetzt worden. Letzteres zeichnet sich vor dem Tennis auch dadurch aus, daß es nicht an einen sorgfältig vorbereiteten Platz gebunden, also nur in Zeit und Geld verschlingendem „klubmäßigem Betrieb" ausführbar ist, sondern nach örtlicher und zeitlicher Gelegenheit veranstaltet werden kann. Wer sich des näheren über den „Trummball" unterrichten will, dem wird Frau Prof. Luise Holle in Bremerhaven gern Auskunft erteilen.

1) Zu beziehen von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha. Preis des Sammelbuches geb. 3 M., des Ergänzungsbandes 4 M., der Markenverzeichnisse 1.10 M.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt a. Ko., Friedrichroda in Thüringen

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 9 | September 1917


**Was du auch tun magst, um reiner, reifer,**
**freier zu werden, du tust es für dein Volk.**
Heinrich von Treitschke.

## Wilsons Ansichten über die Demokratie.

Von Fritz Großmann, Hannover.

Die Verfechter der Demokratie verweisen gerne auf das Altertum und wollen aus den antiken Demokratien der Griechen usw. die Richtigkeit ihrer Ansicht beweisen, daß die Demokratie die vollkommenste Staatsform sei. Sie weisen darauf hin, daß besonders in den griechischen Staaten zur Zeit Homers die Bürgertugenden sich in geradezu vollkommenster Weise entwickelt hätten, daß Kunst und Wissenschaft blühten, wie weder vorher noch später, und daß vor allem auch die sozialen Verhältnisse geradezu vorbildlich gewesen seien. Und so könne man doch schließlich nichts Besseres tun, als durch Einführung der vollkommenen Demokratie den antiken Glückszustand wieder herbeizuführen.

Diese ganzen Gedankengänge sind völlig abwegig. Erstens einmal handelt es sich bei diesen Völkern um kleine, vorwiegend ackerbautreibende Staaten, und in solchen gibt es keine scharfen sozialen Gegensätze in der Zuspitzung, wie sie ein Industriestaat mit seinem nach Millionen zählenden Proletariat hat. Arbeiter und Dienstboten wurden im Altertum bis weit in das Mittelalter hinein lediglich durch Sklaven vertreten. Zweitens aber entsprach die Demokratie des Altertums durchaus nicht den neuzeitlichen Ansichten.

Präsident Wilson sagt in seinem Buch „Der Staat“*) hierüber:

„Das Homerische „Demos“ war nicht ein „Volk“ im heutigen Sinne des Wortes. Es war nicht eine Vereinigung von Einzelnen, sondern eine Vereinigung von Familien, die sich zu Geschlechtern vereinigt hatten. . . . .

„Der König war das Haupt dieser verbündeten Geschlechter.“

„Das Leben war kein gemeinsames, sondern es vollzog sich in Sippen. Jedes „Haus“ (Geschlecht) war ein vollständiger unabhängiger Organismus für sich, der ein sehr ausgesprochenes korporatives Dasein führte.“

„In der ganzen Gens galt engste Brüderschaft, sie besaß einen gemeinsamen Familienkult, religiöse Feste, einen gemeinsamen Begräbnisplatz.“

„Die Familie war der erste Staat; der erste Staat war eine Familie. Historisch betrachtet, muß der heutige Staat in einer wichtigen Bedeutung nur als eine erweiterte Familie betrachtet werden. „Staat“ ist „Familie“, groß buchstabiert.“

Die Demokratie des Altertums entsprach also ungefähr der mecklenburgischen Ritterschaft, wenn man sich aus dieser die Vertreter der Städte und der Geistlichkeit wegdenkt, sodaß nur die Vertreter der Adelsgeschlechter übrig bleiben. Mecklenburg fühlt sich bei dieser Verfassung auch recht wohl, weil es ein in der Hauptsache landwirtschaftliches Staatswesen ist. Daß eine solche Art der Demokratie in der neueren Zeit aber auch recht üble Erscheinungen zeitigen kann, lehrt die Geschichte der polnischen Adelsrepublik, deren „polnische Wirtschaft“ nicht gerade zur Nachahmung verlockt.

Hören wir, was Herr Wilson weiter über die antike Demokratie zu sagen weiß:

„Die alte Demokratie war eine Klassenregierung, eigentlich nur eine erweiterte Aristokratie. Das Wahlrecht war unter ihrer Herrschaft das ausschließliche Privilegium einer Minderheit. Sie trat Sklaven unter ihre Füße, selbst Freigelassene hatten keine Hoffnung, jemals Vollbürger werden zu können.“

„Im modernen demokratischen Staat sind anderseits Sklaverei und Klassenunterordnung ausgeschlossen. . . . .“

„Das Bürgerrecht erstreckt sich auf die gesamte eingeborene Bevölkerung, das Stimmrecht auf die gesamte qualifizierte Bürgerschaft: eine Klasse von Nichtbürgern gibt es nicht.“

„Unter der alten Demokratie lebten die Bürger für den Staat, unter der neuen leben die Bürger für sich, und der Staat besteht für sie.“

„Jahrhundertelang blieb diese Auffassung (= die der alten Demokratie) im wesentlichen unverändert, endlich aber machten sich Einflüsse geltend, um ihr entgegen zu wirken. Unter diesen standen das Christentum und die Einrichtungen der germanischen Eroberer des 5. Jahrhunderts an der Spitze. Das Christentum gab jedem Menschen eine Verantwortung für sich selbst, indem es in ihm das Gefühl seiner persönlichen individuellen Verantwortlichkeit vor Gott nährte. Für seinen persönlichen Lebenswandel mußte jeder Mensch wenigstens sein eigenes Gewissen zum Führer haben. In dieser größten aller Angelegenheiten muß es für den Christen eine Individualität geben, deren Beeinträchtigung durch den Staat er nicht dulden kann.“

Mit der Feststellung, daß das Christentum der eigentliche Schöpfer der individuellen Lebensauffassung ist, in Verbindung mit den germanischen Stammesanschauungen, stellt sich Herr Wilson ausdrücklich auf den Standpunkt, daß der christlich-germanische Staat der Träger der „Freiheit“ der Menschen ist; denn

*) Woodrow Wilson, Der Staat. — Deutsche Übersetzung von G. Thomas. Berlin 1913.

ohne eine individuelle Lebensauffassung ist irgend eine freie Willensbetätigung nicht möglich. Diesen Gedanken spinnt Herr Wilson in sehr zutreffender Weise weiter, indem er ausführt:

„Die germanischen Völkerschaften trugen in die romanisierte und teilweise zum Christentum bekehrte Welt des 5. Jahrhunderts eine Individualität anderer Art, den Gedanken der Treue zu anderen."

„Der Römer kannte keine andere Treue als die zum Staat. Er leistete dem Kaiser als der Verkörperung des Staates und nicht als einzelnen Menschen den Treueid. Der Germane dagegen verband sich seinem Führer durch eine Verpflichtung zu persönlichem Dienst, die dem Römer unverständlich oder höchstens verächtlich war. Im germanischen Staate gab es daher Individuen: große Führer oder Krieger. . . . ."

„Bei allen germanischen Stämmen vereinigten sich individuelle Bewegungsfreiheit und Zusammenschluß für den Kampf — ein weites Feld der Betätigung für die Initiative des Einzelnen."

„Da stand Luther auf, um die fast vergessene Wahrheit von der Individualität des menschlichen Gewissens, das Recht auf individuelles Urteil von neuem zu verkünden. Bald drangen die neuen Gedanken auch in die Volksmassen ein."

Alle demokratischen Schriftsteller, — auch Herr Wilson selbst an anderen Stellen seines Buches, — nehmen für das Wesen der Demokratie als Hauptvorzug in Anspruch, daß sie dem Menschen eine individuelle Betätigung im Staatsleben verschaffe. Um dieses „Sichausleben" in möglichster Vollkommenheit zu gestalten, müßten daher Monarchie, Religion und ähnliche zur Knechtung der Menschheit erfundene Einrichtungen möglichst abgeschafft oder die Religion zum mindesten aus dem Staatsleben ausgeschaltet und zur „Privatsache" gemacht werden. Dabei verkennt Herr Wilson aber selbst nicht, daß die germanische Staatsidee in Verbindung mit dem Christentum der Welt erst die individuelle Freiheit und damit den Hauptinhalt der neuzeitlichen Demokratie gebracht hat, wenn er auch, was bei einem Berufsdemokraten nicht weiter verwunderlich erscheint, geflissentlich darüber hinweggeht, daß diese freiheitliche Auffassung des Staatslebens sich bei den germanischen Völkern stets in der Form der Monarchie betätigt hat, und daß darüber hinaus die staatsbildende Kraft des Christentums stets — in allen Ländern und bei allen Völkern — zur Monarchie geführt hat. Dabei verschlägt es natürlich nichts, daß der sogenannte Staatsrechtslehrer Wilson das Wesen der Monarchie vollständig verkennt, indem er sagt:

„Nur diejenigen Monarchen, die verehrt werden, weil sie ihren Untertanen zu dienen bestrebt sind, fühlen sich noch sicher auf ihren Thronen. Die Monarchien existieren nur auf Grund der Zustimmung der demokratischen Masse."

Diese Ansicht ist grundfalsch und entspringt augenscheinlich dem Bemühen, die ihm etwas reichlich unbequeme Tatsache zu bemänteln, daß trotz der allein seligmachenden Demokratie noch Monarchien vorhanden sind. Gerade das Gegenteil ist nämlich richtig: die Monarchen, welche nur auf Grund der Zustimmung der demokratischen Masse existieren, sitzen recht unsicher auf dem Thron — ein einfacher Parlamentsbeschluß genügt, um sie zu beseitigen. Die Monarchie lebt nicht von der Zustimmung einer demokratischen Masse, sondern sie wurzelt in der

Vaterlandsliebe eines freiheitlich gesinnten Volkes. Deshalb ist es ein grundlegender Irrtum, wenn ein Monarch glaubt, seinen Thron befestigen zu können, indem er der monarchischen Grundform seines Staates demokratische Einrichtungen aufpfropft: entweder werden diese Gebilde kümmern und auf diese Weise nichts nützen, oder sie werden die Stammform überwuchern und so zum Untergang der Monarchie führen. Das spricht auch Herr Wilson klipp und klar aus, indem er sagt:

„Es sind fast alle reinen Formen der Monarchie und Aristokratie dadurch zerstört worden, daß die maßgebende Mitbestimmung des denkenden Volkes . . . . . eingeführt ist; und das verspricht, . . . . . alle Regierungsformen durch die demokratische zu ersetzen."

Man sieht, Herr Wilson ist über die Ziele aller der Bestrebungen klar, die angeblich auf „Verbesserung" der Monarchie hinauslaufen, er weiß genau, daß alle Nachgiebigkeiten gegenüber der Begehrlichkeit der Masse zur Zerstörung der Monarchie führen müssen. Nun könnte man vom Standpunkt der berufsmäßigen Demokratie, die Herr Wilson ja von Amts wegen vertritt, der Ansicht sein, daß die Demokratie das Endziel aller staatlichen Menschheitsbestrebungen sein müsse, weil sie den Beharrungszustand der höchsten menschlichen Glückseligkeit darstelle. Aber das ist durchaus nicht der Fall — Herr Wilson schildert den Verlauf der staatlichen Entwicklung (wie ihn schon Aristoteles geschildert hat) mit folgenden Worten:

„Aber auch sie (= die Demokratie) hat ihr Greisenalter, indem sie die anfängliche Achtung vor dem Gesetz, die anfängliche Zugänglichkeit für gegenseitige Zugeständnisse einbüßt. Sie artet in Zügellosigkeit und Anarchie aus, und nur ein Cäsar kann die Ruhe und Ordnung wieder herstellen. Der Kreis ist geschlossen. Der Thron ist von neuem wieder aufgerichtet, und es beginnt eine neue Reihe von Entartungen und Revolutionen."

Der Hauptinhalt der demokratischen Staatsauffassung scheint also in der Möglichkeit zu liegen, öftere Veränderungen mit ihren üblichen Begleiterscheinungen (Raub, Mord usw.) herbeizuführen. Das ist aber jedenfalls gerade das, was der germanisch-christlichen Staatsauffassung geradenwegs widerspricht. Wenn also jetzt gewisse Kreise, die ja bekanntlich in den zwischenstaatlich gesinnten Parteigängern des Vorwärts, Berl. T., der Frankf. Ztg. usw. ihre Hauptvertreter finden, zielbewußt bestrebt sind, Deutschland und Preußen zu demokratisieren und damit den Zerstörungsplänen unserer Feinde entgegen zu kommen, so liegt gerade in obigen Ausführungen des Herrn Wilson für uns eine ernste Mahnung, eifrig darauf zu achten, daß die germanisch-christlich-monarchische Grundlage unseres Staatswesens in keiner Weise berührt wird. Im Gegenteil — eher sollte man auf die Beseitigung bereits eingedrungener demokratischer Fremdkörper bedacht sein, um die Monarchie vor dem Untergang zu bewahren. Alle diejenigen wenigstens, die den Zustand einer ruhigen völkischen Entwicklung für vorteilhafter halten als den ewigen Wechsel in den Staatsformen, verbunden mit auf- und absteigender „Entartung, Revolution" und ihren Begleiterscheinungen, sollten die in den Wilsonschen Ausführungen liegenden Warnungen wohl beachten.

# Das österreichische Hamburg.

## Etwas zu seiner Geschichte und Bedeutung für Österreich und Deutschland.

Von Alfred Otto Ritter von Terzi, Wien.

Es ist ein berühmtes Wort unseres unvergeßlichen Bismarck, das von Triest als der „Spitze des deutschen Schwertes" spricht. Wenige Brüder im stammverwandten Deutschen Reiche wissen jedoch genauer, welche geschichtliche und wirtschaftliche Bewandtnis es mit Triest hat, wissen, daß diese altehrwürdige österreichische Seestadt eine durchaus nicht verachtenswerte deutsche Vergangenheit und als einziger größerer Mittelmeerhafen die innigste Verbindung mit einem vornehmlich deutschen Hinterlande hat. Gewiß ist bis jetzt, d. h. bis zum österreichisch-italienischen Kriege, besonders Genua und Venedig auch vom deutschen Handel gern aufgesucht worden, aber das jüngste Verhalten der treubrüchigen italienischen Staatsleitung wird in Zukunft sicherlich auch nach der Richtung wirksam werden, daß der deutsche Handelsweg mehr und mehr über Triest gehen wird.

In den Hafen von Triest führen vorzüglich zwei Bahnen: Süd- und Westbahn (Tauernbahn). Den Vorrang für die österreichischen Interessen hat natürlich die Westbahn, die unmittelbar an das süd- und westdeutsche Gebiet anschließt, während die Südbahn, mehr den deutschen Osten und Norden mit der Adria zu verbinden geeignet ist. Unangreifbar bleibt die Stellung der deutschen Hansestädte im Handel mit Süd- und Nordamerika, sowie Ost- und Südafrika, jedoch der Handel mit Nord- und Westafrika, Arabien, Asien und Australien wird wohl den Weg über Triest mehr und mehr suchen müssen, wenn nämlich endlich der Suezkanal eine englandfreie Verkehrsader der Welt bilden wird. Es bedarf dazu einer weitvorschauenden Politik, denn die Türkei, will sie lebensfähig bleiben, wird früher oder später gezwungen sein, Aden und den Suezkanal zu nehmen und vielleicht auch ein freies Ägypten, das den Suezkanal sichernde Hinterland Englands, in ihre politische Berechnung einzubeziehen. Interessen der gedeihlichen Handelsentwicklung, der freien Durchfahrt durch die Suezstraße zwingen die verbündeten Mächte Deutschland und Österreich-Ungarn, diese Pläne einer kraftvoll aufstrebenden Türkei zu unterstützen, denn um mit den alten Römern zu reden: „et tua res agitur", auch für uns Verbündete ist's eine folgenschwere Lebensfrage. Für diese beiden konservativ bestimmten Mittelmächte sprechen aber noch andere Erwägungen; Österreich hatte, wie der Wiener Schriftsteller Emm. Boyer von Berghof in einer eigenen bei Hübner erschienenen Schrift festzustellen Gelegenheit hatte, einen sehr wesentlichen Anteil am Suezkanalbau, das Deutsche Reich aber hat ein ganz ersichtliches völkisches und wirtschaftliches Interesse, den Ausbau Triests in handelstechnischer Beziehung auf jedwede Weise zu fördern. Gewiß werden viele Waren auch den Weg über den Balkan über Berlin—Wien—

Sofia—Konstantinopel nehmen, aber doch nicht alle, denn Deutschland braucht völlig friedlich gesicherte Handelswege, der Balkan wird aber aller Voraussicht nach lange eine friedliche dauernde Handelssicherheit vermissen lassen, bevor nicht alle durchkreuzenden Ententeeinflüsse ganz und gar brachgelegt sind. Die Bürgschaft der Sicherheit gibt aber Triest schon aus historisch-geographischen Gründen besser als alle Balkanhäfen zusammengenommen. Man mißverstehe mich nicht, ich meine keineswegs, daß das Hauptgewicht ausschließlich auf Triest gelegt werden sollte, wohl aber bin ich der Überzeugung, daß es politisch klug wäre, zwei Eisen im Feuer zu halten und den größten Handelshafen der auf Gedeih und Verderb verbündeten Macht nicht außer Auge zu lassen!

Und da sind es, nicht zuletzt, auch Erwägungen nationaler Art, die das Gesamtdeutschtum bestimmen, der Spitze des deutschen Schwertes das Augenmerk zuzuwenden. Würde Triest heute oder morgen italienischer Freistaat, genau genommen also national italienische Einflußsphäre κατ' ἐξοχήν, so würde der Schaden für das Südostdeutschtum uneinbringlich sein, es wäre dauernd vom Mittelmeere abgesperrt und ganz in die Hände des etwas zweifelhaften welschen Wohlwollens gegeben, also in eine Art Handelsknechtschaft verdammt. Die italienischen Panlatinisten hätten es jederzeit in der Macht, die Durchfuhr deutscher Waren durch größtmögliche Zollsätze zu unterbinden und via facti die guten deutschen Michel vom kürzesten Handelswege nach Afrika abzusperren und dort ihren Kram außer Wettbewerb, d. h. teuer, abzusetzen. Darum ist die Triestiner Sache neben einer österreichischen auch eine deutsche Angelegenheit. Das haben schon Friedrich der Große, Freiherr von Stein, Arndt, Fichte und List eingesehen. Um Triest zu fördern, wäre die Regierung verpflichtet, alle staatstreuen Elemente zu fördern, Unzuverlässige rücksichtslos auszurotten, die Verkehrswege zu bessern und günstigere Verkehrszeiten einzuführen, daher auch die Südbahn in die Staatsverwaltung zu nehmen und an die Nordbahn anzugliedern. Ebenso müßten sich weitreichende Änderungen beim österreichischen Lloyd ergeben in technischer, aber auch persönlicher Hinsicht. Das wäre ein Zukunftsprogramm, das den Beifall aller Einsichtigen finden würde. Aber schließlich handelt es sich in dem vorliegenden Aufsatze weniger darum, handelstechnische und wirtschaftliche Zukunftsträume zu erörtern, als die deutsche Vergangenheit Triests und seine Gegenwartsbedeutung ins rechte Licht zu setzen, die dem reichsdeutschen Publikum allzulange fast gänzlich unbekannt war.

Triest nahm als römische Stadt Tergeste den ersten merkbaren Aufschwung. Die Römer hatten nämlich ziemlich früh die Bedeutung Tergestes als Hafenstadt Pannoniens und Norikums erkannt und bestrebten sich, die Urbevölkerung nicht nur national anzugleichen, also zu latinisieren, sondern auch Römer anzusiedeln, um so die Stadt fest in ihre Hand zu bekommen. Das Erbe der Römer übernahmen im 10. Jahrhundert die Deutschen, schon 929 treffen wir einen lango-

bardischen Bischof namens Radald, dessen deutschem Nachfolger König Lothar ein Gebiet von über 22 km im Umkreis verlieh. Eine ganze Reihe deutscher Bischöfe saßen nun in der Folge zu Triest, die deutsche Ministerialen ebendahin zogen. Diese erbauten sich im Stadtgebiete zahlreiche Burgen, und deutsches ritterliches Leben bestimmte nun auf Jahrhunderte hinaus den Stadtcharakter. Die Triester Turniere wurden von weit und breit aufgesucht, einem wohnte auch der berühmte Minnesänger Ulrich von Lichtenstein bei. So rückte der Schwerpunkt Triests, der jahrhundertelang gegen Süden geneigt hatte, nach Norden, nach Deutschland, wohin eine eigene Reichsstraße führte, viel befahren von süddeutschen und österreichischen Kaufleuten. Je mehr Venedig erstarkte, desto mehr drohte Triest der Untergang, denn ein nicht unbeträchtlicher Teil des einst über Triest gegangenen Handels ging nun über Venedig, das zusehends reicher und ein wesentlicher Kulturmittelpunkt Norditaliens wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß es auch nach Triest Verlangen trug, um sich dessen Handel anzueignen. Die Triestiner, die ihren Wohlstand Österreich und Deutschland verdankten, erkannten beizeiten die drohende Gefahr und schlossen 1291 mit den streng deutschgesinnten Grafen von Görz und den Patriarchen von Aquileja ein Bündnis gegen Venedig, und 1354 bekam die „Allzeit Getreue" im Bruder des deutschen Kaisers Karl IV. Nikolaus einen deutschen Reichsstatthalter für Triest und Umgebung. Doch blieb die venedigische Gefahr bestehen und wurde immer drohender, so daß der anfänglich nur lose Zusammenhang mit dem deutschen Reichsgebiet, zu dem ja das österreichische Landgebiet gehörte, in eine engere politische Verbindung überging. Um sich gegen das mächtig erstarkende Venedig besser schützen zu können, boten 1382 Abgesandte der Stadt, darunter der deutsche Nikolaus von Richa, dem Herzog Leopold III. von Österreich, Grafen von Inneristrien, in Graz die Unterwerfung unter das Haus Österreich an. An Stelle der italienischen Podestà traten nun deutsche Stadthauptleute, als erster Graf Hugo von Tybein (= Duino). Nun faßten die Deutschen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt festeren Fuß, die Welschen wurden allmählich verdrängt, weil venedigisches Geld sie zu Aufruhr hetzte. So empörte sich ein Teil der Welschen gegen den deutschen Stadthauptmann Lueger von Wippach, einen tüchtigen Beamten, der Zucht und Ordnung in die von Welschen ziemlich verluderte Stadt zu bringen bemüht war. Doch die Empörung wurde 1468 rasch gebändigt, und die unzuverlässigen Elemente wurden unnachsichtlich aus- und dafür Deutsche eingesiedelt. Diese Umsiedelung war für das Emporblühen der Stadt von durchschlagender Bedeutung. Der Wohlstand hob sich, der Handel ging rasch in die Höhe, kurzum wie so oft in der österreichisch-ungarischen Geschichte zeigten sich die wohltätigen Folgen einer Umsiedelung, bzw. deutschen Kolonisation. Man denke an die kroatischen und karpathendeutschen Siedelungen, dann hat man einen beiläufigen Maßstab für die völkisch-wirtschaftliche Bedeutung solcher sozio-

logiſcher Vorgänge. Freilich waren die Türkeneinfälle der folgenden Zeit dem Aufblühen der Stadt abträglich und ſchwächten auch außerordentlich das vorwiegend deutſche Bürgertum. Dazu kamen noch Kriege gegen Venedig, Peſtſeuche und das Erdbeben von 1511, welche die Bevölkerung zuſammenſchmolzen. Um dieſen ſchädigenden Vorgängen abzuhelfen, ſah ſich Öſterreich genötigt, zuverläſſige Grenzer wie ſpäter in Kroatien anzuſiedeln, und zwar die tapferen aus Norddalmatien ſtammenden Morlaken (1513), die man ſpäter Tſchitſchen genannt hat, die aber eigentlich Romanen ſind. Obwohl im 16. Jahrhundert infolge der inneren Kämpfe um ein beſſeres Glaubenstum das deutſche Volk nicht mehr ſiedleriſch tätig war, erſtarkte doch das Deutſchtum in Trieſt wieder, und Kaiſer Ferdinand II. trug dieſem deutſchen Gepräge der Stadt inſofern Rechnung, als er die Stadtrechte 1624 in deutſcher Sprache beſtätigte; er zeigte ſich dafür in dieſer Weiſe erkenntlich, weil die Trieſtiner Deutſchen ihm im Friauler Kriege wertvolle Dienſte geleiſtet hatten. Der Hiſtoriker und Geograph Tommaſini von Cittanova (= Neuſtadt) hob Mitte des 17. Jahrhunderts ganz beſonders die Bedeutung der Deutſchtrieſter in dieſem damals bereits ſehr wichtigen Handelsplatz hervor und bemerkt unter einem, daß die Söhne des Adels und der großen Kaufherrn gern Dienſte bei deutſchen Fürſten nähmen und oft den kaiſerlichen Hof aufſuchten. Dank der geſchäftlichen Tüchtigkeit der Trieſter Deutſchen — die Italiener waren nach ihrem Hundertteil bedeutend ſchwächer am Trieſter Handelsleben beteiligt! — wuchs Trieſt an wirtſchaftlicher Anziehungskraft, und Karl VI. ließ es ſich vornehmlich angelegen ſein, dieſe öſterreichiſche Hanſeſtadt ausgiebig zu fördern. Er erklärte 1719 Trieſt zum Freihafen und begründete die bis 1732 beſtehende orientaliſche Handelskompagnia, die unter deutſcher Leitung ſtand. Weit und breit berühmt iſt das Trieſter deutſche Schulweſen; ſeine deutſche Volksſchule erhielt Trieſt im Jahre 1775, 1842 auch ein deutſchgeleitetes Gymnaſium, und noch heute ſchicken italieniſche Eltern ihre Kinder lieber in die deutſche als in die welſche Schule, gewiß ein untrügliches Zeichen höchſter Wertſchätzung. So hatten deutſches Weſen und Wirken Trieſt ſeinen Stempel aufgedrückt, aber die frankonapoleoniſche Herrſchaft, die von 1797 bis 1805 und 1809 bis 1813 dauerte, erwies ſich von unheilvollem Einfluß für das Deutſchtum, das nun eine Zeitlang zurückging, wie ſchon früher italieniſche Jeſuitenſchulen in verwelſchendem Sinne gewirkt hatten. Napoleon trug ſich ja eine Zeitlang bekanntlich mit dem Gedanken, ein neu lateiniſch-kulturelles Weltreich aufzurichten und verwirklichte zum erſtenmal den ſtaatsrechtlich-nationalen Traum der Italiener von einem allitalieniſchen Einheitsſtaate, worauf ſich die Irredenti in ihren geſchichtlichen Herleitungen immer berufen. Für ein ſolches völkiſch-ausſchließliches Reich durfte es keine Fremden, geben und Napoleon, von allen der grimmigſte Feind echten Deutſchtums, war ſeiner lateiniſchen Politik nur treu, wenn er die lange ſachlich und rechtlich bevorzugten Deutſchen zu unterdrücken ſuchte. Aber auch für ſie

schlug die Stunde der Befreiung, und es war, wie sich denken läßt, kein geringer Jubel, als 1815 Triest mit Istrien dem Deutschen Bunde einverleibt wurde. Nun nahm deutsches Geistesleben wieder großen Aufschwung, die Werke der großen Klassiker wurden in deutscher Sprache aufgeführt, und für die Treue, mit der Triest an Österreich hing, wurde sie mit dem Ehrentitel „allergetreueste Stadt" (1819) ausgestattet. Hier wirkte deutsche Kultur wie sonst nur irgendwo im geschlossenen deutschen Sprachgebiete; der Deutsche Ressel machte in Triest seine neue Bahnen eröffnende Erfindung der Dampfschraube, die den ganzen Seeschiffverkehr auf andere Grundlagen stellte.

Noch 1848 war der deutsche Einfluß so unbedingt überragend, daß Triest zwei Deutsche ins Frankfurter Parlament entsandte, Bruck, den späteren Finanzminister und Förderer Mitteleuropas, und Hagenauer. Die Stadt fühlte sich eben noch ganz zum Deutschen Bunde gehörig und bekundete diese Gesinnung auch dadurch, daß sie, als die sardinisch-neopolitanische Flotte die Stadt blockierte, schwarz-rot-goldene Fahnen am Kastell hißte. Das 1850 der Stadt vom Kaiser Franz Joseph I. verliehene Statut der Reichsunmittelbarkeit ist bezeichnenderweise in deutscher Sprache abgefaßt. Hier schufen deutsche Dichter wie Rob. Hamerling und Rudolf Baumbach ihre besten Werke, eine Anzahl hervorragender deutscher Künstler, Maler, Musiker hatte hier ihre Heim- und Schaffensstätte, und die Beziehungen zwischen deutscher und italienischer Gesellschaft waren bis 1848 so reibungslos, daß Verehelichungen der Angehörigen dieser beiden Kulturnationen keine Seltenheiten waren. Erst als der italienische Einheitstraum auch hier seit 1848 in der Bürgerschaft breiteren Boden gewann, trübten sich die Beziehungen, die nach 1866 geradezu feindselig wurden, obwohl kulturell noch heute die Deutschen in Triest ein Übergewicht über die Welschen besitzen. Deutsche Musik und Bühnendichtung nimmt eine gute Hälfte der Theater- und Konzertspielpläne ein, und am Büchermarkt ist das Angebot wie die Nachfrage nach deutschem Erzeugnis dem italienischen Umsatz überlegen. Mitte der achtziger Jahre waren die Deutschen von der welschen Mehrheit politisch ausgeschaltet, auch die beiden deutschen Schöpfungen, der „Österreichische Lloyd" und das „Stabilimento Tecnico Triestino" wurden gründlichst verwelscht; zwar klopfen die Südslaven verlangend an Triestens Tore und heischen Einlaß, aber die Deutschen halten sich doch, denn ihr Anteil am Großhandel ist gewaltig, und auch in der mittleren und kleineren Kaufmannswelt sind die Deutschen stark vertreten. Was die Irredenti in Triest trieben, ist ja nur allzu bekannt; selbst die Polizei wurde mit italienischen Uniformen ausgerüstet und der Stadt durchweg ein italienisch-völkisches Gepräge aufgedrückt.

Es würde sich darum handeln, im Vereine mit dem deutschen Hinterland Triest wieder deutschen, d. h. staatstreuen Charakter zu geben, denn ein staatsrechtlicher Anschluß Triests an das Regno nach Art des Freistaates von San Martino

würde dessen Untergang bedeuten. Das vom Meere abgeschlossene Österreich hätte es dann in der Hand, eine triestfeindliche Zollpolitik zu treiben und dadurch die einstige città fedelissima wirtschaftlich zu erdrosseln. Doch davor graut auch der welschen Mehrheit; nur die geringe Sorge um das Wohl Triests und seiner deutschen Bewohner hat die Dinge so weit kommen lassen. Auch im Deutschen Reich bahnt sich die Vorstellung an: et tua res agitur!, wenn man Triestens und seiner Zukunft gedenkt. Hoffentlich trägt man Sorge dafür, daß die Spitze des deutschen Schwertes nicht abbricht; jahrtausendalt sind die Beziehungen der Triester zum Gesamtvolke, und es gilt nur, die brüchigen Fäden zu stärken. Lassen wir von nationaler Lauheit, erinnern wir uns der deutschen Brüder an der Adria, so wie es ja auch die Reichsitaliener halten; denn die Wohlfahrt des gesamten deutschen Volkes ist doch auch das Glück des Einzelnen, je besser es dem Stammvolke geht, desto besser auch seinem Angehörigen. Schwere Gewitter prasseln jetzt über das deutsche Vaterland nieder; aber wenn wir zusammenhalten und auch des fernsten Volksgenossen nicht vergessen, dann bleibt der Sieg unser. Darum heiße der Schlachtruf für künftig: unser Triest bleibe, was es Jahrhunderte war, ein gewichtiges Bollwerk deutschen Einflusses!

# Zur Deutschtums-Erneuerung im Adriagebiet.

Von Prof. Dr. phil. et ing. Eugen Meller, Wien.

Wenn wir heute durch die ärmlichen, ebenerdigen Hütten der Waldbauern von Grafenberg, Rabenstein, Spielienberg, Strassold und Dürenberg in Friaul wandern, so können wir es uns gar nicht mehr vorstellen, daß in allen diesen kleinen Sprachinseln deutscher Zunge in der Südwestbastion der Donaumonarchie, einmal stolze, deutsche Burgen standen, vielfach mit festungsartigen Mauern und Wällen umgeben, wo adelige, bajuvarische Geschlechter saßen mit reichem Gesinde, wo häufig reisige Züge edler Gäste oft auf Tage einkehrten, wo deutsche Herzöge derer von Eppensteiner und Patriarchen von Aquileja der Ruhe pflogen, ja wo vielleicht auch einmal ein gekröntes Haupt der Hohenstaufen, etwa gar des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kaiserliche Majestät selber Hauptquartier nahm. Welch buntes Leben mag da oft auf den stillen Waldstraßen nach Kronenberg, Schattenberg und Großenberg geherrscht haben. ... Glänzende Ritter in funkelnden Harnischen mit farbigen Fähnlein und bunten Wimpeln auf gülden aufgezäumten Kampfhengsten, Jagdgeleite mit schmetterndem Hörnerschall, Troß und Karren in dichtem Gewühle. ... Wie vornehm und vergnügt mußte doch das sorgfreie Leben auf den jetzt verschwundenen Schlössern im Wippachtale gewesen sein, als die Grafen von Görz und die Herren von Schönberg inmitten der smaragdenen

Olivenhaine und dunkelgrünen Zypressenhorste Hof hielten und sich mit Weidwerk und Finkenspiel die Zeit vertrieben, während zu Füßen edler Burgfräulein und -Frauen goldlockige Pagen saßen und ihren Herrinnen mit silbernen Stimmen süße Minnelieder zur Laute sangen. In stummer Majestät schlummern jetzt die Reste prächtiger friauler Adelssitze inmitten duftenden Webens der südlichen Natur den ewigen Todesschlaf.

Die zahlreichen, heute noch bestehenden Sprachinseln im Südwesten der Monarchie bieten ein zur reichen Ausbeute kostbares Material, und mit freudiger, stolzer Genugtuung findet man dortselbst wertvolle Überreste altgermanischen Herkommens, teutonischer Frische und unbesiegbarer Kraft, die in jenem armen, weltvergessenen Landvolke bis heute noch, wenn auch in teilweise veränderter Form, innewohnen und fortleben. Ein markiges Deutschtum vollzog sich in dem sog. „Zimbernlande", wie auch in Friaul, wo das deutsche Bauerntum treue Wacht an der blauen Adriaküste hält.

Das im Weltkrieg so schwer geprüfte Küstenland hat eine viele Jahrhunderte alte deutsche Vergangenheit hinter sich, und es ist gar nicht wunderlich, wenn man vernimmt, daß hier seit der Völkerwanderung deutsche Leute und Laute heimisch sind, deutsche Bauern, Bürger, Adelige, Geistliche sich ansiedelten, an Handel, Gewerbe, an Geistesleben, an Verwaltung und Verteidigung immerdar regen und gewichtigen Anteil nahmen. Bis in die hintersten Zuflüsse des Tagliamento (Tüllment) siedelten Deutsche und bis herab in die Ebene findet man Ortschaften deutschen Ursprungs: Petsch (Ampezzo), Schönfeld (Tolmezzo), Peuchelsdorf oder Peüschelsdorf (Venzone), Clemaun (Clemone oder Gemona), Portenau (Portenone), Kortenau (Cortenone), Lutzney (Lucinico), Kadroip (Codroipo), Zitschnil (Zacele) usw. Auch das jetzt fast reinitalienische Udine war einst sicher deutschsprachig. Die vielen Burgen, deren romantische Reste wir jetzt bewundern, beherbergten einst bajuvarische Ritter, die Klöster in Friaul deutsche Äbte und Mönche; eine Anzahl Deutscher saß auf Istriens Bischofsstühlen, das Patriarchat Aquileja war einst urdeutsch, die mächtigen Herrengeschlechter waren Germanen. Denken wir nur an die prunkliebenden Grafen von Görz und die glorreiche Geschichte dieses deutschen Geschlechtes, dessen Hof und die Amtssprache ebenfalls deutsch waren. Wo sind die Zeiten, da deutsche Adelige als Landtagsvertreter auf den Reformationslandtagen für den Protestantismus eintraten, da Deutsche das Land noch im Jahre 1841 im Frankfurter und im ersten österreichischen Parlament vertraten, da Triest, die Perle des Küstenlandes, die deutsche Flagge aufzog, um Italiens Flotte am Angriff zu hindern? Einst protestierte der Görzer Adel dagegen, als „italienischer" am Habsburger Hof zu gelten, er sei deutsch. . . . Anders wurde es erst durch die Napoleonische Zwischenzeit, besonders rasch aber seit Beginn der Nationalitätenbewegung im Jahre 1848. Der Versuch, deutsche Ansiedler zur Stärkung des zur Verwelschung neigenden

Deutschtums nachzuschieben, scheiterte im Bacatal wie am Tarnowaner Wald (Maria Theresia); mangels deutscher Schulen und ersprießlicher Schulvereine wie auch Priester sind die dort von altersher ansässigen Deutschen teilweise romanisiert oder gar slovenisiert.

Heute besteht neues deutsches, bodenständiges Leben noch in Görz, Triest, Pola und Abbazia. Die Geschichte des Deutschtums im Küstenlande beweist zur Genüge, daß wir es hier mit einem viel jüngeren deutschen Volkstum zu tun haben, als in den sog. „Sieben Gemeinden", deren zimbrischen Bewohnern die ehemalige Republik Venedig durch Jahrhunderte ihre deutsche Sprache sorgsam erhalten hat. Durchs Friaul ging von Villach im Kanaltal, einem Seitentale des Tüllments ein verkehrsreicher, bequemer Handelsweg von Süddeutschland zur Adria, und auf diesem zog ein fröhlich sächsisch-bayrisches Völkchen ins fremdsprachige Land. Außerdem gehörte einst diese schöne Provinz zeitweise zu Bayern, dann zu Kärnten, und dadurch kam auch niederdeutscher Adel hierher. Der saß auf seinen deutschumtauften, größtenteils wieder verschwundenen Burgen und stolzen Schlössern zwischen Tüllment und Isonitz. Freilich darf man sich diese Gegenden, wo diese Bollwerke entstanden waren, noch nicht germanisiert vorstellen. Ebenso werden die deutschen Namen auf italienischem Boden liegender Orte, wie Mestre (Meisters), Duino (Tybein), Monfalcone (Neumarkt) usw. nicht auf ein einheitlich geschlossenes Deutschtum der Gegenden selbst schließen lassen.

Anders jedoch war es im fruchtbaren Tale der Isonitz (Isonzo) und ihrer Nebenflüsse. Hier führte man deutliche Beweise durch für das einstige Dasein und Jahrhunderte dauerndes Bestehen einer landsässigen, deutschen Bevölkerung. An der oberen Isonitz ist besonders Flitsch, Karfeit und Tolmein zu erwähnen, am unteren Isonzo das heute noch zum Teil deutsche „erlöste" Görz (slovenisch: Goricia); unterhalb davon mündet das vielgenannte Wippachtal, in dem die vielen deutschen Benennungen und Bezeichnungen noch die einstmalige zahlreiche deutsche Ansiedlung erkennen lassen. Ihre Spuren zeigen unzweideutig die germanischen Ortsnamen, die das amtliche „Spezialortsrepertorium" vom Jahre 1900 aufweist. Da findet man noch: Oberfeld, Lokawitz, Keifenberg, Dornberg, Haidenschaft, Kronberg, Heil. Kreuz, St. Peter, Schönpaß, St. Veit, Heiligengeist, St. Andrä, St. Michael, St. Florian, St. Martin in Umgebung von Görz. Auch Stadtteile dieser Landeshauptstadt haben noch amtlich anerkannte deutsche Namen: Italiener-Vorstadt, Prestau, Rosental, Zingraf, Grafenberg. Im Gebiete der Isonitz (Isenz-Isonzo) ist noch die deutsche Ortschaft Breth, Kirchheim, St. Veitsberg, Wolschach, Farra, Selz (bei Neumarkt), im Tale der Vötsch (Baca) die Orte, wie: Deutschrut und Grant; am Karst findet man ein St. Daniel, Komen, St. Kanzian, Schwarzenegg, in Istria begegnen wir deutschen Benennungen: Borst, Prebeneck, St. Joseph (Ricmanje), Marenfels, Schumberg, Possert, Kreuzenberg, Kaiserfeld, Mitterburg. Sind auch nicht alle die erwähnten Ortsnamen echt deutschen Ur-

sprunges, so hat sie sich doch der deutsche Sprachgebrauch mundgerecht gemacht oder gar gefunden und behalten, so Lipizza (bei Triest), Predil, Klanz, Draguch, Müne, Bergud, Klana. Anderseits haben die Deutschen viele Namen einfach ins Deutsche übertragen; dieser Vorgang traf aber die italienischen als die slovenischen Namen, deren Gebiet und Benennung den Deutschen noch jetzt entfernter liegen. So spricht heute der dort ansässige deutsche Bauer oder Städtler im Küstenlande von den Triester Stadtteilen St. Veit, Altstadt, Neustadt, St. Jakob, einer Kärntner- und Wiener-Vorstadt und einem Judenviertel in Görz, sagt Heiligenkreuz statt S. Croce, Neudorf statt Nova vas im Görzer Bezirk, in der Furlanei liegen St. Anton, St. Lorenz, St. Valentin, St. Martin, St. Egyd, Johannis (Joanniz), St. Nikolaus, St. Veit an der Dürr (al Torre), St. Quirin, St. Kanzian an der Iſßnitz, am Karst St. Martin. Ebenso gibt es in Istrien ein St. Kanzian, St. Markus und St. Anton im Bezirk Capodistria, ein St. Klemens, St. Johann, St. Donat, St. Ulrich und Heiligengeist in der Gegend von Pinguente, verschiedene Neudorf statt Villanuova oder Nova vas, ein St. Lorenz im Bezirk Buje, St. Johann in der Gegend von Montona, ein Zepitsch statt Cepich im Bezirk Albona, mit dem Kloster „Unserer lieben Frau am See", ein St. Vinzenz (Bezirk Dignano), ein St. Peter im Walde in der Umgebung Mitterburgs, auf den drei Inseln Lussin, Cherso und Veglia deutsche Namen, wie: St. Johann, St. Martin, St. Jakob, St. Anton und St. Veit.

Freilich sind das heute nicht mehr viele deutsche Namen, sie sind eben langsam aus den Landesnamensverzeichnissen und Karten verschwunden, teils unabsichtlich, häufiger wohl mit Absicht, denn sie erinnerten an die deutsche Vergangenheit des Küstenlandes. Mit der Zeit aber ist der deutsche Siedler aus Bayern und Deutschtirol meist nicht zum Vorteile der italienischen, sondern der slovenischen Sprache verdrängt worden. Nach der neuesten Volkszählung in Istrien zählen die Italiener 2,8 vH. der Gesamtbevölkerung Österreichs, von 27,9 Millionen Österreichern sind bloß 768 422 Italiener. Zur Hälfte befindet sich die italienische Bevölkerung in Welschtirol: 385 700, an der Zahl nicht größer, als die unter französischer Herrschaft stehenden Italiener, deren „Erlösung" von der welschen Regierung als nicht notwendig erachtet wurde. Der Rest der italienischen Bevölkerung Österreichs ist auf die Adriagebiete verteilt. In Gradiska, Görz und Friaul sind die Romanen in der Minderheit. Nach der amtlichen Volkszählung war in den drei Küstenländern das Verhältnis zwischen Latinern und Südslaven 356 495 zu 437 385. Dazu kommen noch rund 30 000 Deutsche. Selbst in dem mit so großer Übermacht beanspruchten Görz betrug die italienische Bevölkerung 1910 bloß 48 vH., und die Stadt wäre bei dem seit drei Jahrzehnten beobachteten Rückgang des latinischen Elementes unter normalen Entwicklungsverhältnissen zur Zeit seiner Einnahme noch weniger italienisch gewesen. Die Ausdehnungsneigung der österreichischen Adriaküste ist ganz klar: die Italiener bewohnten ursprünglich die

schmalen Küstenstreifen, das Hinterland ist slavisch, bei Görz-Gradiska, Istrien slovenisch bis nach Laibach und Südsteiermark hinauf, die dalmatinische Küste entlang serbo-kroatisch. Dadurch ist die vergleichsweise und dauernde Abnahme des lateinischen Elementes an der österreichischen Adriaküste auf einen natürlichen Entwicklungsgang zurückzuführen. Noch im Jahre 1890 hatten die Italiener bei der Volkszählung in den drei erwähnten Gebieten die unbedingte Mehrheit. Im Jahre 1910 waren sie von der andersprachigen Bevölkerung bereits um mehr als etwa 150 000 überflügelt. Nur in Triest waren 1910 noch 118 959 Italiener in der ganzen Einwohnerzahl von 190 913; ziffernmäßig besaßen sie noch die Mehrheit. Aber gerade Triest zeigt sich für die Anwendung der berüchtigten „Erlösungstheorie" als der ungeeignetste Gegenstand. Die Stadt hat sich 1382 freiwillig unter die Herrschaft Leopolds III. von Österreich begeben, einzig und allein aus dem Grunde, um nach jahrelangen Kämpfen gegenüber den von den neuzeitlichsten „sacro egoismo" beseelten Strebungen Venedigs einen sicheren Schutz zu haben, blieb seither mit nur einigen Jahren Unterbrechung unter der Franzosenherrschaft stets im Verbande Österreichs und hat durch wiederholte Kundgebungen seinen Willen dahin ausgesprochen, daß es auch so bleiben will. Triest hat sich seither unter der österreichisch-deutschen Herrschaft zu einem Handelsplatz ersten Ranges entwickelt, als Haupthafen der Monarchie hat sie eine Stellung erlangt, die ihm Italien niemals bieten könnte. Sprachlich genommen ist aber schon die unmittelbare Umgebung von Triest ebenfalls slavisch, keinesfalls, wie man glauben könnte, italienisch: das lateinische Element befindet sich auch hier sozusagen auf einer Insel, die von den slavischen Wogen umbrandet ist. Die beziehentliche Vermehrung der Triestiner Bevölkerung offenbart diese Lage noch deutlicher. In der Zeit von 1900 bis 1910 hat die slovenische Bevölkerung Triests um 100 vH. zugenommen, die italienische nur um 2 vH. (62,31 vH.). Das wäre also ein Zeichen, daß sich auch hier ein ethnographischer Entwicklungsprozeß zu Ungunsten des romanischen Elementes abspielt.

Das Deutschtum befindet sich hier allerdings in großer Minderheit. Sucht man aber in den alten Schriften, Urkunden und Archivakten, so findet man so viele schöne, rein deutsche und mundgerecht deutsch gemachte Namen, die traut und heimisch klingen. War doch die Sprache der Urkunden deutsch oft neben der italienischen und slovenischen, die Sprache der Ämter und Schulen ebenfalls deutsch — bis Napoleons Zeit und nachher wieder bis 1848. Da finden wir im Flitscher Gebiet Plusina (Pluzne), Sotscha (Soca), im Tolmeiner Vötsch (Idria di Baca), Koritnich (Koritnica), Locha (Loz), Tretinich (Tertnik); im Görzer Gebiet: Weinstegen (Samaria), Rubiach (Rubbia), Solkan (Solcano), Savoden (Savogna), Dornegg (Ternova), Fiedelsdorf (Biglio), Gorgar (Gargaro), Lusinitz (Lucinico), Las (Laz), Deutschdorf (Nemci), Probatsch (Prvacina), Podogor (Podgora), Betz (Poc), Kulska (Quisca), Rantschach (Ranziano), Straschitz (Strazig), Wippels-

bach (Vipulzano), Wischeweich (Višnjevik), Hungersbach (Vogersko), im Isnitztal nach Kamals (Canale), Potalch (Podlaka), Ronzschein (Ronzina); im Küstengebiet Friauls: Kaslach (Cassegliano), Falkenstein (Rocca di Montfalcone), St. Johann bei Tybein (St. J. di Duino), Aglei (Aquileja), Haseldorf (Nogareto), Willian (Bigliana), Kremaun (Cremona oder Cormons), Holzfeld (Dobra), Medey (Medea), Morar (Moraro), Mernich (Mernico), Ruschitz (Russiz), auf dem Karste Dittelsdorf (Dutovlje); an der istrischen Westküste liegen: Gaffers (Capodistria), Mugels (Muggia), Pyrian (Pirano), Neuenburg (Cittanuova), Durr (Torre), Barban (Barbana), Ignan (Dignano), Rivin (Rovigno); in Westistrien: Bolion (Bolinuo), Fünfenberg (Mocco), Podpesch (Podpecchio), Hl. Serff (St. Servolo), Memlan (Momiano), Poymont (Piemonte); im Triester Gebiete: (Prosecco) Prosegg und (Zaule) Salbach; an der Ostküste Istriens und in diesem Küstengebiete: Hl. Johann am Pfahl (Abbazia = Abtei), Brischetz (Versetz), Köstau (Castua), Lauran (Lovrana), Moscheinz (Moschenizze), Waprinitz (Veprimaz), Kerschan (Chersano); in Innenistrien: Dragutsch (Draguch), Wariatsch (Fontona), Fuchsdorf (Leziscine), Rätzitsch (Razicce), Ratsburg (Raspo), Sowinagg (Sovignacco), Samäst (Zamasco), Brestnobitz (Brestovizza), Gosilach (Cosliasco), Oberburg (Pisino vecchio), Prebist (Previs), Tarvis (Tervisо), Verm (Vermo), Frain (Vragna), Gardassel (Gherdasella), Schwing (Gimino), Lindar (Lindaro), Neusatz (Novacco), Paß (Paz), Penna (Piben-Pedena), Briest (Brest), Zerolath (Ceroglie), Karstkigl (Chersicla), Kring (Corridico), Galian (Gallignana); auf dem Karst Neuenhaus (Castelnuovo) und Karstberg (Golac).

Mit den angeführten Namen ist gewiß die Reihe ehemaliger deutscher Ortsnamen nicht erschöpft. In ethnographischer Hinsicht zeigt die Ortsnamengestaltung in Friaul und im Küstenlande einen anderen Charakter als z. B. im sog. „Zimbernlande", wo man fast nur „Naturnamen" begegnet. Zweifelsohne hat man es hier mit einer alten Siedelung zu tun, die der Zugehörigkeit dieses herrlichen Landstriches zum Herzogtume Kärnten zu verdanken ist. Bekanntlich waren die Slovenen hierher mit den heidnischen Avaren und Magyaren gekommen, die Friaul als Einfallspforte nach Italien benutzten und hier höchstwahrscheinlich am stärksten gewütet hatten. Bis zum Tüllment sind diese Südslaven vorgedrungen, wie es sich noch jetzt in der Topongnie geltend macht. Trägt man die deutschen Ortsbenennungen im Küstenlande und Friaul auf einer Landkarte ein, so erhält man die Staffeln auf jenen Straßen, welche germanische Kaufleute und Frächter im Tale der Isenz (Isnitz-Isonzo), von Kärnten über den Predil kommend, aus der Wochein im Vötschtale über das Rindloch, nach Görz führten, von da und von Triest nach Fiume (Rjeka). Als die Slaven mit der Zeit die Oberhand in der Südostbastion der Donaumonarchie gewannen, lockerte sich freilich der unnatürliche Verband der deutschen Mark Friaul mit slovenischem Kärnten, aber es herrschen Deutsche als Patriarchen von Aquileja (deutsch: Aglei

mit Namensabweichungen „Aglar" und „Aglern"). Von Popo (1019—1045) bis zu Berthold (1218—1251) saßen hier deutsche Kirchenfürsten. Die Reihe derselben wurde unterbrochen, als die Macht der Hohenstaufen erlosch. In der Herrschaft Görz aber regierte das deutsche Geblüt der Eppensteiner (1031 bis 1090) und nach ihnen das stolze Geschlecht der Grafen von Surngau bis 1300; ihre Erben waren zuletzt die Habsburger. Das deutsche Görz weist einen Kranz echt germanischer Ortsnamen auf, ebenso Mitterburg Erinnerungen an das Gebiet der mächtigen Grafen von Görz und ihrer Lehensmannen. In der furlanischen Ebene saßen deutsche Herren und Bauern im heimischen Landvolke unter der Herrschaft deutscher Patriarchen von Aglei, am Quaernero lag das Gebiet der germanischen Walseer, Herren von Tybein, das bis St. Veit am Pflaumb (Fiume) und Tersatz (Tersatto) reichte, in den Städten der istrischen Westküste saßen von Triest bis Pola deutsche Kaufleute und Ratsgeschlechter.

Es ist daher klar und verständlich, daß unter solchen Umständen und geschichtlich einwandfreien Verhältnissen viele deutsche Adelige hier ständigen Besitz anstrebten und natürlich auch erlangten. Auch der rege, belebende Handel mit dem reichen, mächtigen und kunstbeflissenen Dogenstaate Venedig zog notgedrungen viele deutsche Kaufleute an. Der Hauptsitz dieses blühenden Handels durch das Kanaltal, war Klemaun (Cormons). Doch zu einer stichhaltigen Germanisierung des Landes, wie in Südtirol, kam es nur kurz und vorübergehend. Die Ursachen hierfür finden wir erstens im jähen Verfall der Staufer und zweitens darin, daß die Grenzen gegen Romanen und Slovenen vollkommen offen lagen. Jedenfalls gilt es als bestimmt, daß im Friaul ein älterer Grundstock germanischen Wesens anzunehmen ist. Das Deutschtum, das in Görz herrschend war, läßt sich nur dem dort sitzenden Grafen von Surngau zuschreiben; und richtig behauptet Krones, daß Görz deshalb in seinem geschichtlichen Kern als deutsches Gemeinwesen betrachtet werden darf. Selbst im italienischen Friaul erinnern zahlreiche Ortsnamenformen an die Deutschen, z. B. Portlansan (Porto di Latisana), Flamber (Flambro), Michelsberg (St. Michele), Sibidad (Cividale), Meran (Merano), Rosatz (Abtei Rosazzo), Kadrup (Codrupo oder Codroippo), Spital (Ospedaletto), Naunzell (Cordenons), Mosach (Moggio), Schönfeld (Tolmezzo), Tischlwang (Timan), Attems (Attimis), Golsbach (Aurania), Braulin (Bragolino), Pflaum (Flavon), Lowitsch (Luisca), Memlan (Mimigliano), Scharffenberg (Sottimbergo) u. a. als Zeugen dafür, daß auch hier einst Deutsche in verschiedenen Berufen lebten und wirkten.

Wie wir schon gesehen haben, zeigt das ganze waldumrauschte Wippachtal deutsche Namen und die Burgherren von Görz haben die „Villa Gorizia" wohl erbaut oder zum Sitze erkoren, da bereits deutsches und besonders bajuvarisch-schwäbisches Element dortselbst vorhanden war. Das ansässige deutschvölkische Bauerntum erhielt sich hier bis in die Neuzeit, weil kein Bischof und keine Be-

völkerung langobardischer oder römischer Herkunft in diesen Gegenden zu finden war. Aber auch die bayerisch-sächsisch anmutenden Täler der Ißnitz zeugen allenthalben altgermanische Spuren. Die spätere Kolonisation richtete sich mit Vorliebe nach solchen Ortschaften, wo sich unleugbare Reste älterer teutonischer Ansiedelung vorfanden. Dazu müssen wir noch die „Meraner" rechnen, die an der Küste von Monfalcone—Neumarkt und Duino—Tybein bis tief nach Istrien hinein saßen. Urkunden bezeugen, daß die „Gathi-Meranari" schon im St. Emmeraner-Codex erwähnt werden, und „Meranien" hieß im Mittelalter der an Deutschland angeschlossene Uferstrich des Adriatischen Meeres. Erwähnenswert sind schließlich noch die deutschen Volkstrümmer in den eisigen Gletschern der Karnischen Alpen. Von altersher wohnen in Bladen („Sappada") und in der Zahre (Sauris) Deutsche mit fast unverfälschten Gebräuchen und altgermanischen Sitten. Streng genommen sind sie nicht Sprachoasen, wie Luzern oder Bielgereuth im Welschland, weil sie nicht allseitig von italienischem Sprachgebiet umgeben sind, sondern von menschenleeren, karst-steinigen Flächen. Ähnlich verhält es sich auch mit Timau (Tischlwang), wo am obersten But seit vielen Jahrhunderten deutsche Siedler einsam hausen.

Aber wie in Zimbrien, so auch hier, im österreichischen Friaul, ist das einstige, wahre Deutschtum größtenteils verschollen, besonders in der schweren Zeit des Krieges; denn viele sind ausgewandert oder irren in den weiten Tannenwäldern herrenlos und verarmt herum. . . .

# Völkische Ziele in der sozialen Arbeit.

Von Konrad Maß, Görlitz.

Wenn einst das gewaltige Völkerringen, das jetzt seit drei Jahren die Blicke der ganzen Welt auf sich gebannt hält und die Kräfte unseres Volkes bis aufs Äußerste anspannt, zu Ende gekämpft sein wird und wir dann Umschau halten auf die vergangene Zeit, dann wird uns das Hochgefühl einer ungeheuren, vom Volke siegreich geleisteten Arbeit erfüllen. In die Zukunft blickend aber werden wir erkennen, welche Aufgaben unser harren, nachdem der Krieg so unendliche Werte an Gut und Blut zerstört hat. Unsere ganze Sorge wird dann darauf gehen müssen, die geleerten Schatzkammern deutscher Volkskraft wieder aufzufüllen, nicht bloß im eigentlichen, sondern auch im übertragenen Sinne. Denn auch unzählige und hohe seelische Werte sind, scheinbar unwiederbringlich, dahin. Hat doch der Krieg nach der glänzenden, einmütigen Erhebung des Volkes in den ersten Kriegstagen, die dem deutschen Volke immer zur Ehre gereichen wird, dem Vaterlandsfreunde auch manche Sorge und Enttäuschung bereitet. Als die erste

aufflammende Begeisterung verschwunden war und man sich an das Furchtbarste wie an etwas Alltägliches gewöhnt hatte, da brachen die minderwertigen Eigenschaften deutschen Wesens wieder hervor, — stürmischer, mächtiger als vorher, — und wenn wir den Kämpfen, die die Zukunft uns bringen wird, widerstehen, wenn wir unsere Eigenart als deutsches Volk wahren wollen, so ist es dringend nötig, schleunigst die Hand ans Werk zu legen, um zu retten, was noch zu retten ist.

Nach drei Richtungen hin zeigten sich nach meiner Auffassung der Dinge diese Mängel. Einmal trat schärfer als je, und durch den mühsam gewahrten „Burgfrieden" kaum zurückgehalten, der innere Zwist wieder hervor. Ehe der von außen uns bedrängende Feind besiegt ist, reibt sich das Volk in Klassen- und Parteikämpfen auf; Neid, Mißgunst, Verleumdung wagen sich frech hervor und verleiden so manchem die Arbeit für das Volk. Mehr noch als früher tritt jetzt die Neigung der Deutschen hervor, in jedem politisch anders Denkenden einen persönlichen Feind und Dummkopf zu sehen, ja an seinem ehrlichen Willen zu zweifeln. Sodann auf dem Gebiete der Sittlichkeit. Hier haben nicht bloß die Männer schwere Schuld auf sich geladen, wie die große Zahl der Geschlechtserkrankungen zeigt, — nein, auch ein großer Teil der Frauen und Mädchen hat der Versuchung nicht widerstanden und sich dem Ernst der Lage nicht gewachsen gezeigt, — sie, die doch gerade Hüterinnen der Reinheit und Sittlichkeit sein sollten. Und endlich ist der undeutsche Geist des Wucherns und Hamsterns so tief ins Volk gedrungen, daß von dieser Anklage kaum ein Stand oder Beruf freigesprochen werden kann.

Wohl weiß ich, daß neben den Tausenden, die von diesen Vorwürfen getroffen werden, vielleicht Zehntausende vorhanden sind, die die Hochziele des Vaterlandes höher gestellt haben, als die Ziele der Partei oder gar den eigenen Vorteil, die in Treue und Fleiß Lasten über Lasten auf sich genommen, die Reinheit und Sittlichkeit bewahrt, die sich frei gehalten haben von jeder Art unredlichen Erwerbes. Daß aber trotzdem so viele Verfehlungen ans Tageslicht gekommen sind, also offenbar noch weit mehr im Geheimen sich zugetragen haben, ist doch ein Zeichen, daß das echt deutsche Wesen in unserem Volke noch immer nicht feste Wurzeln geschlagen hat.

Der Einwand, der auch mir selber entgegengehalten ist: „Was wollt Ihr mit Eurem Deutschtum? Ist es nicht genug, daß unsere Heere drei Jahre hindurch sich tapfer gegen eine gewaltige Übermacht gewehrt haben, ja tief in Feindesland sich halten? Zeugt das nicht von einem bewundernswerten Maße von Mut und Kraft? Also wozu diese Deutschbestrebungen?" — dieser Einwand ist völlig verfehlt. Niemand wird unserm tapferen Heere dank der vortrefflichen Leitung, der ruhmwürdigen Überlieferung, dem tief in unseren Soldaten sitzenden Pflichtgefühl seinen Dank und seine Bewunderung versagen, — das Volk aber daheim, und das ist doch die Mehrzahl, also das Volk als Ganzes

hat sich trotz allem Großen, was wir auch an ihm bereitwillig bewundert haben, doch oft kleinmütiger gezeigt als die Helden da draußen, und der schwungkräftige, tatenfrohe Idealismus, der Preußen und Deutschland groß gemacht hat, ist unstreitbar im Schwinden, — im Schwinden vor der Sucht nach Wohlleben und Reichtum. Das kann, wenn nicht schnelle Abhilfe kommt, in späteren Jahren zu einem gewaltigen Unglück führen. Denn wer wäre so kühn, zu behaupten oder auch nur für möglich zu halten, daß nach diesem großen Völkerringen künftige Kriege fehlen werden? Wer wäre trotz der Friedenssehnsucht, die uns alle erfüllt und deren wir uns wahrlich nicht zu schämen brauchen, so schwach, einen ewigen Frieden auch nur zu wünschen? Dies glauben oder wollen, hieße die eindringlichen Lehren der Geschichte völlig in den Wind schlagen. Demnach ist es ein ehernes Gebot der Notwendigkeit, sich für den kommenden Krieg zu rüsten. Man denke an den Geburtenreichtum unseres slavischen Nachbarreiches und an die nach unserer Kultur gierig ihre Hände ausstreckenden Horden des fernen Ostens.. Und mag der neue Krieg, was Gott gebe, noch lange auf sich warten lassen, damit wir alle erst einmal die Früchte des schwer errungenen Sieges genießen können: — die Arbeit muß sogleich begonnen werden, — sonst kommen wir zu spät. Zudem handelt es sich keineswegs bloß um Erziehung zu dem Zwecke, in einem künftigen Kriege siegreich bestehen zu können, sondern um die friedliche Ausgestaltung unserer ganzen Kultur. Die Erziehung des gesamten Volkes zu deutschem Fühlen und Handeln muß unser Ziel sein, und jeder, schlechthin jeder, er sei Privatmann oder Beamter, Mann oder Frau, er sei hoch oder niedrig, jung oder alt kann und muß dabei helfen.

Diese Arbeit am Volke, im weitesten Sinne gefaßt, auf die äußere Lebenshaltung (Wohnung, Kleidung, Löhne), aber *weit mehr noch* auf die geistige Bildung und seelische Hebung gerichtet, ist, was ich unter der *sozialen Arbeit* verstehe, die nach dem Kriege in verstärktem Maße in Stadt und Land einsetzen muß, — immer mit dem Ziele, deutsche Gesinnungstüchtigkeit in die Herzen zu pflanzen. Denn es ist eine uralte Wahrheit, daß ein Volk siegreich ist, solange es sich selber stark weiß. So hat auch Deutschland, solange es auf sich selber stand, sich immer stark und kraftvoll gezeigt. Wenn es aber fremden Zielen nachjagte, so sank es von seiner Machtstellung herab und büßte auch an innerer Kraft ein. Keine Zeit beweist das wohl deutlicher, als jene Jahrhunderte, in denen deutsche Kraft in Italien und im Morgenlande für planlose Hochziele sich zerrieb, oder die Spanne von der Reformation bis etwa auf Friedrich den Großen, wo uns der feste Halt eines völkischen Staates und damit auch ein stark ausgeprägtes Volksgefühl fehlte.

Diese Richtung auf das Deutschvölkische muß alle Arbeit am Volke umfassen, — auch die, die anscheinend rein äußerlicher Art ist. Gehen wir beispielsweise zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten über, so ist es klar, daß die

rohen Abwehr- und Heilungsmaßnahmen unbeeinflußt sind von deutschem oder nichtdeutschem Empfinden. Aber der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten muß weiter gehen, muß tiefer greifen: er soll nicht nur heilen, er soll auch vorzubeugen suchen, und den Weg dazu werden wir suchen und finden, indem wir den jungen Männern und Mädchen die Verantwortlichkeit für eine gesunde Nachkommenschaft in die Seele brennen, — indem wir alle Maßnahmen fördern, die eine frühzeitige Eheschließung ermöglichen, indem wir ihnen Übertreibungen und Ausschreitungen im Genuß von Alkohol, die unbestritten die besten Schrittmacher für die Geschlechtskrankheiten sind, als schimpflich hinstellen, indem wir sie zur alten deutschen Sittlichkeit zu erziehen suchen, die Tacitus seinen entnervten Landsleuten als Spiegelbild vor die Seele hält. Und weiter: indem wir die Erkenntnis im Volke zu verbreiten suchen, welche Gefahr unserem Volke von der Unsittlichkeit so weiter Kreise droht, und sie zum Kampfe aufrufen.

Oder denken wir an die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Der Kampf gegen die schon bestehende Krankheit tut es auch hier nicht allein. Zur Säuglingspflege gehört auch das Streben, die Säuglinge gesund zu halten, und dies ist wieder abhängig von einer erziehlichen Einwirkung auf die werdenden Mütter, daß sie übertriebene Anstrengungen (darin hat die neue Reichsversicherungsordnung Vorbildliches geschaffen) und vor allem lockere Vergnügungen meiden, daß aber die Frauen, nachdem sie Mutter geworden, dem Kinde nicht den kostbaren und einzig natürlichen Quell der eigenen Brust aus Laune, Bequemlichkeit oder gar aus falscher „Vornehmheit" verschließen, weil nur durch die natürliche Ernährung ein den verschiedenen Krankheitskeimen am besten Widerstand leistender Nachwuchs erzeugt wird. Es gilt aber auch, auf das allgemeine Urteil dahin einzuwirken, daß es in dem Kinderreichtum einer Mutter nicht etwas Lächerliches, sondern etwas Achtunggebietendes sieht. Das gute Beispiel unserer Kaiserin und die aus Anlaß des Krieges in weitem Umfange unternommene Aufklärung hat endlich begonnen, hier Wandel zu schaffen.

Die Hauptarbeit der nächsten Zukunft wird naturgemäß in der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten liegen, sowohl zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Erwerbsfähigkeit, als auch zur Vermittlung einer die eigene und der Familie Ernährung sichernden Beschäftigung. Das Ziel muß sein, den Verwundeten und Kranken nicht ein „dolce far niente" nach Art eines italienischen Hungerleiders zu schaffen, also nicht „Rentenjäger" groß zu ziehen, diese neueste und bedauerlichste Frucht unserer sonst so hoch zu bewertenden sozialpolitischen Gesetzgebung, — sondern sie zu wahrer Arbeit geschickt und willig zu machen. Auch bei der Auswahl des Lesestoffs, der Vorträge, der Lichtbilder kann das Ziel völkischer Beeinflussung ohne Mühe verfolgt werden. Vor allem muß das Streben dahin gehen, daß die zurückkehrenden Krieger nicht wieder — wie es zum Teil nach 1870/71 beschämenderweise der Fall war — als Krüppel bettelnd oder den Leier-

kasten spielend von Haus zu Haus ziehen, sondern als vollwertige und angesehene — ja ich meine: als besonders angesehene — Mitglieder der Gesellschaft weiter leben können. Und insonderheit gilt es, diesen deutschen Sinn bei der für unser Volk so wichtigen Wohnungsfrage zu betätigen und den Kriegsteilnehmern die Möglichkeit zu schaffen, ein Familienheim auf eigener Scholle zu erlangen, um gärtnerisch oder landwirtschaftlich tätig zu sein. Diese Bewegung ist in Fluß. Erfreulicherweise wird vielen Kriegern, besonders Kriegsverletzten, Gelegenheit geschaffen, die Heimstätten gegen eine unkündbare Rente zu Eigentum oder in Erbpacht zu erwerben und damit dem deutschen Bodenrechte wieder zum Siege zu verhelfen gegen das den Grund und Boden zur Ware stempelnde „gemeine", d. h. in seinen Grundzügen römische, also ausländische Recht. Was eine gesunde Wohnung für unser Volk bedeutet, weiß jeder, der die Förderung eines gesunden Familienlebens für die wichtigste Aufgabe an unserem Volke hält. In diesem Sinne zu wirken, amtlich und außeramtlich, ist höchste Pflicht.

Es wäre aber verfehlt, wenn wir das Hauptgewicht auf diese doch mehr äußerliche Kräftigung des Volkes legen wollten, so wichtig sie auch an sich ist als Grundlage für geistige und seelische Hebung. Höher als der Körper steht „der Geist, der sich den Körper baut". Und darum müssen wir alle jene auf die äußere Lebenshaltung gerichteten Bestrebungen nicht bloß mit erzieherischen Zielen verbinden, sondern sie als Mittel zur Rassenveredlung geradezu als eine Bedingung für die innere Höherentwicklung betrachten. In dieser Beziehung ist viel Arbeit nötig, und wir haben da an unserm deutschen Volke, trotz aller Schlacken, die sich im Kriege an ihm gezeigt haben — (welches Volk könnte sich davon freisprechen!) —, den besten Erziehungsgegenstand.

Zunächst weist unser Volk im allgemeinen genügend geistige Regsamkeit und Spannkraft auf, um sich in dieser Beziehung beeinflussen zu lassen. Es ist geradezu staunenswert, was trotz geringer Vorbildung ein schlichter Handwerker oder Arbeiter durch Fleiß und zähen Willen erreichen kann, wieviel Wissensstoff er sich anzueignen und zu verarbeiten weiß. Es dient dem allseitigen Vorteil, dem Volke Gelegenheit zu gründlicher Weiterbildung zu geben, damit es sich selbst in den verworrenen Fragen des vielgestaltigen öffentlichen Lebens zurechtfinden und ein eigenes Urteil bilden kann, um nicht den Scheingründen und Schlagworten einer Partei auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu werden. Wenn es selbst einsehen lernt, welche Gefahr der Gesamtheit und damit dem Einzelnen und den Seinen z. B. in der weiteren Verringerung der Geburtenziffer und in der Verschlechterung der Rasse droht, von welcher Bedeutung überhaupt die den meisten noch ganz unbekannten Rassefragen sind, was ihr eigentlicher Sinn und Zweck ist, — wie bedeutsam es für unser ganzes Volk ist, wenn im Verkehr der Geschlechter miteinander wieder strengere Grundsätze sich durchringen, — wie nötig es ist, den Müttern wieder mehr Einfluß

auf die Erziehung ihrer Kinder zu geben und darum ihre Erwerbsarbeit nach Möglichkeit einzuschränken, — wie bedeutsam es ist, das Volk der Städte wieder mehr zur Natur zurückzuführen, mit der es den Zusammenhang so ganz verloren hat, in alle Verhältnisse wieder mehr Einfachheit zu bringen, — wenn das Volk, sage ich, dies alles selber beurteilen kann, so ist das für unser Volkstum und seine weitere Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung. Nur so kann mit der Zeit eine Rasse gezüchtet werden, die den völkischen Hochzielen näher und näher kommt.

Dazu ist, wie Dr. Friedrich Lange einmal sagt, unser Volk ein Volk von „Aristokraten", — selbst diejenigen nicht ausgenommen, die sich am meisten demokratisch geberden. Oder ist es nicht, fragt er, ein Zeichen aristokratischen Geistes, daß die Arbeiter in den letzten Jahren durch ihre Verbände so unendlich viel zur Hebung ihrer Lebenslage, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Bildung und Aufklärung getan und erreicht haben? Darum heran an das Volk mit der Erziehung zum völkischen Wesen, — nicht aufdringlich, aber immer mit diesem Ziele vor Augen! Bisher sind noch alle Volksbildungsversuche auf fruchtbaren Boden gefallen, wobei ich nur an die schönen Erfolge der „Freien Hochschule" in Berlin, der „Deutschen Gesellschaft für künstlerische Volkserziehung", der „Comeniusgesellschaft", des „Rhein-Mainischen Verbandes für Volksvorlesungen", an die weit ausgedehnte Hamburger Volksbildungsarbeit und die Erfolge des „Dürerbundes" erinnern will, um nur einige der wichtigsten Einrichtungen zu nennen.

Und nun das seelische Leben! Wie unendlich traurig ist es bei der Masse des Volkes damit bestellt! Man blicke auf die Religion, die im Materialismus zu ersticken drohte, bis dieser gewaltige Krieg auch hierin die Gewissen aufrüttelte. Leider ist kaum anzunehmen, daß dieser Erfolg von Dauer ist. Wenn die Friedensschalmeien klingen, schlafen die durch den Donner geweckten Herzen wieder ein. Wir können aber auf die Dauer ohne Religion kein kraftvolles Volk sein, und wir sind nicht ein Volk, wenn wir nicht eine Religion haben. Bei der Verschiedenheit der Bekenntnisse in unserem Volke ist an eine Einigung auf einer der bisherigen Grundlagen nicht zu denken. Aber es gibt etwas Gemeinsames für alle Religionen, woran wir anknüpfen können: die Sehnsucht nach etwas Höherem und Reinerem, das Hinausblicken über die Kärrnerarbeit des Tages, das Bewußtsein, daß wir Menschen zu Höherem geboren sind als nur zu den oft kleinlichen Dingen, die die Tagespflicht von uns fordert. Der Gelehrte, der Künstler, und auch wohl der höhere Beamte, der Großkaufmann: sie können sich diesem Gefühl weit eher hingeben als der einfache Arbeiter mit seiner Tag für Tag gleichbleibenden, sich immer wiederholenden, meist mechanischen Tätigkeit. Daß aber auch im „arbeitenden" Volke dieses Geistesstreben steckt, — wer möchte das bestreiten? Gerade daß diese Sehnsucht im Volke lebendig ist,

hat zum Anwachsen der Sozialdemokratie so wesentlich beigetragen, die ihren Anhängern in kluger Mischung neben wirtschaftlichen und politischen Gedanken auch Hochziele steckte, die über das eigene kümmerliche Dasein hinausweisen. Und wenn man das alles für nichts achtet, so haben die ersten Monate des Krieges wahrlich gezeigt, daß im Volke noch ein lebhaftes Gefühl vorhanden ist für das Walten eines über uns allen thronenden, über uns und unser Geschick entscheidenden Willens. Auf diese ernsten Gedanken den Handarbeiter in den sonntäglichen Erbauungsstunden hinzuleiten, ist sicher eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert. Damit würde eine Grundlage geschaffen, die für alle Bekenntnisse paßt. Den Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse muß es dann überlassen bleiben, diesem Empfinden eine feste Gestalt zu geben und etwa das hinzuzufügen, was die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Bekenntnis noch an Besonderheiten verlangt. Wenn wir den Begriff „Religion" in diesem weiteren Sinne auffassen und als ihr Ziel erkennen, daß der Mensch bei aller Fröhlichkeit, die durchaus nicht fehlen soll, stets fähig sei, sich in die großen Ewigkeitsfragen zu versenken, in Gott den Quell und das letzte Ziel des Lebens zu finden, und wenn wir dann unter „Volk" nicht bloß das sogenannte „niedere" Volk, sondern die ganze Volksgemeinschaft, vom Fürsten bis zum Bettler, vom Greise bis zum Kinde, verstehen, dann hat das viel verschriene Wort: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben" allerdings einen tiefen Sinn.

Wenn die religiöse Beeinflussung diese Bedeutung gewinnen soll, muß alles andere mit herangezogen werden, was auf das Gemüt einzuwirken imstande ist, — und das gilt in erster Reihe von der „Zwillingsschwester" der Religion, der Kunst. Beide gehören zusammen, ja wahre Kunst ist ein Stück Religion. Auch sie setzt sich mit den Widrigkeiten des Lebens auseinander, ringt, kämpft, leidet mit den Menschen, während die Wissenschaft kühl und überlegen den Stoff wägt, prüft und ordnet. Diese schafft, für sich allein betrachtet, totes Wissen, die Kunst aber lebendiges Fühlen und daher, vom Wissen befruchtet, den Willen zur Tat. Aber nur von der echten Kunst gilt dies, — nicht von der Afterkunst, in deren Vergötterung wir es in Deutschland — Gott sei's geklagt — so weit gebracht haben; — man denke nur an den Schmutz in Wort und Bild und die in Millionen verbreiteten Erzeugnisse des Schundschrifttums, wogegen wir jetzt mit allen Mitteln zu Felde ziehen sollten. Dann werden wir deutsche Kultur verbreiten können, die das ganze Volk umfaßt, und damit eine Stärkung des bewußten Willens zum Deutschtum erreichen. Wer diese oder ähnliche Forderungen stellt, die ich hier nur andeuten konnte, wird leicht als Schwärmer verschrien, und entrüstet weist man wohl darauf hin, wie denn jetzt der Arbeiter seine freie Zeit verbringe; je mehr freie Zeit er habe, desto mehr komme er ins Bummel- und Kneipenleben. Gewiß: jetzt ist es oft so — allerdings nicht nur im Arbeiterstande —, aber jene soziale Arbeit soll ja

gerade die Volksseele veredeln, soll erst die Bedingungen schaffen, auf denen dann eine höhere Sittlichkeit sich aufbauen kann. Darum müssen wir an das Volk heran, und da an den Alten meist nicht mehr viel zu ändern sein wird, vor allem an die Jugend, um sie zu ernsterer Lebensauffassung, zu deutscher Lebensführung zu erziehen, sie insbesondere wieder zu rechter Freude zu führen. Lärmende Freuden, rauschende Vergnügungen bis herab zu den rohesten Späßen hat unsere Jugend wahrlich genug, — dafür ist sie arm geworden an wahrer, innerer Freude, die ihre Wurzeln in sittlicher Reinheit und in Kraftbewußtsein für hohe Aufgaben findet.

Wie das im Einzelnen geschehen kann, darüber habe ich mich schon in einem früheren Aufsatze in dieser Zeitschrift (1. Jahrgang, S. 458 ff.) ausgesprochen.

Wird ein so in deutschem Sinne erzogenes Kind ins Leben hinausgesandt, so ist es für die dann einsetzende „Jugendpflege" gut vorbereitet und wird der Erziehung zu Treue und Gesinnungstüchtigkeit leichter zugänglich sein als ohne jene Beeinflussung. Mag es sich dann, von den Lebensfluten umbraust, im wirtschaftlichen Kampfe zu dieser oder jener Partei treiben lassen: es wird gelernt haben, worauf es ankommt: daß es nicht allein im Leben steht, daß es nicht nur an sich selbst denken darf, sondern mit allen anderen zusammenwirken muß, damit das Ganze gedeihe. Das ist echte soziale Gesinnung, die nur durch deutschbewußte soziale Arbeit in die jungen Herzen gepflanzt werden kann. Wenn diese Gesinnung sich unter den Tausenden, die ins Leben treten, verbreiten läßt, brauchen wir draußen und drinnen im Lande niemand mehr zu fürchten. Nicht äußerer Kampf gegen die feindlichen Mächte wird den endgiltigen Sieg des Deutschtums bringen, sondern der innere Aufbau des Volkes und des völkischen Wesens. Denn der verbürgt zugleich den Sieg gegen den äußeren Feind. Dieser Kampf aber muß mit der Jugend beginnen, und je früher er beginnt, desto wirkungsvoller wird er sein.

# Berufskunde — eine Forderung deutscher Zukunftserziehung.

Von Schulrat Eberhard, Greiz.

Wenn der junge Mensch der Schulerziehung entwachsen ist, dann erwartet ihn der Beruf, um ihn für eine bestimmte Aufgabe des Lebens in Anspruch zu nehmen. Sein Blick richtet sich nun auf die Außenwelt, in deren Getriebe er an seinem bescheidenen Teile dienend, erhaltend, gestaltend eingreifen soll, und je mehr er sich durch die praktischen Anforderungen seines Berufes und durch die Gedanken an Gewinn und Erwerb, Leistungsfähigkeit und Organisation einnehmen läßt, desto mehr wird die Aufmerksamkeit von dem eigenen Innern

abgelenkt, und es entsteht in dem Jugendlichen die Überzeugung, daß die Zeit der Erziehung als eine Entwicklungsstufe der Vorbereitung und der Sammlung nunmehr abgeschlossen und an ihre Stelle die Zeit der praktischen Betätigung, der wirtschaftlichen Freiheit und der ungehemmten Auswirkung getreten sei. Und doch ist diese Auffassung im höchsten Grade verkehrt und für die persönliche Entwicklung des jungen Menschen geradezu verhängnisvoll und seelenverderblich. Eine recht erfaßte Berufskunde — ganz gleich, ob sie in der Werkstatt oder in der Fortbildungsschule, im Verein oder in „Gewerbeabenden" oder auf dem Wege des Selbststudiums getrieben wird — hat die Aufgabe, den Anliegen der Außenwirtschaft solche der *Innenwirtschaft* hinzuzufügen und zu der Ausgestaltung des Menschheitsideals innerhalb und mittelst des Berufes beizutragen.

Die Berufskunde darf nicht bloß die Frage stellen: Wie komme ich vorwärts? und diese Frage im Sinne der technischen oder theoretischen Schulung für das Wirtschaftsleben beantworten, sondern sie hat daneben, zuvor und darüber hinaus den Blick zu richten auf die allgemein-menschlichen Aufgaben, die dem einzelnen aus der Pflicht seiner Selbstentfaltung und Selbstbehauptung im Dienste der Gemeinschaft erwachsen. Neben die berufstechnische Ausbildung und in sie hinein muß also die *berufssittliche* Durchbildung treten, und die Berufssittlichkeit muß in die Berufstechnik hineinwirken, um zu zeigen, daß durch solche Vertiefung der Berufserfassung des Menschen Wert nicht bloß für die allgemeinen Lebensziele, sondern auch unmittelbar für die eigensten Berufsaufgaben erhöht wird, und um ferner deutlich zu machen, daß solche Persönlichkeitserhöhung zugleich einen Gewinn bedeutet für die Gesamtheit, sowohl nach Seiten der produktiven Arbeitsleistung wie nach der der sittlichen Höhenlage.

Es ist ein Gemeinplatz des gesunden Menschenverstandes, daß in einem jeden Beruf der Gute und der Strebende, die tüchtige Persönlichkeit und der zuverlässige Charakter ihren Dienst besser verrichten und ihren Platz würdiger, auch zweckdienlicher ausfüllen wird als der Unfertige, Gleichgültige, Unzuverlässige, oder gar der Liederliche, Eigennützige und Genußsüchtige. Mit anderen Worten: Der Grad unserer Brauchbarkeit im praktischen Leben, der Wert unserer Berufsarbeit und unser Tun und Wirken für andere, für die Gesellschaft werden wesentlich von unserm Charakter, unserer Persönlichkeit mitbestimmt.

Nun ist aber eine zweifache Auffassung möglich von der Berufsleistung einerseits und von der Persönlichkeitsbildung andererseits und von dem gegenseitigen Verhältnis der beiden. Ich kann die Berufsarbeit als stumpfmachende Mühe betrachten, die mich entpersönlicht und an aller Entfaltung der eigensten Kräfte hemmt. Ich kann sie aber auch als ein Mittel auf dem Wege und zum Ziele eigener Selbstvervollkommnung und sittlicher Ertüchtigung ansehen. Auch in dem ersten Falle kann bei einem ausgeprägten Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein dem Berufe Genüge geleistet werden; aber es

wird unter verschwiegenem Seufzen, aus dem stumpfen, dumpfen Gehorsam des russischen Muschki geschehen, und für das Licht und die Kraft des wunderbaren Lebensgrundsatzes: „Was du bist, das wolle sein, und nichts wolle lieber sein!“ wird keinerlei Verständnis vorhanden sein, wenn man seinen Berufsaufgaben im besten Falle um „seiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit“ willen nachkommt. Wie anders beschwingt sich die Berufsleistung, wenn der Beruf ein Gegenstand der Hingebung, des liebevollen Sichversenkens ist und mit sehend gewordenen Augen, nein mit den Sehnsuchten der Seele und mit den innersten Charakterkräften verrichtet wird!

Aber diese beseelte Hingabe an die Berufsarbeit, diese Berufsfreudigkeit, wird wesentlich gefördert und ist mehr oder weniger bedingt dadurch, daß der Beruf den besonderen Neigungen und Fähigkeiten dieses Menschen entspricht. Das stellt die Bedeutung der Berufswahl für Eltern und Erzieher, für den betreffenden Berufsstand und die ganze Gesellschaft — vor allem aber für das junge, flügge werdende Menschenkind selber — in das hellste Licht; und wenn es doch für den einfachen Verstand noch nicht einleuchtend genug wäre, dann müßte eine rechte Berufskunde es sehen lassen, wie verhängnisvoll für ein Menschenleben das Verfehlen des rechten Berufes ist, wie verhängnisvoll auch das Erlahmen im Beruf und das Vertrocknen bei lebendigem Leibe ist.

Das führt auf die Notwendigkeit der „Berufsberatung“, der sich erst in allerjüngster Zeit theoretisch, und dann auch praktisch, die breitere Aufmerksamkeit in den beteiligten Kreisen zuwendet. Diese Berufsberatung wird einen Überblick über die vorhandenen werktätigen Erwerbsmöglichkeiten in Handel und Verkehr, Industrie und Landwirtschaft bieten, in denen für fast zwei Drittel des deutschen Volkes der Lebensunterhalt begründet ist. Als Besprechungsgegenstände bieten sich u. a. dar: Die Bedeutung der einzelnen Berufe und Erwerbszweige für das Bestehen der menschlichen Kulturgemeinschaften. Die Besonderheiten und Aussichten der verschiedenen Berufe. Die Psychologie der Berufsansprüche, sowohl im Blick auf gewisse intellektuelle Elementarfähigkeiten (z. B. Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Gedankenverbindungsgabe, Sinnesschärfe: der Setzer, die Telephonistin, der Uhrmacher usw.) als auch nach den ihnen eignenden Versuchungen oder Förderungen für den Charakter (z. B. die Gefahren des Ehrgeizes, der Untreue, Unwahrhaftigkeit, Übervorteilung des Laien durch das berufstechnische Wissen und Können: Lebensmittelhandel, Hotelgewerbe usw.). Ferner, um diese Verknüpfung des Gewissens mit der Arbeit festzuhalten: der Aufweis der Zusammenhänge von persönlicher Lebensführung und beruflicher Arbeitsleistung im allgemeinen und die besonderen sittlichen Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die dieser oder jener Beruf in den Vordergrund rückt, sowie die Wesenseigenschaften, die er darum erfordert, im besonderen. Das stellt von vornherein den tieferen Sinn aller Berufsarbeit fest und leitet zur Beseelung der Arbeit an,

das lenkt den Blick von den nächstliegenden Erwerbsgedanken auf die Berufsideale und macht die sittliche Seite des Berufslebens produktiv fruchtbar. Das schärft das Auge für die eigentlich schöpferischen Kräfte im Menschen und sichert die Verbindung zwischen Berufsinhalten und Lebensinhalt. Daneben wird hier die Rede sein von dem übergroßen Andrang zu den Schreibberufen, von den guten Aussichten und dem Fehlen des Nachwuchses für die gelernte Handarbeit, von dem Unterschied zwischen „gelernten" und „ungelernten" oder bloß „angelernten" Arbeitern, der nicht bloß das Handwerk von der Fabrikarbeit scheidet, sondern auch innerhalb der Industrie wieder differenziert, von Begriff und Bedeutung der Qualitätsarbeit, von der wirtschaftlichen Benachteiligung und sittlichen Gefährdung der sogenannten Gelegenheitsarbeiter trotz oder auch infolge ihres raschen anfänglichen Geldverdienstes u. a. m.

Von dieser Grundlegung oder Einführung wird nun fortzuschreiten sein zu den Grundgedanken aller Berufsbetätigung und Berufssittlichkeit, die sich mit dem Menschen als Menschen, mit den Beziehungen von Mensch zu Mensch und zu der menschlichen Gemeinschaft befassen. Sittliche Individualtugenden wie Fleiß, „Stete", Selbstbeherrschung und Selbstbemeisterung, Gründlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Geduld, Tapferkeit, Besonnenheit, Entschlossenheit, Zielstrebigkeit — welcher Beruf könnte für seine Angehörigen auf diese Eigenschaften und die durch sie erfolgende Anbahnung einer elementaren Arbeitserziehung verzichten? Und wiederum sozialethische Tugenden wie Einordnung und Unterordnung, Sorgfalt im Kleinen und Wirtschaftlichkeit (Sparsamkeit) im Großen, Ehrlichkeit und Vertragstreue, Pünktlichkeit und Organisationsgabe, Gemeinsinn und Verträglichkeit, Willigkeit und Gehorsam, Disziplin, Nüchternheit und Ordnungsliebe — welches Gemeinschaftswesen und -wirken könnte ohne diese Elemente gedeihen? Der Begriff der „Tüchtigkeit" im Goetheschen Sinne kann hier zusammenfassend und auf jugendliche Einstimmung rechnend eingeführt werden, immer aber bedarf es bei der Unerläßlichkeit dieser Tugenden für jegliches Berufswirken der rechten lebenskundigen und -kundlichen Einführung in die Psychologie dieser Eigenschaften. Mit einer summarischen Pflichtenlehre oder einem allgemeinen Moralkodex ist hier garnichts geholfen, sondern der Erzieher muß als ein grundsatzfester, ausgereifter Kenner der Lebenswirklichkeiten und als ein geschickter Steuermann zu den Tiefen des in voller Bewegung befindlichen jugendlichen Seelenlebens von den konkreten Wirklichkeiten des Berufslebens ausgehen und im Zusammenhang mit den unmittelbaren Lebensfragen des Handwerkers, des Angestellten, des Arbeiters und den mancherlei Wirtschaftsvorfällen und Konfliktsmöglichkeiten die Probleme anschneiden und so mit ausgereiftem Wirklichkeitssinn in den Provinzen des sittlichen Lebens orientieren. Oder anders gewendet: er muß die allgemeinen ethischen Gesetze und die großen Grundgedanken des Menschenlebens auf die besonderen Verhältnisse des Berufes anzuwenden verstehen, damit der Berufs-

angehörige es begreift und erlebt, wie das Leben selber ein fortgehender Beruf ist und wie auch innerhalb des einzelnen Erwerbsstandes ganz das Gleiche gilt, was jüngst ein Kundiger von unsern Kämpfern und Kampfmitteln im Kriege gesagt hat: „Am letzten Ende muß es immer der Mensch machen."

Weitere Berufsfragen, die sich, sobald man sie aus dem erforderlichen Zusammenhang mit konkreten Gesetzen, Vorgängen oder Besonderheiten des Berufslebens loslöst, als ernste ethische Probleme ausweisen, sind die großen Fragen der Ehrlichkeit und Echtheit, der Wahrhaftigkeit, der Pünktlichkeit und Präzision, der Vertragstreue, der Gewissenhaftigkeit und Nüchternheit, der Willens- und Gewissensbildung. Es erhellt, wie sehr die Gesinnung gebildet, der Charakter gefestigt wird, wenn der junge Mensch an der Hand konkreter Erfahrung mit seiner Seele den Grundsatz vermählt: Die „unpraktisch" gescholtene Ehrlichkeit ist doch trotz allem die beste Politik, sie hilft nicht nur nach innen, für das persönliche Leben, sondern auch nach außen vorwärts, selbst wenn der Kriegswucher oder eine unlautere Konkurrenz zeitweilig schwere Kämpfe und Krisen heraufbeschwören. Das beweist das Beispiel des Nahrungsmittelgewerbes oder die Bedeutung des Hotelwesens. Das beleuchtet der innige Zusammenklang von Ehre und Ehrlichkeit, der die ganz persönliche, das Innenleben berührende Bedeutung des Weges unerschütterlicher Treue gegen sich selbst ins Licht stellt.

Wahrhaftigkeit als soziale Tugend und Grundlage von Treu und Glauben im Verkehr muß gerade den im Verkehrsleben Stehenden durch Konfliktsbeispiele aus der Wirklichkeit eindringlich gemacht werden, die Geschäftslüge und Notlüge verdient Besprechung und nicht minder die „Psychologie der Aussage", die uns die bald nicht zu zählende Fälschung unserer Angaben und Zeugnisse vor Augen führt. Dabei ergibt sich die innere Verflechtung von ungefärbter Wahrhaftigkeit und unbeugsamer Charakterstärke ganz von selbst. Grundsätzliche Pünktlichkeit läßt sich leicht als ein Mittel wirtschaftlichen Gewinnes, technischen Vorsprungs, sittlicher Willensbildung aufweisen; unweigerliche Vertragstreue auch in dem hochentwickelten Klassenkampf des modernen Arbeitslebens ist trotz allem die Grundlage jeder sozialen Kultur; „wer sie dem Gegner nicht hält, der wird sie auch den Eigenen gegenüber außer acht lassen." Und wer im Wirtschaftsleben ein würdiges und förderndes Glied des Ganzen sein will, der muß auch als persönlicher Charakter ein „Verlaßmensch" sein. „Nichts hat die römische Weltherrschaft so sehr begründet wie der Geist, der aus jener Erzählung spricht, daß Regulus den Puniern das Wort gehalten und in ihre Gefangenschaft zurückgekehrt sei."

Es wird hier deutlich, wie die „Berufsfragen" alsbald bei der empfohlenen sozialethischen Einwirkung in Lebensfragen übergehen. Foerster gibt in seiner „Staatsbürgerlichen Erziehung" (Leipzig, Teubner) mannigfache wertvolle Winke, wie diese Fragen als Bausteine der Individualethik für die Charakterbildung und als Beiträge zur Sozialethik für die Kultur des Gemeinschaftswirkens

fruchtbar gemacht werden können. Hier ſei darauf verwieſen und nur hinzugefügt, wie die Beſprechung ſolcher „Berufswahrheiten“ auch für die ſtaatsbürgerliche Erziehung des jungen Werktätigen reichen Ertrag abwirft. Denn die Erfüllung der ſozialen Berufspflichten in der ſubjektiven Hingabe an überperſönliche Aufgaben und Güter führt unmittelbar in den inneren Zuſammenhang mit unſeren beſten nationalen Kräften und Überlieferungen. „Einſtehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerſte“, dies deutſche Wort voll Klang und Kraft kann in Zukunft den Leitton der ganzen Beſprechung abgeben. Und daran ſchließt ſich das einzelne: „Die Treue ſei des deutſchen Volkes Ruhm; ich hört' es ſagen, und ich glaub' es gern.“ Deutſche Gründlichkeit mit ihrer liebevollen Vertiefung in das ſcheinbar Kleine und Nebenſächliche hat das Fundament zu unſerem nationalen Hochſtand gelegt, und deutſches Organiſationsgeſchick hat auf dieſen Grundlagen weiter gebaut und läßt uns heute über eine Welt der Widerwärtigkeiten und Feinde triumphieren. Die „Tüchtigkeit“ als Kraftzentrum für den einzelnen und das Ganze ſtellt ſich uns in den Leiſtungen unſerer Führer und Soldaten dar. Die Hingabe an den Beruf und die Verknüpfung der Arbeit mit den innerſten Charakterkräften wird ſo wundervoll durch Hindenburgs Wort beleuchtet: Man muß dieſen Krieg „wirklich und mit der Seele mitmachen.“ Überhaupt empfängt heute das Weſen produktiver Sittlichkeit in ſeiner erhaltenden und erneuernden Kraft für das Ganze und für das Glied am Ganzen ſeinen unvergleichlichen Anſchauungsunterricht durch die Haltung, Leiſtung und Hingabe der Feld- und Heimarmee. Freilich ſollte auch das Gegenbild dieſes lichten Zuſtandes aus berufsethiſchen und berufspädagogiſchen Gründen den jungen Leuten als ein Spiegel für ihre ſoziale Geſinnung, für die ihnen drohenden beruflichen Gefahren und für die Mittel der Reinigung nicht vorenthalten bleiben: Jene ſchmähliche Sünde gegen die Geſellſchaftsmoral, jene Anklage gegen die ſittliche Erziehung unſeres Volkes, daß einzelne oder ganze Gruppen von Kriegswucherern ſich nicht geſcheut haben, die Not des Vaterlandes und die Notlage der Geſamtheit für ihren privaten Vorteil auszubeuten. Das iſt ein Schlaglicht auf die Notwendigkeit ſozialethiſcher Erziehung und ſtaatsbürgerlicher Bildung.

(Schluß folgt.)

# Jörg Syrlin.

## Ein Erlebnis.

Von Wilhelm Kotzde.

An einem grauen Wintertag, kalt, stürmisch, ohne Sonne, kam ich nach Ulm. Man weiß ja, daß sein Münster eins der höchsten Zeichen der Gotik ist; aber diesmal lockte mich ein Name, der mit seinem geheimnisvollen Klang, in dem es wie tiefstes Wissen um die großen Rätsel wittert, Geheimes in mir geweckt hatte, der Name Syrlin. Ich wußte kaum mehr von diesem Künstler (oder ich müßte sagen ihnen beiden) als das wenige, was die Kunstgeschichte von Lübke-Semrau mit kurzen, ziemlich nichtssagenden Worten berichtet. Aber ich hatte Wochen hindurch in Elmau, in der Wintereinsamkeit der bayrischen Hochgebirgswelt zugebracht, da waren unter dem Schweigen Stimmen in mir erwacht, wie wir sie zuweilen hören, und sie führen uns immer einen traumsicheren Weg zur Erfüllung. So ging ich von Elmau nach Ulm, um Syrlin, Jörg Syrlin zu suchen.

Ich will heute nichts vom Münster, nichts von seinem lebendig aus dem Boden sprossenden Turm sagen. Vielleicht mag es ein andermal geschehen.

Schwer und dunstig waren all die Tage, keine Sonne, die mit ihren Lichtern das geheime Leben, das Künstlerhand in Stein und Holz gesenkt, spielend weckt und ins Auge fallen läßt. Und doch hat übermächtige Künstlerkraft sogleich mein Herz bezwungen, als ich vor die große Pforte trat. Da schaute mich der Schmerzensmann an, den Hans Multschers Hand geschaffen hat, ein Werk, das auch keinem Deutschen unbekannt sein dürfte, der wirklich etwas von jener unvergleichlichen Kultur wissen will, die unsere Vorfahren einst schufen und die wir, ach, so ganz verloren haben. Wer weiß doch etwas von ihr? Wer unter Tausenden? Wie wenig wissen selbst wir noch von ihr, denen doch in einer gesegneten Stunde die Augen schon aufgingen! Von Hans Multscher werden wir in diesen Blättern auch noch reden müssen.

Und dann umfing mich der heilige Raum des Münsters. Wie wird die Andacht doch in diesen gotischen Domen geweckt, wie lenkt jeder Pfeiler, jede Wölbung unsern Sinn zum Ewigen empor, wie empfinden wir: dies ist ganz unsere Kunst, aus deutscher Seele geboren, darum in deutsche Seelen sich senkend! Was ist denn Gotik? Andacht, Liebe, Glaube, Reichtum, Fülle, formgewordene Ewigkeit, in die Sinnenwelt getretene Unendlichkeit, jene reichste Offenbarung, die im deutschen Menschen sich kundtut, in einem Bach, wie einem Kant, in Beethoven und Fichte, im Schöpfer des „Faust“ wie in Wilhelm Raabe, die darum auch in seiner Kunst ist. Und das sollte mir in diesen geweihten Räumen von neuem kund werden wie einst vor Grünewald und Veit Stoß, Adam Krafft und Hugo van der Goes, in Chorin und Freiburg und mancherwärts. Ich trat vor Syrlin, ich schaute ihm, Jörg Syrlin dem Vater, in das leidenschaftdurch-

glühte Angesicht, wie er in seiner Büste am Chorgestühl sich selbst neu geschaffen, ich neigte mich bewundernd vor seinem Werk, das mich auf Tage nicht wieder losließ, ich wußte, daß Deutschland hier einen seiner größten Meister birgt, in dem es sich selbst offenbart sieht. Wenn es staunend vor den Rätseln steht, die Gott in seine Seele legte, muß es zu seinen Meistern gehen, zu seinen großen Künstlern, in denen diese Rätsel sich lösen. Ihrer einer ist Jörg Syrlin Vater, neben dem ergänzend, erweiternd und doch selbständig, in die Bezirke des Vaters kaum eingreifend, der Sohn steht.

Doch nun ist es wohl am Ort zu berichten, wer die Syrlins sind, und was da von ihnen vorhanden ist. Dabei müssen wir wohl beachten, daß die Ulmer Kunst unter Bedingungen sich entfaltete, die nicht ganz denen an anderen Orten wie Köln, Nürnberg, Innsbruck, Würzburg oder Augsburg entsprachen. Von dem verwirrenden und zerreißenden Unmaß der Bedingungen gegenwärtiger Kunstentfaltung war schon gar keine Rede. Nahezu die gesamte Kunst Ulms sammelt sich um das Münster, und dieses entstand nicht am Bischofssitz, als Hochgedanke eines Kirchenfürsten, sondern ward von einem selbstbewußten Bürgertum erbaut, welches, indem es seiner Ehrfurcht vor dem höchsten Walter des Menschengeschickes weithin sichtbaren Ausdruck gab, nicht hinter den Mächtigsten in Kirche und weltlicher Herrschaft zurückstehen wollte.

Auf diesem Boden schwäbischen Bürgertums entfalteten die Syrlins, deren Vorfahr aus dem nahen Söflingen gekommen war, ihre Art. Schon der Vater des älteren Syrlin war ein Schreiner, der Künstler selbst hatte in seiner Werkstatt eine ganze Reihe von Gehilfen. Wie all die älteren deutschen Künstler stieg dieser also aus dem Handwerk empor. Das war damals, als wir noch wirklich eine Kultur hatten, in deren Mittelpunkt immer nur die Kunst, nie die Wissenschaft stehen kann, das Naturgemäße. Als noch alles von innen heraus, nichts von außen heran kam, als noch alles wurzelhaft war, erschien die einseitige Wertung des Erlernten, anstelle des Gekonnten und Erlebten, undenkbar. Die Erscheinung des „Gebildeten", der über oder richtiger neben seinem Volke schwebt, von diesem nicht verstanden, es nicht verstehend, diese Erfindung und Folge der vielgerühmten, doch so verderblichen Renaissance, die unserer Kultur die Krone abschnitt und dem verstümmelten Stamm ein fremdes Reis aufpfropfte, war noch nicht bekannt.

Über diese Erscheinung, die ich in meinem Vortrage „Volk und Dichtung", den ich im Deutschbund hielt, schon aufwies, hat uns Richard Benz neuerdings gründlich unterrichtet. Über seine verdienstliche Arbeit wird an dieser Stelle auch noch zu reden sein. Weil der Gebildete kraft seiner einseitig verstandesmäßigen Begabung etwas erlernt hat, glaubt er allein im Besitz der geistigen Kräfte seines Volkes zu sein. Doch er irrt verhängnisvoll. Es gibt noch eine andersgeartete Begabung, von der er gar nichts ahnt, die aus den Tiefen des Gemütes quillt und die eigentlich schöpferische ist. Vielen, die als klug und hochgebildet gelten,

mangelt diese gänzlich. Doch sie empfinden es nicht, weil unser gesamtes Unterrichtswesen, das aus der Renaissance hervorgegangen ist, an ihr vorbeiführt. So mußte unser ganzes Handwerk, das sich der künstlich geschaffenen, durchs Erlernen bestimmten Schichtung nicht eingliedern konnte, weil es auf das Können gestellt ist, verelenden. Seine geringe Wertung war die naturgemäße Folge. Die begnadeten Menschen mit der Kraft des Erlebens wurden in ihm seltener und verschwanden schließlich. Sie gingen in die Schicht der Schulgebildeten über, wo sie doch den rechten Boden nicht fanden.

Jörg Syrlin, der um 1430 geboren sein muß, lebte in einer glücklicheren Zeit bodenwüchsiger, nicht durch die Fremde abgeschnittener Kultur. Als er 1468 den Auftrag zum Dreisitz erhielt, dem 1469 der zum Chorgestühl und 1473 der zum Altar folgten, begann seine große Zeit. Da schuf er jene Werke, durch welche er sich als einer der größten Meister unseres Volkes und, wie wir getrost hinzufügen dürfen, aller Zeiten auswies. Der unselige Bildersturm, wie ihn sehr verschieden geartete, aber immer kulturfeindliche Kräfte in den meisten Teilen unseres Vaterlandes ins Werk setzten, hat auch den Altar zerstört, an dessen Stelle nun der Hutzenaltar mit den Gemälden Martin Schaffners steht. Im Museum vaterländischer Altertümer in Stuttgart ist uns aber der Aufriß eines Altars erhalten, der als Syrlins Werk für diesen Ort, und sicherlich mit Recht, gilt. Wer in den Chor des Münsters tritt, sollte diesen Aufriß in der Hand halten und den Altar danach vor seinem inneren Auge neu erstehen lassen. Es wird ihm dann aufgehen, daß nie ein Kirchenraum oder wohl auch sonst ein Raum durch das Werk eines Künstlers einheitlicher, geschlossener, großartiger gegliedert und geschmückt wurde. Diese Raumverteilung durch Dreisitz, Chorgestühl und Altar allein ist ersten Ranges. Wie fein das alles abgewogen! Im Dreisitz herrscht die Senkrechte, doch fast noch gebändigt durch die Wagerechte. Diese überwiegt dann ganz im Chorgestühl. Um so leichter, luftiger, dem Himmel nahe wirkt darauf der Altar, in dessen Bau die Senkrechte herrscht, nur einmal über dem Schrein durch eine Wagerechte leicht gehemmt.

Das reiche Zierwerk des Gestühls ist streng, gemessen, in seinen Formen ständig wechselnd, wie es bei den Meistern der Gotik selbstverständlich ist, von größter Fülle der Erfindung. Dasselbe gilt von den mehr als 90 Misericordien unter den Sitzbrettern. Diese erfordern allein eine Betrachtung, die man nicht in einer flüchtigen Stunde vollenden kann. Wie man überhaupt für Syrlins Kunst sich Tage lassen soll. Die Größe des Meisters fordert es schon. Vor manchen der Misericordien wird es uns wieder bewußt, ebenso wie vor den Schöpfungen der romanischen Kunst, die man richtiger jetzt die mittelgermanische nennt, wie die Gotik doch in einem ununterbrochenen Strome steht, der von der altgermanischen Kunst herkommt. Man braucht nur deren Tierornament im Wesen erfaßt zu haben.

Von einer gleichen Fülle der Erfindung zeugen die Rosetten in den Rückwänden der Fußgestelle, deren Betrachtung man auch nicht versäumen soll.

Als das Wichtigste erscheinen aber doch der Christus über dem Dreisitz, die einzige Ganzfigur des Gesamtwerkes, die uns erhalten blieb, und die mehr als neunzig Giebelbüsten und Reliefbildnisse. In ihnen entfaltet sich die große Kunst des älteren Syrlin erst recht. Mag er in den Büsten des zuerst geschaffenen Dreisitzes noch eine leichte Unsicherheit verraten, in den weiteren Werken hat er sich dann ganz gefunden und läßt gleichsam alle Register ertönen. Es wird manchen nicht ganz leicht, die gotische Kunst zu erfassen. Nachdem die Aufpfropfung einer fremden Kultur uns in unserm dem Blut entsprungenen Empfinden ungewiß und irregemacht hat, haben wir uns durch eine hundertjährige Einwirkung der Schule in die griechische und die Renaissancekunst einigermaßen eingewöhnt, der gotischen aber stehen wir ratlos gegenüber und erfassen sie darum nicht. Und doch ist sie die bedeutsamste von allen. Gehen die anderen, wie Benz richtig bemerkt, auf Darstellung aus, so ist diese Ausdruck. Sie ist doch tiefer in Andacht und Ehrfurcht gegründet, kommt aus mystischen Tiefen, wie keine andere Kunst sonst. Das wird und muß uns gerade vor diesen Schöpfungen Syrlins klar werden.

Gewiß kann man an den Büsten verschiedene Hände nachweisen, was bei ihrer großen Zahl nicht verwunderlich ist. Aber doch sind sie alle aus dem Geiste Syrlins. Man schaue nur die Büste, die er nach sich selbst geschaffen, dann wird man wissen, wie seine gewaltige Kraft sie alle beherrschte, die als seine Gehilfen arbeiteten, wie sie Kräfte in ihnen weckte, von denen sie nicht geträumt, die ohne ihn im verborgensten Winkel der Seele für immer geschlummert hätten, die durch ihn nun Form und Richtung erhielten.

Ausdruck ist das Wesen der Gotik, aller wurzelhaften deutschen Kunst, Ausdruck tief innerer rätselhafter Kräfte, die bald innig, bald gewaltsam, doch immer bewegt emporringen. Ein ungeheurer Reichtum solcher Kräfte ist Syrlin eigen, die irgendwo in dunkeln Tiefen wohnen. Blitzartig wohl wurden ihm solche Tiefen oft hell, so läßt er uns nun durch seine Schöpfungen dahin schauen. Man betrachte die Köpfe der Sibyllen wie der Weisen des Altertums. Eine Fülle feiner Beobachtungen des äußeren Lebens wird man finden. Dann aber das Rätselhafte in diesen Zügen, das aus dem Ur Quellende, Geheimnisse umwittern sie. Wenn man dann die weiblichen Bildnisse betrachtet, sie zu erforschen unternimmt, wie enthüllt sich das Mysterium des Weibes! Alles rein und keusch geschaut, ins Heilige verklärt, wie es deutscher Mannesart entspricht — schau in dieser das verhehlte Weibverlangen in Angesicht und Formen, in jener das üppig quellende Leben, dort die Verklärung, der Welt schon abgewandt, dort die Güte, die alles überwunden; alles, was der Frauen Seele in sich tragen kann, hat der Meister erkundet.

Und nun schreite zur Seite der Männer! Schau, wie Pythagoras den Klängen seiner Laute lauscht, sieh, wie diese Hand zitternden Lebens voll ist! Wie Cicero sinnt und Ptolomäus die Welt erforscht! Ich will dir das nicht alles sagen — du mußt selbst nach Ulm gehen und dich in diese Kunst versenken, du wirst Deutschland entdecken, du weißt noch gar nicht, wie es vielerorten verborgen ist. Dann aber der Meister selbst und gegenüber die Frau Meisterin in der Ulmer Haube. Ich weiß nicht, lag es an dem Werke selbst, lag es an dem grauen, dunkeln Tage, als kein Sonnenstrahl Leben wecken wollte: als ich vor die Büste von Syrlins Weib trat, dachte ich nur, ein Gesicht wie hundert andere auch, nichts aus der Tiefe, nichts in die Tiefe darin. Und doch ließ es mich nicht los, ohne es zu wollen, begann ich zu fragen. Und ich fragte weiter, bis ich Antwort fand. Mich dünkt, diese Büste kündet fast mehr wie alle anderen von höchster Meisterschaft. Welch ein Weib stand solchem Meister zur Seite! Wie war es voll des Rätselhaften, den Urkräften nahe — was hat dieses Weib wohl an hohen Kräften im Manne geweckt! Denn das ist eins der weltweiten Geheimnisse, daß im schöpferischen Manne das Weib erst Letztes wachruft.

Neben dem Vater steht mit bemerkenswerter Selbständigkeit Jörg Syrlin Sohn. Wir haben im Münster von ihm den Schalldeckel der Kanzel. Dieses 1510 entstandene Werk ist von unsagbarer Schönheit. Hier schauen wir wirklich in einen Wald von Wundern. Dieses Zierwerk, diese Fülle von Fialen und Kreuzblumen konnten nur von einem reichsten Geiste geschaffen werden. Es wollte jemand den älteren Syrlin mit Beethoven, den jüngeren mit Mozart vergleichen. Solche Vergleiche decken ja nie recht, was man mit ihnen ausdrücken will. Aber dieser gibt doch eine Richtung an, die wohl nicht irreführt. Syrlin Vater schreitet schwer, leidenschaftlich, bebend vor verhaltener Kraft dahin, Syrlin Sohn ist wie ein leicht beschwingter Tänzer, der aus offenem Himmel kommenden Rhythmen folgt. Daß er aber auch Töne, die beim Vater erklingen, zu treffen vermag, beweisen einzelne Büsten vom Chorgestühl in der Klosterkirche zu Blaubeuren, das seine Hand geschaffen hat. Dieses gerade weckt durch sein reiches, ungemein bewegtes Zierwerk im Beschauer Gedanken, die manchen überraschen mögen. Man spricht gern von einem Verfall der Gotik, von einer Überfülle im Reichtum der Spätgotik, die den Verfall ankünde, sodaß die Renaissance mit ihrer Klarheit eine Rettung gewesen sei. Ich glaube mit Benz, daß diese das Verderben unserer in der Kunst sich auswaltenden Kultur war. Gerade das Blaubeurener Chorgestühl wollte mich lehren, daß unsere Kunst vor einer ganz neuen Entdeckung, vielleicht auch schon in ihr, stand. Sie hatte Formen der Pflanzenwelt gefunden, die vorher kein Auge gesehen, und sich hier einen Jungborn erschlossen, der ihr ein erfrischendes Bad sein mußte. Wer weiß, wohin unsere Entwicklung geführt hätte, wäre sie nicht durch die Renaissance abgeschnitten worden! Der jüngere Syrlin bedeutet eine Verheißung, die uns nur Schmerz bringen kann, da ihr keine

Erfüllung ward. Jener Maler unserer Zeit, der, wie wenige andere vom Geist der Gotik durchglüht ist, Emil Heinsdorff, hat die Entdeckung neu gemacht. Harren wir, was sich danach entwickeln wird! Wer suchte schon einmal den Formen erstorbener Pflanzen nach und erkannte die Gesetze ihres Baues, die nun, da alles von Tag zu Tag sich Ändernde vergangen ist, viel klarer hervortreten denn zuvor! Es sind geheime Gesetze des Weltenbaues, die sich hier künden! Jörg Syrlin der Jüngere hatte sie erfaßt wie mancher seiner Zeitgenossen, wie nun auch Heinsdorff wieder. Alles das ist damals im Keime zertreten, verschüttet worden. Nein, die Gotik wäre nicht verfallen, sie kann nicht verfallen, solange es noch ein wurzelhaftes Deutschtum gibt — sie wird aus der Tiefe, in der sie seit einigen Jahrhunderten schlummert, neu hervorwachsen, sobald wir wieder den Mut zu unserer eigenen deutschen Kultur haben. Wir müssen nur einmal auf hundert Jahre frei von allen fremden Einflüssen werden.

Ich mag diesen Aufsatz nicht enden, ohne anzufügen, was mir Emil Heinsdorff über die Gotik schrieb: „Ich erkenne immer mehr die einzig dastehende Großartigkeit der germanisch-deutschen Kunst. Wieviel Blütezeiten hatte sie schon erlebt, bis sie in der Gotik ihren sonnigen Gipfel erreichte! Was uns die Gotik an Schönheit hinterlassen hat, ist unfaßbar. Noch kein Deutscher der letzten Jahrhunderte ist eingedrungen in diesen Urwald voller Wunder und Geheimnisse! Neben der Gotik der Germanen kommt keine Kunst auf. In ihr ist die Urkraft alles Werdens gepackt und ans Licht gebracht. Was sagt uns die griechische Kunst, wenn wir an einen Grünewald, Veit Stoß, Pacher denken? Nichts, gar nichts, weil das, was die Griechen bieten konnten, viel stärker in den nordischen Germanen ist. Aus den Elementen, aus denen die Gotik aufgebaut ist, muß auch die kommende deutsche Kunst erstehen, soll ihr Heil werden! Um Himmelswillen keine Nachahmung ihrer äußeren Erscheinung, ihr Herz gilts zu fassen! Die Gotik ist eigentlich aus lauter Liebe aufgebaut."

# Die Volkshochschule in Deutschland.

Im Geisteskampf um unser inneres Volkstum wächst jetzt eine neue Frage empor, die Frage der deutschen Volkshochschule. Wir Völkischen werden uns eingehend damit auseinandersetzen müssen, wollen wir nicht zu spät auf dem Plan erscheinen und eine der wichtigsten Fragen der Volkserziehung in die Hände unserer völkischen Gegner übergehen lassen.

Die Volkshochschule hat in Dänemark ihre Wurzel und sich von dort in einer geradezu vorbildlichen, mächtigen und segensreichen Entwickelung über den ganzen germanischen Norden ausgedehnt[1]). Severin Frederik Grundvig war ihr Begründer. Heute richten sich in allen Kulturländern die Augen der Pädagogen immer mehr auf sein Erziehungswerk. Auch in Deutschland wird schon seit Jahrzehnten mit mehr oder

1) Dr. Hollmann, Die dänische Volkshochschule. Verlag Parey, Berlin. Dr. Hildebrandt, Die schwedische Volkshochschule. Verlag Heinemann, Berlin.

minder Erfolg versucht, die dänische Einrichtung in unsere andersgearteten Verhältnisse zu verpflanzen.

In Schleswig-Holstein ist es Harms[1]), in Hessen Pfarrer Koch[2]), in Württemberg Pfarrer Stümer[3]); in Augsburg sind es Zentrumsführer, in Chemnitz sozialgesinnte Kreise; in Berlin haben sich die „Humboldt-Akademie" und die „Freie Hochschule" zu einer Volkshochschule zusammengeschlossen, und da sind es natürlich ausgesprochen liberale Kreise mit dem Reichstagspräsidenten Dr. Kämpf an der Spitze, die diese Einrichtung bestimmend beeinflussen. Vor dem Kriege sollte auf der „Bugra" in Leipzig ein „Kongreß" für deutsche Volkshochschulen stattfinden, über den der König von Sachsen das „Protektorat" übernommen hatte. Den ersten Vorsitz sollte Dr. Brahn (Jude), den zweiten Tews (der bekannte Generalsekretär der Volksbildungsgesellschaft) führen. Man sieht also, wie die Wege liefen, und es ist eigentlich nicht zu verwundern, wenn die Völkischen hier bislang zur Seite standen. Aber im Grunde war es doch eine schwere Versäumnis, und es ist hohe Zeit, daß wir die Hand mit an den Pflug legen. Wir haben genug der Halbbildung und übergenug der undeutschen großstädtischen Massenaufklärung. Was uns nottut, sind Pflegstätten einer wurzelstarken deutschen Eigenkultur.

Alle hier angeführten Rufer für eine deutsche Volkshochschule verweisen bei ihren Bestrebungen auf Grundvig als ihr Vorbild. Doch sehr zu Unrecht. Denn einfach nachzumachen ist die dänische Volkshochschule eben nicht. Und damit kommen wir an den Kern der Sache.

Grundvig tritt von vornherein als schärfster Bekämpfer des Humanismus auf, der seine Voraussetzung im Weltbürgertume hat. Er baut eine durchaus dänisch-völkische Erziehung auf, anknüpfend an das germanische Altertum. Sein Ziel ist, eine germanische Renaissance heraufzuführen, als die Wiedergeburt der nordisch-völkischen Kultur, der Geisteswelt der germanischen Rasse. Von diesem urmächtigen geistigen Unterstrome wird die nordische Volkshochschulbewegung und mit ihr die völkische Entwickelung der Nordvölker getragen.

Aber von diesem Grundvigschen völkisch-germanischen Geiste ist in all den genannten Volkshochschulbestrebungen in Deutschland so gut wie nichts zu spüren. Ja, auf dem Bugra-Kongreß sollte der Humanismus geradezu zur Grundlage der deutschen Volkshochschule gemacht werden. Das hieße nichts anderes, als ihr den Boden unter den Füßen wegzuziehen, hieße einen Jungborn völkischer Wiedergeburt freventlich in die Öde leiten.

Fürwahr, es ist für uns, die wir eine völkische Erneuerung und völkische Selbstbesinnung anstreben, nicht gleichgültig, von welchem Geiste die deutsche Volkshochschule einstmals getragen sein wird. Und darum begrüße ich ein Buch mit hoher Freude, das ohne Zweifel die Volkshochschulfrage so aufrollt, daß man daran nicht vorübergehen kann, ohne sich zu entscheiden. Es ist die vor kurzem erschienene „Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule" von Bruno Tanzmann (Verlag der Wanderschriften-Zentrale, Hellerau b. Dresden, Preis 3 M.). Wir haben die Ziele und die Erfolge der von Tanzmann begründeten Wanderschriftenzentrale seit Jahren mit innerster Zustimmung verfolgt. Mit Freuden vernahmen wir auch, daß es ihm gelungen sei, an der Front eine völkische Feldbücherei zu schaffen, von der uns gesagt wird, daß sie die größte im Bereich des Schützengrabens sei. In dieser Denkschrift nun baut T. ganz im Geiste Grundvigs aus den deutschen Verhältnissen und aus unseren völkischen Erziehungsnöten heraus eine deutsche Volkshochschule auf.

Mit dieser Denkschrift sollte sich darum ein jeder völkisch Gesinnte gründlich vertraut machen; denn sie wird in der Volkshochschulfrage ein Hauptkampfmittel unserer ganzen Bewegung bilden. Auf alle Fälle wird sie unsere Front verstärken, zumal ihr die Gegner kein gleichwertiges Buch entgegenzustellen haben. Hier wird endlich einmal aus einem klaren, kernhaften Deutschtum die wichtige Frage der Volkserziehung in völkischem Geiste zusammengefaßt. Möchte dem weckenden Worte nun auch die Tat folgen!

1) Flugschrift der Fichtegesellschaft, Hamburg.
2) Sonderheft der „Dorfkirche". Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.
3) Sonderheft der Christl. Welt, Marburg.

Sie muß gelingen; denn wo ein starker Wille ist und ein klar erkanntes Ziel, da finden sich auch die Männer, die berufen sind, das Wollen in die Wirklichkeit hinüberzuführen. Und die Männer, die hier am Werke sind, bürgen uns zugleich dafür, daß die Bewegung auf dem rechten Wege bleibt und nicht Einrichtungen nachahmt, die den Namen Volkshochschule nicht verdienen. Wir werden wie dem Tanzmannschen Buche so auch dem inzwischen ins Leben getretenen vorbereitenden Ausschusse für eine deutsche Volkshochschule unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden, hoffend, daß seine Arbeit sich zu einer Bewegung auswachsen werde, die uns endlich die deutsche Volkshochschule schafft.

Gerhard Krügel.

# Walther Rathenau und das deutsche Volkstum.

Von Dr. Ludwig Lorenz, Erfurt.

Wenn in einem künftigen Kampfe Deutschland nicht sogleich als schwächere Macht dastehen soll, dann muß nicht nur Belgien in unserer Hand bleiben, dann müssen auch auf neugewonnenem Lande im Osten Bauernansiedelungen großen Stils erwachsen. Der Staat aber hat die Aufgabe durch gesetzgeberische Maßnahmen der auch fernerhin wieder unsere Volkskraft schädigenden Landflucht entgegenzuarbeiten, — geht es nicht anders: durch eine beschränkte Bindung des Bodens an den großen wie an den kleinen Landbesitzer. Auf den Gebieten der Lebensführung und der geistigen Kultur muß es dann erste Pflicht jedes denkenden Volksgenossen sein, alle undeutschen, alle zersetzenden Strömungen rückhaltlos zu bekämpfen. So mancher unserer Feldgrauen, der auf seiner Urlaubsfahrt die Straßen unserer Großstädte durchwanderte und dem das hohle Vergnügungsleben mancher Kreise, die er da beobachtete, widerwärtig erschien, hat in den Pausen der neuen Schlachten, an denen er teilnahm, solche Reformgedanken durchdacht und mit gleichgesinnten Kameraden erörtert. Wie mag es auf derartige tiefere Naturen wirken, wenn nun die Reichstagsmehrheit mit ihren unklaren Schlagworten vom „Verständigungsfrieden", von „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" unser ganzes Volk dem Spott der Feinde aussetzt! Nicht so gefährlich, aber immerhin sehr bedenklich werden diesen vorher geschilderten Soldaten manche Weltverbesserer erscheinen, die nicht im Reichstag, sondern mit der Feder ihre Anschauungen darlegen. Ansichten, die dem Wesen des deutschen Volkes mit völliger Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Ein geradezu „klassisches" Buch dieser Art hat vor kurzem der bekannte Schriftsteller Walther Rathenau, Sohn des vor einigen Jahren gestorbenen Direktors der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, Emil Rathenau, drucken lassen: es heißt „Von kommenden Dingen" und ist bei S. Fischer in Berlin erschienen.

Höchst bezeichnend für die oberflächlich über die Dinge (insbesondere die gegenwärtigen!) hinfahrende oder sie auch spielerisch durcheinander werfende Art ist schon der Schluß der Einleitung, der wörtlich lautet: „Der echte Gedanke gibt ein körperliches Gefühl der Plastik und des Gewichts. Und noch ein anderes Zeichen unterscheidet ihn von den Paradoxen und Anmerkungen des Tages, die nur von einer Seite gesehen und beleuchtet, wahr sind: er neigt zum Wirklichen, er berührt das Alltägliche, ohne in ihm zu wurzeln, er scheint realisabel und dennoch phantastisch. Denn die Keime des Künftigen liegen allenthalben sprossend im Boden. Das Kommende ist wunderbar, nicht weil es aus dem Nichts kommt, sondern weil es das Gemeine wandelt. All unser Tun hat etwas Seherisches (!!), denn jeder Schritt trägt in die Zukunft. Glauben wir aber an das Vorschauende im Menschen, so laßt uns recht daran glauben. Schließen wir uns im guten Willen zusammen, so wird dem gemeinsamen Schauen das Trügerische zerrinnen, das Rechte sich verklären; Bedingung ist, daß der Fuß nie den Boden, das Auge die Gestirne nie verliere." Ich kann mir vorstellen, daß Leute, die den „Zeitgeist" als ein Blatt von unsagbarer geistiger Höhe bewundern, wenn sie solche Sätze

leſen, in helles Entzücken geraten. Wir andern haben doch beſcheidene Zweifel, wir ſind eben keine „Intellektuellen"! Wir hegen immer noch die Meinung, die freilich ins 20. Jahrhundert nicht paßt, daß es nicht genug ſei, wenn ein Gedanke zum Wirklichen neige, daß er vielmehr ein Stück Wirklichkeit durchdringen und erfaſſen muß. Eben darum iſt Göthe ein ſo viel tieferer Denker als Nietzſche, von dem Rathenau eine Menge äußerer Manieren übernommen hat — wie ſo mancher unſerer weltſtädtiſchen Feuilletoniſten. —

Rathenau ſchildert zunächſt (er hatte das ſchon in ſeinem Buche „Zur Kritik der Zeit" getan) die „Mechaniſierung", die das induſtriell-kapitaliſtiſche Zeitalter mit ſich gebracht hat, er malt beſonders das eintönige, maſchinenmäßige Leben aus, das ſo viele Menſchen der heutigen Großſtädte zu führen gezwungen ſind. Er zeigt da, daß er viele handgreifliche Schäden unſerer gegenwärtigen Zuſtände leidlich erkennt, aber daneben auch ſeinen gänzlichen Mangel an geſchichtlicher Bildung. Und weil er dieſe nicht hat, tut er um der „geiſtreichen" Wirkung willen faſt auf jeder Seite den Dingen Gewalt an. So behauptet er, daß heutzutage Menſchen „vom alten Schlage der Krieger, Abenteurer, Handwerker, Propheten", wenn es überhaupt noch welche gebe, „verfemt" oder „zum niederſten, undifferenzierteſten Dienſt entwürdigt" würden. Ich dächte, der Weltkrieg hätte uns gezeigt, daß zum mindeſten echte Kriegernaturen von der alten Art noch genug im deutſchen Volke lebten und daß man auch Anerkennung für ſie hat! Aber ſelbſt für die Handwerker ſtimmt Rathenaus Bemerkung keineswegs.

Nun glaubt der Verfaſſer, daß die Mechaniſierung nicht rückgängig gemacht werden könne, aber ſtatt die Anſicht zu hegen, daß man vor allem das Volkstum kräftigen müſſe, um der Mechaniſierung ihre ſchlimmſten Gefahren zu nehmen, hält er es für möglich, ſie zu „vergeiſtigen". Mit Pathos verkündet er: „Es iſt Zeit zum Anbruch der Seele!" (S. 49). Wie grundſätzlich umſtürzend und widergeſchichtlich er denkt, ſieht man aus folgender Behauptung (S. 75): „Der Wert des geſchichtlich Gewordenen liegt darin, daß es ein geſchichtlich Vergängliches und Vergehendes iſt; es erſtand als revolutionäre Neuerung, es vergeht als überholte Veraltung und es hält ſich, ſolange es einigermaßen brauchbar und erträglich iſt." Da wäre alſo das „Neue" ſchon deshalb zu begrüßen, weil es „neu" iſt, und man kann von dieſem Standpunkt aus auch die bewährten Grundlagen des ſtaatlichen Lebens als „vergänglich" und „vergehend" hinſtellen. Rathenau geht faſt ſo weit, indem er der Überlieferung jeden „poſitiven" Wert abſpricht (S. 74/75). Auf S. 124 erklärt er vollends: „Konſervativismus iſt ſcheinbar Bejahung des Beſtehenden, in Wahrheit aber Verneinung des Lebens und ſeines Wachstums." Als ob nicht ein weitblickender Konſervativismus, der die Volkskraft erhalten will, etwas durchaus Poſitives und für die Gegenwart vor allem Notwendiges wäre! Rathenau möchte nun, daß unſer Wirtſchaftsleben von Grund aus umgeſtürzt werde. Um dem unnützen und ſchädlichen Verbrauch (z. B. von Luxuswaren, Tand, Alkohol) ein Ziel zu ſetzen, ſoll jeder Angehörige des Staates ſo rieſig beſteuert werden, daß er über ein Grundeinkommen von 3000 Mk. hinaus für jede Mark weiteren Verbrauchs zum mindeſten eine Mark dem Staate zahlen muß! Das iſt nun gar nichts anderes als verkappter Sozialismus (Rathenau behauptet zwar ein Gegner des Marxismus zu ſein), und kommt ſchließlich auf eine teilweiſe Enteignung der Vermögen hinaus. Den Einwand, daß die reichen Leute dann auswandern würden, tut Rathenau ſehr ſchnell ab (S. 134), ſtatt ihn näher zu prüfen. Er ſieht auch gar nicht ein, daß ſo rückſichtsloſe Steuern geradezu ungeheuren Haß gegen den Staat erregen und das Wirtſchaftsleben überhaupt wohl gar lähmen würden. Und wer ſagt uns denn, ob die gewaltigen Kapitalien, die der Staat dann bekäme, auch wirklichen Nutzen brächten! Kann nicht Tyrannei der ſchlimmſten Art die Folge ſein? Rathenau nimmt kühnlich an, daß die Regierung in ihrer Weisheit aller Not ein Ende machen und allen Untertanen eine gleichmäßige gute Bildung zuteil laſſen werde. Das iſt ein Traum, wie ihn auch ſein Raſſengenoſſe Marx geträumt hat. Die Stände ſollen verſchwinden, ein behagliches Großbürgertum ſich überall gleichmäßig verbreiten. Das Ergebnis dieſer Gleichmacherei wäre ödeſte Nüchternheit,

Auslöschen jedes eigenartigen Lebens. Die Herrlichkeit würde auch nicht lange dauern. Dann käme eine Revolution und vielleicht eine Herrschaft des großen Kapitals, die drückender wäre als die heutige.

Ebenso grundstürzend ist die andere Forderung: „Oberhalb einer mäßigen Vermögenseinheit gehört jeder Nachlaß dem Staat." Die Landwirtschaft möchte er großmütig verschonen (wenn es auch keine Latifundien mehr geben soll), aber dieses Streben ist überhaupt sehr bedenklich. Verschwendungssucht und Pietätlosigkeit würden allenthalben emporwuchern. Rathenau sieht das alles nicht. Seine Menschenkenntnis ist genau so schematisch wie die eines beliebigen Durchschnittssozialisten.

Ganz besonders erfreulich werden, so meint Rathenau, die Wirkungen seiner „Reform" auf den Gebieten des geistigen Lebens sein. „Zugleich wird es dem Staate ermöglicht, geistige Arbeit aus dem Mechanismus des materiellen Erwerbslebens loszulösen und ihr den würdigen Ertrag zu sichern, der heute an den Zufall des ungeistigen Erfolges gebunden ist. Der Künstler, Gelehrte und Denker wird unabhängig vom Urteil und Entscheid eines Marktes, der grundsätzlich das Echte nur dann belohnt, wenn es das Glück hat, mit dem Schein verwechselt zu werden." Vielleicht! Aber man bedenke auch die Kehrseite! Wenn der Staat jedem geistigen Streben den Ertrag sichert, können da nicht auch viele belohnt werden, die es nicht verdienen? Die Regierungskommissare für Literatur werden, wenn sie urteilslos sind, ein übles Sensationsstück genau so behandeln wie ein gutes Drama. Und wenn jeder geistige Arbeiter vor Not gesichert ist, wird vermutlich ein starker Hang zur Bequemlichkeit entstehen, ja eine geistige Erschlaffung eintreten. Rathenau hätte alles dies bedenken sollen, wenn er die Absicht hatte, eine gründliche Arbeit zu liefern.

Alle diese Umwälzungen setzen, sagt er, eine gründliche Veränderung der Gesinnungen voraus. Dieser Behauptung kann man zustimmen. Wie nun diese neuen Gesinnungen entstehen, davon will er im zweiten Teil des Buches: „Der Weg der Sitte" reden, nachdem er den „Weg der Wirtschaft" hinter sich hat. Leider sind diese Darlegungen noch viel phrasenhafter und widerspruchsvoller als jene früheren. Er behauptet kühn, der Lauf der letzten beiden Jahrhunderte habe größere Bewußtseinsumwandlungen gebracht, als die, welche er fordere, und die freilich nur sehr allmählich vor sich gehen könnten (S. 168). Wenn Deutschland nicht der Ort sei, wo alle Pragmatik als Willensübersetzung transzendent ethischer Wertung und nur als diese betrachtet werden müsse, so habe er sich über die deutsche Sendung getäuscht (S. 169/170). Nun, mit solchen Allgemeinheiten läßt sich wirklich nicht viel anfangen. Und sehr bequem ist es auch, wenn Rathenau alle Menschen in zwei Gruppen scheidet: die transzendenten und die terristrischen (seelenlosen) Geister. Dabei gibt er folgende Schilderung zum besten (S. 161): „Für den transzendenten Geist gibt es kein ethisches Handeln (?), sondern vielmehr einen ethischen Zustand. Die reine, wunschlose, in Schauen und Glauben erfüllte Gesinnung kann nicht fehlgehen, gleichviel, was sie tut; sie kennt keine Vorschrift. Sie hat kein Mittel, und wünscht keins, um seliger zu werden, als sie ist; sie wird es durch die einströmenden Kräfte, denen sie entgegenatmet. Hier ist jeder Kompromiß des Lasters mit der Tugend, des Willens mit der Gewährung beendet; der ethische Vorgang ist der intellektualen Ordnung enthoben und in den Bereich seines eigenen erfüllenden Wesens gerückt." Die Schilderung ist sehr verschwommen. Aber ich möchte überhaupt wissen, warum gerade in unserer Zeit solche transzendenten Geister einen besonders geeigneten Boden finden sollen. — Der zweite und der dritte Teil bieten uns Gelegenheit, Rathenaus Neigungen und Abneigungen noch etwas genauer kennen zu lernen, und das ist zum Teil psychologisch anregend. Ich denke da z. B. an seine wunderliche Schilderung des Mittelalters (S. 157), wo er dem germanischen „Mutmenschen" die „orientalische" Schätzung der „Barmherzigkeit und Klugheit" gegenüberstellt. Er rühmt das „königliche Menschenvertrauen" Wilhelms I., das auf ein Jahrhundert den „streng monarchischen" Gedanken gerettet habe. (Hätte er Verständnis für so schlichte Naturen wie unser erster Kaiser, er würde kein solches Buch schreiben). — „In wenigen Menschen-

altern aus dem Boden gestampft, hat sich in Preußen das Standesbewußtsein der Beamten und Offiziere erhoben; ein sittliches Bewußtsein ohne Vorbild, von großartigerer Einseitigkeit und Entsagung als irgendeine der Forderungen, die wir stellen." So schreibt Rathenau auf S. 169. Ist die Bewunderung ganz echt? Im Zeitalter Friedrichs des Großen wären übrigens solche Verfallserscheinungen wie Rathenaus Schriften unmöglich gewesen, sie hätten zum mindesten keine Beachtung gefunden.

Sehr schlimm wird es, wenn er auf Rassenfragen zu sprechen kommt. Da behauptet er z. B., das eigentliche Volk in Deutschland sei vorwiegend slavisch, und diese „Unterschicht" habe die Deutschen im Laufe des 19. Jahrhunderts „entgermanisiert"! Das ist genau so sinnlos, wie seine Lehre, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sei alle Geschichte ausschließlich Geschichte der „Oberschicht" gewesen. Als ob dann die Kreuzzüge und die Reformation denkbar wären! Rathenau hat wohl in sozialdemokratischen Agitationsschriften verschollener Jahre geblättert.

Aus dem dritten Teil „Der Weg des Willens" hebe ich zunächst eine Ausführung hervor, die an Dreistigkeit wohl nicht überboten werden kann. (S. 259): „Deutschland, vor allem das bestimmende nördliche und mittlere, von dem wir vorzugsweise zu reden haben, ist, wie wir wiederholt erwähnten, das Ergebnis einer Schichtenverschmelzung. Von der früheren germanischen Oberschicht, die zugleich die herrschende Schicht der übrigen Westländer gewesen war, reden wir, wenn wir von der Vergangenheit erzählen. (!!) Wir kennen ihre Geschichte, ihre Namen und Stämme, ihre alte Sprache, ihre mittelalterliche Glaubenskultur und Kunst. Wir kennen die Wandlungen, die diese geschlossene Welt erfuhr, als die Anfänge der Mischung sich geltend machten, als großbäuerliche, städtische, patrizische Elemente vom 14. und 15. Jahrhundert an die deutsche Kultur der Neuzeit schufen. Bis in die Zeit der Romantik hielt die Epoche vor, noch die Werke und Taten unseres klassischen Zeitalters sind fast ausnahmslos vom adlig-patrizischen Volksteil geschaffen worden, nur selten tauchte einer der Namenlosen empor, um fremde, seltsam unzeitliche Dinge zu sagen und zu schaffen. Und doch war um die Wende des 18. Jahrhunderts die Schicht der Oberen bis zum Zerreißen verdünnt und gespannt: die Erben von Namen, Bildung und Besitz zählten nach Tausenden, die Zahl der Ungenannten nach Millionen." Genug und mehr als genug! Nein, Herr Rathenau, *wir* sind Deutsche und lachen über solches Gerede. Das herrschsüchtigste aller Völker aber, das kennen wir.

Nach Rathenaus Ansicht soll Deutschland ein „Volksstaat" werden. Er sei, behauptet er, kein unbedingter Verehrer des Parlamentarismus, doch setzt er die angeblichen Vorzüge desselben beredt auseinander. Seine Hauptforderung ist jedenfalls die, daß unsere Minister und Staatssekretäre künftig zum Teil aus den Kreisen der Großindustriellen (er redet von Organisatoren, die sich auf „Geschäftskunst" verstehen, behauptet aber, er denke bei dem Worte „Geschäft" an den Zusammenhang mit „Schaffen" [S. 328]!) gewählt werden sollen. Nun ist zuzugeben, daß unsere Diplomaten nicht selten versagten. Aber wir wissen auch, welche Gefahren auf der anderen Seite lauern. Am 25. Dezember 1909 stand in der „Neuen Freien Presse": „Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung. Die seltsamen Ursachen dieser seltsamen Erscheinung, die in das Dünkel der künftigen sozialen Entwicklung einen Schimmer wirft, stehen hier nicht zur Erwägung." Das schrieb Walther Rathenau. Er braucht sich daher nicht zu wundern, wenn man seine politischen Bestrebungen mit ironischem Lächeln ansieht.

Über dieses Buch finden wir eine Besprechung von Wolfgang Schumann im „Deutschen Willen" (2. Maiheft). Da liest man: „Der Name Rathenaus nun bürgt dem, der seine früheren Schriften kennt, für seine Blicktiefe, er bürgt dem, der Rathenaus wirtschaftspolitische Stellung kennt, für seine Gesichtskreisweite (!), und Schlagwortfreiheit und Aussagekraft fühlt der fühlsame Leser dem Werke nach zwanzig Seiten an." Hat Schumann mit Selbstkritik gelesen, was er da schreibt? Ein Deutscher, der sein Volkstum wirklich kennt und liebt, kann solchen Büchern nur scharf ablehnend gegenüberstehen.

# Neuſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Regelmäßig wird der „Deutſche Volkswart" ſeine Leſer über Neuigkeiten des deutſchen Büchermarktes unterrichten, die für das deutſche Volk und ſeine Kultur von Belang ſind. Wie die Bundesbücherei des Deutſchbundes, die „Deutſche Nationalbücherei", nicht eine Sammlung von Büchern an ſich ſelbſt darſtellt, ſondern nur von ſolchen Schriften, die zur Kenntnis unſeres Volkstums beitragen, ſo ſoll auch dieſe Zuſammenſtellung nur die Neuerſcheinungen bekannt geben, deren Kenntnis jedem Deutſchen Erbauung und Gewinn bedeutet. In dieſer Beziehung wird das Verzeichnis verläßlich ſein und getreu die Entwicklung des deutſchen Schrifttums widerſpiegeln. D. Schriftl.

## Deutſches Land und Volk.

*Buchholtz, A.: Bilder aus balt. Vergangenheit (Oſtſee u. Oſtland. 6. Bd.) 188 S. 3.—

Karte d. balt. Provinzen Liv-, Eſt- u. Kurland. 1:650000. 73×73 cm. Mit vergleichenden ſtatiſt. Angaben über Größe, Bevölkerung und Wirtſchaft. 4.—

*Ligocki, J.: Sechs Millionen verloren! 100 Jahre deutſcher Auswanderung nach Überſee 1815—1914. 24 S. 1.—

*Meyer's Reiſebücher. Der Harz. Mit 25 Karten u. Plänen. 22. Aufl. 230 S. Geb. 2.50

*Nicolai, W.: Die Wartburg im Wandel d. Jahrhunderte. 128 S. 1.—

Verzeichnis d. Änderungen franzöſ. Ortsnamen in Elſaß-Lothringen. 110 S. 1.50

## Führende Deutſche.

Berger, K.: Schiller. Sein Leben u. ſeine Werke. 2 Bde. 8. u. 9. Aufl. Geb. 16.—

*Brauer, Ad., u. M. Feeſche: Gottes Wort u. Luthers Lehr vergehen nun u. nimmermehr. Eine Luther-Mappe (13 Taf. m. 5 Bl. Text.) 38×28,5 cm. In Umſchl. 4.—

*Knabe, A. u. R. Zellmann: 1517—1917. Luther u. ſein Werk in Gedichten. Zum 400. Gedenktage d. Reformation. 155 S. Geb. 3.50

Neubauer, Th.: Luthers Frühzeit. Seine Univerſitäts- u. Kloſterjahre: d. Grundlage ſeiner geiſt. Entwicklung. 146 S. 3.60

*Schäfer, D.: Bismarck. Ein Bild ſeines Lebens u. Wirkens. 2 Bde. 284 u. 244 S. Geb. 25.—

Schwarz, H.: Fichte u. wir. Sechs Vorleſungen, geh. auf d. Lauterberger Weltanſchauungswoche 2.—7. X. 1916. 119 S. Geb. 2.40

## Deutſche Politik.

Calker, W. van: Das Problem d. Meeresfreiheit u. d. deutſche Völkerrechtspolitik. 342 S. 1.20

*Claß, H.: Zum deutſchen Kriegsziel. 40 S. 1.—

*Hänſch, F.: An der Schwelle des größeren Reichs. Deutſche Kriegsziele in politiſch-geogr. Begründung. 234 S. 5.—

Hoch, W.: Friedrich d. Große u. Bismarck im Kampf gegen d. Koalitionen. 18 S. —.80

Hötzſch, O.: Der Krieg u. d. große Politik. 1. Bd. Bis z. Anſchluß Bulgariens an d. Zentralmächte. 2. Aufl. 443 S. Geb. 12.—

Krieck, E.: Die deutſche Staatsidee. Ihre Geburt aus d. Erziehungs- u. Entwickelungsgedanken. 224 S. Geb. 5.—

Penck, A.: U.S.-Amerika. Gedanken u. Erinnerungen e. Austauſchprofeſſors. 158 S. 1.—

Reventlow, Graf E.: Deutſchlands auswärt. Politik 1888—1914. 6. Aufl. 516 S. Geb. 12.—

## Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Braun, R.: Die Seele ſiegt! Betrachtungen z. Weltkriege. 48 S. —.30

—: Durch Innerlichkeit z. Kraft. (Kraft z. Siege! 10. Heft). Betrachtungen. 2. Aufl. 48 S. —.50

Engelbrecht, R.: Das große Friedensziel. Ein Wort, das nicht überhört werden darf. 87 S. 1.—

Hoffmann, A.: Luther und Fichte und der deutſche Krieg. 40 S. —.50

Moog, W.: Fichte üb. d. Krieg. 48 S. 1.20

Negenborn, K.: Unſere Feinde u. wir. 96 S. 1.—

Traub, G.: Heimkrieger. 109 S. Geb. 2.50

## Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Bachmann, F.: Die natürl. Quellen d. Volks-

* mit Abbildungen. * mit Karten. Preiſe in Mark.

kraft. Geſundheits-Büchlein f. Jedermann. 118 S. 1.20

Bumm, E.: Über d. deutſche Bevölkerungsproblem. 48 S. 2.—

Gaebel, K. u. v. Schulz: Die Heimarbeit im Kriege. Hg. v. d. Geſellſchaft f. ſoziale Reform. 213 S. 3.60

Hochſtetter, F.: Mehr Land! 118 S. 2.50

+Hodann, M. u. W. Koch: Die Urburſchenſchaft als Jugendbewegung. In zeitgenöſſ. Berichten z. Jahrhundertfeier d. Wartburgfeſtes. 122 S. Geb. 3.50

Laer, v.: Neu-Deutſchland. 1. Tl.: Weltkrieg u. Sozialpolitik. 72 S. 1.—

Landwirtſchaft, Die deutſche. Sonderheft d. Süddeutſchen Monatshefte. 1.50

Schöll, F.: Ziele u. Aufgaben d. deutſchen Vereins f. Volksernährung. 16 S. —.20

Semmler, F.: Die deutſche Landwirtſchaft während d. Krieges u. ihre zukünft. Arbeitsziele nach Friedensſchluß. 178 S. 3.—

+Straß, E.: Volkszunahme u. Wehrmacht im Deutſchen Reich. 52 S. 2.—

## Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Bartels, Ad.: Deutſches Schrifttum. Betrachtungen u. Bemerkungen. Bog. 35. Juli 1917. S. 161—176. Für 4 Bog. 1.20

+Heliand, Der. Ein Sachſenſang aus d. 9. Jh. (Liebesgaben deutſcher Hochſchüler. 5. Bd.). 2. Aufl. 300 S. 3.60

+Michel, O.: Handbuch deutſcher Zeitungen 1917. Bearb. im Kriegspreſſeamt. 504 S. Geb. 7.—

Petſch, R.: Das deutſche Volksrätſel. 93 S. 2.25

+Reiſert, K.: O Deutſchland hoch in Ehren. Das deutſche Trutzlied. Sein Dichter u. Komponiſt, ſeine Entſtehung und Überlieferung. 77 S. 1.—

## Deutſche Kunſt.

+Kaulbach, H.: Bilderbuch. 45 Bilder. Text v. Adelheid Stier. 70 S. Geb. 3.50

## Deutſche Erziehung u. Schule.

+Meier, B.: Wie e. Ozeandampfer entſteht. Mit Einleit.: 50 Jahre deutſchen Schiffbaus. 158 S. Geb. 4.—

Oſtmann, E.: Schnelle Beſiedlung unſerer neuen Oſtmarken. 82 S. 1.60

Reemtſen, K.: Die Organiſation d. Lebensmittelverſorgung im Kriege. Ein Geſamtbild d. kriegswirtſchaftl. Einrichtungen u. die Abſatzregelung d. Hauptlebensmittel. 47 S. 1.20

Schmidt, A.: Nationale Währungspolitik. Los v. England. 71 S. 1.80

+Schulze, F.: Unſere Handels-Unterſeeboote. 24 S. Zuſ. mit „Unſere U-Boote", geb. 3.—

Sigismund, F.: Frauenbewegung u. Staat. 59 S. 1.—

Zeiß, M.: Die deutſchen Genoſſenſchaften, Gilden, Brüderſchaften, Zünfte u. ähnl. Verbände. 48 S. 1.—

## Der Weltkrieg.

+Clauſewitz, K. v.: Vom Kriege. Mit e. Einführung v. Graf v. Schlieffen u. Begleitworten v. Leopold Prinz v. Bayern, v. Bülow, v. Mackenſen, v. Kluck, v. Eichhorn, v. Woyrſch, Graf v. Bothmer, v. Beſeler, v. Hötzendorf, v. Scholz, v. Böhm-Ermolli u. Wild v. Hohenborn. 12. verm. Aufl. 857 S. Geb. 9.—

+Oſten-Sacken u. v. Rhein, Frhr. v.: Deutſchlands Armee in feldgrauer Kriegs- u. Friedens-Uniform. Mit 32 farb. Taf. u. Text-Abb. Mit d. amtl. Beſtimmungen. 44 S. 23×33 cm. In Mappe 6.50

+Volkmann, L.: Das Generalgouvernement Belgien. Zwei Jahre deutſcher Arbeit. 118 S. Geb. 3.—

+ mit Abbildungen. ✦ mit Karten. Preiſe in Mark.

**Alle oben angezeigten Bücher beſorgt pünktlich und poſtfrei die Kanzlei des Deutſchbundes, Gotha.**

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Völkische Bücher als Volksspende für Heer und Flotte.

Auf die im 7./8. Heft des „D. V." beregte Eingabe des Deutschbundes an Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General d. K. v. Pfuel sind folgende Antworten erfolgt:

Gr. H. Qu., den 7. September 1917.

Auf Euer Hochwohlgeboren Schreiben vom 11. 8. an Seine Exzellenz den Generalfeldmarschall von Hindenburg wird ergebenst erwidert, daß die Beschaffung der von Euer Hochwohlgeboren empfohlenen deutschvölkischen Schriften aus den Mitteln der „Volksspende zur Versorgung des Heeres mit Lesestoff" auch hier als erwünscht angesehen wird. Die von Euer Hochwohlgeboren erbetenen Anordnungen über die Verwendung der aufgebrachten Summen durch Seine Exzellenz den Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg fallen jedoch nicht in die Befugnisse des Chefs des Generalstabes des Feldheeres. Ihr Schreiben ist deshalb dem Kriegsministerium mit der Bitte um weitere Veranlassung zugeleitet worden. J. A. v. Schwarzkoppen.

Berlin W 35, den 13. September 1917.

Auf Ihre Anregung, auch die Erzeugnisse der deutschvölkisch gerichteten Dichter und Denker bei dem Ankauf von Büchern fürs Feld in geeigneter Weise zu bedenken, teilen wir Ihnen ganz ergebenst mit, daß die in der Ihrem gefälligen Schreiben beigefügten Liste angegebenen Werke von unseren verschiedenen Bücher-Sammelstellen (Kriegsbüchereien) sehr stark mitverschickt werden sind.

Auch fernerhin wird es unser Anliegen sein, diese trefflichen Werke anzukaufen und unseren Truppen zugänglich zu machen.

In ausgezeichneter Hochachtung
Der Vorsitzende:
v. Pfuel,
General der Kavallerie z. D.

In weiterem Verfolg der Angelegenheit hat der Deutschbund ferner noch Eingaben gerichtet an die Herren Territorialdelegierten vom Roten Kreuz mit der Bitte, den Wünschen nach Einkauf völkischen Lesestoffs in möglichst weitgehendem Maße stattgeben zu wollen.

Aber auch aus eigenen Mitteln hat der Deutschbund 2000 Mark bewilligt zum Ankauf von Werken völkischer Dichter und Denker, die an geeignete Stellen im Felde und daheim versandt wurden. Entsprechenden Bitten aus dem Leserkreise des D. V. wird auch für die Folge gern entsprochen werden; sie sind an die Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu richten. Der Deutschbund verteilte bisher besonders Werke von Heinrich Bandlow, Ad. Bartels, Karl Beyer, Reinhold Braun, Paul Bräunlich, Richard Denner, Theodor Fritsch, Max Gerstenhauer, Heinrich Gutberlet, Emil Hauptmann, Eberhard König, Wilhelm Kotzde, Ludwig Kuhlenbeck, Gerhard Krügel, Friedrich Lange, Paul Langhans, August Ludwig, Konrad Maß, Traugott Pilf, Theodor Scheffer, Askan Schmitt, Philipp Stauff, Gustav Stille, Thomas Westerich, Hermann Wette, Fritz Wilke, Ludwig Wilser u. a.

Am meisten begehrt wurden und standen daher in erster Linie zum Versand Bartels „Volk und Vaterland", Kotzdes „Wittenbergisch Nachtigall", Langes „Reines Deutschtum", Wettes „Jost Knost" und Wilsers „Deutsche Vorzeit".

## Leitfaden der Rassenlehre.

In nationalen Kreisen erkennt man immer klarer, welche große Bedeutung die Rassenwissenschaft und die Versuche zu einer umfassenden und tiefgreifenden, wirkungsvollen Rassenpflege für die Erhaltung und das Weiterbestehen des deutschen Volkes und des deutschen Wesens haben. Leider machen sich auf diesem Gebiete vielfach nicht nur zersplitternde, sondern auch verflachende, verkehrte, ja fälschende Bestrebungen geltend. Der Deutschbund hat daher die Förderung einer nationalen Rassenpolitik zu einem seiner Hauptarbeitsgebiete gemacht und insbesondere beschlossen, durch eine planmäßige Aufklärungs- und Werbearbeit Verständnis für die Bedeutung der Rassenfragen im deutschen Volke zu verbreiten. Ein

von ihm herausgegebener Grundriß der Rassenlehre, verfaßt von Regierungsrat Gerstenhauer, soll rein sachlich in kurzen Zügen ein Bild von dem gegenwärtigen Stand der Rassenwissenschaft und der Rassenpflege geben. Der Zweck dieser kurzen, aber das ganze Gebiet umfassenden Darstellung ist, es dem Nichtfachmann möglich zu machen, sich eine erste Kenntnis von den hauptsächlichsten und wichtigsten Lehren der Rassenwissenschaft zu verschaffen. Die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Inhalts erhellt aus den Überschriften seiner Unterabteilungen: Die nationale Weltanschauung, die Rassenwissenschaft und der weltbürgerliche Kulturbegriff, Grundzüge der Entwicklungslehre, Menschenrassen und Völker. Völkische Eigenart, Rassenverfall durch die Zivilisation und seine Bekämpfung, Rassenverfall durch Rassenmischung und seine Bekämpfung, die Anbahnung der Rassenpolitik des deutschen Volkes. Diejenigen, die tiefer in die Sache eindringen, sich umfangreichere Kenntnisse aneignen und ein eigenes Urteil über die verschiedenen Lehrmeinungen der Rassengelehrten gewinnen wollen, sollen dazu durch das am Schluß angefügte Verzeichnis der Rassenliteratur instandgesetzt werden. Möge die so erlangte Kenntnis recht viele vaterlandsliebende deutsche Volksgenossen zur Mitarbeit an der Erhaltung und Pflege der Rasse des deutschen Volkes bewegen! Der Gerstenhauersche „Rassengrundriß" führt den Titel „Rassenlehre und Rassenpflege" und ist gegen Einsendnng von 80 Pf. von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu beziehen.

## Eine Sammelstelle für politische Broschüren aller Parteirichtungen

hat die Bundesbücherei des Deutschbundes in Gotha (Deutsche Nationalbücherei) eröffnet. Ihre Leitung geht von dem zweifellos sehr richtigen Gedanken aus, daß neben den Zeitungen und Zeitschriften die politische Broschüre das wichtigste Material zur Erkenntnis der politischen und sozialen Strömungen ergibt und für den Geschichtschreiber ganz unentbehrlich ist. Bisher aber gibt es wohl kaum noch eine Bibliothek, die sie systematisch sammelt und auf die Nachwelt bringt; die Mehrzahl taucht sporadisch auf, wird gelesen und manchmal sogar verschlungen, wirkt auf die Bildung der öffentlichen Meinung und oft sogar der Weltanschauungen ein und — verschwindet wieder, ohne eine Spur zu hinterlassen, ja, ohne nur in einem einzigen Stück erhalten zu bleiben. Was mag seit 1848, wo ja die Politik ins allgemeine Interesse getreten ist, schon verschwunden sein! Das darf auf keinen Fall so weitergehen, und so wendet sich die Deutsche Nationalbücherei zu Gotha an alle Privatpersonen, die entbehrliche Broschüren — man darf es wohl sagen — „herumliegen" haben, an Politiker aller Parteien, die selbst solche geschrieben haben oder sie in größeren Mengen besitzen, an Buchhandlungen, die solche herausgegeben haben, mit der dringenden Bitte, alles ihnen Entbehrliche, und wenn es auch nur von vorübergehender Bedeutung gewesen ist, nach Gotha („An die Deutsche Nationalbücherei") zu senden — der deutsche Geschichtschreiber der Zukunft wird es ihnen danken.

## Inhalt der „Deutschbund-Blätter" 1917, Nr. 3—5:

Unsere Toten. — Totenklage. Zur Gedächtnisfeier für verstorbene Brüder. DB.-Preisgedicht von Sanitätsrat Dr. Behm (Preis-Vertonung von B. Friedhoff). — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts. — Eine „Langhans-Stiftung" des DB. zur Ehrung völkischer Dichter und Künstler. — Die Beteiligung des DB. an den Kriegsanleihen. — Tirpitzpostkarten des DB. — Bericht über die Bundeskammer-Sitzung am 17. Febr. in Gotha von Staatsanwalt Spatz. — Bericht über die Vertrauensmänner-Versammlung am 18. Februar in Gotha von Oberlehrer Dr. O. Gerlach. — Nachrichten aus dem Bunde: a) Gemeindeleben: Berg, Breisgau, Drewenzgau, Erfurt, Hannoverland, Kassel, Lissa; b) Mitgliederbewegung. — XII. Empfangsbestätigung der Eingänge für die Kriegshilfskasse und die Nagelung des Eisernen Kreuzes für Witwen und Waisen gefallener Brüder. — DB.-Bundesschatz: Abrechnung für 1916. — DB.-Sterbekasse: Abrechnung für 1916. — Aufruf für völkischen Lesestoff ins Feld und Lazarett.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 10 | Oktober 1917

## Eins ist not!

Gib uns, Gott, den Helden wieder,
gib ihn uns, den deutschen Mann,
der des Volks gesprengte Glieder
neu zur Kette schmieden kann:
jeden bösen Feind zu binden,
zu verbinden Gut und Echt,
einen Ehrenschmuck zu winden
um ein heldisches Geschlecht!

Gib, daß uns ein Führer werde,
der auf freier Weidefahrt
sicher führe seine Herde
an den Heimquell deutscher Art,
der im Streite, Seit' an Seite,
unsentflammtzumGlaubensmut,
der uns auf die Höhen leite,
wo der Friede Gottes ruht!

Einen Luther gib uns wieder,
der uns innig angestammt,
nicht von fremdem Throne nieder,
übt das wahre Schlüsselamt,
der von heil'gem Willen strotzend
uns erschließt die feste Burg —
wider Tod und Teufel trotzend
durch Jahrhunderte hindurch!

Luther! — Wie müßte der Klang dieses Namens in unserer Zeit zum deutschen Geiste sprechen! Wenn nur in uns Deutschen allen der deutsche Geist lebendig wäre! Wenn der Deutsche noch überall deutsch verstünde! Dann hörte er aus jenem Namen die Worte: Heldentum und Glaube in wundervoll reinem Einklang. Die da draußen im Felde, das deutsche Volk in Waffen, haben gewiß das Gehör dafür; die wissen, was Heldentum und Glaube ist. Sie sind selber die lebendigen Beispiele für dieses echte Deutschtum, dieses wahre Luthertum. Von ihnen konnten wir alle es wieder lernen, wie aus dem Glauben an eine große Sache, an die Kraft des deutschen Rechtes, ein Heldentum erwächst, und wie eben dieses Heldentum uns den Glauben selbst an Leben und Zukunft des Deutschtums wiedergibt. Beides ist untrennbar, und beides ist das Eine, was uns nottut. Es konnte erloschen scheinen in einer heldenlosen, glaubensarmen Zeit; da leuchtet es auf, im Brande der Schlachten, in Glut und Blut des Weltkriegs — und wie das nicht anders denkbar: Glaube und Heldentum wurden vor unseren Augen auch wieder einmal zur Menschengestalt, das Volk hatte seinen Hindenburg, den gläubigen, den geglaubten Helden! Für das Volk in Waffen ist der Lutherruf nicht ins Leere verhallt. Da hallt es wieder: Hie Schwert der Deutschen und Hindenburg! Da ist alles in Ordnung, in Kraft und Würden, die Treue zum deutschen Helden, der Glaube an den deutschen Sieg, die große Volksschar des glaubensmutigen Heldentums. —

Aber das deutsche Volk ist ein Volk des Zwiespalts. Wie sieht es daheim mit Heldentum und Glauben aus? O gewiß gibt es in den lieben stillen deutschen Winkeln, des Landes und der Herzen, noch viel heimliche Heldenschaft und innige Gläubigkeit. Gehört es doch zum Glauben derer, die noch glauben können: daß in den Tiefen, weit unter der Oberfläche des gemeinen Alltags, die wir mit Augen sehen, das wahrhaft Deutsche unverloren vorhanden ist. Da ruht der Same des Glaubens, da reift die Kraft des Heldentums bis zu seiner Zeit. 1914 schlug eine solche Stunde. Das war Sommerzeit. Aber ein großer Teil des Volkes, eine sehr breite Menge und schwere Masse, blieb dahinter zurück, ließ sich noch nicht wecken, meinte, es sei noch nicht so spät, noch alte Traumzeit — da die Spukgeister aus den fremden Landen ihre Neckereien mit dem deutschen Geiste trieben und ihm mit zwei Zauberworten den Sinn benebelten: Handel und Fortschritt! Wer daran glaubt, ist ein rückständiger Geist; zum deutschen Glauben fehlt ihm das Heldentum, und wer das Unheldische glaubt, ist ein Ungläubiger; denn sein Abgott ist die Gemeinheit, die leere Fläche, die Wüste, das Chaos. —

Vom Handelsgeiste haben wir daheim genug zu hören und zu leiden gehabt; es würde kein Wort mehr darüber zu verlieren sein, wenn nicht zu befürchten wäre, daß eben dieser Geist gewinnsüchtig rechnenden Geschäftsbetriebs auch für unseren künftigen Frieden, von seinem Schlusse an, maßgebend und herrschend

sein und bleiben werde. Unter einer solchen händlerischen Weltanschauung muß alles Heldische dahinschwinden, aller Glaube seine wirkende Kraft einbüßen, alles Volkstum im Allerweltsverkehr sich auflösen, und alles Leben auf die Stufe des Niedern, Würde- und Bedeutungslosen herabsinken. Das sollte dann also der wahre Fortschritt sein? Wir sehen es an diesem elenden Ziele, was das große Wort im Grunde zu bedeuten hat! Fortschreiten sehen wir uns nur von alledem, was deutsch ist, was uns Deutsche von denen unterscheidet, die uns als unsere geschworenen Feinde vernichten möchten. Nur ein grundundeutscher Geist kann sich vermessen, uns als Fortschritt zumuten zu wollen, daß wir uns auf die Kulturstufe derselben Feinde sollen „erheben" lassen, die sich uns eben erst als die „Bankrotteure" ihrer Kultur erwiesen haben. Angesichts der Bloßstellung aller „Demokratieen", als unfreiester Dienstbarkeit unter der unsittlichen Herrschaft der Bank- und Börsenbelange, sollen wir aufgeben, was uns groß gemacht hat und stark erhält, die edle Freiheit deutscher Treue, die nach Pflicht und Gewissen selbstbewußt der Gemeinsamkeit dient und vom lebendigen Ich emporstrebt zur festgestalteten Volkheit?! Dadurch soll, unserem opferfreudigen Volke erst noch seine Treue „gelohnt" werden, deren Wert eben darin besteht, daß sie an Lohn nicht denkt, wo sie ihre Pflicht tut, — gelohnt (der Lohn ist Hohn!) durch die Lügengabe der Entdeutschung, die Preisgabe des in unserer Art gewurzelten besten Eigens an die öde Weltherrschaft des fremden Geistes, der überall, wo er waltet, zum Niedergang führt. Da möchte man doch ausrufen:

Volksvertretung und Regierung,
macht euch doch des Wahnes frei,
daß „Demokratisierung"
unbedingter „Fortschritt" sei!
Nach der Weltgeschichte Lehre
zweifeltet ihr nimmer lang:
Demokratisierung wäre
Fortschritt nur im Niedergang! —

Könnte man wirklich einmal „das Volk" anrufen, das so oft in hohen Tönen genannt wird, wo es doch nur um die unvölkisch politisierenden Vertreter und Diener des „Zeitgeistes" sich handelt, der unserer Art feindlich ist: wir würden ein anderes Wort vernehmen als den „Fortschritt". In den Tiefen der Volksseele lebt „Treu' und Glauben" als die wirkenden Kräfte wahrer Freiheit. —

Deutsche Freiheit! Wollen wir noch Deutsche sein, und glauben, eine andere Freiheit könne uns zum Heile dienen? Das ist kein rechter Glaube und kein wahres Heil. Vielleicht ein Vorteil für einige, auf einige Zeit hinaus, aber immer nur an der Oberfläche der Dinge. Weiter reicht die fremde, falsche Freiheit nicht. Die Freiheit, wie sie der deutsche Geist versteht, kommt von innen herauf, aus der menschlichen Persönlichkeit, und bildet mit den sittlichen Kräften der Seele den Bau der völkischen Gemeinsamkeit. Sie will, eigensinnig, das Gute,

Wahre, Überpersönliche. Die deutsche Freiheit ist kein Vorteilsucher, sondern im Grunde ein Gottsucher. Darum auch ist sie keine andere als jene „Freiheit des Christenmenschen", welche Luther uns so herrlich erklärt hat. „Siehe, das ist die rechte geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetz und Geboten, welche alle andere Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde. Diese gebe uns Gott recht zu verstehen und zu behalten!" „Wir suchen den, der nicht getan wird, wie das Werk, sondern den Selbsttäter und Werkmeister, der Gott ehrt und die Werke tut. Das ist Niemand, denn der Glaube des Herzens, das ist das Haupt und das ganze Wesen der Frömmigkeit." So schmelzen Herz, Glaube, Freiheit, Frömmigkeit in einen Begriff zusammen, der kein Begriff ist, sondern eine Kraft. Wir können sie auch, mit deutschem Verstande, die Kraft des Idealismus nennen. Weil es sich bei der Auswirkung dieser Seelenkraft in die Welt hinein um ein Ideal handelt, über die Welt hinaus, so kommt dem Menschen dieser Welt das Pflichtgefühl zur Hilfe, wie es wiederum Luther ausdrückt: „Kann er die Welt nicht gar fromm machen, so tue er, was er kann." Aber er ist dabei auch fest überzeugt: „die drei Worte: frei—christlich—deutsch sind dem Papst und dem römischen Hof nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle." Wir sollten nur ebenso gut lutherisch und darüber klar sein und es frei zum Ausdruck bringen, daß dem deutschen Geiste die fremde Freiheit auch nichts denn Gift und Hölle sei. Dazu gehört eben Glaube. Doch selbst dem treuen Melanchthon mußte Luther einst die scharfen Worte schreiben: „Gott hat unsere Seele an einen Ort gestellt, den du trotz all deinem Können und Wissen nicht kennst, der heißt: Glaube. Da haben alle Dinge, die man nicht sieht, ihren Stand. Haben wir den, was kann uns der Satan anhaben mitsamt der ganzen Welt!" Setzen wir unseren ganzen völkischen Stolz darein, daß wir nicht ein Volk der Oberfläche sind, sondern daß die Wurzeln unseres Wesens in der Tiefe ruhen, in der Tiefe der Seele und des Seins, wo das Göttliche heimisch ist. Ewige Mächte sind es, die dort über unser eigenstes Eigen wachen; sehen wir wohl zu, daß wir ihrer nicht vergessen im Spiel und Widerspiel mit der Oberflächenwelt, die uns gern zu ihresgleichen machen wollte, da ihre weltliche Schlauheit alsdann unsere — nach Verlust unserer Ahnenweisheit — Stümperhaftigkeit leicht besiegen kann. Verlernen wir nicht die Sprache, mit den ewigen Mächten zu reden, und sie werden uns hören und helfen.

„Ihr ew'gen Mächte, die wir ahnend ehren,
in Erdenschweren,
gebt uns ein Licht auf unserm dunkeln Pfade,
ein Licht der Gnade!
Gebt uns dafür im Reinen und im Stillen
den starken Willen,
der durch die Nacht die Schritte nach dem Lichte
entschlossen richte!

Gebt uns den Mut, der Täuschung Wucht zu tragen
und doch zu wagen!
Gebt uns den Glauben, auch im Höllengrauen
Gottheit zu schauen!

Mit solchem Drang zum Licht und Glaubenmute
für's ewig Gute
steh'n helle Sternenbahnen unserm Hoffen
hienieden offen,
zu Sonnenhöhen dürfen wir uns heben
im Erdenleben.
Ein Wunder ist's, doch eingeboren inne
zum Lebenssinne.
Daß unser Herz in sich die Himmelssterne
erkennen lerne,
dazu befreit uns erdgebund'ne Knechte,
ihr ew'gen Mächte!"

Nun ja, „das, was uns alle bändigt, das Gemeine", das gehört nur der Oberfläche an. Aber wenn nun zuletzt alles Oberfläche wird, wenn die Oberfläche sich so breit macht, daß kein Raum mehr bleibt für das, was aus den Tiefen stammt? An den Dingen der Oberfläche läßt sich wohl immer herumflicken, Flick- und Stückwerk für den Tag, vom nächsten wieder aufgelöst, neu und anders gesucht, stümperisch fortgewurstelt, wie unser Bundesbruder sagt. Damit ist uns, unserer Art und ihrem Rechte nicht geholfen. Die Tiefe unseres deutschen Wesens müßte eine torpedierende Kraft haben, um die Oberfläche zu zersprengen und die Herrschaft über die Wogen der Zeit zu gewinnen. Woher diese Kraft nehmen? Sie ist ein Gnadengeschenk und heißt Glaube. Die schöpferische Wurzel des Heldentums Als wir alle in der Gewalt des großen Augenblicks an unser Volkstum glaubten, da gab es keine Oberfläche, da war sie ganz freies, wogendes Meer begeistert einigen Volkswillens geworden. So zog das Volk in Waffen zur Völkerschlacht hinaus. Wenn nun aber das Volkstum selber bitter enttäuscht, indem es seinen „Willen" blindlings, sklavisch denen überträgt, die ihm zuwider wollen, die gar dem Willen seiner Feinde zuwillen sind? Dann genügt nicht der Glaube ans Volkstum; dann muß auch er sich noch auf seine tiefere Wurzel besinnen, muß dessen bewußt werden, daß er im Grunde ein religiöser Glaube, Gottesglaube ist. Die Mächte der Ewigkeit müssen aufgeboten werden, um eine gänzlich verfahrene Endlichkeit in die Richte zu bringen. Auch unser Volkstum, auch der Glaube daran, auch die Hoffnung darauf, auch die Liebe dafür, die handelnde und helfende, alles dies ist Gottesgabe, Gottesgnade, stammt aus der ewigen Tiefe der Dinge, hat mit der Oberfläche nichts zu tun, als daß es sie im äußersten Augenblick der Not zersprengen kann und umwandeln in ein Spiegelbild der ewigen Ordnungen, aus einem Chaos zum Kosmos. Das ist der rechte Kosmopolitismus, und er geht seinen natürlichen Weg vom Göttlichen zum Völkischen,

das ſelber Gottesordnung iſt. Der Glaubensheld, den wir uns erſehnen, kann wiederum nur ein Volksheld ſein aus unſerem Blute, in welchem die Art der Ahnen, Jahrtauſende verbindend, Vergangenheit in Zukunft wandelnd, lebt und wirkt. Es muß ein gewachſener Glaube ſein. Von Außen, aus der Fremde her, mögen die Flick- und Stück-Künſte der Oberfläche kommen, die da viel verſprechen und ganz verſagen. Was uns nottut, das eine, der Glaube kann nur von innen emporwachſen, als die zeitüberwindende, ewige Kraft, in welcher unſer Volkstum ſeine wahre Lebensberechtigung erkennt und verehrt. Mit dieſem Lutherglauben ſind wir in den Kampf gezogen, mit ihm müſſen wir in den ſchwereren Kampf des Friedens ziehen. Da vereint ſich zu ſieghafter Kraft der Glaube an Art und Ahnen, der Glaube an Ziel und Zukunft, der Glaube an das Gute und Gott. Weil unſere Zeit ſo arm iſt an dieſem Glauben, darum iſt unſer Volkstum ſo undeutſch geworden und wird ihm das Deutſchverſtehen ſo ſchwer. Das warf ihm ſchon ſein großer Glaubensheld Luther vor: „So hat der Teufel den Vorteil, daß keine Lehre noch Tun ſo ungeſchickt aufkommen kann, er findet Schüler dazu, und je ungeſchickter, je eher. O, wir blinden Deutſche, wie laſſen wir uns ſo jämmerlich von den Romaniſten äffen und narren!“ Aber er wußte auch in die Tiefe zu blicken, wo die Gottesgnaden geborgen ſind, und wo er ſeinen Glauben aus der Quelle ſchöpfte, und ſprach: „Derweilen ſind wir Deutſche noch immer Deutſche und wollen Deutſche bleiben!“ Daran halten wir feſt. Keine Zweifel und keine Verzweiflung ſoll uns den Glauben an unſer Volkstum zerſtören, wenn wir ihn nur eingewurzelt erhalten in dem Glauben an das Göttliche, das Zeit und Welt überwindet. Deutſches Chriſtentum, Lutherglaube, das iſt das eine, was nottut. In dieſem Zeichen werden wir ſiegen.

Hans von Wolzogen.

## Schlachtlied.

Das wilde Schwert in Krieges blut'ger Fauſt,
wenn's auf das blüh'nde Leben niederſauſt,
wie weckt es doch mit ſeiner Klinge Schwingen
in wehdurchgrauſter Luft ein mächtig Singen!

Über das Blachfeld, das vom Blute rinnt,
und über alle, die gefallen ſind,
dem Adler gleich, der rauhen Höhen Meiſter,
ſchwebt der Geſang der wunderbaren Geiſter.

Iſt es der Geiſt der Schwerter in der Schlacht?
Des Zornes, der im Wetterſturm erwacht?
Der Erde Geiſt, der dunklen Totenbahre?
Der Geiſt des Himmels, der uns führt ins Klare?

Es iſt der Geiſt des Willens und des Muts,
des tauſendfach vergoſſ'nen Heldenbluts,
der Ahnen Geiſt, der nimmer uns zu rauben,
der Geiſt der Zukunft iſt's, an den wir glauben!

# Deutschchristentum auf rein-evangelischer Grundlage [1]).

Eine rechte Reformationsschrift! Vier ernste Männer, die, jeder unabhängig von dem andern, schon seit Jahren in dem gleichen Sinne dasselbe Ziel verfolgen, haben sich hier zusammengefunden, um dem deutschen Volke den Weg aufzuweisen, auf dem die deutsche Reformation zu ihrer Vollendung, der deutsche Protestantismus zur Erfüllung seiner Sendung geführt werden kann.

„Aufräumen hilft zum Aufbauen." So heißt es im Vorwort.

„Luther, der kerndeutsche Mann, dessen Riesenwerk mit dem 31. Oktober 1917 nach vierhundert Jahren wieder neu vor uns ersteht, hat unserm Volke vor allem damit den größten Dienst erwiesen, daß er fortzuräumen verstand, was zu seiner Zeit den Weg zu Gott versperrte. Und, ein größerer Entdecker als sein Zeitgenosse Columbus, hat er eine neue Welt innerlicher Reichtümer und ewiger Werte uns eröffnet, indem er nicht nur mit seinem freien und heldenhaften Glauben den Herzpunkt des Evangeliums, nämlich die Person des Heilandes, uns erschloß, sondern auch in gemütvoller Innigkeit die Tiefe der deutschen Volksseele offenbarte. Durch beides fand er zugleich den Weg zu den Herzen seiner lieben Deutschen wie keiner sonst.

Das Christentum, welches im Laufe einer mehr als tausendjährigen Geschichte sich als unendlich segensreich für unser Volkstum erwiesen hat, läßt sich auch heute und in alle Zukunft durch keine andere Religion ersetzen, geschweige durch die altgermanische, uns viel zu wenig genau bekannte Religion unserer Vorfahren, so sehr wir uns für eine solche auch interessieren und sie zum Vergleiche mit dem Christentum verwenden mögen. Das Rad der Geschichte läßt sich einmal nicht zurückdrehen.

Wohl aber ist der immer wieder zu erneuernde Versuch zur Vereinfachung und Verinnerlichung der Religion eine wichtige Aufgabe auch in unserer Zeit. Gesundes Wachstum nimmt nicht nur neue Elemente in sich auf, sondern scheidet auch alte aus."

Auf diesen Weg, der allein unserer völkischen Entwicklung und Ausprägung gerecht zu werden vermag, wollen, angesichts des Reformationsfestes, auch die nachfolgenden Ausführungen verweisen. Ihre Verfasser wenden sich damit an alle in unserem Volke, denen Religion und Deutschtum gleicherweise eine Herzenssache ist.

Erst kürzlich habe ich hier der Überzeugung Ausdruck gegeben, wie notwendig es sei, dem deutschen Volke nahezubringen, was es am Christentum hat, und

---

1) 95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917 von Hauptpastor Friedrich Andersen in Flensburg, Prof. Adolf Bartels in Weimar, Kirchenrat D. Dr. Ernst Katzer in Oberlößnitz b. Dresden und Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth. Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. Preis geheftet 80 Pf.

wie tiefinnerlich dieses mit dem Deutschtum zusammengeht. Wer wollte sich auch dieser Notwendigkeit verschließen angesichts der betrübenden Tatsache, daß selbst die Kreise, die ebenso sehr religiös gestimmt wie deutsch gesonnen sind, sich vom Christentum abzuwenden beginnen, weil sie an der Möglichkeit verzweifeln, das Christentum aus seiner unnatürlichen Verbindung mit dem Judentum zu lösen! „Das Christentum ist jedem Feinde gewachsen, nur nicht dem der Selbstverfälschung. Es ist aber ein erschreckender Gedanke, daß unser deutsches Volk, welches den Ruhm hat, die Reform der Christenheit durch Luther vollbracht zu haben, über lang oder kurz um das Christentum selber kommen könnte, indem zum Dienst des Christentums Berufene in falscher Anhänglichkeit an das Alte es hinderten, die dem Wesen des Christentums entgegenstehenden fremden Bestandteile entschlossen hinauszutun" (22). „Weil aber offenbar Gefahr im Verzuge ist, so gilt es, um der Wahrheit willen nicht zu fragen nach dem, was ‚zu den Alten gesagt' ist, sondern über den Widerspruch gegen das wohlbegründete und hochnotwendige Neue ebenso fest und energisch hinwegzugehen, wie Jesus es tat, als er im Gegensatz zu Pharisäern und Schriftgelehrten die wahre Religion für die Menschheit schuf, und wie Luther gegen den Klerus verfuhr, als er das christliche Volk sich selber helfen lehrte" (23).

Nach bekannten Vorgängen haben die Verfasser für ihre Ausführungen die Form der Leitsätze gewählt. Es will uns angezeigt erscheinen, hier einige der Hauptforderungen wiederzugeben; sie wollen die Gleichgültigen aufrütteln, die Suchenden leiten, die Schwankenden aber zur Entscheidung drängen.

### Von der alttestamentlich-jüdischen und der neutestamentlich-christlichen Religion.

„Das Christentum ist entstanden allein durch die Offenbarung Gottes in Christo und durch Christus, wie von Christus selbst in verschiedenen Aussprüchen bezeugt wird. Die christliche Religion ist demnach eine von der alttestamentlich-jüdischen völlig unabhängige selbständige Religion" (30).

„Dieses wurde von der christlichen Kirche und ihrer Theologie insofern und insoweit anerkannt, als sie die alttestamentliche Offenbarungsstufe als eine niedere bezeichnete gegenüber der neutestamentlich-christlichen. Sie war zu dieser Anerkennung durch das Gewicht und den Inhalt der christlichen Religion gezwungen" (31).

„Daraus folgt, daß das alte Testament nicht zur Erklärung der christlichen Religion und zu dem Verständnis der Person Christi erforderlich und verwendbar ist, weil das Vollkommenere niemals durch das Unvollkommene verständlich gemacht und erklärt werden kann" (32).

„Jede Religion ist eine für sich bestehende Größe und ist nur aus sich selbst und durch sich selbst zu verstehen. Alttestamentlich-jüdische und neutestamentlich-christliche Religion sind zwei von einander verschiedene und in den Haupt-

punkten sogar einander entgegengesetzte Religionen. Sie haben einen verschiedenen Gottes-, Welt-, Menschen- und Geschichtsbegriff" (34).

„Diese Zwitterbildung zerstört den einheitlichen Charakter der christlichen Religion, hindert ihre naturgemäß notwendige Weiterbildung, macht eine innerliche harmonische christliche Frömmigkeit unmöglich und bringt schädigenden Zwiespalt in die Kultur der christlichen Völker, da die Religion von größtem Einfluß ist auf das Kulturleben" (39).

„Deshalb ist die Verbindung zwischen der christlichen und der alttestamentlich-jüdischen Religion sobald als möglich zu lösen und die christliche Religion allein auf sich selbst zu stellen" (40).

„Diese Lösung hat zu geschehen dadurch, daß das alte Testament und alle Anklänge daran aus dem christlichen Religionsunterricht, aus dem christlichen Kultus, insonderheit aus der Predigt des Evangeliums und aus den Gesangbüchern entfernt werden und die alttestamentliche Theologie in die philosophische Fakultät (allgemeine Religionswissenschaft) verwiesen wird" (41).

Das Christentum als Menschheitsreligion.

„Ein sicheres Urteil darüber, inwieweit der wahrhaftige Mensch Jesus von Volk und Zeit bestimmt war, ist nicht zu gewinnen, aber es ist möglich, die eigentliche, innerste Persönlichkeit des Heilandes aus der zeitgeschichtlich-jüdischen Einkleidung herauszulösen und ein vergeistigtes Bild herzustellen, das den Idealen jedes Volkes und jeder Zeit entspricht. Es ist das Recht und die Pflicht jedes christlichen Volkes, sich dieses Bild zu schaffen und sein Gesamtleben darauf einzustellen" (55).

„Im Zusammenhang mit der neuen Botschaft Jesu von der Liebe Gottes steht seine gleichfalls völlig neue Lehre von der allgemeinen Menschenliebe, am besten verdeutlicht durch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Durch sie ist das Christentum die allgemeine Menschheitsreligion geworden, in entschiedenem Gegensatz zu den älteren Volksreligionen, im besonderen der jüdischen, die den Grundsatz vertrat und noch vertritt: Du sollst deinen Nächsten, d. h. deinen Volksgenossen lieben und deinen Feind hassen. Das Christentum als Menschheitsreligion schließt aber die Entwickelung der einzelnen Völker zu der ihrem Wesen entsprechenden Höhe nicht aus, es muß sie im Gegenteil seinem Gesamtcharakter nach wollen, damit die **eine** Herde des einen Hirten würdig werde" (56).

„Völlig neu ist ferner der Grundsatz Jesu, daß die Wahrheit über der religiösen Gemeinschaft steht, und nicht etwa die religiöse Gemeinschaft über der Wahrheit, ein Grundsatz, der die religiöse Entwickelung im Christentum, die ewig erneute Rückkehr zu Christus, aber auch den Ausbau aller religiösen Einrichtungen und Formen im tiefsten und wahrsten Geiste der Völker und Zeiten sichert" (57).

## Vom deutschen Christentum.

„Die Verwandtschaft des Christentums mit dem Deutschtum beruht auf der wesentlichen Bedeutung, welche das Seelische, die Innerlichkeit, und deren lebendiger Ausdruck als glaubensstarker und tatkräftiger Wille für beide weltgeschichtlichen Geisteserscheinungen hat" (74).

„Es mag eine christliche Glaubensform mit viel Gefühl und Phantasie, auch mit viel geistiger Arbeit verbunden sein, sie wird doch nicht die eigentliche deutsche Form heißen können, wenn nicht der Ausdruck der Seele als Wille darin lebendig sich kundgibt, als welcher in seiner religiösen Verbindung mit dem über das Ich erhabenen Ewigen im Glauben der wahrhaft freie Wille ist" (75).

„Deutsches Christentum ist nicht eine dogmatisch festgesetzte und erstarrte Religionsform; auch der Begriff der ‚Konfession' ist im deutschen Sinne als Bekenntnis und damit als persönlicher Ausdruck eines inneren Erlebnisses und daraus gewonnener Willenskraft in der Beziehung der Menschenseele zum Gotteswesen aufzufassen" (76).

„Das deutsche Christentum als Erlebnis der Seele hat die Kraft, wiederum Leben zu schaffen und dadurch über die reine religiöse Glaubenssache hinaus, wenn auch durchaus vom Glauben an das Ewige als Lebenskraft bestimmt, zur wirkenden Kulturmacht innerhalb der christlichen Welt zu werden" (77).

„Was deutsches Christentum sei, tut sich verwandter Seele alsobald kund in den reinen Erscheinungen deutscher Kunst, vom alten ‚Heliand' an zur vertieften Ritterdichtung der Gralssuche, wie von der geheimnisvollen Strenge romanischer Dome zur hohen Freiheit der Gotik, und in den wahrhaft empfundenen und ehrlich geschaffenen Bildwerken altdeutscher Holzschnitzer und Maler bis zu Dürers Meistertum, im evangelischen Kirchenliede seit Luther bis zu Bachs Musik: eine große Einheit innerlicher Gestaltungskräfte deutscher Seele und christlicher Ethik, welche den sicheren Untergrund bildet für jede fernere Hochentwickelung deutscher Kunst durch die Jahrhunderte werdender christlicher Kultur" (94).

„Von dem Standpunkte der gewonnenen Freiheit deutscher Art und christlichen Glaubens aus gewinnen wir auch endlich erst die gerechte Stellung zum Wesen und Werte des alten Testamentes, welches nun nicht mehr als ein religiöser Zwang aus fremder Welt uns aufliegt, sondern als ein bedeutsames, für die Kenntnis des Judentums und seiner Geschichte unentbehrliches Hauptstück der Weltliteratur von hohem dichterischen (epischem und lyrischem) Werte, und auch als ein vielfach ergreifendes Zeugnis tiefen Gottesglaubens und inbrünstiger Frömmigkeit einzelner großer religiöser Persönlichkeiten, innerhalb der Gesamtheit unsrer geistigen Güter, bestehen bleibt, ohne fernerhin die uns zunächst liegenden Überlieferungen eigner Sage und Geschichte in unsrer Haus- und Schulbildung zurückzudrängen oder gar beseitigen zu sollen, und ohne damit unser Christentum durch sein fremdartiges Wesen von unserem Deutschtum in einem ebenso un-

natürlichen wie für beide Teile gefährlichen Abstand zu erhalten. Das Alte Testament verlor seine religiöse Bedeutung vor der Erscheinung des von seinen Gläubigen verleugneten Heilands, das deutsche Christentum begann seinen segensreichen Gang durch die Weltgeschichte mit der herzlichen und reinen Aufnahme der Erscheinung des Heilands in deutscher Seele und Welt" (95).

Ich wollte nur andeuten, nicht erschöpfen. So fehlt hier, was in den Leitsätzen gesagt ist über das Verhältnis Jesu zu Gott und der einzelnen Menschenseele, über den freiwilligen Opfertod Christi und den Glauben als das wirksame Lebensprinzip, welches das sittliche Wachstum und das ewige „Stirb und Werde" nach sich zieht, das mit dem irdischen Leben verbunden ist. Aber ich hoffe, daß die angeführten Leitsätze wirksamer als empfehlende Worte ein Verlangen wecken werden, dem Geiste dieser Reformationsschrift nahezukommen.

„Luther hat mit der Reformation den ersten gewaltigen Schritt getan zur Befreiung des deutschen Volkes aus fremdem geistigen Bann; Bismarck den zweiten, indem er es politisch mündig machte; den dritten müssen wir alle selber tun durch Verdeutschung des Christentums in uns selbst" (4).

Gerhard Krügel.

# Kirchenlied und geistliches Lied.

Eine geschichtliche Betrachtung von Walter Loose, Lauter i. Sa.

„Als Stimmungsvorbereitung für die Vierhundertjahrfeier der Reformation" vorzüglich geeignet ist das 1916 in Mühlmanns Verlagsbuchhandlung in Halle erschienene, von Adolf Bartels herausgegebene deutschchristliche Dichterbuch „Ein feste Burg ist unser Gott" (6 M.), ein Haupt- und Standwerk, das die Aufgabe hat, „wissenschaftlich einwandfrei zu zeigen, und zwar Geistlichen und Laien, wie reich die deutsche Dichtung an religiöser Lyrik ist". Wie diese Sammlung entstanden und warum sie gerade so geworden ist, sagt uns ein persönlich gehaltenes Vorwort. Dann folgt als Einleitung eine größere, die erste vollständige, vom nationalen und ästhetischen Standpunkte aus geschriebene Geschichte des deutschen Kirchenliedes, der deutschen religiösen Lyrik überhaupt von den ältesten Anfängen an bis in die neueste Zeit, den Weltkrieg hinein. Die Sammlung enthält 540 Gedichte in sieben Büchern von den nach Lebensaltern geordneten 338 Dichtern und 13 ungenannten Verfassern. Das Ende bilden drei ausführliche, genaue und übersichtliche Inhaltsverzeichnisse. — Im folgenden soll an der Hand dieses Lehr-, Trost- und Erbauungsbuches eine Betrachtung über Kirchenlied und geistliches Lied gegeben werden.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahren vor dem großen Kriege dem evangelischen Kirchenliede im allgemeinen nicht die Würdigung und Beachtung zu teil geworden ist, die ihm zweifellos zukommt. Nach dem Beitrag „Das evangelische Kirchenlied" in der „Neuen Christoterpe" für 1907 hat da vor allem der moderne Ästhetizismus gesündigt. Der sprach von „gutgemeinten Reimereien", kannte die Bedürfnisse des Volkes nicht, wußte den ästhetischen, geschweige denn den religiös-sittlichen Wert des Vorhandenen nicht richtig einzuschätzen und — wollte das Kirchenlied leichtsinnig über Bord werfen.

Jetzt kommt ja erfreulicherweise die entgegengesetzte, dem Wert und der Bedeutung des Kirchenliedes entsprechende Auffassung immer mehr durch. Nicht daß man blind wäre gegen hervorgehobene Unebenheiten und Schwächen! So ist, um einiges zu nennen, hier und da ein die Anlage des Liedes nicht störendes Hinwegschneiden schwächerer Strophen erwünscht, wie es bei der zuletzt durchgeführten, durchaus ästhetischen Gesangbuchreform geschah, „die an die Stelle abgeschwächter und verwässerter Überarbeitungen, soweit es möglich war, überall wieder den ungleich kräftigeren und poetischeren Urtext gesetzt hat, und zwar keineswegs im archaistischen Geiste, sondern dabei dem Bedürfnisse der Gegenwart nach Kräften Rechnung tragend". Auch ist nicht zu leugnen, daß manches aus der Bilder- und Vorstellungswelt der Kirchenlieder uns heute nicht mehr gefällt, ferner, daß man sich in Gedichten vor Opitz vor allem an der Härte der Sprache, in denen späterer Zeit z. B. an unpoetischen Ausdrücken stößt. Dem allen gegenüber aber betonen wir doch: Der Poesiereichtum in der evangelischen Kirchenliederdichtung ist sehr bedeutend, und beim Einleben findet man mehr als erwartet ausgeprägt Persönliches und besonders viel bedeutende Persönlichkeiten. Das Kirchenlied ist eben, sagen wir auch mit Bartels, „weit, weit mehr als ein Haufen mehr oder minder guter Verse, die man in der Kirche singt, weil man noch keine anderen hat": „Das gesamte Seelenleben des deutschen Volkes in jenen Jahrhunderten ist in ihm niedergelegt".

Bei der Beurteilung wird gar leicht vergessen, daß das Kirchenlied (wie auch das patriotische und das politische Lied) angewandte Poesie ist. Das Bedürfnis bestimmt seinen Charakter, und das Bedürfnis ist hier die religiöse Erbauung, nicht der rein-ästhetische Genuß. Daher auch die Länge der meisten Lieder, das Gefühl strömte eben aus. „Gewiß, was Gedichtform annimmt, muß auch ein Gedicht sein, was gesungen werden soll, muß Liedcharakter tragen; doch aber gibt es auch Übergangsformen, vom Reinpoetischen zum Rednerischen einerseits und zum Lehrhaften andrerseits, und das evangelische Kirchenlied ist naturgemäß seit seiner Entstehung beiden immer nahe gewesen". Übrigens findet sich schon bei Gellert in seiner Vorrede zu den „Geistlichen Oden und Liedern" eine noch heute für die Ästhetik des Kirchenliedes brauchbare Unterscheidung. Dann beachte man auch die Beziehungen zur weltlichen Lyrik, z. B. beobachte man das

Einwirken des Aufschwungs der dichterischen Technik! Oder man vergleiche einmal Paul Gerhardt und Matthias Claudius! Ersterer hat, wie Bartels schon in seiner Literaturgeschichte hervorgehoben hat, dem Wandsbecker Boten den Ton überliefert. Leider ist eben immer noch nicht in einer gründlichen Arbeit dargetan worden, daß wir im Kirchenlied öfter eine Vorwegnahme späterer weltlicher Töne haben.

Unsere Gesangbücher spiegeln die gewaltige Entwicklung des evangelischen Kirchenliedes, deren Ursprung aber noch vor der Reformation liegt. Er wird uns aus den alten deutschen Leisen, Übersetzungen lateinischer Kirchenlieder, frommen Gedichten der Minnesänger und geistlichen Volksliedern heraus verständlich. **Luther** dann, der Schöpfer des Kirchenliedes und des Gesangbuches, beherrscht mit seinen 36 Gesängen die erste Entwicklung, die Kirchenlieddichtung des Reformationszeitalters. „Ein feste Burg ist unser Gott" ist, der Krieg hat es wieder deutlich gezeigt, „unser wahres Nationallied". Damals kam vor allem der stolze, kriegerische Geist des Deutschtums kräftig zum Ausdruck, überhaupt stehen Bekenntnis- und Streitlieder voran, ferner finden sich Werbelieder (Speratus), auch dem Volksliede verwandte schlichte Haus- und Kinderlieder (Nikolaus Hermann) fehlen nicht. Ich muß mich leider kurz fassen und kann hier und im folgenden nur wenig Namen bringen. In der Verfallszeit nach dem Augsburger Religionsfrieden, in dem viele Sterbelieder entstehen, sind die Dichter wohl ästhetisch schwächer, behalten aber noch eine schlichte Volkstümlichkeit. Schon zeigen sich Frühblüten einer neuen Zeit, so in der Dichtung Johann Arndts, Philipp Nicolais und Martin Behms.

Die neue, zweite Entwicklung, das Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts, der Zeit während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, beginnt mit Johann Heermann, von dem „O Gott, du frommer Gott" und „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen" am bekanntesten sind. Es seien noch Martin Rinkart („Nun danket alle Gott"), Josua Stegmann („Ach bleib mit deiner Gnade") und Meyfart genannt. Sein „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" ist „ein Jubellied, wie die deutsche Literatur kaum ein zweites besitzt, mit natürlicher Entwicklung, Steigerung, Anschaulichkeit, kurz allem, was des Ästhetikers Herz begehrt". Von weltlichen Dichtern, die Kirchenlieder geben, heben wir Opitz, Fleming, Gryphius, die Königsberger und die Nürnberger Pegnitzschäfer hervor. Rists „O Ewigkeit, du Donnerwort" ist immer bekannt geblieben. Nach Luther der bedeutendste Kirchenliederdichter aber ist Paul Gerhardt, von dem ja schon jedes Schulkind frühzeitig schlichte Weisen, z. B. „Wach auf, mein Herz" und „Nun ruhen alle Wälder", kennen lernt. In der obengenannten Sammlung ist er mit zehn Gesängen vertreten. Es sind da auch zwei der schönsten Gedichte von dem Katholiken Friedrich von Spee aufgenommen, „wie denn überhaupt die katholische Dichtung, soweit wie sie der Evangelische kennen muß, Berücksichtigung findet".

Mit der geistlichen Hirtenpoesie des Katholiken Johann Scheffler beginnt wieder eine, die lyrisch bedeutsamste Entwicklung der evangelischen Kirchenliederdichtung. Es ist die „mystische, oder (weiterhin) pietistische, die vor allem das Jesulied, das Lied der persönlichen Hingabe an Jesus, pflegt". Es soll genügen, Christian Knorr von Rosenrot, Neander, Spener, Tersteegen und Zinzendorf zu nennen. Auch menschlich ist diese ganze Entwicklung äußerst wertvoll. Nun treten aber bereits die Epigonen auf, z. B. Erdmann Neumeister und Benjamin Schmolck. Der Verfall des Kirchenliedes tritt ein. Doch darf nicht übersehen werden, daß die letzte, die rationalistische Periode auch noch Gutes, so Gellerts und Cramers Lieder hervorbringt. Die Aufklärung aber hat dem Kirchenliede den Garaus gemacht. Die berechtigte Tendenz der seelischen Verfeinerung führte zum Manierismus, die der allgemeinverständlichen Belehrung zur Trivialität. So hatte das Kirchenlied das Los jeder Richtung, die sich voll ausgelebt hat.

Wohl sind im Anschluß an die alte Entwicklung im letzten Jahrhundert einzelne brauchbare Kirchenlieder geschaffen, auch schon ins Gesangbuch aufgenommen worden, aber ein Neuaufblühen erfolgte nicht. Dafür aber ist im neunzehnten Jahrhundert die spezifisch-geistliche Dichtung höchst ansehnlich.

Geistliche Lieder sind subjektive Lieder, die nicht Gemeinde-, Kirchenlieder werden können. Paul Flemings „Laß dich nur nichts dauern" gilt als das erste geistliche, also im Gegensatz zum kirchlichen Gemeindelied subjektiv-religiöse Lied. Klopstocks „Auferstehn, ja auferstehn wirst du" ist eine Perle. Die Hainbunddichter haben wohl alle geistliche Lieder verfaßt. Spezifisch-geistliche Dichter der Klassik sind Schöner, Bürde, Niemeyer, Garve, Krummacher, und sie zeigen auch deren Krankheiten, die Empfindelei, das Welbürgertum und die Biedermeierei. Kräftige religiöse Vaterlandsdichtung entstammt den Befreiungskriegen. Da haben die Namen Ernst Moritz Arndt, Schenkendorf, Giesebrecht, Körner, Rückert, Platen einen guten Klang. Bartels hat es, wie er sagt, „ehrlich gestanden, immer als einen Mangel empfunden, daß sich die Kirche in dem Gesangbuch, ihrem wichtigsten öffentlichen Organ, um Volk und Vaterland so wenig kümmerte", und hält „einen Anhang vaterländisch-religiöser Lieder bei ihm für durchaus erwünscht". Nach den Befreiungskriegen treten dann die Bahnmeyer und Gottlob Kern, Harms und Aschenfeld, Sachse und Möller hervor. Zur neueren geistlichen Dichtung gelangen wir darauf mit Döring, Möwes, Engstfeld und den Katholiken Eichendorf, Wessenberg und Melchior von Diepenbrock.

Die geistliche Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts weiß genau, was das Kirchenlied wert ist, will sogar bewußt dessen Wirkungen erreichen. So erklärt sich, daß sich unter den Gedichten viele Kirchenliednachahmungen finden. Wir werden uns aber nur dann „scharf ablehnend verhalten, wenn der Verfasser nirgends über den Trivialismus hinausgekommen ist, die alten Dichter geradezu

für sich denken und dichten ließ — was ja, da dann nicht ihr Geist, sondern immer nur ihre Worte da sind, regelmäßig sehr Mittelmäßiges ergibt". Auch die geistliche Dichtung ist angewandte, bestimmten äußeren und inneren Zwecken dienende Poesie. „So nehme ich", sagt Bartels in der „Neuen Christoterpe" für 1916, „auch für die neuere geistliche Dichtung eine ganz natürliche Verwendung poetischer Mittel zu erbauenden Zwecken an und meine, daß da das Ziel am ehesten erreicht wird, wo das unmittelbare Gefühl des Dichters am reinsten und kräftigsten durchbricht und sich nach Art aller anderen Poesie die homogene Form schafft". Geleistet hat sie viel für das christliche Gemeinschafts- und Missionsleben. Ihre vier großen Namen sind Knapp, Spitta, Gerok und Sturm. Und da sich über diese kein Nachwuchs hat erheben können, werden sie noch sehr geschätzt und viel gekauft.

Knapp gilt als der erste ausgesprochene geistliche Dichter der neueren Zeit, auch Spitta, der Verfasser von „Psalter und Harfe", zeigte außerordentliche Gewandtheit und den praktischen Sinn des modernen geistlichen Dichters. Gerok, der mehr Rhetoriker war, wird der namhafteste und volkstümlichste religiöse Dichter des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Seine „Palmblätter" erlebten 1902 die 131. Auflage. Er behält immer etwas sehr Subjektives, Julius Sturm dagegen, der vor allem durch die Schule Rückerts gegangen ist, hat den Kirchenliedton sehr oft gut getroffen. Das hat schon Karl Barthel gefühlt. Er sagte über die 1852 erschienenen „Frommen Lieder" u. a.: „Zugleich bietet der Dichter auch eine Reihe von Liedern, die in ihrer einfachen Objektivität dem Ton des alten Kirchenliedes so nahe kommen, daß sie verdienten, später in das Gesangbuch überzugehen". Wir finden denn auch in den Gesangbüchern den Epigrammatiker Julius Sturm.

Werfen wir noch einen Blick auf das geistliche Kinderlied! Wieder müssen wir da zu Luther zurück, der in „Vom Himmel hoch" eines der „zartesten und lieblichsten lyrischen Gebilde, ein wahres Kinderlied" gab. Im Reformationszeitalter ist dann vor allem Nikolaus Hermann Kinderliederdichter unter den Kirchenliederdichtern. In viel späterer Zeit finden sich bei J. G. Geßner, Christoph von Schmid und Johannes Falk erfreuliche Anfänge dieser Gattung. Die Romantik läßt ihr reiche Pflege zu teil werden. Wilhelm Hey und Hoffmann von Fallersleben sind bekannte und geschätzte Namen, und noch später erwerben sich Agnes Franz und Luise Hensel Anerkennung.

Immer muß man, das sei zum Schluß hervorgehoben, unterscheiden zwischen Kirchenliedern, spezifisch-geistlicher Dichtung und religiösen Gedichten von weltlichen Dichtern und geistlichen Sängern. Als religiöse Dichter haben sich in neuerer Zeit Karl Ernst Knodt, Gustav Schüler und (als Dichterin) Therese Köstlin durchgesetzt. Ein Gang durch die obengenannte Sammlung lehrt, daß die stärksten religiösen Gedichte unserer Zeit nicht bei den geistlichen Sängern,

ſändern bei den weltlichen Dichtern zu finden ſind, weil ſie die größeren Talente ſind und ihre Empfindungen eben mächtiger und künſtleriſcher herausbringen. Ein Aufſchwung der ſubjektiven religiöſen Lyrik parallel der weltlichen iſt nach Bartels ſehr gut möglich. Das nichtkirchliche, praktiſch-geiſtliche Lied, das Verſammlungs- und Vereinslied kann ſich recht wohl noch einmal zu höherer Blüte entwickeln, bewegter, friſcher, vielſeitiger und doch ſchlicht-poetiſch ſein. Hoffen wir, daß wirklich einmal ein geiſtlich gewendeter, tieferer Hoffmann von Fallersleben kommt.

# Die baltiſchen Provinzen und ihre Zukunft.

Von Univerſitätsprof. Dr. Eduard Eckhardt, Freiburg i. Br.

Während das Deutſche Reich mit ſeinen 7 vH. nichtdeutſcher Bewohner einen feſt in ſich geſchloſſenen Nationalſtaat bildet, iſt Rußland ein Nationalitätenſtaat, worin das herrſchende Volk, die Großruſſen, mit 44 vH. der Bevölkerung nicht einmal die unbedingte Mehrheit hat. Selbſt als ſlawiſcher Staat war Rußland vor dem Kriege nicht in demſelben Sinne Nationalſtaat wie unſer Vaterland; denn den 73 vH. Slawen (Groß-, Klein- und Weißruſſen ſowie Polen) ſtanden zahlreiche größere und kleinere nichtſlawiſche Völker gegenüber, deren Geſamtheit 27 vH. der Bevölkerung ausmacht.

Unter den nichtſlawiſchen Völkerſchaften Rußlands ſtehen unſere Landsleute, die Deutſchen, nicht der Zahl nach — denn dieſe beträgt nur etwa 2 000 000, d. h. weniger als 1 1/2 vH., wohl aber dem Range nach weitaus obenan. Die wichtigſte Gruppe unter den Deutſchen Rußlands bilden die Deutſchen in den baltiſchen Provinzen, die ſogenannten Balten, meine engeren Landsleute, auch nicht der Zahl nach, denn dieſe beträgt nur rund 200 000, wohl aber nach ihrer kulturellen und ſozialen Bedeutung. Sie haben dieſen Provinzen, trotz der nichtdeutſchen lettiſchen oder eſtniſchen Mehrheit ihrer Bevölkerung, das Gepräge einer deutſchen Kultur aufgedrückt. Die Letten und Eſten haben als kleine zwiſchen größere Völker eingeſprengte Volksſplitter keine eigene Kultur; alles, was ſie an Kultur beſitzen, verdanken ſie ausſchließlich den Deutſchen.

Wenn wir von dem jetzt zum Reiche ſelbſt gehörenden deutſchen Oſten abſehen, der durchweg Kolonialland iſt, ſtellen die drei Oſtſeeprovinzen Kurland, Livland und Eſtland die älteſte deutſche Kolonie dar, eine Kolonie, die ſchon im frühen Mittelalter gegründet worden iſt. Ein Verhängnis für das Deutſchtum im Lande war es aber, daß dem deutſchen Adel auf dem Lande, den deutſchen Bürgern in den Städten nicht auch deutſche Bauern gefolgt

sind*). Da die ländliche Bauernbevölkerung der Letten und Esten stets die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildete, war es unmöglich, auch sie zu germanisieren. Die Deutschen waren so wohl die Herrscher im Lande und drückten auch den Letten und Esten den Stempel deutscher Kultur auf; aber sie selbst bildeten stets nur die Oberschicht, und es entwickelten sich in ihnen alle Vorzüge und Fehler eines ausgeprägten Herrenvolkes.

Die Reformation fand in den Ostseeprovinzen besonders schnell Eingang und hat dem ganzen Land bis auf den heutigen Tag einen fast ausschließlich protestantischen Charakter verliehen. Die lutherische Kirche ist zugleich ein starkes Band, das Deutsche und Nichtdeutsche miteinander verknüpft, und auch selbst in der Gegenwart, wo die nationalen Gegensätze zwischen den Deutschen und den Letten und Esten, hauptsächlich durch russische Hetzereien veranlaßt, stark hervorgetreten sind, ein mächtiger Damm gegen alle Russifizierungsbestrebungen der skrupellosen Regierung.

Alle Stürme der Jahrhunderte, die über das baltische Deutschtum dahingebraust sind, haben nicht vermocht, es zu vernichten, ja nicht einmal es zu erschüttern. Während sonst die Deutschen in den meisten Gegenden des Auslandes noch immer leicht bereit sind, ihr Deutschtum aufzugeben, haben die Balten von allen deutschen Stämmen im Auslande ihr Deutschtum am treuesten bewahrt. Außerhalb des Deutschen Reiches und Deutschösterreichs ist nirgends ein so scharf ausgeprägtes deutschnationales Selbstbewußtsein, eine solche Widerstandskraft gegen fremde nichtdeutsche Einflüsse zu finden, wie unter den baltischen Deutschen. Gegen die Gefahr der Verrussung schützte sie das Bewußtsein, als Deutsche den Russen in jeder Hinsicht überlegen zu sein; gegenüber den Letten und Esten haben sie ihr Deutschtum nur durch ihre vielgeschmähte Stellung als Herrenvolk bewahren können.

Von reichsdeutscher Seite konnte meinen Landsleuten in den schweren Kämpfen um ihr Deutschtum aus politischen Gründen unmittelbare Hilfe nicht geleistet werden; jede Unterstützung von Deutschland aus hätte die Schwierigkeiten des von den Russen so hart bedrängten baltischen Deutschtums nur noch erheblich vermehrt. Man sollte aber annehmen, daß das ganze deutsche Volk diese deutsch-baltischen Kämpfe wenigstens moralisch, durch seine Teilnahme, unterstützt hätte.

*) Sie konnten auch gar nicht folgen. Adel und Bürger waren auf dem Seewege in das weit abgelegene Land gelangt; eine Massenansiedelung von Bauern war aber auf diesem Wege bei den mangelhaften Seeverkehrsverhältnissen des Mittelalters unmöglich. Der Landweg aber war vollends ausgeschlossen, nachdem Westpreußen — eine Folge der Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg 1410 — im Jahre 1466 polnisch geworden war. Dadurch wurden die östlich von Westpreußen gelegenen Teile des Deutschen Reiches wie durch einen breiten Saum vom deutschen Kernlande abgeschnitten. Zum Glück war Ostpreußen schon lange vor 1466 auch von deutschen Bauern besiedelt worden.

Das ist aber nicht der Fall gewesen; meine Landsleute haben, wenn sie nach Deutschland kamen, eine herzliche Anteilnahme an ihren völkischen Nöten gerade da häufig vermißt, wo sie sie am ehesten erwarten durften. Dies erklärt sich zum Teil aus bloßer Unkenntnis der baltischen Verhältnisse. Es ist ein großer Mangel deutscher Bildung, daß es in den reichsdeutschen höheren Schulen nicht als ein Haupterfordernis des Unterrichts angesehen wird, zu lehren, wo außerhalb des Deutschen Reiches noch Deutsche wohnen. So kam es, daß es bis vor kurzem noch in weiten Kreisen auch der Gebildeten in Deutschland unbekannt war, daß dort fern im Nordosten ein versprengter deutscher Volkssplitter über sieben Jahrhunderte hindurch trotz aller Fährlichkeiten sein Deutschtum erfolgreich bewahrt hatte. Erst die nationalen Vereine, vor allem der Alldeutsche Verband, haben in Deutschland das Interesse für die Balten wachgerufen; ihr Einfluß ist aber auch unter den Gebildeten nur begrenzt.

Jetzt ist die Lage so, daß nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges dem gesamten baltischen Deutschtum völlige rücksichtslose Vernichtung durch die Russen droht, wenn nicht alle drei Provinzen wieder an ihr altes deutsches Mutterland zurückgelangen. Für die Russen ist ja nach dem Ausspruch des früheren Ministerpräsidenten Goremykin die Vernichtung des gesamten Deutschtums in Rußland ein Hauptziel dieses Krieges. Die Revolution hat nun zwar allen übrigen Fremdvölkern in Rußland eine Lockerung oder vielleicht gar eine völlige Lösung ihrer bisherigen Ketten gebracht, bedeutet aber für die Balten kaum eine Änderung ihres traurigen Loses, wenn ihr Land russisch bleibt. Dem demokratischen Rußland der Revolution ist der aristokratische Balte ebenso verhaßt, wie er dem panslawistischen und absolutistischen Rußland des Zaren als Deutscher und wegen seiner der russischen öden Gleichmacherei so unbequemen politischen Sonderstellung verhaßt gewesen war. Die Kurländer sind durch unsere Besetzung ihrer Provinz ja jener Gefahr der Vernichtung, und zwar, wie zu hoffen ist, für immer entronnen; um so schlimmer aber ist die Lage für die Balten in den noch nicht eroberten Provinzen Livland und Estland.

Nun wäre es trotzdem ein durchaus unbilliges Verlangen, daß Deutschland alle drei Ostseeprovinzen nur deshalb erobern solle, um die Balten vor dem ihnen drohenden Untergang zu retten. Wenn auch der völlige Untergang des baltischen Deutschtums für Deutschland selbst, nicht nur vom völkischen Standpunkt aus, keineswegs völlig gleichgültig wäre, wenn auch der Verlust eines deutschen Bollwerks gegen die slawische Hochflut auch für Deutschland schwer ins Gewicht fallen würde, so könnte man sich doch immerhin, theoretisch wenigstens, einen Standpunkt denken, wonach es für Deutschland eine Notwendigkeit wäre, die Balten zu opfern, wenn nämlich die Nachteile einer Erwerbung der Ostseeprovinzen für uns größer sind als ihre Vorteile. Eine Einverleibung der Ostseeprovinzen liegt also nur dann im deutschen Interesse, wenn auch Deutschland selbst erhebliche

Vorteile davon zu erwarten hat, welche die Nachteile bei weitem überwiegen. Daß dies auch wirklich der Fall ist, will ich in folgendem zu beweisen versuchen.

Zunächst aber noch eine allgemeine Vorbemerkung.

Ob die Eroberung und Einverleibung auch von Liv- und Estland im Plane der deutschen Heeresleitung und Regierung liegt, weiß ich nicht. Bei einer Erörterung der Kriegsziele ist es aber unsere Aufgabe, politische Ideale aufzustellen und Gesichtspunkte anzugeben, die nach unserer Ansicht für die Neugestaltung Europas nach dem Kriege maßgebend sein müssen, wenn diese Neugestaltung für das Deutsche Reich vorteilhaft sein soll. Ob eine Verwirklichung dieser Ideale militärisch oder politisch überhaupt möglich ist oder nicht, ist eine andere Frage, mit deren Beantwortung wir uns hier nicht zu beschäftigen brauchen. Jedenfalls kann ich aber nicht nachdrücklich genug betonen, daß unsere jetzige Front in Kurland als künftige Grenzlinie zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland völlig verfehlt wäre. Die drei Ostseeprovinzen bilden geographisch und geschichtlich ein einheitliches zusammengehöriges Gebiet, das nicht ungestraft auseinandergerissen werden darf. Ein solches Auseinanderreißen würde auch strategisch unmögliche Zustände schaffen, die schon nach kurzer Zeit eine Änderung notwendig machen müßten. Es genügt der Hinweis auf den Umstand, daß zwei Großmächte doch unmöglich den kleinen Rigaischen Meerbusen gemeinsam besitzen können; das wäre aber der Fall, wenn Kurland deutsch wird, dagegen Livland russisch bleibt. In einem künftigen Kriege könnte dann immer die eine Macht der anderen leicht den Ausgang aus dem genannten Meerbusen in die offene Ostsee abschneiden; vor allem wäre der Besitz der großen und bedeutenden Handelsstadt Riga für Rußland völlig wertlos, weil Deutschland von Kap Domesnäs, der Nordspitze Kurlands aus, die Schiffahrt aus und nach Riga jederzeit unterbinden kann. Rußland würde daher immer wieder danach trachten, auch die kurische Küste des Rigaischen Meerbusens wieder in seine Hand zu bekommen. Auf die Dauer kann daher nur eine einzige Großmacht das ganze den Rigaischen Meerbusen umgrenzende Gebiet besitzen.

Die dauernde Einverleibung aller drei Ostseeprovinzen erscheint uns aus folgenden Gründen als eine Notwendigkeit für Deutschland:

1. Rußland ist uns hauptsächlich durch seine ungeheure Volksmenge gefährlich. Mit dem Rußland von heute, dessen Einwohnerzahl auf 170 Millionen geschätzt wird, werden wir hoffentlich trotz unseres Dreifrontenkrieges noch fertig. Wenn aber bei der kaninchenartigen Fruchtbarkeit des russischen Volkes die Zahl der Bewohner Rußlands auf 300 Millionen angewachsen sein wird, für die in dem Riesenreiche immer noch überreichlich Platz vorhanden wäre, dann würde auch die größte deutsche Tapferkeit sich schließlich an dem russischen Millionenheere ebenso wirkungslos erweisen wie an einem Schwarm von Milliarden von Heuschrecken. Schreitet die russische Volksvermehrung in dem gleichen Tempo

wie bisher fort, so könnte Rußland diese Bevölkerungsziffer von 300 Millionen schon in 50—70 Jahren erreichen. Es ist daher eine Lebensfrage für Deutschland, daß Rußland möglichst geschwächt werde und überhaupt niemals in die Lage komme, 300 Millionen Einwohner zu haben. Wir müssen daher Rußland möglichst zu verkleinern suchen. Rußland hat mit seiner Großmachtstellung immer nur Mißbrauch getrieben. Wenn es völlig aufhörte, Großmacht zu sein, so wäre das ja nur ein Segen für die Menschheit. Dazu gehört aber vor allem die Lostrennung der 27 Millionen Ukrainer, ein Ziel, das die gegenwärtige Revolution uns schon in greifbare Nähe gerückt zu haben scheint. Noch aber sind die politischen Verhältnisse in Rußland ganz unsicher und die Zukunft unberechenbar. Wer bürgt uns dafür, daß Rußland dauernd in seiner jetzigen uns sehr erwünschten Ohnmacht verharren wird, daß nicht etwa in einer nahen oder fernen Zukunft durch eine Gegenrevolution ein kraftvoller Despot die Herrschaft an sich reißt und Rußland, namentlich durch erneute Unterjochung der Ukraine, seine alte Großmachtstellung zurückgewinnt? Auf die französische Revolution folgte Napoleon I. Wir dürfen also die dauernde Selbständigkeit der Ukraine nicht als einen sicheren Faktor zu unseren Gunsten im Voranschlage unserer deutschen Zukunft buchen. Wenn aber das bisherige Königreich Polen mit 10717000, Litauen mit 6130000 und die drei Ostseeprovinzen mit 2718000 Einwohnern Rußland dauernd entrissen werden, vermindert sich die Zahl der russischen Staatsangehörigen um fast 20 Millionen zu unseren Gunsten *), ein Gewinn, der bei einem künftigen Kriege mit Rußland schwer für uns ins Gewicht fallen würde, auch wenn die Fruchtbarkeit der Russen in Zukunft noch so groß sein sollte.

Nun gibt es aber bei uns, trotz aller Enttäuschungen, die dieser Krieg unserer leidigen Sucht, uns anderen Völkern anzubiedern, schon bereitet hat, immer noch Leute, die da meinen, man müsse die Feinde, in unserem Falle also die Russen, beim Friedensschluß möglichst schonen, um ihnen nicht Anlaß zu einem neuen Kriege zu geben. Insbesondere wird von dieser Seite betont, daß die Russen, wenn wir sie von der Ostsee abdrängen, immer wieder versuchen werden, die verlorenen Gebiete wiederzugewinnen. Man hofft also, wenn man den Russen gar kein Land, oder möglichst wenig abnimmt, sie versöhnlicher zu stimmen. Nichts wäre verkehrter als eine solche Hoffnung. Die Russen würden eine so schonende Behandlung nur als einen Ausfluß deutscher Schwäche auslegen, und dann gerade erst recht bei der ersten Gelegenheit über uns herfallen. Feindselig gesinnt werden sie uns in jedem Falle bleiben, ganz unabhängig davon, wie wir sie beim Friedensschluß behandeln. Der Deutschenhaß, der auf einem Gegensatze der Rasse beruht,

*) Voraussetzung ist hierfür allerdings, daß das am 5. November 1916 so leichtsinnig von uns neugeschaffene Königreich Polen in militärischer Abhängigkeit von den Mittelmächten bleibt und ihm ein für allemal die Möglichkeit genommen wird, sich etwa in Zukunft mit Rußland gegen uns zu verbinden.

liegt ihnen nun einmal im Blute; so unberechtigt und töricht er uns auch erscheint, so müssen wir doch in jedem Falle mit ihm rechnen. Wenn diese Feindschaft aber nun einmal unvermeidlich ist, können wir einen etwaigen neuen Kampf mit den Russen um so eher aufnehmen, je mehr wir sie zuvor geschwächt haben.

Außerdem liegt Rußland gar nicht so viel an der Herrschaft über das Binnenmeer der Ostsee, deren Ausgang ihm im Kriege so leicht gesperrt werden kann. Eigentliche Kriegsziele Rußlands sind vielmehr der Besitz Konstantinopels und der Dardanellen, die es als Pforte zum Mittelmeer in seine Hände bekommen will, sowie die Vorherrschaft auf dem Balkan. Die Erreichung dieser Ziele kann Deutschland ihm weder jetzt noch jemals in der Zukunft zugestehen, ohne seine eigenen Belange aufs empfindlichste zu schädigen. Der Interessengegensatz zwischen Deutschland und Rußland wird also in jedem Falle bestehen bleiben.

2. Auch wenn wir Rußland, wie wir doch alle zuversichtlich hoffen, in diesem Kriege völlig besiegt haben, werden wir von ihm gar keine oder nur eine geringe Kriegsentschädigung erlangen können. Wir müssen also den Russen auch deshalb möglichst viel Land abnehmen, um uns für den Mangel einer Kriegsentschädigung schadlos zu halten. Polen ist zwar schon jetzt vom russischen Reiche losgelöst; es ist aber aus mehrfachen Gründen durchaus nicht wünschenswert, und jetzt auch nach der vorschnellen Verkündigung seiner Selbständigkeit kaum noch möglich, Polen gerade dem Deutschen Reiche einzuverleiben, so notwendig auch eine militärische Abhängigkeit Polens von uns in der Zukunft wäre. Wenn also Polen zur Angliederung an Deutschland ungeeignet ist, so bleiben uns nur noch von dazu besser geeigneten Teilen Rußlands Litauen und die Ostseeprovinzen übrig. Zu Litauen rechne ich nicht nur die drei bisherigen Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno*), sondern auch das bisher zum Königreich Polen gehörige Gouvernement Suwalki, das nach seiner geographischen Lage und nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung eher als ein Stück von Litauen zu gelten hat.

Litauen umfaßt mit Suwalki ein Gebiet von rund 135000 Quadratkilometern, etwas mehr als ganz Rumänien die drei Ostseeprovinzen sind ungefähr 95000 Quadratkilometer groß, etwas kleiner als Bayern und Württemberg zusammengerechnet. Litauen und die baltischen Provinzen zusammen würden also für das Deutsche Reich einen Zuwachs von etwa 230000 Quadratkilometern bedeuten, d. h. dem Raume nach fast die Hälfte von ganz Deutschland.

*) Genau genommen sind litauisch nur 5 von den 7 Kreisen des Gouvernements Wilna, mit der Stadt Wilna selbst als der Hauptstadt von ganz Litauen. Im Gouvernement Grodno ist die Mehrzahl der Bewohner sogar weißrussisch und griechisch-orthodox; die eigentlichen Litauer, die römische Katholiken sind, machen nur einen kleinen Bruchteil seiner Bevölkerung aus. Da aber auch Grodno gewöhnlich zu Litauen gerechnet wird und wir dies Gouvernement ebenfalls besetzt haben, möge auch Grodno in weiterem Sinne als litauisches Gebiet gelten, um so eher, als der Besitz Grodnos für uns in strategischer Hinsicht wertvoll ist.

3. Die Erwerbung von Litauen und allen drei Ostseeprovinzen würde, wenn auch Polen von Rußland abgetrennt bleibt, auch in strategischer Hinsicht eine unvergleichliche Verbesserung der bisherigen deutsch-russischen Grenzlinie bedeuten. Daß diese für uns überaus ungünstig war, dürfte wohl allgemein zugegeben werden. Wenn wir die Grenze von Memel bis nach Myslowitz, wo das Deutsche Reich, Österreich und Rußland zusammenstoßen, mit der Entfernung in der Luftlinie zwischen beiden Städten vergleichen, so sehen wir, daß die tatsächliche Grenzlinie etwa doppelt so lang ist wie die Luftlinie. Eine ungünstigere Grenze ist kaum denkbar. Wie ein breiter Keil schiebt sich das bisherige russische Königreich Polen in das Gebiet des Deutschen Reiches hinein, so daß die Grenze, von Westen aus gesehen, einen mächtigen einwärts gerichteten Bogen bildet. Werden aber die Ostseeprovinzen und Litauen zum Deutschen Reiche hinzugeschlagen, so verläuft die neue Grenze viel eher in einer einheitlichen geraden Linie und wird durch eine fortlaufende Kette von natürlichen Hindernissen nach Osten hin wirksam gesichert, die bei der bisherigen Grenzlinie fehlen: im Nordosten würde dann der Finnische Meerbusen die Grenze bilden, dann die Narowa, der Ausfluß des Peipus-Sees, dann dieser gewaltige See selbst, der etwa 6½ mal so groß wie der Bodensee und nur wenig kleiner als das ganze Herzogtum Braunschweig ist, dann die Welikaja, die von Süden her in den Peipus-See mündet, dann das leicht zu einem strategischen Bollwerk auszugestaltende Seengebiet bei Dünaburg und die Sumpfgegenden südlich davon. Das wäre ungefähr die gleiche Grenze, wie sie schon im Mittelalter zwischen dem Deutschen Ordenslande und Rußland bestand. Wer das Bedenken hat, daß durch die Besetzung von Litauen und den Ostseeprovinzen der schmale, schwer zu verteidigende Küstenstreifen, den West- und Ostpreußen bilden, noch viel weiter nach Nordosten und Norden hin verlängert und die Schwierigkeit der Verteidigung dadurch noch erheblich vermehrt werde, dem kann man folgendes entgegenhalten: Der aus dem neuerworbenen Gebiet bestehende Küstenstreifen wäre viel breiter als der west- und ostpreußische; auch selbst ein so verlängerter Küstenstreifen wäre immerhin im Kriegsfalle noch viel leichter zu verteidigen, als irgend eine unserer überseeischen Kolonien. Wenn auch Polen aufhört russisch zu sein, würde außerdem Ost- und Westpreußen durch Kurland, Litauen und Polen wie durch einen breiten und starken Damm vor einem erneuten Einfall russischer Horden geschützt sein; denn preußisches Gebiet würde nirgends mehr unmittelbar an Rußland grenzen.

4. Die Erwerbung der Ostseeprovinzen und Litauens würde Deutschland auch das Kolonialland darbieten, dessen es so dringend bedarf, um den beständig wachsenden Überschuß seiner Bevölkerung abzuwälzen. Was unsere überseeischen Kolonien gar nicht oder nur in sehr beschränktem Umfang gestatten: die Ansiedelung von Kolonisten in einem Lande, dessen klimatische Ver-

hältnisse denen von Deutschland ungefähr entsprechen, könnte hier in ganz großem Stile durchgeführt werden, und zwar in einem Gebiet, das unmittelbar an das jetzige Deutsche Reich angrenzt und auch im Kriegsfall nicht vom übrigen Deutschland abgeschnitten wäre. Millionen von Deutschen, die sonst durch Auswanderung nach Amerika oder in andere nichtdeutsche Länder dem Deutschtum verloren gehen, würden auf deutschem Boden Deutsche bleiben können, ohne räumlich so beengt zu sein, wie das in manchen Teilen unseres übervölkerten Vaterlandes der Fall ist. Eine so günstige Gelegenheit, für deutsche Besiedelung geeignetes Kolonialland zu erwerben, bietet sich vielleicht niemals wieder in der ganzen Zukunft.

Die Ostseeprovinzen sind ein fruchtbares Land mit gemäßigtem Seeklima, aber sehr dünn bevölkert. Während sie, wie ich schon vorhin erwähnt habe, ungefähr so groß sind wie Bayern und Württemberg zusammen, haben diese beiden deutschen Bundesstaaten mehr als dreimal so viel Einwohner als jene, obgleich auch Bayern mit 91 Einwohnern auf den Quadratkilometer unter dem Bevölkerungsdurchschnitt des ganzen Deutschen Reiches, der 115 Einwohner beträgt, zurückbleibt. Die Ostseeprovinzen vertragen wegen ihrer nördlichen Lage natürlich keine so dichte Besiedelung wie z. B. Mitteldeutschland; aber eine Bevölkerung von 65 Einwohnern auf den Quadratkilometer könnten auch sie leicht ernähren. Dann wäre in ihnen Platz für 6200000 Einwohner, während ihre tatsächliche Einwohnerzahl nur 2718000 ausmacht. Also wäre noch Raum in ihnen vorhanden für mehr als 3 Millionen Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende*). Der kurländische Großgrundbesitz hat sich schon jetzt während des Krieges erboten, ein Drittel seines Bodens nach dem Friedensschluß für Besiedelung durch deutsche Bauern herzugeben; wenn auch Liv- und Estland deutsch werden sollten, werden der livländische und estländische Großgrundbesitz gewiß mit Freuden dem kurländischen Beispiel folgen.

Für Litauen läßt sich eine ähnliche Berechnung aufstellen wie für die Ostseeprovinzen: Mit 45 Einwohnern auf den Quadratkilometer ist es zwar dichter bevölkert als diese, bleibt aber immer noch hinter den klimatisch entsprechenden Teilen Deutschlands weit zurück. Nehmen wir hier wegen der südlicheren Lage eine etwas höhere Durchschnittsziffer an, etwa 75 Einwohner auf den Quadratkilometer, so könnte Litauen etwas über 10 Millionen Menschen aufnehmen, also fast 4 Millionen mehr als es schon enthält.

Im ganzen wären es also 7 Millionen neue Ansiedler, die noch in den Ostseeprovinzen und in Litauen bequem Platz finden könnten. Während die Ostseeprovinzen sich wegen ihres fast rein protestantischen Charakters mehr für Einwanderung von Evangelischen eignen, bietet das vorwiegend römisch-katholische Litauen besonders deutschen Katholiken geeigneten Boden zur Besiedelung.

---

*) Vgl. v. Engelhardt, Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, München 1916, S. 100.

Zunächst kämen für die Verpflanzung auf das neugewonnene Gebiet die mehr als 1 Million zählenden deutschen Bauern aus den Wolgakolonien und Südrußland in Betracht, die jetzt von der russischen Regierung aus Haus und Hof vertrieben worden sind. Da sie mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen in Rußland schon vertraut sind, wären sie schon von vornherein die geeignetsten Kolonisten für das zu erwerbende Neudeutschland; außerdem ist es eine Ehrenpflicht für uns, diese Märtyrer ihres Deutschtums wieder in die deutsche Volksgemeinschaft aufzunehmen. Ferner wäre Gelegenheit geboten, für unsere Krieger nach Beendigung des Krieges in reichlicher Menge Heimstätten zu schaffen, wo sie auch ein Stück Land ihr eigen nennen dürfen; die so schädliche Landflucht, der Massenzustrom in die großen Städte, würde dadurch zugleich wirksam eingedämmt. Ferner könnte durch Aufteilung und Verkauf der staatlichen Domänen, die allein in Kurland 22 vH. des ganzen Bodens ausmachen, ein ansehnlicher Teil unserer Kriegsmilliardenschuld getilgt werden. Man hat auch mit Recht hervorgehoben, daß schon der Besitz der baltischen Provinzen allein, ohne Litauen, genügt hätte, uns vor unserer jetzigen Lebensmittelknappheit zu bewahren, und die englischen Aushungerungspläne gleich von vornherein zu vereiteln.

5. In jüngster Zeit ist noch ein besonderer Grund hinzugekommen, der Deutschland geradezu zwingt, auch Liv- und Estland in Besitz zu nehmen, nämlich die Festsetzung der Engländer in diesen Gebieten. Duldet Deutschland, daß der Bereich der englischen Macht sich auch auf die Ostsee ausdehnt, so setzt es sich der Gefahr aus, auf dem einzigen Meere, das bisher der englischen Willkürherrschaft zur See noch nicht zugänglich war, von England im Kriegsfalle ebenso vergewaltigt zu werden, wie überall sonst in der Welt. Einen so zielbewußten Gegner wie England nicht nur im Westen, sondern auch im Nordosten, hier noch dazu zu Lande, zum Nachbarn zu haben, bedeutet ferner für uns geradezu die Gefahr des Zerdrücktwerdens durch die Umklammerungen der englischen Riesenschlange. Eine englische Herrschaft über Liv- und Estland wäre für uns also noch viel schlimmer als die bisherige russische, ja fast unerträglich.

6. Abgesehen davon, daß, wie schon vorhin erwähnt wurde, die jetzige Front als künftige Grenze durchaus ungeeignet wäre, müssen wir mindestens den südlichen, lettischen Teil von Livland auch noch aus einem anderen Grunde in unserer Hand haben. Sonst würde, wenn die Letten Kurlands deutsch werden, dagegen die livländischen Letten bei Rußland verbleiben, von letzteren eine beständige Aufhetzung ihrer Volksgenossen in Kurland gegen die deutsche Herrschaft ausgehen.

Im allgemeinen ist die Stimmung in Deutschland einer Einverleibung der Ostseeprovinzen günstig, selbst bis in die weit nach links stehenden Parteien hinein. Man hört aber immer wieder bestimmte Bedenken dagegen vorbringen. Diese Bedenken richten sich teils gegen die baltischen Deutschen, teils gegen die Letten und Esten.

Gegen meine Landsleute, die Balten, bestehen leider in Deutschland manche Vorurteile, die einer Angliederung der Ostseeprovinzen hinderlich sind. Man wirft ihnen eine reaktionäre Gesinnung vor. Da sie immer wieder ihre deutschen Vorrechte und überhaupt ihr Deutschtum gegen Russifizierungsbestrebungen haben verteidigen müssen, hat sich in ihnen allerdings eine stark konservative Richtung als politischer Grundzug ihres Wesens entwickelt. Für politische Neuerungen hatten sie eben sehr wenig Spielraum, weil sie bei einem jeden derartigen Vorschlag eine Einmischung der russischen Krone befürchten mußten. Immerhin ist eine ganze Reihe von Reformen allein auf Anregung gerade des als besonders reaktionär verschrienen baltischen Adels im Lande vorgenommen worden, so die Aufhebung der Leibeigenschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts, fast 50 Jahre vor deren Aufhebung im übrigen russischen Reiche, und manches andere.

Daß die Balten gar nicht zu Deutschland zu gehören wünschen, sondern lieber bei Rußland bleiben wollen, ist ein höchst abgeschmackter Vorwurf, der ihnen aber doch hier und da bei uns gemacht wird. Daß meine Landsleute nicht russisch, sondern gut deutsch gesinnt sind, haben sie in einem vielhundertjährigen erfolgreichen Kampfe um ihr Deutschtum so deutlich bewiesen, daß sie vor solch einem Vorwurf eigentlich sicher sein sollten. Anlaß dazu gab offenbar die partikularistische Gesinnung mancher Balten, die, darin echte Deutsche, zwar durchaus als Deutsche, und durchaus nicht als Russen gelten wollten, aber doch das Besondere, das sie von den Reichsdeutschen schied, allzu sehr betont haben. Namentlich Balten, die nie in Deutschland gewesen waren, und Frauen haben mitunter einen solchen unberechtigten baltischen Partikularismus geäußert. Durch die schreckliche Verfolgung, der die Balten jetzt während des Krieges in Liv- und Estland ausgesetzt sind, ist aber auch ihnen alle vielleicht noch vorhandene Eigenbrödelei gründlichst ausgetrieben worden. Nirgends in der ganzen Welt wird jedenfalls die deutsche Herrschaft jetzt so inbrünstig herbeigesehnt wie von den noch unerlösten Balten.

Der Verdacht einer russischen Gesinnung unter den Balten wird auch daraus abgeleitet, daß manche unter den russischen Generälen in diesem Kriege deutsche Namen tragen. Nun gibt es gewiß auch unter den Balten leider einige räudige Schafe, die zu den Russen übergegangen sind; das stramme Deutschtum der übergroßen Mehrzahl der Balten wird aber dadurch nicht berührt. Außerdem muß man sich hüten, jeden Russen mit einem deutschen Namen als einen Balten anzusehen. Die 200000 Balten bilden ja nur den zehnten Teil aller Deutschen in Rußland. Die russischen Führer des jetzigen Krieges mit deutschen Namen sind zum Teil gar keine Balten, sondern Deutsche aus dem Innern Rußlands, die in ihrer rein russischen Umgebung der Verrussung viel eher ausgesetzt sind als die Balten. Auch sind manche Balten als Staatsbeamte oder Militärs in das Innere des Reichs verzogen, wo sie selbst noch nicht, wohl aber ihre Nach-

kommen, verrusst sind. Solche Leute haben ihr Baltentum verloren. Ein Mann wie Rennenkampff z. B. ist überhaupt kein Balte mehr, wenn auch seine Familie baltischer Herkunft ist.

Andere Bedenken gegen die Besitznahme der Ostseeprovinzen richten sich gegen deren nichtdeutsche Bewohner, die Letten und Esten, die ja allerdings die große Mehrheit der baltischen Bevölkerung bilden. Die Letten wohnen in einer Anzahl von etwa 1 200 000 in Kurland und Südlivland; die Esten, deren Zahl etwa 900 000 beträgt, in Nordlivland und Estland. Man fürchtet nun, diese Fremdvölker ins Deutsche Reich aufzunehmen, weil man an der Möglichkeit ihrer Eindeutschung zweifelt*). Man weist auf ihre deutschfeindliche Gesinnung hin, die besonders in der baltischen Revolution von 1905—06 in so erschreckender Weise zu Tage getreten war. Dagegen ist folgendes zu sagen: Deutschfeindlichkeit ist unter den Letten und Esten zwar recht verbreitet, aber keineswegs allgemein. Sie ist außerdem nicht alt, sondern besteht erst seit etwa 50—60 Jahren und ist hauptsächlich durch die Hetzereien der Russen hevorgerufen worden, die nach dem Grundsatze divide et impera immer die von ihnen beherrschten Fremdvölker gegen einander auszuspielen liebten. Eine Feindschaft so jungen Ursprungs wurzelt aber nicht tief; wenn die Letten und Esten nur erst einmal dem russischen Einfluß völlig entrückt sein werden, wird sie gewiß bald wieder verschwinden. Außerdem sind gerade die Letten, der größere der beiden Volksstämme, sehr wenig fruchtbar. Wenn das ganze Land von uns erobert ist und überall im Lande die lettischen und estnischen Ansiedelungen von Deutschen durchsetzt sind, ist sogar ein völliges Deutschwerden der kleinen lettischen und estnischen Völkersplitter in 150—200 Jahren wahrscheinlich. Aber auch wenn dies nicht eintreten sollte, sind die Letten und Esten doch nach ihrer Losreißung von Rußland wegen ihrer geringen Zahl ungefährlich. Schon jetzt weiß der neue deutsche Gouverneur von Kurland von den Letten daselbst Gutes zu berichten, besonders von den Bauern auf dem Lande. Das städtische lettische Proletariat ist naturgemäß ein schwieriger zu behandelnder Teil der Bevölkerung, unterscheidet sich aber darin nicht von dem deutschen Proletariat unserer Großstädte.

Sehr gewichtige Gründe sprechen also dafür, daß Deutschland sich alle drei Ostseeprovinzen aneigne; und die dagegen angeführten Bedenken sind durchaus nicht stichhaltig.

Freiburg i. Br., August 1917.

---

*) Natürlich dürften die Letten und Esten nach ihrer Aufnahme ins Deutsche Reich nicht sofort alle Rechte deutscher Staatsbürger erhalten, namentlich nicht das Recht, an den Reichstagswahlen teilzunehmen; dies kann erst geschehen, nachdem sie sich in Deutschland völlig eingebürgert haben, wobei sie ihr eigenes Volkstum keineswegs aufzugeben brauchen. Wir müssen uns davor hüten, den großen Fehler von 1871 gegenüber den deutschfeindlichen Elsaß-Lothringern zu wiederholen, die nach der Zurückeroberung ihres Landes ohne weiteres das volle deutsche Bürgerrecht erwarben.

# Zum Auswanderungsproblem der Deutschrussen.

Gesammelte Mitteilungen von Dr. phil. et ing. Eugen Meller.

Der deutsche Siegeszug durch die baltischen Provinzen öffnete neue Gesichtskreise für den Historiker und Etymologen, welche in jenen fast halbvergessenen Ländern ein zur geistigen Ausbeute reichliches Material vorfanden. Man fand dort mitten unter russischer Unterjochung, nihilistischer Gärung, panslawistischer Mißwirtschaft und orthodoxer Barbarei echt deutsche Siedelungen, die durch Jahrhunderte in teutonischer Frische, germanischer Zähigkeit und ungebrochener Arbeitskraft ein wahres Volkstum erhalten haben. Solche Bauernansiedelungen deutschen Ursprungs als einzige Kulturpfeiler im östlichen Europa findet man auch in anderen zahlreichen Teilen des unermeßlichen Zarenreiches. —

Die ganze Ost- und Südgrenze Rußlands ist mit deutschen Auswanderern gesprengelt. Es gibt in Rußland ungefähr $1^1/_2$ bis 2 Millionen deutsche Bauern, die sog. Deutschrussen, die von der Kaiserin Katharina II., einer deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, vor ungefähr 150 Jahren ins Land gerufen wurden und bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts immer neue Nachzügler fanden. Eine große, kulturbringende Gemeinde zäher, landwirtschaftskundiger Ansiedler lebt daher heute als treue deutsche Grenzwacht nicht nur in baltischen, lettischen und livländischen Ostseeprovinzen, sondern auch in anderen meist sehr kulturarmen Ortschaften Rußlands, wie z. B. in den Provinzen: Cherson, Wolhynien, Bessarabien, Taurien, Kasan, Jekaterinoslaw und Transkaukasien. In den halbwilden, sumpfreichen Pripet-Gebieten saßen vor dem Kriege etwa 200 000 Deutsche aus allen Gauen des Mutterlandes, die aber dem verderbenbringenden, giftigen Russentum teils schon verfallen waren, teils noch stets unter der Kosakenknute schmachten mußten, da die moskowitische Regierung die Vernichtung des gesamten dort ansässigen Deutschtums seit Jahren planmäßig in die Wege leitete. Diese Schwaben aus Württemberg, Galizien und der Bukowina sind größtenteils von Polen dorthin, nach Wolhynien, ausgewandert, weil sie durch Ablehnung des Aufstandes von 1862—64 dem Piastenvolke verhaßt geworden waren. In Russisch-Polen geboren, waren sie russische Untertanen, wurden jedoch als „ausländische, lästige Ansiedler" behandelt und in ihren erworbenen, gerechten Bürgerrechten meistenteils beschränkt. Seit 1882 setzte die allgemeine, rücksichtsloseste Verrussung ein: Bedrängung von deutscher Schule, Kirche, Sprache; keine Kronländereien mehr verliehen, keine ins Grundbuch eingetragenen Pachtverträge, keinen Kredit bei den Landbanken. Zuletzt die unwiderrufliche Verbannung von Haus und Herd: den urbar gemachten Boden, Vieh, Gebäude, Werkzeuge mußten sie ohne geringste Entschädigung verlassen oder im besten Falle gar für einige Kopeken verschleudern. So entstand in den letzten Jahren vor dem Weltkriege der Strom deutscher Rückwanderer, den die baltischen Großgrundbesitzer seit 1906

in die Ostseeprovinzen lenkten, und von dem auch die sogenannte „Ansiedelungskommission" einige Wellen auffing. —

Die Deutschen hatten ihr enges Mutterland während des politischen und wirtschaftlichen Druckes des Siebenjährigen Krieges und der Napoleonfeldzüge verlassen und fanden allmählich in Bessarabien, in Wolhynien und Masuren, an den Ufern der Wolga und des Dnjepr, in der Krim und im Kaukasus Boden und friedliche Tätigkeit. Sie waren anfangs von der Petersburger Regierung wirklich gefördert worden. Die deutschen Kolonisten genossen Militär- und Steuerfreiheit, sie erhielten das brachliegende Land umsonst, bekamen ferner langbefristete Darlehen für Häuser- und Inventarankauf. Sie erhielten mit der Zeit auch das Zugeständnis der Selbstverwaltung auf nationaler und kirchlicher Grundlage, und sie hatten, wie in der Heimat, ihre deutschen Schulzen, Pfarrer, Küster und Wanderlehrer. Allerdings vergaß die russische Regierung nach und nach auch diese wirtschaftlichen Vorrechte, aber die Ansiedler lebten bereits in so auskömmlichen Verhältnissen, daß sie dadurch nicht besonders bedrängt wurden. Im Jahre 1873, als die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, nahm man ihnen auch das für ewige Zeiten zugesicherte Recht der Befreiung vom Militärdienst; aber aus echtdeutscher Dankbarkeit für die Wohltaten der reußischen Regierung ertrugen auch dies die friedlichen deutschen Kolonisten, ohne zu murren.

Einen ganz eigenartigen Typus unter allen „russischen" Deutschen bilden die sogenannten „Wolgadeutschen", deren Ansiedelungen 100 Jahre älter sind als die Wolhyniens. Die Zarin Katharina II. bot 1763 allen dorthin Auswandernden große „papierene" Vorteile und „Freiheiten". Trotzdem war die Lage der emsigen und biederen Siedler inmitten der halbwilden Kirgisen, raubgierigen Kalmücken, heidnischen Baschkiren nahezu verzweiflungsvoll. Dessenungeachtet wuchs dort die Zahl der Schwaben, Sachsen, Schlesier, Deutsch-Böhmen und Rheinländer im Laufe von ungefähr hundert Jahren von etwa 25000 auf fast eine halbe Million. Ihrem wahren Germanentum haben die schlechtgesinnten Tschinowniks am Petersburger Hofe ohne Unterlaß den Geheimkrieg aufs Messer erklärt. Sie legten zuerst die blutgetränkte Axt an die mustergültigen deutschen Schulen, sodaß die schwäbischen Kolonisten wohl „kerngesund", aber in der Bildung „zurückgeblieben" sind. Nichtsdestoweniger blieben sie dem Deutschtum nibelungentreu und bilden heute noch die feste Wacht an der Wolga.

Trotz wirtschaftlichen allmählichen Verfalles, infolge unglückseliger Einrichtungen des Gemeindebesitzes, ist der Wolgadeutsche eine höchst hervorstechende Erscheinung. Obgleich der schädliche Einfluß des synodalen Russifizismus im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte sich in Sprache und Sitte bemerkbar machte und schließlich auch allmählich in das Leben jener deutschen, von der eigentlichen Heimat halbvergessenen Bauern eingedrungen ist, so hat sich im allgemeinen doch die urdeutsche Natur als unausrottbar erwiesen. Der Wolga-Kolonist spricht

heute noch ein halbverständliches Deutsch, und zwar hält er an der rheinischen, hessisch-bayrischen Mundart fest, obwohl seine Sprache von russischen Redeweisen und Provinzialwörtern geradezu beladen ist. Auch manche seltsam altertümlichen Überbleibsel haben sich ungeformt erhalten. Leider ist noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die malerische deutsche Nationaltracht des Wolga-Ansiedlers wie auch die schöne „Gschnaz" (d. h. die Brautkrone) verschwunden; doch sind bis heute das Brautwerben und der heimische Hochzeitsbrauch mit ganz wenigen Ausnahmen unverändert geblieben. Während der Sommer der emsigen Arbeit im Felde geweiht ist und nur der goldenen Ähre gewidmet, versammelt sich an den langen, frostigen Winterabenden die Jugend beiderlei Geschlechtes in der Spinnstube der Nachbarn zu einem fröhlichen Plauderstündchen.

In den letzten Jahren aber ist dieses Eiland für die Wolga-Kolonisten schier unerträglich geworden. Und besonders in der jetzigen sehr kritischen Zeit wurde die Hetze gegen sie als Fremdstämmige wirklich gefährlich, besonders da die Behörde infolge des Kriegszustandes mit dem deutschen Mutterlande ihnen die Autonomie der Gemeinden nahm und die Schulen zu russifizieren suchte. Da diese arbeitsfrohe Bauernbevölkerung sich ungemein rasch vermehrte, so war es für sie auch wichtig, daß die alten Bestimmungen für den Neuerwerb von Ländereien aufrecht blieben, was aber nicht der Fall war. So kam es schließlich zu einer anhaltenden Auswanderungsbewegung, deren Ziel meist die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Brasilien waren, die sich aber teilweise auch in das asiatische Zentralrußland, nach Sibirien und Turkestan wandte. Wohl kein Volk in der Welt hält sich infolge der rücksichtslosen Verfolgung seitens der echt russischen Leute am Petersburger Hofe so ungern in seinem zweiten Vaterlande auf wie die Deutschrussen aus dem Stockrußland. Über das reißende Auswanderungsfieber dieser Armen aus den deutschen Bauernstaaten auf russischer Steppe schreibt Dr. Robert Löw, daß in einem einzigen Jahre (1913) aus der Kolonie Grimm (Saratow) mit 13000 Einwohnern nicht weniger als 200 Familien, darunter auch zahlreiche Familiengruppen, ausgewandert sind. Diese plötzliche Auswanderung knapp vor dem Kriege, beweist deutlich, wie gar wenig die verfolgten Deutschrussen ihr „neues" Vaterland geliebt haben. Es gibt beinahe keinen deutschen Siedler aus der Wolgagegend, der nicht auswandern würde, und gerade diejenigen, die sich am lebhaftesten gegen den Gedanken sträuben, packen sofort ihre im Schweiße des Angesichtes erworbenen Habseligkeiten, sowie ihre Verwandten, und verlassen die zweite Heimat. Bisher ist die Hauptmasse der deutschen Auswanderer nach Nordamerika gegangen, doch sind die Verhältnisse derzeit nicht mehr so verlockend wie in den siebziger oder achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals konnte der vertriebene deutsche Auswanderer noch ein Stückchen Land erwerben und die gewohnte bäuerliche Existenz fortsetzen. Trotzdem das Länderwerben in den amerikanischen öden Prärien jetzt nahezu ganz aufgehört

hat, zieht es die heimatslosen Kolonisten noch immer nach dem Westen, wo so viele ihrer Leute wohnen.

Nicht nur an der Wolga, auch weiter in Südrußland findet man in weltverlorenen deutschen Oasen und Sprachinseln stammverwandte Brüder. Das dortige Bauerntum ist trotz dem regen Verkehr mit stockrussischen Marktplätzen in germanischen Tugenden unverfälscht geblieben. Auch hier wird norddeutsche Mundart gesprochen und nicht selten hört man ein weichklingendes „schwäbisch", jedoch mit tatarisch-russischen Redeweisen. Ein markiges Volkstum erhielt sich in jenen weltentlegenen Ortschaften des deutschen Ostens: vergilbte Hefte der „Gartenlaube" und des „Daheim", die allabendlich von der „Muhme" geblättert werden, bezeugen, wie stark das Deutschtum eingewurzelt ist. Mißgünstig genug wird dieses Völkische der dort ansässigen deutschen Ansiedler von den vergröbten Stockrussen schon seit jeher betrachtet, aber für die Achtung, die es sich erzwungen hat, zeugt eine charakteristische Stelle in einem Roman von Danilowsky, wo ein Großrusse aus Kiew oder Moskau einem über den Wohlstand eines deutschen Ansiedlers in Südrußland erzürnten moskowitischen „Patrioten" die kennzeichnende Antwort gab: „. . . Was wollen Sie — so ein Deutscher kann eben alles, noch dazu so ein ausländischer „German", so ein „schwäbischer Schwab". . .

Der Ausbruch des Weltkrieges, der fanatische Haß der Deutschenfresser in der hohen russischen Regierung und der leitenden Kreise hat schließlich ein Gesetz veranlaßt, durch welches der deutsche Grundbesitz des Landes enteignet werden sollte, und kaum war das Gesetz erlassen, so folgte ihm schon eine planmäßige und rücksichtsloseste Ausführung auf dem Fuße nach. Mit dem Wanderstabe in der müden Hand, ihrer Habe und ihres Gutes beraubt, zogen die Deutschen Südrußlands nach Amerika, wo sonst wenigstens jeder zweite dort irgend einen Verwandten besitzt. Die früher Ausgewanderten ließen sich vornehmlich in Dakota nieder, wo sie ihre dritte Heimat gefunden haben wollten. Und doch, wer im letzten Jahrzehnt dahinging, mußte schon auf eine bäuerliche Existenz bald verzichten, war froh, als einfacher Pächter Prärien- und Steppenluft zu atmen oder gar als Fabrikarbeiter in den rauchumwölkten Schloten Bethlehems und Millwauke's unterzukommen. Aber auch die Fabrikarbeiter berichten noch, eingedenk der barbarischen Verfolgungen auf russischem Boden, verhältnismäßig Gutes nach Hause, wodurch sie natürlich, auch vor der Verbannung, noch andere Genossen in die neue Welt nachgezogen haben. Unter den deutschen Wolgabauern besteht seit ihrer Auswanderungssucht eine besondere Vorliebe für Philadelphia, wo den Auswanderern lohnender Verdienst auf den Rübenfeldern zu winken schien. Von diesen blieb jedoch nur ein kleiner Teil drüben, sehr viele wandern wieder aus. In verschiedenen Zeiten wurden Versuche mit der Ansiedelung in Südamerika gemacht. Nach Argentinien und Südbrasilien sind in den letzten Jahrzehnten viele Deutschrussen gewandert, doch waren sie nicht so zufrieden wie in Nordamerika. —

Nach Dr. Löw's genauen und äußerst bemerkenswerten Angaben wurden in Argentinien die deutschen Auswanderer aus allen Gauen des ungastlichen Rußland auf dem sie heimatlich anmutenden Schwemmlande mit den unermeßlichen Weizenfeldern von den Großgrundbesitzern durch sogenanntes „Parceriasystem" (Pacht gegen Anteil) ausgebeutet, in Rio Grande do Sul sahen sie sich zwar als unabhängige Landeigentümer, aber sie waren alsbald genötigt, ihr ganzes vererbtes, bäuerliches Glaubensbekenntnis zu wechseln. Statt der gewohnten Steppe mußten sie den bergigen Urwald lieben lernen. Den wolhynischen Bauern gelang das Umlernen vielfach gar nicht oder erst nach vielen Enttäuschungen. Auch nach Deutsch-Ostafrika führen Spuren. Die Berichte der dahin ausgewanderten Ansiedler deutschen Stammes lauten durchschnittlich günstig.

Viele Jahre vor dem Kriege mit Deutschland war die moskowitische Regierung noch bemüht, die überschüssige Koloniebevölkerung in den verschiedenen an Europa angrenzenden Landesteilen Sibiriens unterzubringen. Die Verlockung, mit geringen Auslagen viel Land zu erhalten, war anfänglich so groß, daß ihr immer mehr Ansiedler unterlagen; besonders stark war die Auswanderung aus den Wolgaländern. Das Dorf „Unterwalden", das in früheren Jahrzehnten eine starke Abwanderung nach Amerika unterhielt, gab bereits hart vor dem Kriege 18 Familien nach Sibirien gegen neun nach Amerika ab. Vom Dorfe „Eckstein" geht seit Jahren niemand übers Meer, dagegen zogen in den letzten Jahren, den glaubwürdigen statistischen Angaben Löw's zufolge, über 30 Familien nach dem Osten. Es ist natürlich, das mächtige Deutschland ist den geknechteten und hilfebedürftigen Deutschrussen das gelobte Land, das sie nur mit Sehnsucht preisen, in das aber kein Pfad hineinführt. Als daher für die Ansiedelung in Posen geworben wurde, fehlte es durchaus nicht an Gegenliebe; einer Ansiedelung in größerem Maßstab standen aber viele Schwierigkeiten wirtschaftlicher und ökonom-sozialer Natur im Wege. In der Regel waren diese Rückwanderer verjagte Deutschrussen aus Polen, Wolhynien und dem Kaukasus. Erst später wanderten südrussische Deutsche nach Posen ein; ihre Höfe sind wahre Musterhöfe.

Im Völkergemisch Kaukasiens taucht wundersam genug unser Bauerntum gleichfalls auf in voller Kraft und Reinheit teutonischer Gebräuche. Man kann wohl verstehen, wie tief anheimelnd es für einen deutschen Folkloristen sein mag, wenn er aus der kaukasischen Völkermosaik und zerklüfteten Wildnis ganz plötzlich und unvermittelt in eine dortige „Schwabenansiedelung" gelangt. Die Gerätschaften, die Wagen, der Anspann, die Sitten und Gebräuche, die Nürnberger Bauart der Hütten, die hessische Nationaltracht der biederen Bewohner — alles ist deutsch, und man könnte sogar oft glauben, sich in einem thüringischen Dorfe zu befinden, wenn nicht hie und da breitästige Feigenbäume und schlanke ernste Zypressen, beladene Maultiere, Esel und Dromedare mit ihren zerlumpten tscher-

kessischen Treibern einen exotischen Zug in dieses heimatliche Bild brächten. Wenn an Sonntagen beim purpurroten Sonnenuntergang sich die jungen „Maidlen" auf den efeubestreuten Altanen versammeln, dann hört man so manches echtdeutsche Volkslied aus der fernen Heimat ertönen, und auch die erhebende, herzerquickende „Wacht am Rhein", oder das kraftstrotzende „Deutschland, Deutschland über alles" fehlt nicht. Als einmal diese ergreifenden deutschnationalen Gesänge und Lieder ein hoher russischer Tschinownik mit angehört hatte, meinte derselbe: „... Nitschewo. Was wollen Sie — diese ‚Schwabas' singen zwar die ‚Wacht am Rhein', aber sie sind doch das einzige Element in Kaukasien, auf das wir uns wirklich im Notfall verlassen können". ...

Und als der Krieg mit Deutschland ausbrach, war das „loyale Element" urplötzlich staatsgefährlich. Diese „Schwabas" mußten ihre Scholle verlassen und wurden gewaltsam nach Sibirien weggeschleppt. Allerdings haben die südrussischen deutschen Ansiedler und die „kawkasgerman" noch vor dem kriegerischen Zusammenstoß bei ihrer Rückwanderung viel Geld nach Deutschland mitgebracht, und Geld ist der Schlüssel, der alle Türen öffnet. Diesen Zauberschlüssel hatten jedoch die Wolgabauern, die es nach dem Mutterlande zog, nicht bei sich. Die neugegründete hochherzige „Ansiedelungskommission" deutscher Großgrundbesitzer für zurückgewiesene Rückwanderer aus Rußland, wies ihnen eine untergeordnete Stellung an und sah in diesen vom Schicksal schwergeprüften Bauern vielfach nur den russischen stumpfsinnigen Arbeiter, während sie eine solche Behandlung nicht begriffen. Das Ende war nicht selten beiderseitige Enttäuschung. Sie zogen nach Amerika weiter, wohin sie die in Deutschland gemachten Ersparnisse mitnahmen. Ihre früheren Dienstgeber schwören heute, daß der Wolgabauer nichts taugt und völlig verrufft ist. Diese schnöde Verleumduug ist unwahr. Denn der Wolgabauer ist ein guter, biederer Deutscher.

In der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung", die in München erscheint, schildert Alexander Herrmann ein merkwürdiges Angebot Englands an diese deutschen Siedler, das russischen Zeitungen zu entnehmen, im März vorigen Jahres erfolgt sein soll. Auch diesmal spielte sich das perfide Albion als „Beschützerin" der geknechteten, kleinen Nationen auf. In ihrer verzweifelten Lage kam den armen deutschen Ansiedlern eine ganz unerwartete Hilfe aus dem feindlichen Ausland, nämlich von England selbst. Die russische Presse berichtete, ohne daß ihr alsbald widersprochen worden wäre, daß sich unter der Leitung eines wirklichen russischen Staatsrates englische und kanadische Auswanderungsbureaus gebildet hätten, um den verbannten Deutschrussen unter vorteilhaften Bedingungen Übersiedelungen nach Kanada und Zentralsibirien zu vermitteln. Die ganz mittellosen Ansiedler Rußlands sollen angeblich freie Reise nach ihrem Bestimmungsort, Ackerboden zu mäßigen Preisen, Darlehen für die besonderen Aufwendungen der ersten Jahre zugesichert erhalten. Es waren verschiedene Arten der Ursachen, die die

Wahl des Auswanderungszieles beeinflußten. Man ging davon aus, daß den Auswanderern, wenn sie nicht zu den Vermögenden gehören, nur ein paar hundert Rubel zur Verfügung stehen. In dieser Richtung ist Sibirien allen Mitbewerbern überlegen. Die Reise von der Wolga bis nach Akmolinsk dauert etwa vier Tage und kostet gegen 12 Rubel. Wer aber als Auswanderer von der staatlichen Kommission dorthin verjagt wird, zahlt nur drei Rubel. Die Reisegelegenheit nach Übersee vermitteln russisch-englische Agenten kanadischer oder englischer Schiffahrtslinien, die in den größeren sibirischen Städten ihren Sitz haben. Preisunterschiede spielen hier keine geringe Rolle. So verdankt die einstige Auswanderung nach Argentinien ihr zeitweiliges Anschwellen vor allem den niedrigen Fahrpreisen, die vor dem Weltkriege herrschten. Die Auswanderung der geknechteten Deutschrussen nach Afrika soll lediglich durch die allzu hohen Kosten abgeschreckt worden sein; sie wurde nämlich mit 250 Rubel angegeben gegen 150 nach Nordamerika und 120 nach Südamerika. Die Südrussen sind sehr weichselig; wo einer ist, will die ganze Familie hin. Wenn es auch dem einen in seiner neuen, gewählten Heimat nicht gut geht, die Verwandtschaft und Bekanntschaft fährt doch nach. Hauptsache ist, daß alle wieder beisammen sind. Echtdeutsche Tugend.

Das englische Angebot, das aus Kriegsgründen den verjagten Deutschrussen zur Überführung nach Kanada oder Sibirien gemacht wurde, ist weniger aus menschenfreundlichen als aus politischen und sozialpolitischen Beweggründen hervorgegangen. Zunächst galt es — meiner Ansicht nach — dem russischen Bundesgenossen in einer heiklen Frage einen Dienst zu erweisen, indem man das russische Volk von den ihm unbequem gewordenen Fremden, die man nicht gut mit Pogromen ausmerzen konnte, befreite. Dann könnte es durch dieses menschenfreundliche Angebot gelingen, das von Millionen von Flüchtlingen bedrängte Rußland wenigstens von einigen Millionen auf gute Art zu erlösen, und schließlich und endlich wollten die „businesdürstigen" Engländer für ihr wertvollstes Ackergebiet in den Kolonien Ansiedler von einer bewährten Zähigkeit und Tüchtigkeit, die selbst von Rußland anerkannt werden mußte, gewinnen, besonders, da die kanadische Bevölkerung durch die Truppensendungen nach dem englischen Mutterlande kräftige Männer eingebüßt hat. Der reußsche Bär sollte in seinen „väterlichen" Gefühlen befriedigt werden, aber das „edle" England einen materiellen und bleibenden Vorteil von dieser geschäftlichen Verbindung haben.

Obgleich man heute noch nichts von der Antwort der verschleppten deutschen Kolonisten in die „neue Heimat" gehört hat, rollt sich ein Problem auf, das der ernstesten Beachtung der reichsdeutschen Regierung wert ist.

# Deutsche Bauern in Rußland.

Das Ziel des Kampfes hat in einer Kundgebung am Beginn des Krieges der russische Ministerpräsident Goremykin in die Worte gefaßt: „Rußland führe nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das gesamte Deutschtum Krieg."

Und Rußland will wahr machen, was sein Kriegs-Ministerpräsident aussprach.

Mit unerhörter Brutalität wird darum auch im eigenen Lande gegen die Deutschen vorgegangen. Da wird nicht der Greis, werden nicht Frauen noch Kinder verschont. Während der Besitzer des Hofes an der Front sein Blut für Rußland vergießen muß, rauben die Russen ihm sein Gut, verladen seine Angehörigen in Viehwagen — und fort nach Sibirien. Geld? Bezahlung? „Nach Friedensschluß", lautet die höhnische Antwort, und strengste Bestrafung trifft die Armen, die nach Bekanntwerden des Ausweisungsgesetzes auch nur das Geringste von ihrem lebenden oder toten Inventar verkaufen[1]).

Ins warme, deutsche unversehrte Nest soll der russische Bauer gesetzt werden — dazu war deutscher Fleiß, deutsche Ordnung, deutsche Tüchtigkeit gut.

Wir wollen uns keiner Hoffnung hingeben, daß es nach dem Friedensschlusse etwa viel anders werden wird. Vielleicht kommen die schlimmsten Formen der Deutschenhetze in Wegfall, man wird die Deutschen nicht mehr massenhaft verschicken oder erschießen. Aber man wird die gesetzliche Enteignung des deutschen Grundbesitzes weiterführen, sodaß die deutschen Bauernkolonien in Rußland in absehbarer Zeit aufhören werden zu bestehen.

Diese Deutschfeindschaft in Rußland aber stellt das Deutschtum der Heimat vor zwei wichtige Aufgaben: eine nächstliegende, und eine fernerliegende.

Ob bei einem Friedensschlusse mit Rußland innerhalb des Friedensvertrages etwas für die deutschen Ansiedler in Rußland wird getan werden können, erscheint immerhin noch fraglich, wenn es natürlich auch unter allen Umständen zunächst einmal versucht werden muß. Und selbst wenn etwas erreicht werden sollte, so wird es nur verhältnismäßig wenig sein und keine Wirkung auf die spätere innerrussische Politik haben. Und es handelt sich doch in all diesem um innerrussische Maßnahmen.

So wird unsere Sorge für diese vertriebenen und enteigneten Stammesgenossen dahin gehen müssen, sie uns wieder anzugliedern, damit sie dem Deutschtum nicht verloren gehen. Bei der bedeutenden jährlichen Zunahme des russischen Slaventums kann es gar keine dringlichere Aufgabe für unsere Bevölkerungspolitik geben, als alles das dem Deutschtum zu erhalten, was nur zu erhalten ist. So müssen wir Vorsorge treffen, daß es von der deutschen Regierung ermöglicht wird, diesen deutschen Bauern Ansiedlungsland zur Verfügung zu stellen, daß sie sich eine neue Heimat gründen können. Wir müssen innerhalb der zukünftigen Grenzen unseres Vaterlandes durch sie den Keim zu Millionen gesunder deutscher Bauernfamilien legen. Wie sehr diese Kolonisten dazu geeignet sind, das beweist ihr für unsere Bevölkerungspolitik geradezu fabelhafter Kindersegen, der uns eine große Hilfe sein wird. Die auf 1000 Einwohner fallende Geburtenzahl beträgt bei ihnen 72 gegen 28,3 bei uns im Jahre 1913. Also fast das Dreifache! Schon diese Zahl allein macht uns zur Pflicht, die Rückfiedlung mit allen Mitteln zu betreiben und zu fördern, damit uns — nicht England zuvorkommt.

Dies unsere nähere Aufgabe. Die fernerliegende, aus ihr folgende, auf die ich nur hinweisen will, ist aber die, alle deutschen Bauernsiedler, sie mögen nun sitzen, wo sie wollen, so viel als möglich zu stärken. Auch die bei — unseren Freunden. Ihnen dort Sprach- und Schulfreiheit und anderes zu erwirken, damit sie nicht bloß Kulturdünger, sondern Vorkämpfer des Deutschtums sind. Ich denke besonders an die Siebenbürger Deutschen unter den Magyaren, deren Lage oft weniger als freundlich war, und ebenso an die Dobrudscha-Deutschen unter Bulgarien und Rumänien.

---

1) In dem Büchlein „Die Lage der deutschen Kolonistenbauern in Rußland", herausgegeben von Pastor E. Althausen, Raschkow, Posen, Juli 1915, ist dieses entsetzliche Wüten von Männern, die im russischen Staatsdienste standen, aber ihrer deutschen Gesinnung wegen flüchten mußten, zu Herzen sprechend geschildert.

Der deutsche Bauer hat die Aufgabe, die Besiedelung des Ostens fortzusetzen. Er muß die alten deutschen Landgebiete — das Deutschtum reichte ja vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee — wieder friedlich gewinnen. Nur wenn uns das und ein Zurückdrängen der russisch-slavischen Flut gelingt, können wir auf unsere Bevölkerungspolitik vertrauen und hoffnungsvoll in die Zukunft sehen. Walter Kluge.

*

**Deutsche Vorzeit.** Einführung in die germanische Altertumskunde. Von Ludwig Wilser. Steglitz, Verlag von Peter Hobbing. 1917.

Wilsers Bedeutung für die germanische Altertumskunde und damit — denn ein Mann wie er trennt Vergangenheit nicht von Gegenwart und Wissenschaft nicht vom Leben — mittelbar für das Deutschtum dürfte, oder sollte doch, allgemach jedem guten Deutschen unserer Tage vertraut sein. Knüpft sich auch sein wissenschaftlicher Ruf zunächst und vorwiegend an die eine wissenschaftliche These, die von der nordischen Heimat der Germanen, der er vor einem Menschenalter zuerst Ausdruck gegeben und seitdem in unermüdlicher Arbeit zum Durchbruch verholfen hat, so ist doch gerade die Fülle und Mannigfaltigkeit der Begründung, die er dieser einen These verliehen, die Weite des Horizontes, von dem er sie sich abheben läßt, das für ihn als Gelehrten Rühmlich-Charakteristische. Kaum eine Disziplin aus den so reichen Gebieten der Anthropologie, der Ethnologie, der Altertumskunde, der Kulturgeschichte wie endlich der Sprachforschung, in der er sich nicht heimisch zu machen gesucht, der er nicht Zeugnisse zur Bekräftigung seiner Lieblingslehre entnommen hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß er auf so ausgedehnten Wanderungen durch die verschiedensten wissenschaftlichen Weltteile nicht überall die sichersten Wege beschreiten konnte und daß er so mit Fachgelehrten, die ihm eine zu starke Phantasie oder auch Voreingenommenheit zu Gunsten seiner Entdeckungen vorwarfen, zusammenstieß. Er ließ sich das nicht anfechten. Er wußte so gut wie wir alle, daß das geschichtliche Bild eines Volkes, das mit einem so starken Teile seines Wesens wie das unsrige in die Vorgeschichte hineinragt, kein in allen Teilen sicheres sein kann, daß hier für immer manches hypothetisch bleiben muß und wird, daß es also nur darauf ankommt, die Intuition, die an vielen Stellen Lücken ausfüllend eintreten muß, durch möglichst viel Material aus dem Bereiche der sicheren Schlüsse zu stützen und zu kräftigen. Im liebevollen Verfolgen dieser Aufgabe ist Wilser unwillkürlich allmählich dazu gelangt, aus der Begründung der Ursprünge seines Volkes dessen Gesamtbild erwachsen zu lassen. Zum ersten Male stellte er dies vor uns hin in seinem wissenschaftlichen Hauptwerke: „Die Germanen" (Eisenach und Leipzig 1904, dann in völlig umgearbeiteter und erweiterter Gestalt, vollendet kurz vor dem Kriege, zwei Bände, Leipzig 1913-14). Dürfen wir dies weit ausgreifende, mit dem reichsten wissenschaftlichen Apparat ausgestattete Werk gewissermaßen einer gewaltigen Freske vergleichen, so tritt daneben jetzt, wie ein kleineres Öl- oder Pastellgemälde, in den ungleich bescheideneren Rahmen eines Volksbuches gefaßt, diese unsere „Deutsche Vorzeit", deren Bedeutung jedoch beileibe nicht nach ihrem äußeren Umfang abzuschätzen ist. Vielmehr wird man sich versucht fühlen, diesem neuesten Buche Wilsers noch eine größere Wirkung und jedenfalls einen unangefochteneren Erfolg vorauszusagen als seinem schwergewichtigeren Vorgänger. In der Zusammendrängung eines ungeheuren Stoffes erscheint es bewundernswert, die Disposition (Erstes Buch: Land und Volk. Zweites Buch: Kunst und Sitte) ist bis in alle Einzelheiten eine so glückliche, daß man nicht das Mindeste anders an- oder untergebracht wünschte. Unbeschadet der Vorbehalte, die im Betreff der Sicherheit manches Einzelnen immer werden gemacht werden können, darf man sich bei der Lesung des Werkes als Ganzen des Geistes einer wohltuenden Zuversicht, gepaart doch mit ruhiger Besonnenheit, erfreuen. Beide Eigenschaften vereint bedingen dann auch den Stil und berechtigen zu dem Urteil, daß wir hier Wilsers abgeklärtestes, reifstes und schönstes Buch vor uns haben. Um dies nicht zu übergehen, sei bemerkt, daß auch in der Ausstattung, insonderheit in Auswahl und Ausführung eines reichen Bilderschmuckes, alles geschehen ist, um der

„Deutschen Vorzeit" den Charakter eines Volksbuches im schönsten Sinne zu sichern. Diesem volksmäßigen Charakter entspricht es auch, daß der Verfasser auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet hat, sodaß die meisten Laien kaum ahnen werden, welche Fülle von Arbeit und Wissen sich hinter diesem schlichten Texte verbirgt.

In einem Punkte hat Wilser sein Prinzip des Ausschlusses aller eigentlichen Gelehrsamkeit durchbrochen: er hat der Etymologie auch in diesem Buche eine ziemlich starke Rolle zur Begründung seiner Ausführungen angewiesen. Meines Erachtens würde es späteren Neuauflagen, wie sie mit Sicherheit zu erwarten sind, unbedingt zu gute kommen, wenn er sich entschließen könnte, hier ganze Arbeit zu tun und auch diese Rolle zu beseitigen oder doch wesentlich einzuschränken. Die Etymologie ist vielleicht die heikelste der Wissenschaften. Unzähligen ist sie zur Klippe geworden. Auch Wilser wird gerade auf diesem Felde von den ihm sonst wohlgesinntesten germanistischen Fachgelehrten am schärfsten und anscheinend sachlichsten bekämpft: wenn irgendwo, erscheinen jedenfalls hier, wie überhaupt in sprachlichen Dingen, seine Aufstellungen anfechtbar. So wird er auch damit rechnen müssen, die etymologischen Partien seiner „Deutschen Vorzeit" nur allenfalls von der ununterrichteten Masse seiner Leser mit wertloser Zustimmung begrüßt, von der fachmännisch orientierten Minderheit dagegen mit skeptischer Zurückhaltung, je nachdem mit heimlichem oder offenem Widerspruch aufgenommen zu sehen. Wie sehr dies im Sinne eines allerseits einheitlichen Gesamteindruckes zu beklagen wäre, braucht nach dem vorher Bemerkten kaum gesagt zu werden.

Wilsers Buch, an sich schon nicht genug zu begrüßen, wird durch die Zeitereignisse vollends zu einem Kleinode unseres Volkes vorbestimmt. Die furchtbaren Geschehnisse, deren Zeugen wir heute sind, durchrütteln die Völker in einer Weise, daß alles an ihnen, bis auf die Basis, ins Wanken zu geraten droht. Unsere Basis ist die germanische, sie unverrückbar festzuhalten, mit allen Mitteln zu kräftigen unsere oberste Pflicht. Ein rechter Deutscher wird sich immer ebenso warm und voll zum Germanentum bekennen, wie dieses umgekehrt in den romanischen Ländern jetzt aus dem Geiste renegatenhafter Undankbarkeit heraus verleugnet und verketzert wird. Ein Musterbekenntnis dieser Art, von einem Volldeutschen abgelegt, besitzen wir in Wilsers Buch. L. Schemann.

*

**Immanuel Kant.** Von Bruno Bauch. Berlin 1917, XII und 475 S., geb. 13.50 M.

„Was wir heute von der Philosophie erwarten, ist die Besinnung auf die bleibenden Werte, die über den wechselnden Interessen der Zeiten in einer höheren geistigen Wirklichkeit begründet sind. Im Gegendruck gegen die Massenherrschaft, die dem Außenleben unserer Tage ihr Gepräge aufdrückt, ist das starke und gesteigerte Persönlichkeitsleben erwachsen, das seine geistige Innerlichkeit wieder gewinnen und retten will." Dieses Wort Windelbands gibt — ergänzt, wie es das tief angeregte innere Erleben im deutschen Kriege erfordert — eine gute Anweisung zur Einschätzung eines neuen philosophischen Werkes.

In solchem Sinne sei hier die Beurteilung eingestellt auf das neue Kant-Buch des Jenaer Philosophen Bruno Bauch. — Bedeutsam ist ja schon allein, daß in einer geschlossenen Darstellung uns wieder einmal der Denker näher gerückt wird, der nicht nur eine Tat von übernationaler Geltung und Wirkung vollbracht hat, sondern der damit zugleich der Begründer derjenigen Richtung des philosophischen Forschens geworden ist, die sich aus dem Flusse der geistesgeschichtlichen Entwicklung als deutsche Philosophie mit starker und tiefer Selbständigkeit abhebt. In dem grundlegenden Werke Kants weist Bauch klar und bestimmt die „eigentlichsten und tiefsten Denkmotive" auf. Was die Fachwissenschaft solcher strengen Sachlichkeit im einzelnen zu danken hat, wird die Kritik an anderer Stelle zu beurteilen haben. Hier kann nur angedeutet werden, daß die neue Darstellung dadurch andere Versuche einer einheitlichen Interpretation weit hinter sich läßt, daß sie damit Ernst macht, die reifsten Gedanken, wie sie in der Kritik der Urteilskraft ausgesprochen sind, für die Klärung und Würdigung der Gesamtleistung zur Geltung zu bringen, und sich nicht durch die Aufnahme

aufklärerischer Motive, die der spätere Kant durchaus überwunden hat, zu einem dogmatischen Rationalismus bestimmen läßt. Gerade dieses Bemühen, bei vollster Treue gegen das historisch Gegebene unserer Gegenwart aus der entscheidend großen deutschen Geistestat treibende Kräfte zuzuleiten, diese Art der Gedankenführung, die das Buch zu einer in gewissem Sinne abschließenden Leistung der neueren Kantforschung werden läßt, sichert auch den Ausführungen ihren guten Sinn, die — in Anlehnung an Wundts schönes Buch über „Die Nationen und ihre Philosophie" — in einer Einleitung vorausgeschickt worden sind. Dort wird gezeigt, daß gerade die Deutschen, die mit den ursprünglichen Geistestaten eines Luther, Kopernikus und Nikolaus von Cues das neue Zeitalter der Wissenschaft eröffneten, auch berufen waren, „den Gang des Geistes" — den die übrigen Nationen ja in eigentümlichem Sinne zu leiten mitbemüht waren — „zur Höhe emporzuführen". Daß Bauchs Buch zu solch einem Ausblick den Weg ebnet, schlicht den Spuren Kants folgend, möge als ein Anzeichen dafür beachtet werden, welche unersetzlichen Werte die deutsche Wissenschaft als eigensten Besitz zu verwalten hat, und wie sie in dieser Pflicht — nicht unberührt, aber doch unbeirrt von dem großen Geschehen der Gegenwart — durchhält und Bleibendes schafft.

* * *

## Zwei Büchlein vom deutschen Michel.

Michel Thoring, eine deutsche Mär. Von Adelbert Seitzinger. Mit Bildschmuck von Paul Hartmann. Leipzig 1917, Verlag von Theodor Weicher. 269 Seiten. 3 M., geb. 4,50 M.

Der reisige Michael. Von Meister Guntram von Augsburg. Leipzig u. Hamburg 1917, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. 101 Seiten. 1,50 M.

Das sind zwei Gaben für die Stillen und Besinnlichen im Lande, die schwer an den Sorgen der deutschen Seele tragen; doch auch für die Menschen der frischen Tat, die, reich im Gemüt und stark im Geiste, beherzt zupacken, wo Unfreies und Unfrohes und allerlei törichtes, häßliches Wesen unseres Volkes Eigenleben zu verkümmern drohen.

Michel Thoring, du deutscher Träumer, wie lieb' ich meinen Wald wie du! Den deutschen Wald, wo einem das Herz aufgeht, daß man es ewig lieben muß, das schöne deutsche Vaterland! Und wie sehne ich mich mit dir nach jenen trauten Stätten, wo freie Hochluft weht und deutsche Art noch fest in deutschen Herzen ruht! Ach, warum wurden wir Fremde im eigenen Lande? War's nicht genug mit der Herrschaft der Finsterlinge, dem entsetzlichen Hexenwahn, der wollüstig die Besten mordete, die ihrer Zeit vorangeschritten waren? Nicht genug mit der eisernen Faust des fremden Eroberers, der als Verbrecher hinrichtete, die für ihr Vaterland sich erhoben, oder sie hinschleppte auf die Galeere, dem vertierten Aufseher zum Opfer? Das alles weißt du auch, Michel Thoring; aber was weißt du von der Not unserer Zeit? „Sagte nicht der Vater, da unten, da hinter den Bergen, da wohne ein fremder Stamm mitten in unserer Volksgemeinschaft, nicht blond von Haar und mit blauen Augen wie wir, von anderer Art nach Denken und Aussehen, aber reich und mächtig über alle Maßen. Und was du arbeitest, was du erdenkst und erforschst und ersinnst, du hast, du deutscher Michel, den geringsten Nutzen davon. Schnell aber ist der fremde Gast bei der Hand, rasch zugreifend, und findet dich ab, bestenfalls, mit dürftigem Lohn, und lacht dich aus, den ungelenken Michel, den Törling." Nein, Michel Thoring, bleib nicht in deiner Abgeschiedenheit! Geh hinaus ins deutsche Land, wie du es im Sinne hast; es ist gut, daß du gehst, du deutscher Michel! „Auf allen Wegen wirst du ihm begegnen, dem Unheimlichen, Unruhvollen, Zähen, Verschlagenen, Geschäftigen, Raffenden, dem Vielgesichtigen, Vielgestaltigen! Geh, Michel Thoring, geh! Zeig, daß du stärker bist als der Schwarze, wenn du kannst!"

Möchte nur mancher deutsche Michel so lernen, so schauen, so erkennen wie er! Mit Grauen würde er verstehen, was Hans Eckart, der treue, weißbärtige Begleiter, einstmals in nächtlicher Stunde zu seinem Schützling sprach: „Es gab eine Zeit, da der Deutsche keines Vorbildes, keines Musterbeispiels bedurfte; denn nach des

römischen Geschichtschreibers unbestochenem Urteil waren die Deutschen ein Menschenschlag, eigenartig, rein und nur sich selbst gleich. .... Das war einmal, und dieses, das wir miterleben, und dem diese Leute alle zujubeln, ist der Niedergang." Möchte er aber auch auf froher Osterfahrt den deutschen Frühling erleben, so herb und köstlich, wie Michel Thoring ihn sah! Und deutsche Lande schauen auf bunter Wanderschaft, und die deutschen Leute darinnen; deutsche Art und deutsche Größe, deutsches Werden und deutschen Sinn. So wird er furchtlos bleiben, frei und gerecht und dem großen Morgenrot vertrauen, das seinem Volke in den Tag der goldenen Ernte leuchten soll. Denn trotz allem, was das deutsche Volk erdulden mußte, ist es hochstrebend geblieben, vorwärts- und aufwärts gerichtet. „Noch sind wir das Volk der Dürer, der Hutten, der Luther, das Volk der Dichter und der Denker, und wir sind das Volk des blanken Schwertes! Trotz alledem!"

Heut liegt er fern im Feindeslande, im Schützengraben irgendwo, der junge Thoring, und weiß es nicht, daß heimlich ein Dichtersmann sein Sinnen und sein Sehnen, sein Suchen und Streben erlauscht und eine deutsche Mär davon gesungen — möchtest du nicht, lieber Leser, sie ihm hinaussenden? Das wäre wohl ein Heimatgruß.

Meister Guntram von Augsburg will uns lehren, wie man den Widrigkeiten, den kleinen Nöten des Lebens, die unsern Alltag oft so schwer machen und uns über all den Sorgen nicht das Geheimnis des Feiertages schauen lassen wollen, frisch zuleibe geht. Sein reisiger Michael war auch wohl einstmalen ein Michel Thoring, ein Grübler, ein Forscher, ein Denker; aber er ist mit den Jahren ruhig geworden und selbstsicher, ein Mann, der Zeit und Zukunft und des Lebens Heimlichkeiten versteht, ein Nothelfer der Ärmsten, ein ganz Starker, dem Tod auch und Abschiednehmen noch Sinn und Ordnung haben — dem Erzengel Michael gleich, dem Streitbaren, der recht unsers deutschen Volkes Schutz- und Trutzheiliger ist. Einfältigen Gemütern, denen Gott tiefer zu schauen verstattet als den Klugen, ist es wohl zuweilen, als habe ihn Auftrag und Wanderschaft auch einmal in ihre Nähe geführt und bald zu einem Bauern, bald zu einem Seemann, bald zu einem still schaffenden Lehrer oder Werkschmied bestellt. „Und als ich mit anhörte, wie jener wortkarge Heerführer den Schwätzern und Wohlweisen übers Maul fuhr, da meinte ich, den reisigen Michael gewiß zu erkennen. Doch war es wohl eine Täuschung.

Was liegt daran? Mir wurde das Herz, das oft ermattete, wieder froh und stark, wenn ich eine Miene sah, ein Wort hörte, einen Schritt vernahm, eine Tat erlebte, die des reisigen Michael würdig war.

Und solches geschah nicht selten."

Ein neudeutsches Feld- und Volksbuch nennt der Verlag dies Büchlein, das leise zu halbvergessenen Quellen der Kraft führt. Und er hat recht damit. Gerhard Krügel.

*

## Deutsche Kunst ins deutsche Haus.

Ein gesundes Volk braucht die Kunst. Sie ist kein Luxus der Reichen. Eine edle, erfreuende, erhebende deutsche Kunst muß für das ganze Volk sein. Aus den alltäglichen Mühen und Sorgen soll sie herausführen wie hohe, Herz und Gemüt begeisternde Musik. Darum muß die Kunst Gemeingut des deutschen Volkes werden. Wir wollen dabei helfen und allen Freunden der Kunst Gelegenheit bieten, durch Vermittlung der schaffenden Künstler selbst gute Kunstwerke zu erwerben. Wie viele unserer aus ehrlichem, deutschem Geiste Schaffenden werden von fremdrassischen Händlern ausgenützt! Fänden sie anders den Weg ins deutsche Haus — es wäre nicht nur manches Künstlerelend gehoben; die prachtvollsten Kunstwerke gelangten alsdann zu ungleich günstigeren Bedingungen in unsere Heime, sie zu veredeln und zu schmücken. Wer immer Sehnsucht nach einem solchen Schatze hegt, der wende sich mit seinen Wünschen an uns. Ein bekannter deutscher Künstler wird uns mit seinem Rate und seiner Vermittlung zur Seite stehen. Deutsche, die ihr Kunstwerke kauft, fördert eure ringenden Künstler!

**Schriftleitung des Deutschen Volkswarts**
**Berlin SW 29,** Bellealliancestraße 47.

## Ungerechtigkeiten vom deutschen Kunstmarkt.

Wenn man die hohen Preise liest, die in diesen Kriegsjahren auf Berliner Auktionen erzielt worden sind, so möchte man glauben, daß noch niemals den schaffenden Künstlern so reicher Gewinn geworden sei. Leider ahnt das lesende Publikum nicht, wie schlecht mancher deutsche Maler bezahlt wurde, auch für Werke, die hohe Summen auf dem Kunstmarkte brachten. Ein Beispiel, für dessen Richtigkeit ich einstehe, sei hier veröffentlicht. Karl Haider, der berühmte deutsche Meister, erhielt für sein Hauptwerk „Der neue Stutzen", ein figurenreiches großes Gemälde, in dem neben dem hohen Können ein bis zwei Jahre mühevollster Arbeit stecken, den überaus bescheidenen Lohn von 900 Mark. Dasselbe Bild brachte jedoch 1916 auf der Kunstauktion Schmeil-Cassier-Helbing, Berlin, über 25 000 Mark mit Aufgeld, womit es in den Besitz der Dresdener Kgl. Gemäldegallerie überging. Der Zwischenhandel mit diesem Bilde brachte den verschiedenen Besitzern also mehr als 24 000 Mark Gewinn, d. h. über das 25 fache dessen, was der Schöpfer des Werkes einst erhielt. Warum kaufte seinerzeit keine deutsche Gallerie dieses deutsche Meisterwerk vom Künstler selbst? Der Auktionator verdiente wohl 4600 Mark in den wenigen Minuten bei der Versteigerung dieses Haiderschen Gemäldes.

In solchen Fällen wäre eine Wertzuwachsabgabe an die Familie des Künstlers und auch überhaupt durchaus am Platze.

Anton Schöner, Kunstmaler.

## Kunstschriften.

Den deutschen Kunstfreunden seien folgende Schriften angelegentlichst empfohlen: August Piening, der Kunstapostel Meier-Gräfe und der Bremer Kunststreit. Verlag von Otto Melchers, Bremen. Preis 80 Pfg.; desgl. Oskar Graß, Kunst und Geschäft, auch eine Kriegsbetrachtung. Roland-Verlag, Bremen. Preis 50 Pfg.

Beide Verfasser vermitteln uns ein packendes Bild von den bedauerlichen Zuständen auf dem Gebiete der deutschen Kunstkritik und des Kunstmarktes und zeigen, wie not es tut, gegen diese Mißstände aufzutreten.

## „Durch Reinheit zur Einheit!"

Die Not unseres deutschen Volkstums ist groß. Wer diese Gefahr noch nicht erkannt hat und den Kampf um diese Not nicht sieht, will blind sein. Um dieser Not Herr zu werden, bedarf es auch später deutscher Männer und Frauen von besonderer Charakterstärke, mit Nerven von Eisen und Stahl. Die Früchte in diesem Weltkriege, dem Kampfe um unser Sein oder Nichtsein und das Werk eines Bismarck und Hindenburg dürfen uns in diesem Kampf um unser Volkstum nicht verloren gehen. Der fremde nichtdeutsche Geist in unserem Vaterhause, dem großen deutschen Vaterlande, muß weichen; deutscher Geist und deutscher Sinn müssen dafür überall wieder einziehen; wir müssen wieder Herren in unserem eigenen Vaterlande werden.

Einzig in der inneren Entwicklung aus sich selbst, im ungestörten Auswachsen der eigenen Art liegt das Heil. In diesem Geiste, dem Geiste unseres Friedrich Ludwig Jahn, abseits vom Wege jeden Parteilebens muß unsere deutsche Jugend erzogen werden; ausleben in ihrer deutschen eigenen Art muß sich unsere Jugend, dann wird sie auch später dem Kampfe um unser Volkstum gewachsen sein.

Jugendarbeit in diesem Sinne will der Vaterländische Jugendverband leisten. Dies kann der Verband aber nur dann, wenn alle vaterländisch gesinnten deutschen Kreise hinter ihn treten. Deutsche Väter und Mütter müssen uns ihre Jugend zuführen; Jünglinge und junge Mädchen als Führer in die Reihen der reindeutschen Jugendbünde des Verbandes eintreten und an Orten, wo solche noch nicht bestehen, solche für den Verband gründen bzw. auf unserem Boden stehende Jugendbünde unserem Verbande anschließen. Führer zahlen keinen Beitrag, unterstützende Mitglieder einen Mindestjahresbeitrag von 3 M. Der Einzeljahresbezugspreis für das Nachrichtenblatt „Auf der Fahrt" beträgt 3 M.

Anmeldungen und Anfragen sind an die

Geschäftsstelle des Vaterländischen Jugendverbandes E. V.

Berlin-Lichterfelde, Gélieustr. 10

zu richten.

Wilhelm von Woedtke.

# Erklärung.

Veranlaßt durch einen Protest von Freunden und Anhängern des Dichters Gustav Meyrink haben sich die Unterzeichneten zu folgender Erklärung zusammengeschlossen:

Wir teilen die gegen den Modedichter Gustav Meyrink gerichteten Angriffe und bedauern, daß sich in Deutschland im dritten Kriegsjahre noch Menschen finden, die es wagen, die sachlich völlig gerechtfertigte Bekämpfung eines kalten Verhöhners als „niedrige persönliche Angriffe", „Schmähungen" und „antisemitische Hetze" zu verleumden. Wir verwahren uns gegen eine derart unverantwortliche und leichtfertige Behandlung einer brennenden nationalen Frage, die geeignet ist, die ernsthaften Bemühungen um eine innere Erneuerung unseres Volkes durch Schlagworte zu verunglimpfen.

Der Charakter des Protestes der Freunde Meyrinks ist durch die Anwesenheit von Namen wie Frank Wedekind, Heinrich Mann und nicht zuletzt des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, Grafen Bernstorff, klar gekennzeichnet; wir stellen fest, daß die Phrasen des Protestes in keiner Weise die gegen Meyrink gerichteten Angriffe, mit denen wir uns einig erklären, widerlegen oder abschwächen; vielmehr erbringt gerade dieser Protest der Freunde Meyrinks den Beweis, wie dringend der Kampf gegen Schriftsteller dieser Art ist, wenn selbst Lehrer der akademischen Jugend und Angehörige des deutschen Adels in der Begeisterung für einen Mann befangen sind, der ein Gegner der nationalen und religiösen Überlieferungen ist, unter denen unser Volk groß wurde.

Wir erklären bei diesem Anlasse, daß es uns als eine Aufgabe von nationaler Bedeutung erscheint, literarische Erzeugnisse ohne Rücksicht auf ihre formalen Eigenschaften zu bekämpfen, die in sich die Absicht bergen, offen oder versteckt an den religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen unseres Lebens zu rütteln und die Lebens- und Weltanschauungsbegriffe unseres Volkes zu verwirren. Wir erklären eine solche Tendenz, die in dem neuesten Schrifttum immer frecher ihr Haupt erhebt, für ein Verbrechen an dem deutschen Volke und seiner Zukunft. Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Umsomehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen inneren und folglich den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird.

Immer drohender erhebt sich die Gefahr einer seelischen Verwirrung und Vernichtung unseres Volkes durch Erzeugnisse einer seelenlosen, religionsfeindlichen und antinationalen Bewegung in Schrifttum, Theater und Presse. Ihr zu begegnen, rufen wir alle führenden Kreise dazu auf, sich ihrer Verantwortung in dieser Zeit, die in jeder Beziehung über das Schicksal des deutschen Volkes entscheidet, bewußt zu sein; Bücher und Vorstellungen unbedingt zu meiden, die im Dienste jener zersetzenden Mächte stehen oder durch eine unwürdige Tändelei ein Schandmal in der Geschichte unserer Zeit bilden. Mit gleichem Ernste aber alles zu unterstützen, das auf den Gebieten des religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens die sittliche Läuterung und die nationale Stärkung unseres Volkes wahrhaftig fördert.

Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Georg von Below-Freiburg i. Br.;
Prof. Dr. h. c. Karl Berger-Darmstadt;
Fritz Blen-Berlin, Herausgeber der „Zeitfragen";
Karl Graf von Bothmer-München, Herausgeber der „Wirklichkeit";
Rechtsanwalt Heinrich Claß-Mainz;
Marie Diers-Charlottenburg;
Dr. Artur Dinter-Gräfenroda;
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Oskar Fleischer-Berlin;
Exzellenz Admiral z. D. von Grapow-Berlin;
Exz. General der Kav. Frhr. von Gebsattel-Bamberg;
Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Max von Gruber-München;
Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg;
Eberhard König-Hermsdorf bei Berlin;
Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kossinna-Berlin;

Wilhelm Kotzde-Rathenow;
Generalsuperintendent D. Lahusen-Berlin;
Universitätsprofessor Dr. Friedrich von der Leyen-München;
Exz. General d. Infanterie von Liebert, im Felde;
Willy Pastor-Berlin;
Dr. Wilhelm Rohmeder-München;
Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Dietrich Schaefer-Berlin;
Prof. Dr. Ludwig Schemann-Freiburg i. Bsg.;
Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Reinhold Seeberg-Berlin;
Privatdozent Dr. Arnold Ruge-Heidelberg;
Univ.-Prof. Dr. Leopold von Schroeder-Wien;
Exz. Wirkl. Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf-Berlin;
Privatdozent Dr. Albrecht Wirth-München;
Prof. Dr. Heinrich Wolf-Düsseldorf;
Graf York von Wartenburg-Klein-Oels, Mitglied des Herrenhauses u. v. a.

# Neustes vom völkischen Büchertisch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorsteher der Deutschen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutschbundes).

## Deutsches Land und Volk.

Birt, Th.: Die Germanen. Überlieferung üb. Bedeutung u. Herkunft d. Völkernamens. 130 S. 4.50

Schrader: Die Ostseeprovinzen deutsch! 3. Aufl. 38 S. —.60

++Stutzer, E.: Die deutschen Großstädte einst u. jetzt. Berlin, Hamburg, München, Köln, Dresden, Leipzig. 298 S. Geb. 7.50

++Tornius, V.: Das Land d. Deutschherren u. d. Hansa im Osten. Bilder aus d. deutschen u. russ. Ostseeprovinzen in Vergangenheit und Gegenwart. 112 S. Geb. 3.—

## Führende Deutsche.

+Heyse, P. u. Th. Storm: Der Briefwechsel zwischen —. Hrsg. v. G. J. Plotke. 2 Bde. 1. Bd. 1854—1881. 259 S. Geb. 7.—

+Knellwolf, A.: Der weltl. Reformator Ulrich v. Hutten. 31 S. —.50

Schubert, H. v.: Luther u. seine lieben Deutschen. 186 S. Geb. 4.—

## Deutsche Politik.

+Claß, H.: Zum deutschen Kriegsziel. 80 S. 1.—

Doeberl, M.: Bayern u. Deutschland im 19. Jh. Festrede. 155 S. 6.—

Eigenbrodt, A.: Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu d. nationalen Fragen 1887—1914. 2.—

Herrfurth, K.: Fürst Bismarck u. d. Kolonialpolitik. 451 S. Geb. 8.—

+Hänsch, F.: An d. Schwelle d. größeren Reichs. Deutsche Kriegsziele in politisch-geograph. Begründung. 243 S. 5.—

Kühnemann, E.: Deutschland u. Amerika. Briefe an e. deutsch-amerikanischen Freund. 124 S. Geb. 2.50

Peukert, F.: Die Testamente Friedrichs d. Großen u. ihr militär. Inhalt. 128 S. 3.—

Siemens, W. v.: Die Freiheit d. Meere. 55 S. 1.25

Westrußland in seiner Bedeutung f. d. Entwicklung Mitteleuropas. 328 S. Geb. 5.60

## Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Andersen, F., A. Bartels, E. Katzer, H. Frhr. v. Wolzogen: Deutschchristentum auf rein-evangel. Grundlage. 34 S. —.80

Brückner, S.: Der Kulturkampf um d. Einheit d. Völker. 147 S. 2.—

Hashagen, F.: Die Pflege d. Gemütslebens durch d. Frau. 61 S. 1.—

Hasse, E.: Der große Krieg u. d. deutsche Seele. Bilder aus d. Innenleben unseres Volkes. 235 S. Geb. 5.—

Moog, W.: Kants Ansichten üb. Krieg u. Frieden. 129 S. 3.—

Regenborn, K.: Unsere Feinde und wir. 96 S. 1.—

Ost, G.: Unser Irrtum üb. Frankreich. 32 S. —.60

+Wilser, L.: Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen u. Bedeutung. 10 S. —.60

## Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Franke, R.: Entsprechen Kriegsgewinne dem Geiste d. allgemeinen deutschen Wehrpflicht? 15 S. —.40

+Meyenschein, A.: Raiffeisen u. d. deutsche Dorf. 300 S. Geb. 4.—

+Rosemeyer, J.: Der beste Weg z. Sicherung u. Ausdehnung uns. Welthandels. 44 S. 2.—

+ mit Abbildungen. ⌖ mit Karten. Preise in Mark.

Roſe, R.: Allgemeine familiengeſchichtl. Zeitſchriften. — Von Familien hrsg. Zeitſchriften u. Familientagsberichte. 71 S. 2.50

Schäfer, W.: Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an! Kriegswirtſchaftl. Betrachtungen. 63 S. 1.—

+Siebert, F.: Der völk. Gehalt d. Raſſenhygiene. 214 S. 3.—

+Siemens, H.: Die biolog. Grundlagen d. Raſſenhygiene u. der Bevölkerungspolitik. 80 S. 1.80

Wygodzinski: Die Landarbeiterfrage in Deutſchland. 89 S. 2.40

## Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

+Bieſe, A. Th.: Storms Leben u. Werke. 156 S. Geb. 2.50

+Denk, O.: Fürſt Ludwig zu Anhalt-Köthen u. d. erſte deutſche Sprachverein. Zum 300 jähr. Gedächtnis an d. Fruchtbring. Geſellſchaft. 135 S. Geb. 3.50

Götze, A.: Das Elſaß u. d. poet. Literatur d. Weltkriegs. 53 S. 1.20

Heſſel, K.: Altdeutſche Frauennamen. 40 S. 1.—

Kobes, F.: Kindheitserinnerungen u. Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung u. Leben. 291 S. Geb. 8.—

Koch, A.: Von Goethes Verskunſt. 191 S. Geb. 4.—

+Luther: Deutſche Briefe. Schriften. Lieder. Tiſchreden. Ausgew. v. T. Klein. 301 S. Geb. 1.80

Merker, P.: Von Goethes dramat. Schaffen. Siebzig Vorſtufen, Fragmente, Pläne und Zeugniſſe. 719 S. Geb. 5.—

+Nees v. Eſenbeck, H.: Kriegs-Sinnſprüche. Mit d. Bildniſſen v. 16 deutſchen Männern. 65 S. Geb. 3.—

Peters, M.: Friedrich Wilhelm Webers Jugendlyrik auf ihre literar. Quellen u. Vorbilder unterſucht. 182 S. 4.—

+Schiller u. Goethe. Briefwechſel zwiſchen 1794 bis 1805. Hrsg. v. Dr. H. H. Borcherdt. 2 Bde. 627 u. 633 S. Geb. 10.—

Scholz, Wilh. v.: Der Dichter. Aufſätze. 115 S. Geb. 2.50

Tièche, H.: Die polit. Lyrik d. deutſchen Schweiz v. 1830—1850. 93 S. 3.—

Wie Schweizer Dichter üb. Deutſchland dachten! Das Urteil d. drei Schweizer Dichter G. Keller, K. F. Meyer, H. Leuthold üb. Deutſchland. 32 S. —.40

## Deutſche Erziehung u. Schule.

Borſtel, F. v.: Die deutſche Auslandsſchule u. d. Vorbildung ihrer Lehrer. 53 S. 1.30

Neumann, L.: Das deutſche Gymnaſium u. d. Erdkunde. Kriegsforderungen an d. höheren Schulen. 116 S. 2.—

## Der Weltkrieg.

++Bracht, R.: Unter Hindenburg v. Tannenberg bis Warſchau. 90 S. 1.80

+Clockener, H.: Warum u. wie muß Deutſchland annektieren? Drittes 100 000. 56 S. —.80

+Kirchner, J.: Das U-Boot bei d. Arbeit. Seine Technik u. Wirkungsweiſe in Wort u. Bild. 92 S. 1.80

++Weddigen, O.: Unſer Unterſeebootkrieg und unſere Unterſeeboothelden. 63 S. 1.—

## Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Albrecht, P.: Ein teutſcher König. Roman aus großen german. Tagen. 351 S. 4.—

+Flandern-Almanach auf 1917. Hrsg. v. d. Kriegszeitung f. d. Marinekorps „An Flanderns Küſte". 142 S. 2.—

Gutberlet, H.: Ströme der Stille. Gedichte. 108 S. Geb. 3.—

König, Eb.: Das Märchen vom Waldſchratt. 50 S. —.75

—: Wenn d. alte Fritz gewußt hätt ... Eine Rübezahlmär. 142 S. Geb. 3.50

+ mit Abbildungen. ++ mit Karten. Preiſe in Mark.

**Alle oben angezeigten Bücher beſorgt pünktlich und poſtfrei die Kanzlei des Deutſchbundes, Gotha.**

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Das Bekenntnis des Deutschbundes und seine Arbeit.

Deutschbund will heißen, daß wir alle, die wir diesem Bunde zugehören, für uns selbst und für unser Volk im Streben zu immer reinerem Deutschtum das Heil erkennen.

Wir lassen uns in dieser Erkenntnis nicht beirren durch den Wahn eines Weltbürgertums; sondern mit Bedacht hegen und pflegen wir unser Volkstum, weil wir wissen, daß jede Frucht, die der gesamten Menschheit zugute kommen soll, nur auf dem Acker des Volkstums gesäet, gepflegt und geerntet werden kann. Der Menschenliebe wollen wir nicht entsagen, noch weniger anderen Völkern ohne besonderen Grund mit unfreundlicher oder gar gehässiger Gesinnung begegnen; aber allerdings wollen wir uns mehr und mehr zu der Gewohnheit des Denkens, Wollens und Handelns erziehen, daß wir Menschenliebe nicht besser betätigen können, als wenn wir unser eigenes Volkstum erhalten, kräftigen und veredeln. Für diesen Zweck scheuen wir auch den Krieg nicht, denn solch ein Krieg bedeutet uns nicht ein Unrecht, sondern eine heilige Pflicht und ein höchstes Opfer für Volkstum und Menschheit.

Die Liebe zu unserem eigenen Volke gebietet uns die Achtung vor anderen Völkern, die gleich uns in seßhafter Abgrenzung nach ihren besonderen Gaben zur Veredelung der Menschheit mitarbeiten. Aber unsere Teilnahme und unsere Fürsorge wollen wir nur denen zuwenden, die wir als gleichen Stammes anerkennen. Darum wollen wir in unserem Bunde auch keine Gemeinschaft haben mit rassefremdem Blute, insbesondere nicht mit jüdischem. Dessen schädigenden Einfluß von uns und unserem Volke mit kalter Gelassenheit und still aber beharrlich abzuwehren, halten wir vielmehr für unsere Pflicht am reinen Deutschtum.

Wir glauben an die siegreiche Kraft der Blutserbschaft, aber wir kennen nicht den geheimnisvollen Weg, den sie durch die lange Reihe unserer Vorfahren bis zur Stunde unserer Geburt gewandelt ist. Darum hüten wir uns vor dem Anspruch, daß wir in unserer körperlichen Art oder im Fühlen, Denken und Tun Musterbilder reinen Deutschtums seien. Aber tätige Liebe zum reinen Deutschtum ist die Forderung unseres Bundes an alle, die sich deutschen Stammes fühlen.

So will unser Bund diejenigen suchen und zu brüderlicher Gemeinsamkeit an sich ziehen, die in solcher Anschauung tätige Liebe zum reinen Deutschtum beweisen.

---

Das Hauptziel des Deutschbundes liegt nicht im Worte, auch nicht allein in der Gesinnung, sondern in der Betätigung beider durch Arbeit.

Darum soll jeder als Bruder oder Freund sich tätig nützlich zu machen suchen. Welche Mittel er dazu wählt, ob er durch Mitarbeiterschaft und Einfluß bei Zeitungen, Herausgabe von Druckwerken, gesellschaftliches Wirken, Erziehung und Unterricht, Einfluß auf wirtschaftliche Veranstaltungen oder durch Wirken in anderen deutschnationalen Verbänden oder sonst in geeigneter Weise seine Deutschgesinnung zu betätigen sucht: das soll ganz in seiner freien Wahl stehen.

Anregungen zu nützlicher Arbeit zu geben, ist die besondere Aufgabe der Bundesleitung. Um die Brüder über die Vorgänge im Bunde und die nächsten Aufgaben auf dem Laufenden zu halten, gibt der Bundeswart die Deutschbund-Blätter heraus.

## Die Deutsche Nationalbücherei in Gotha
(Bundesbücherei des Deutschbundes)
und
## die Deutsche Bücherei in Leipzig

sind zwei ihrem Charakter und Aufbau nach so verschieden geartete Unternehmungen, daß lediglich die bedauerliche Ähnlichkeit der Namen für den Uneingeweihten eine Verwechselung herbeiführen könnte.

Die Deutsche Nationalbücherei in Gotha sammelt alle jemals erschienenen Drucksachen deutscher oder fremder Sprache, die einen Beitrag zur Kenntnis deutschen Volkstums im weitesten Sinne liefern. Sie will in sich alle Schriften, auch Zeitschriften und Einzelaufsätze, vereinigen, die sich auf deutsche Landes-, Heimats-, Stammes-

und Volkskunde, deutsche Geschichte und Altertumskunde, Sprach- und Mundartenforschung, deutsches Kirchen-, Staats-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und Sittenleben, deutsche Weltanschauung, Kunst und schöne Literatur beziehen. Die Gothaer Nationalbücherei ist gedacht als Ausgangspunkt und wissenschaftliche Grundlage umfassender deutscher Volksforschung. Sie kann daher nicht Endziel, sondern nur notwendige Vorbedingung tiefschürfender Arbeit sein, die die Entwicklung des deutschen Kulturlebens durch die Jahrhunderte zu verfolgen sich bemüht und die aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus die Richtlinien zu ergründen sucht für eine körperliche, geistige und sittliche Höherzüchtung des deutschen Menschen in der Zukunft.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig ist eine Sammelstelle der vom 1. Januar 1913 ab im deutschen Sprachgebiet erscheinenden Literatur, auch der fremdsprachlichen im Deutschen Reiche. Sie sammelt lediglich nach bibliographischen, nicht nach zweckwissenschaftlichen Grundsätzen. Sie spiegelt die Vielseitigkeit des deutschen Büchermarktes wider nach dem äußeren Merkmal des Erscheinungsortes, nicht aber nach dem geistigen deutschkundlichen Werte.

## Eingabe gegen die amtliche Unterstellung des Mannes unter weibliche Vorgesetzte.

Der „Gemeinde-Ausschuß" des Preußischen Abgeordnetenhauses hat die Eingabe gegen weibliche Vorgesetzte der Staats- und Gemeindebeamten (s. „D. V." 1917, S. 112) der Regierung als Material überwiesen. Der zweite Punkt, daß die z. Zt. in Beamtenstellen tätigen Frauen die zurückkehrenden Feldgrauen nicht ständig ersetzen dürfen, ist sogar zur Berücksichtigung empfohlen, über Punkt 3 die Privatangestellten betreffend, wurde zur Tagesordnung übergegangen.

Wir stellen die Tatsache mit Befriedigung fest, daß der Ausschuß sich gegenüber den Forderungen großer Beamtenkreise wenigstens nicht auf den Standpunkt des Herrenhauses gestellt hat, das darüber glatt zur Tagesordnung überging. — Heute, wo die radikale Linke bereits ganz offen mit der Forderung des vollen Frauenwahlrechts herausrückt (s. „D. V." 1917, S. 175), dürfte auch das Herrenhaus die Vorgesetztenfrage etwas anders und richtiger auffassen.

## Eichbaum-Postkarten des Deutschbundes.

Die bereits zu Hunderttausenden verbreiteten Eichbaum-Postkarten des Deutschbundes sind in neuer Auflage erschienen und zwar zunächst in vier verschiedenen Farben mit Sinnsprüchen völkischer Dichter zu den Fragen des Tages. Die Dichtungszeilen lauten:

### Völkische Treue.

Eine Sünd' nur gibt's auf Erden,
Alt und immer wieder neu:
Untreu seinem Volk zu werden
Und sich selber ungetreu.

Br. Adolf Bartels.

### Das höchste Heil im Schwerte!

Mag Lug und Trug und schnödes Geld
Zum Scheine auch wohl schützen,
Ein jeder Tand und Trödel fällt
Vor ernstem Schwerterblitzen!

Br. Ernst Strach, gef. 12. Nov. 1914.

### Vergeßt die deutschen Balten nicht!

Vergeßt die treuen Balten nicht,
Die draußen vor den Toren stehn!
O laß sie nicht, mein deutsches Volk,
Im Schicksalssturm verloren gehn!
Allmutter, nimm sie auf!

Br. Heinrich Gutberlet.

### Hurra, ihr blauen Jungen!

Und ob mit tausend Schiffen ihr kommt
und uns bedroht,
Kühn weht im Schlachtenwetter die Flagge
schwarz-weiß-rot.
Hurra! Wir blauen Jungen, wir stehn und
halten stand
Und siegen oder sterben fürs deutsche Vaterland!

Br. Reinhold Braun.

Je 100 Stück derselben Art oder gemischt werden von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha gegen Einsendung von 3 Mark postfrei versandt (Postscheckverkehr Leipzig Nr. 15049).

## Was ist und was will der Deutschbund?

Der Deutschbund, der sich um die völkische Ertüchtigung im Sinne unseres kaiserlichen Kronprinzen bemüht, hat ein Flugblatt herausgegeben, das näheren Aufschluß über seine Arbeit erteilt und kostenlos von seiner Kanzlei in Gotha bezogen werden kann.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

# Deutscher Volkswart

2. Jahrgang | Heft 11/12 | Nov./Dez. 1917

**Ist einmal an objektiven Zwecken und Ideen der Charakter eines Volkes offenbar geworden, hat sich sein Charakter als eine besondere Macht der Darstellung und Auswirkung jener Zwecke und Ideen erwiesen, dann hat ein Volk nicht nur Anrecht auf sein völkisches Sein. Vielmehr muß im Interesse der allgemeinen Menschheit gerade die Eigenart und Besonderheit seines völkischen Charakters gehütet und gewahrt werden, weil dieser sich als Bürgen dafür erwiesen hat, daß er in der Eigenart und Besonderheit seiner Wertdarstellungen zugleich charakteristische und unersetzliche Zwecke der Menschheit erfüllt.** Bruno Bauch.

## Volkstum.

Von Bruno Bauch.

„Das ist des edlen Menschen Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem Verflößungsmittel in die Welt zu machen. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die Dauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben,

das er von je gemocht hat". Mit diesen Worten hat Fichte in aller Kürze eigentlich schon das bezeichnet, was für das Volkstum charakteristisch ist. Und doch laufen auch heute noch immer die absonderlichsten Vorstellungen um. Als ich selber vor einiger Zeit durch die Veröffentlichung einer kleinen Schrift „Vom Begriff der Nation" [1]) in den mir persönlich nur zuwideren Parteizank hineingezogen und zum Gegenstand lebhafter Anfeindung gemacht wurde, da bekam ich von verschiedenen Seiten den Vorwurf zu hören, ich hätte die wissenschaftliche Wahrheit und den Wert der wissenschaftlichen Leistung von der Rasse abhängig gemacht. Das Wort „Rasse" hatte ich nie gebraucht. Ich hatte immer von Volk, Volkstum, Nation gesprochen. Daß die Wahrheit unabhängig aber nicht allein von Rassen, sondern auch von Völkern objektiv gilt, das ist mir seit den ersten Anfängen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit ebenso zur Selbstverständlichkeit geworden, wie daß zur Erkenntnis der Wahrheit auf den verschiedenen Erkenntnisgebieten die Völker sehr verschieden subjektiv befähigt sind. Und daß man den Wert eines Volkes allein nach seiner geschichtlich tatsächlich vorliegenden Leistung und Leistungsfähigkeit beurteilen darf, das erscheint mir als eine solche Binsenwahrheit, daß es mir andererseits geradezu als Wahnsinn und Blödsinn erscheinen würde, wollte man umgekehrt einfach das tatsächliche Dasein eines Volkes zum Maßstabe der Wertbeurteilung seiner Leistung und Leistungsfähigkeit machen. Vollends nach der Rasse den Wert von Leistungen anstatt nach Leistungen den Wert der Rasse zu beurteilen, bliebe selbst dann widersinnig, wenn es auch nicht so widersinnig wäre, wie es tatsächlich widersinnig ist, Volk und Rasse einfach gleichzusetzen. Nur völlige Unklarheit und Verworrenheit des Denkens kann also, wenn ich böse Absicht für ausgeschlossen halten soll, einfach aus der Betonung der Bedeutung des Volkstums für das Wertleben den Vorwurf herleiten, man mache die Rasse zum Wertmaßstabe der Leistungen, wie von einem solchen Vorwurfe rechtlich nur ein völlig unklarer und verworrener Rassenfanatismus und eine unbesonnene Rassenfexerei betroffen werden kann. [2]) Gewiß hängen nach der naturhaften Seite Rasse und Volk zusammen. Daß dieses Zusammenhängen nicht aber auch schon ein Zusammenfallen ist, das beweist am schlagendsten wohl die Tatsache, daß es mit Sicherheit in Europa, mit größter Wahrscheinlichkeit sogar auf der ganzen Erde, so einheitliche Ausprägungen auch immer Völker erfahren haben, dennoch keine einheitliche, schlechthin reine oder unvermischte Rasse gibt, daß also jedes Volk die Resultierende einer Mannigfaltigkeit

[1]) Auf diese meine kleine Schrift „Vom Begriff der Nation" und auf mein nach ihm erschienenes anderes Schriftchen „Fichte und der deutsche Gedanke" sei für das Folgende zur genaueren Begründung mancher Gedanken verwiesen, die ich auf diesen Blättern nur andeuten kann.

[2]) Über den Unterschied von „Rasse und Volkstum" gibt das so betitelte aufschlußreiche Werk von A. Wirth reichlich Auskunft. Darauf sei hier für die folgenden Sätze nachdrücklich verwiesen.

von Rassenkomponenten ist. In dieser Komposition liegt der Zusammenhang von Rasse und Volk. Sie macht es auch sogleich deutlich, daß beide so wenig zusammenfallen, wie die Resultierende und die Mannigfaltigkeit ihrer Komponenten sonst in der Natur. Und auch jener Zusammenhang verbleibt bloß im Naturhaften. Rasse ist für sich ein bloß biologischer Begriff: das Gefüge natürlicher Eigenschaften leiblicher und seelischer Art, die in einer bestimmten Richtung zur Auswirkung gelangen. Für diesen ähnlich auch von Wirth ausgesprochenen Gedanken würde ich aber nicht einmal den Ausdruck „Dauertypus" wählen, da dieser leicht das Mißverständnis der älteren Biologie im Sinne substanzieller Konstanz nahelegt, während es sich allein um funktionale Richtungskonstanz handeln kann.

So bedeutungsvoll nun auch für das Volkstum das natürliche Moment ist, das schon Fichte, ja auch schon, sogar mit besonderem Nachdruck, Kant in der „gemeinschaftlichen Abstammung" hervorhebt, und genau so wenig, wie von einem Schäferhundelternpaare ein Dachshund gezeugt wird, von einem Orientalenelternpaare ein Romanenkind gezeugt wird, so ist doch der Charakter des Volkstums in der natürlichen Abstammung nicht beschlossen. Daß, wie ebenfalls Fichte sagt, „Göttliches in ihm erschienen" ist, also die Ganzheit des geschichtlichen Lebens, der geschichtlichen Leistungen, wie der geschichtlichen Ziele und Aufgaben, kurz die Kultur in seinem Leben charakterisiert das Volk nicht minder, wie die Natur. Nicht „das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins", sondern als „Quelle des Dauernden" bezeichnet den Wertcharakter des Volkstums, von dem aus allein man auch „mit der Abstammung daraus sich ehren" kann. Aus des Volkstums Ganzen erwachsen dem Einzelnen Aufgaben für das Ganze. Durch ihre Erfüllung erarbeitet er sich selbst seinen Platz in der Geschichte seines Volkes und durch diese in der Geschichte der Menschheit, sei es im Großen und in weithin sichtbarer Wirkung, sei es im Kleinen und im bescheidensten Ausmaße. Aber allein seine völkische Gemeinschaft bietet ihm die Möglichkeit, Ewiges im Zeitlichen zu pflanzen. Nur in ihr kann er dem „Gemeinen", das nur „nach seinem Sinn lebt", um mit Goethe zu reden, entsagen, um „nach Gesetz und Ordnung zu streben", die ihm Dauer über sein Leben hinaus verbürgen. Hier nur erfüllt sich ihm jenes „Stirb und Werde!", ohne das er „ein trüber Gast auf der dunklen Erde" verbliebe.

In alledem liegt es auch schon, daß das Natürliche für das Geschichtliche im Volkstum so wenig gleichgültig ist, daß sich in diesem vielmehr beide Momente zur Einheit verbinden, daß die „Natur" des Volkstums nicht mehr bedeuten kann eine wertfremde Abgelöstheit und Unbedingtheit, ein absolutes Wesen im Sinne eines dogmatischen Naturalismus, sondern die derart durchgängig gesetzlich bedingte Wirklichkeit, daß sie zwar nicht in sich selbst schon wertvoll, aber immer werterfüllbar und wertvoll gerade insoweit ist, als sie in Leistungen Werte dar-

stellt und Kultur und geschichtliches Eigenleben erlangt. In solchem Sinne steht, wie Fichte sagt, das Leben des Volkes unter einem „besonderen Gesetze der Erzeugung des Göttlichen aus ihm".

So wenig es also unter dem bloßen Tatsachengesichtspunkte auch nur eine Frage sein mag, daß jedes Volkstum aus einer Mehrheit natürlicher Komponenten resultiert, so sehr kommt für die Wertfrage alles darauf an, welcher Art die natürliche Verbindung ist, was für Elemente und wie und in welchem Verhältnis sie in die Verbindung eingegangen sind, und welche Elemente in ihr dominieren. Es kommt, um einen Ausdruck Nitzsches anzuwenden, auf die „Superiorität der Qualität" an: jene Superiorität des Natürlichen, die sich allein im Geschichtlichen eben als Qualität erweisen kann, als Wertqualität. Abstammungsgemeinschaft in dem nun deutlich gewordenen Sinne, wie Gemeinschaft der Geschichte charakterisieren also beide das, was wir Volkstum nennen. Zwar hatte noch Kant den Begriff des Volkes mehr bloß geographisch zu bestimmen versucht, wenn er ihn definierte als „die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes bilden". Immerhin kommen beide dafür charakteristischen Momente, das der gemeinschaftlichen Abstammung und das der gemeinschaftlichen Geschichte, auch bei Kant bereits zur Geltung, wenn er insbesondere gerade den Begriff der Nation folgendermaßen bestimmt: „Diejenige Menge, oder auch ein Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation". Gewiß ist von Kant hier die „gemeinschaftliche Abstammung" ausdrücklicher und nachdrücklicher hervorgehoben, wie der geschichtliche Charakter der Nation mit dem Hinweis auf das „bürgerliche Ganze". Aber ebendies läßt es doppelt unverständlich und unverständig erscheinen und wirft auf ihre Kant-Kenntnis und ihr Kant-Verständnis ein recht eigenartiges Licht, wenn sich gerade gewisse „Kantianer" darüber aufregen, daß ich den Nationsbegriff nicht ausschließlich nach der geschichtlichen Seite, sondern auch nach Seiten der Abstammungsgemeinschaft zu fassen suche. Hat doch gerade Kant umgekehrt als jene „Kantianer" wollen, diese Abstammungsgemeinschaft, wie gesagt, viel nachdrücklicher als die Gemeinschaft der Geschichte betont, während ich beiden Seiten in gleicher Weise und ihrer Beziehung auf einander Rechnung trage.

Dabei bedeutet aber, wie nun deutlich sein wird, Abstammungsgemeinschaft ebensowenig etwa ohne weiteres Abstammung aus einer einheitlichen Rasse, wie sie als solche schon ein Wertkriterium bedeutet. Wie es sich im ersten Falle lediglich um ein gemeinsames Resultieren aus gemeinsamen Komponenten handeln kann, so muß für den Wertgesichtspunkt das Volkstum immer bezogen bleiben auf ein eigentümliches geschichtliches Leben, aus dessen Wert- und Leistungs-Gestaltung über die Werterfüllung und Leistungsfähigkeit eines Volkes selbst erst entschieden werden kann. Für die geschichtlich-kulturelle Wertbezogenheit der

natürlichen in das Volkstum eingehenden Elemente und rassischen Komponenten kommt es also nicht auf eine bloß fiktive Rasseneinheit oder Rassenreinheit an, sondern auf die Wertrealisierungsmöglichkeiten oder Wertanlagen im Mannigfaltigen der naturhaften Grundfaktoren, also, wie schon gesagt, auf ihre Verbindungsverhältnisse und die dominierenden Bestimmungen, aus denen das Ganze des Volkscharakters resultiert. Und dieses resultierende Ganze ist eben der Volkscharakter nach der natürlichen Seite gesehen. Hat nun aber diese Resultierende eben als Ganzes des Volkscharakters sich in der Geschichte als Träger und Auswirker wertvoller Lebensgestaltung erwiesen, dann ist an dessen Wahrung und Erhaltung alles gelegen. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn auch schon Kant ganz richtig gesagt hat, „daß die Vermischung der Stämme, welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlechte, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei". Das kann freilich nach unseren ganzen Ausführungen nicht bedeuten, daß im „Charakter" eines Volkes eine „Vermischung der Stämme" überhaupt nicht stattfände, sofern man etwa unter „Stamm" biologisch differenzierte rassenhafte Elementarfaktoren verstünde. Nur soll das Ganze des Volkscharakters selbst und seinerseits in dem soeben bezeichneten Sinne als der „Stamm", aus dem eigentlich geschichtliches Leben hervorsprießt, nicht wiederum vermischt und verwischt und dadurch sein Wertcharakter „ausgelöscht" werden [1]). Und die „Mischung der Stämme" im ersten Sinne könnte unter dem zweiten Gesichtspunkte, so bedeutungsvoll sie nach der einen Seite sein möchte, ebenso verhängnisvoll nach der anderen Seite sein, insofern sie ebenso leicht einen wertvollen Charakter, je nach ihren Mischungselementen und Mischungsverhältnissen „auszulöschen", wie zu erhöhen vermöchte. Ein solches Verhängnis könnte dabei ebenso von rasseverwandten, wie von fremdrassischen Elementen drohen. Auf jeden Fall ist also jede fremdvölkische Belastung im Interesse des geschichtlichen Volkstums mit Vorsicht aufzunehmen und direkt abzuweisen, wenn sie den in der Geschichte als wertvoll erwiesenen Volkscharakter verwischt oder gar auslöscht. Auf der anderen Seite wäre es denkbar, daß gewisse Völker gerade durch Verbindung mit andern und allein durch sie ihren Charakter verbessern könnten. Auch Kant hat durchaus mit dieser Möglichkeit gerechnet. Und nach ihm sind,

[1]) Auf diese doppelte Bedeutung des Wortes „Stamm" ist zu achten. Sie erklärt sich leicht gerade aus Kants entwicklungstheoretischen Erkenntnissen. Wie ausführlich P. Menzer gezeigt hat, vertritt Kant bereits den Entwicklungsgedanken für Natur und Geschichte. Und weil ihm die biologische Differenzierung von dem durch ihn bereits angenommenen einheitlichen Abstammungszusammenhange aus (von einem „Urstamme" her) unerläßliche Bedingung des historischen Fortschrittes ist, so müßten nach ihm mit der Aufhebung der biologischen Differenzierung in die Sonderarten der einzelnen Völker durch eine allgemeine Völkermischung zu einem einzigen Mischvolke „die Charaktere ausgelöscht" und aller geschichtliche Fortschritt unmöglich werden. Kant sieht es deshalb geradezu als „Absicht der Vorsehung" an, „daß sich zwar Völker bilden, aber nicht zusammenfließen sollten".

mag man diese Kantische Exemplifikation immerhin für fraglich halten dürfen, Beispiele solchen Volkstums die orientalischen Völker, von denen er sagt: „Die orientalischen Nationen würden sich aus sich selbst niemals verbessern". Ob nun freilich deren mit Hilfe der anderen Völker erreichbare Verbesserung zum Vorteile auch dieser anderen ausschlage, das müßte gerade auch nach Kant, wiederum eine Frage für sich bleiben. Kant hat sie negativ entschieden. Grundsätzlich kommt es also im Hinblick gerade auf die geschichtlich kulturliche Bestimmung des Volkstums darauf an, daß auch seine natürlichen Grundlagen für jene Bestimmung geeignet erhalten, in Beziehung auf sie nicht verschlechtert, sondern verbessert und veredelt werden. Und so begreift es sich, daß, was unter dem natürlichen Gesichtspunkte Ausgang ist, unter dem geschichtlichen selber zum Ziele werden kann. Wirth hat darum durchaus Recht, auch in der „Rasse" selber ein Ziel, nicht ein starres, fixes und fertiges Sein zu sehen, trotz ihrer Richtungskonstanz. Aber ebendarum ist diese Richtungskonstanz eben als Richtungs-, nicht als Substanz-Konstanz, nicht dinghaft, sondern funktional-dynamisch zu fassen [1]).

Darin findet die eigentümliche Verbindung des Natürlichen und des Geschichtlichen im Volkstum einen bezeichnenden Ausdruck, wie sie auch, und zwar vor allem, in der Sprache als dem natürlichen Ausdrucksmittel inneren geistigen Lebens, ihre charakteristische Darstellung erhält. Daraus, daß sie Ausdruck gemeinsamen, d. h. durch gemeinsame Geschichte bestimmten Erlebens und darum für das Volkstum charakteristisch ist, erklärt es sich auch, wenn man die Volksgemeinschaft in der Sprachgemeinschaft sucht. Freilich eine Gleichsetzung von beiden ohne weiteres ist grundfalsch. Die falsche Gleichsetzung wird auch dadurch nicht richtig, daß sie erstaunlich oft begangen wird. Wie falsch sie ist, das zeigen nicht allein die Fremd- und Gast-Völker, die die Sprache ihrer Wirtsvölker allmählich angenommen haben und trotz des äußeren Zusammenlebens mit diesen durchaus ihre völkische Sonderart erhalten haben, der sie, mögen sie immerhin auch die Sprache ihrer Wirtsvölker reden, doch in ihrer eigenen Sprache, und sei es auch bloß noch in kultisch-konventikelhafter Weise, einen Ausdruck geben. Das beweist vor allem aber in gerade entgegengesetzter Richtung auch die „Nationalliteratur", die national und völkisch bleibt, auch wenn sie, gerade im Gegensatz zum fremdvölkisch-sprachlichen Verhalten, gelegentlich einen fremdsprachlich-völkischen Ausdruck findet. So bleiben z. B. die epistolae obscurorum virorum, die Geschichtswerke Friedrichs des Großen u. v. a. m. deutsche Werke, auch wenn sie in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben sind. Nichtsdestoweniger bleibt bestehen, daß gerade die Sprache, wenn sie also auch nur

[1]) Immerhin wird dadurch schon deutlich, daß man, wie vorhin für den Begriff des „Stammes", so auch für den der „Rasse" zwei Bedeutungen scharf von einander zu unterscheiden hat. Zahllose Verwirrungen in der „Rassen"-Literatur gehen auf den Mangel dieser Unterscheidung zurück.

von einer äußerlichen und oberflächlichen Auffassung mit dem Volkstum schlechtweg gleichgesetzt werden kann, doch ein entscheidender Ausdruck des Volkstums und der in ihm vereinigten natürlichen und geschichtlichen Bestimmungsstücke ist, wie das Volkstum selber die bezeichnete Vereinigung natürlicher und geschichtlicher Gemeinschaft ist.

So viel nun auch immer an der Wahrung und Erhaltung eines Volkstums gelegen ist, das durch seine Geschichte seine Bedeutung erwiesen hat und für die Zukunft verheißt, so wenig kann jene seine Wahrung und Erhaltung etwa eine unüberbrückbar trennende Isolation von Volk zu Volk bedeuten. Vielmehr ist mit ihr eine Gemeinschaft der verschiedenen Völker zur Bearbeitung allgemeinmenschheitlicher Kulturaufgaben nicht etwa bloß vereinbar, sondern gerade auf Grund ihrer ist diese überhaupt allein möglich. Nur ist diese Gemeinschaft nicht zu denken als eine die „Charaktere auslöschende", die Verschiedenheit der Völker, ohne die auch nicht von einer Gemeinschaft der Völker mit Sinn gesprochen werden könnte, also ja gerade zunichte machende Vermischung und Verwischung, sondern als gegenseitige Ergänzung.

# Eine neue Lösung der Volksernährungsfrage.

Denkschrift des Geh. Studienrats Prof. F. Hornemann in Hannover-Kleefeld zur Begründung der Eingabe des Deutschbundes[1]).

## I.

### Die augenblickliche Lage der Volksernährung.

Wie in allen Dingen, so ist es auch in der Volksernährungsfrage grundlegende Hauptsache, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, besonders Schwierigkeiten, die sich darbieten, nicht zu umgehen oder zu verhüllen, sondern klar zu erkennen und wenn möglich zu lösen. Trotz aller ihrer Vorzüge, trotz aller Mühe und Arbeit vermag unsre Landwirtschaft infolge der Absperrung von der Umgebung, die der Krieg unserm Volke gebracht hat, nicht so viel Lebensmittel hervorzubringen, wie wir brauchen. Mit ehrlichem Eifer strebt der Staat und streben die landwirtschaftlichen Verbände und die einzelnen Landwirte danach, die Erzeugung zu vermehren, aber es fehlt an Männern, an Pferden, Ochsen, Maschinen, Handwerkern; es fehlt auch an Dünger und an Kohlen. Bei dem ungeheuren Munitionsverbrauch der heutigen Kriegführung sind selbst so große Erfindungen wie die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft nicht ausreichend um die Mängel auszugleichen. Es fehlt sehr an Stickstoffdünger, auch Phosphate fehlen, und schließlich ist uns seit 1915 auch das Wetter ein sehr übler Feind. Es hat uns dieses Jahr genötigt, leicht verderbendes Gemüse von Süddeutschland

[1]) s. S. 347.

trotz Wagen- und Lokomotivmangels nach Berlin zu schaffen, es hat uns mehrfach große Einbuße an der Ernte selbst gebracht. Dazu kommen andere natürliche Hemmungen. In Sachsen verdarb z. B. ein großer Teil des Kohlrabibaues durch einen Wurzelschädling, der dreijährige Ausschaltung dieses Gemüses auf gleichem Felde nötig macht.

An Kohlen fehlt es, weil wir vertragsmäßig an neutrale Staaten viel abgeben müssen. Wie weit hieran unsre auswärtige Politik schuld ist, haben wir hier nicht zu entscheiden: der Mangel liegt vor und wird nicht ganz mehr auszugleichen sein. Genügende Kohlenzufuhr ist aber nicht allein für den Betrieb aller Maschinen, für die Beleuchtung usw. notwendig, sondern auch die Hausbrandkohle muß als hochwichtiges Nahrungssparmittel wenn irgend erreichbar in ausreichender Menge beschafft werden. Da es infolge des Fettmangels an der Wärmezufuhr für den Körper von innen heraus gebricht, muß von außen her Wärme zugeführt werden, vornehmlich durch Aufenthalt in warmen Zimmern, auch durch Ausruhen nach der Arbeit in stark durchwärmten Betten usw. Dies ist um so bedeutungsvoller, als es ja auch an warmer Kleidung sehr mangelt.

Ebenso wenig können wir es ändern, daß wir infolge der Entwicklung unserer Industriegebiete und unserer Großstädte zu viele reine Verbraucher haben, zu wenig Miterzeuger. Wer sein Gärtchen hat, leidet nicht wirklich Not — ich sehe es hier täglich in meiner Gemeinde Hannover-Kleefeld —; wer es nicht hat, der muß darben oder Wucherpreise zahlen. Dazu war vor dem Kriege die landwirtschaftliche Erzeugung falsch gerichtet infolge des übermäßigen Verlangens der Städter nach Fleisch, und in drei Kriegsjahren ließ sie sich unmöglich umsteuern; Zuchtrichtung und Fruchtfolge kann man nicht schnell ändern. Nach dem Kriege können wir vielleicht durch planmäßige Förderung der Kleinsiedlung die Schäden der Großstadtkonzentration allmählich einschränken, aber eine plötzliche Besserung ist nicht möglich, am wenigsten mitten in der Not des großen Krieges.

Unausschaltbar sind ferner auf der einen Seite die Gewinnsucht der Erzeuger und besonders der Händler, die zu Preistreiberei und Wucher im Vertrieb, zu Unsolidität und selbst Betrug in der Herstellung der Ware führt, auf der andern Seite die wachsende Angst der Verbraucher, daß ihnen das zum Leben Unentbehrliche fehlen könnte, und die pflichtmäßige Sorge der Väter und Verwandten für die Ihrigen, die sie unter der Knappheit der Lebensmittel leiden sehen. Namentlich körperlich Schwache oder gar Kranke, die eine besondere Ernährung brauchen, um weiter leben zu können, fordern zu solcher Fürsorge heraus.

Alle Vorschläge für die Lebensmittelfürsorge, die mit diesen gegebenen Verhältnissen nicht rechnen, gehen fehl. Es kann sich nicht handeln um Herstellung völlig befriedigender Ernährungszustände, sondern nur um Milderung der bestehenden Not; es kann deshalb auch keine Rede davon sein, jetzt den früheren Zustand der unbeschränkten Freiwirtschaft plötzlich wieder herzustellen, vielmehr muß in der

Zwangslage, in der wir uns befinden, der Staat in die freie Bewegung der Volkswirtschaft eingreifen, soweit es nötig und förderlich ist. Aber es fragt sich, ob er dies bisher in der richtigen Weise getan hat, und wenn nicht, ob sich ein besseres Verfahren an die Stelle des gegenwärtigen setzen läßt.

Nach meiner Überzeugung hat das staatssozialistische System, das bisher befolgt ist, versagt, und es mußte versagen, weil es in sich fehlerhaft ist. Daran kann keine Tüchtigkeit, kein Ernst und Eifer der handelnden Personen etwas ändern.

Es machte zunächst notwendig, daß die Entscheidung über alle Maßnahmen des Staates den eigentlich Sachverständigen entzogen und den fast immer nur halb sachverständigen Verwaltungsbeamten in die Hand gegeben ist. Dieser Mangel ist zwar nicht unwesentlich gemildert durch die gemischten Beiräte, mit denen das K. E. A. arbeitet, aber beseitigt ist er nicht. Ich habe aus den Kreisen der Beiräte selbst die Klage gehört, daß sie zwar angehört, aber — namentlich die Praktiker unter ihnen — nicht genügend gehört würden, es fehle ihnen ein Mitbestimmungsrecht. Außerdem haben bürokratische Weitläufigkeit, gelegentlich auch bürokratischer Eigensinn und selbst Unsinn zu Fehlern und stark wachsender Unzufriedenheit Anlaß gegeben. Ein Teil dieser Mängel ist beseitigt oder gemildert durch die Einrichtung des Reichswirtschaftsamts, aber im ganzen ist das System nicht geändert, wie der Leiter des Amts kürzlich selbst erklärt hat. Die neuesten bisher bekannt gewordenen Maßnahmen liegen durchaus in der alten Richtung. Auch das Nebeneinander zweier Organisationen, des K. E. A. mit seinem Unterbau und des Kriegsamts mit seinen Unterämtern, ist nicht beseitigt. Und doch ist eine solche Doppelorganisation nicht bloß überflüssig, sondern schädlich: im gegenwärtigen Augenblick müßte das Kriegsamt die Ernährungsfürsorge allein leiten, denn sie ist jetzt ein Teil der Landesverteidigung.

Tief im Wesen des Systems wurzelt ferner der schwere Mißstand, daß sämtliche Reichsstellen mehr oder weniger Restverwaltungen sind; was sie nicht erfassen, geht Schleichwege. Die Organisation, an deren Spitze das K. E. A. steht, ist gleichsam vom Dache aus gebaut: erst die Zentralstellen, nachher langsam die Unterstellen bis zum Kreise hinab. Noch Anfang 1917 bezeichnete Philipp Stein die Ausgestaltung des Unterbaues als eine Aufgabe. Und doch ist von selbst klar, daß die Erzeugung nur beim Erzeuger ganz erfaßt werden kann. Dies ist bis heute noch nicht gelungen, und so gibt der Staat selbst dem Kriegswucher und der ungleichen Verteilung der Lebensmittel die beste Grundlage. Die Fülle von Nahrungsmitteln, die man gegen Wucherpreise noch immer haben kann, zeigt, wie groß der nicht erfaßte Rest auch jetzt noch ist. Durch die Ausschaltung des ehrlichen Handels und die Monopolstellung der Kriegsorganisationen ist ferner zahlreichen Handelsbetrieben die Existenzmöglichkeit geraubt, ihre Inhaber sind also geradezu auf den wucherischen Schleichhandel als die einzige ihnen bleibende Erwerbsmöglichkeit hingedrängt. Zugleich fördert dadurch der Staat

selbst die gefährliche Zurückdrängung des gewerblichen Mittelstandes, die Konzentration des Kapitals in wenigen Händen, die schon vor dem Kriege eingesetzt hatte.

So beweisen die tatsächlichen Ergebnisse, daß das staatssozialistische System nicht imstande ist, seine Hauptaufgabe zu erfüllen, die in der vollständigen Erfassung der vorhandenen Lebensmittel und ihrer gleichmäßigen Verteilung zu möglichst niedrigen Preisen besteht. Das System, nicht oder doch nur zum geringeren Teile die Ausführung ist aber weiter daran schuld, daß die Vorräte selbst erheblich verringert werden. Denn die Zentralbewirtschaftung fordert Beschlagnahme, Sammlung und Verteilung der Vorräte vom Zentrum aus; dabei aber muß notwendig ein großer Teil der Waren verderben, namentlich wenn sie leicht verderblich sind. Nach durchaus sachverständigem Urteil soll in Hannover die Kartoffelknappheit des vorigen Jahres sogar mehr darauf als auf geringen Ernteertrag zurückgehen. Wir werden dieses Jahr wieder dasselbe Unheil auf uns nehmen müssen, wenn nicht noch im letzten Augenblick das staatssozialistische System durch ein besseres ersetzt wird.

Dazu kommt noch ein weiteres. Das System der Zentralbewirtschaftung verlangt die künstliche Bestimmung der Preise vom grünen Tisch aus. Vielleicht hätten darin die maßgebenden Behörden geschickter sein können — sie haben ja viel begründeten Tadel erfahren —, aber es wirklich richtig zu machen, ist auch dem gewiegtesten Kaufmann unmöglich. Denn es setzt eine solche Fülle von Einzelkenntnis aller Teile des nationalen Wirtschaftskörpers und eine solche Sicherheit und Feinheit der Berechnung sehr mannigfaltiger Wirkungen voraus, daß niemand sie besitzen kann. Die Preispolitik des K. E. A. war von vornherein falsch gerichtet. Sie ging einseitig darauf aus, dem Verbraucher zu dienen, während sie dem Erzeuger gelegentlich geradezu schädlich war. Dadurch hat sie den schon durch die fortwährenden Beschlagnahmen und durch Verbote und allerlei Schikanen kopfscheu gemachten Bauern die Lust zum Anbau verdorben und diesen verringert, sie hat auch zur Verschwendung menschlicher Nahrungsmittel durch Verfütterung an Schweine verleitet. So hat auch sie den Bestand an Lebensmitteln nicht unwesentlich herabgesetzt.

Endlich war, statt von vornherein mit allen Kräften auf Steigerung der Erzeugung hinzuwirken, diese anfangs gar nicht ins Auge gefaßt. Das ist nachher besser geworden, und die Kriegswirtschaftsämter haben die Erhaltung und Förderung der Erzeugung von vornherein zu ihrer Hauptaufgabe gemacht. Aber einerseits läßt sich das anfangs Versäumte schwer oder gar nicht nachholen, und andererseits ist doch auch jetzt noch nicht alles geschehen, was möglich wäre.

Es fehlt noch an einer ausreichenden Aufklärung aller Erzeuger und Verbraucher über die beste Ausnutzung des Vorhandenen[1]) und die Mittel zur Ver-

[1]) Vergl. z. B. Prof. Dr. Kraft „Rationelle Gestaltung der Ernährung" in Hellauf, 1917 Nr. 8/9, der die Errichtung einer „Forschungsstätte für Volksernährung" vorschlägt.

meidung von Verlusten (z. B. von Stickstoffverlusten durch ungeschickte Art der Düngung usw.); es fehlt ferner an planmäßiger Vermehrung des Anbaues von Ölfruchtpflanzen, die sowohl in gärtnerischem wie in feldmäßigem Betriebe durchaus möglich wäre[1]), und an der Einführung anderer für die Ernährung brauchbarer Pflanzen; es ist sogar für die Förderung der Düngererzeugung wohl noch nicht alles Erreichbare geleistet, z. B. das Wechselverhältnis zwischen Viehhaltung und Getreidebau noch nicht richtig verwertet und die Leistungen unserer wissenschaftlichen Fütterungslehre nicht voll ausgenutzt. Und während der Bauer, oft unter schwierigsten Verhältnissen, gedrängt wird, auch das letzte Fleckchen seines Landes zu bebauen, können Großbetriebe gelegentlich nicht unbedeutende Mengen Ackerlandes unbebaut lassen. Ich habe darüber aus mehreren Gegenden Deutschlands Nachrichten erhalten, aus Schlesien z. B. auch die, daß das Domanialland teilweise nicht restlos ausgenutzt werde.

Alle Mißstände, welche der Krieg hervorgerufen hat, sind geblieben oder sogar verstärkt, und immer gefährlicher entfalten sich ihre sozialen und politischen Folgen. Stadt und Land, Erzeuger und Verbraucher, Verkäufer und Abnehmer sind gegeneinander verhetzt, und für den wilden Klassenkampf der Sozialdemokratie ist der Boden bereitet. Da der Staat es ist, der gerechte Lebensmittelverteilung versprochen hat und sein Versprechen nicht zu halten vermag, so richtet sich die Erbitterung auch gegen ihn, die Stimmung wird revolutionärer, namentlich wo gerade an Beispielen hervortritt, daß Reiche und Vornehme tun dürfen, was dem gewöhnlichen Manne nicht erlaubt ist. Und dabei ist doch den Behörden kaum ein Vorwurf zu machen. Sie arbeiten mit aller Anstrengung und in ihrem Kreise auch tüchtig; aber sie haben sich eine Sisyphusarbeit aufgeladen, die niemand leisten kann: der Fehler liegt eben nicht in den Personen, sondern vor allem im System.

## II.

### Läßt sich das System der Ernährungsfürsorge bessern?

Die allgemeine Richtung aller denkbaren Besserungsvorschläge kann nicht zweifelhaft sein. Es gilt natürlich Abbau des künstlichen Gebäudes des Staatssozialismus, es gilt Rückkehr zur Natur. An Stelle des bürokratischen Zwanges muß wieder die freie Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte treten, an Stelle der widernatürlichen Einheit einer Zentralwirtschaft die Mannigfaltigkeit des natürlichen Wirtschaftsorganismus, dessen wirkende Kräfte an tausend und abertausend Punkten ansetzen, an Stelle der staatlichen Preisfestsetzung die natürliche Preisbildung. Der Staat muß zu seiner natürlichen Stellung als leitende Obergewalt zurückkehren, und indem er den erwerbenden Ständen die ihnen

[1]) Vergl. die „Denkschrift des Deutschen Vereins für Volksernährung über Vermehrung der Fettnahrung durch Ölfruchtanbau" 1917.

obliegende Tätigkeit zurückgibt, ihnen auch die Verantwortung für dieselbe wieder auferlegen. Es fragt sich nur, wie weit man auf diesem Wege schon jetzt vorschreiten, und in welcher Form man den Übergang zu natürlichen Zuständen am besten ausführen kann.

Wenn unvermittelt die Freiwirtschaft wieder einträte, so würden die Mängel und Gefahren des augenblicklichen Zustandes noch weiter gesteigert werden. Die natürliche Ausgleichung des Gewinntriebes der Erzeuger und Händler mit dem Streben der Verbraucher nach billiger Lebenshaltung erfolgt in befriedigender Weise nur bei reichlichem Angebot und in gesicherten wirtschaftlichen Zuständen. Wir haben aber jetzt empfindliche Lebensmittelknappheit und eine allgemeine Lage, die große Teile des Volkes in lebhafte Besorgnis um Nahrung und Kleidung und andererseits viele Händler wie Erzeuger in schwierige, zum Teil verzweifelte Geschäftsverhältnisse gebracht hat. Sowie also der Zwang nachließe, würde sich das Hasten nach Lebensmitteln um jeden Preis und die Gewinnsucht auf das Höchstmaß steigern. Was wir dieses Jahr bei dem Frühgemüse und Obst erlebt haben — z. B. in Berlin —, würde sich in erhöhtem Maße wiederholen. Die Versorgung würde noch ungleicher, die Preise erst recht unerschwinglich werden. Dies ist der Hauptgrund, weshalb ich die Besserungsvorschläge, die Dr. G. W. Schiele vor kurzem gemacht hat (Beilage zur „Deutschen volkswirtschaftlichen Korrespondenz", Nr. 58, 27. Juli 1917), nicht für durchführbar halte.

Es kommt darauf an, einen Zustand zu schaffen, in dem jeder — Erzeuger wie Verbraucher, Verkäufer wie Abnehmer — seine Wünsche und Bedürfnisse zur Geltung bringen kann und doch die notwendige Bindung der persönlichen Willkür durch das Gesamtinteresse bleibt. Eine solche Bindung gewährleistet der Körperschaftsgeist berufsständischer Organisationen, wie sie Dr. Fleischer (Freiwirtschaft, Staatssozialismus, organische Wirtschaftsordnung, Verlag des Arbeiter 1917) und der Deutsche Verein für Volksernährung erstreben.

An Stelle des Staatssozialismus soll nach der Meinung dieser die Selbstverwaltung der Erwerbsstände treten, die sich zu diesem Zwecke auf gesetzlicher Grundlage organisieren bzw. organisiert werden müssen.

Die gesetzliche Grundlage ist in der Verordnung des Bundesrats vom 4. Nov. 1915 enthalten, welche den Landeszentralbehörden in § 15b die Befugnis gibt, Erzeuger und Hersteller von notwendigem Lebensbedarf und Vereinigungen von solchen, sowie Händler und Vereinigungen von ihnen auch ohne ihre Zustimmung zu Verbänden zu vereinigen. Die Verbände entstehen mit dem Erlasse der Satzung durch die Landeszentralbehörde und sind rechtsfähig.

Einen eingehenden Entwurf, wie danach die landwirtschaftlichen Erzeuger organisiert werden können, hat Generalsekretär Leonhardt in den „Schriften der

Zentralstelle für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege in Elsaß-Lothringen, 1917 Heft 4, veröffentlicht. Seine Vorschläge beziehen sich nur auf elsaß-lothringische Verhältnisse und nur auf die Landwirtschaft, lassen sich aber in den Hauptzügen auf andere Staaten und die übrigen in Betracht kommenden Erwerbsstände übertragen.

Die Übertragung auf Preußen möge im Folgenden versucht werden, ohne den Vergleich mit Elsaß-Lothringen im einzelnen durchzuführen.

Die gesamte Lebensmittelerzeugung und der gesamte Lebensmittelhandel Preußens muß also organisiert werden, und zwar von unten herauf, zuerst und vor allem in Gemeinde und Kreis. Es wäre für die Sache sehr förderlich, wenn dabei von vornherein der Zwang möglichst vermieden würde. Das könnte geschehen, wenn die großen deutschen landwirtschaftlichen Organisationen, vor allem der Bund der Landwirte, dafür gewonnen würden. Diese müßten in ganz Preußen dazu auffordern, *Landwirtschaftliche Ortsvereine* zu begründen, indem sie auf die großen Vorteile hinwiesen, die von denselben für die Landwirtschaft zu erwarten wären. Viele Ortsvereine würden dann freiwillig begründet werden, und der angeführte § 15b brauchte nur aushilfsweise angewendet zu werden. Wenn die landwirtschaftlichen Organisationen diese Aufgabe übernähmen, würden sie dem Vaterlande einen großen Dienst erweisen, die Landwirtschaft in eine angemessene Stellung zur Kriegsernährung bringen und auch ihren eignen Einfluß erhöhen, zumal der Staat ihnen als den zuständigen Aufsichtsstellen die Kontrolle der Ortsvereine in technischer und kaufmännischer Hinsicht, insbesondere im Rechnungswesen, übertragen könnte. Sind sie aber dazu nicht bereit, so kann der Staat nach § 15b auch von sich aus die Organisation der Lebensmittelerzeugung und des Lebensmittelhandels verfügen, wie er am 26. Juli 1917 den Schuhhandel organisiert hat, und ich glaube allerdings, die Landwirtschaft würde durch die Vorteile, welche die Ortsvereine bringen würden, in nicht allzulanger Zeit mit dem Zwange ausgesöhnt werden.

In jeder Gemeinde müssen in den Landwirtschaftlichen Ortsverein alle Inhaber oder Inhaberinnen landwirtschaftlicher Betriebe und alle diejenigen unselbständigen Landarbeiter eintreten, die landwirtschaftliche Erzeugnisse zur Volksernährung abzugeben haben. Denn die Grundbedingung für das Gelingen der Organisation ist, daß sie wirklich die *ganze* Erzeugung erfaßt. Der Mitgliederversammlung kann frei gegeben werden, außerdem auch Personen, die als Beamte oder Privatpersonen im Orte wohnen, in den Verein aufzunehmen. Denn gar oft besitzen solche Männer für landwirtschaftliche Angelegenheiten gutes Verständnis und haben sich durch ihre Tätigkeit schon Vertrauen im Orte erworben.

Die Ortsvereine jedes Kreises schließen sich zu einem *Kreisverbande* zusammen, in dem sie alle durch ihre Vorsitzenden — die größeren vielleicht auch durch zwei bis drei gewählte Abgeordnete — vertreten sind. Diese Verbands-

vertretung wird eine Abteilung der Kriegswirtschaftsstelle des Kreises. Mindestens eines ihrer Mitglieder — am besten wohl der Vorsitzende des Ortsvereins des Kreishauptortes, in welchem das Landratsamt sich befindet — muß stets anwesend und für die Besprechungen der Kriegswirtschaftsstelle erreichbar sein. Er ist natürlich über alles, was die Ortsvereine des Kreises angeht, genau auf dem Laufenden zu erhalten.

Durch dieses Mitglied vertritt der Verband in der Kriegswirtschaftsstelle die landwirtschaftlichen Bedürfnisse und Wünsche. So sorgt er in steter Fühlung mit den Ortsvereinen für die wünschenswerte Förderung der Frühjahrsbestellung und wirkt organisatorisch mit bei der Einbringung der Heu- und Getreideernte, insbesondere dringt er auf gerechte und gleichmäßige Verteilung der von der Kriegswirtschaftsstelle verfügbar gemachten Gefangenen und anderen Arbeitskräfte und der landwirtschaftlichen Maschinen. Am meisten sucht er den Betrieben zu helfen, deren Leiter im Frontheere stehen, oder die keine ausreichenden Gespanne haben usw. Damit nicht einzelne Landwirte in selbstsüchtiger Absicht die Maschinen, Gespanne und Arbeitskräfte auch für die eben weniger dringlichen Arbeiten in Anspruch nehmen, sorgt er dafür, daß sie stets für die gerade notwendigsten Ausführungen verwendet werden. Auch zieht er die Gemeinden zu gegenseitiger Hilfeleistung heran. Wie der Verwalter eines größeren Gutsbetriebes überblickt er die gesamte landwirtschaftliche Arbeit des Kreises und veranlaßt von Fall zu Fall die für jede Gemeinde zweckmäßigen Anordnungen. Wo aus Gleichgültigkeit oder gar bösem Willen die Selbstbewirtschaftung oder Verpachtung eines Betriebes unterbleibt, fordert er die Anwendung der Bundesratsverfügung vom 31. März 1915 betreffend den Anbau brachliegender Grundstücke. Auch kann er darauf dringen, daß etwa im Kreise vorhandene größere Grundbesitzer jetzt alle verfügbaren Flächen für landwirtschaftliche Benutzung zur Verfügung stellen.

Wie der Vorstand jedes Ortsvereins seinen Verein, so kann der Verband die Ortsvereine des Kreises zu Kreisversammlungen berufen. Hier kann jede für die Landwirte nützliche Aufklärung bewirkt werden, gegebenenfalls auch durch Vorträge landwirtschaftlicher Sachverständiger. So über Behandlung und Verteilung landwirtschaftlicher Maschinen, über die Art des Anbaues noch weniger bekannter Früchte — z. B. der vielleicht im Kreise bisher noch nicht gebauten Ölfrüchte —, über die Notwendigkeit, dieses oder jenes landwirtschaftliche Erzeugnis mehr zu berücksichtigen, anderes weniger zum Anbau zu bringen, über die beste Ausnutzung gerade vorhandener Gelegenheiten zu größerem Ertrage und Gewinn usw. Andererseits können hier die Landwirte selbst ihre Wünsche vortragen und Anregungen zu ihrem Vorteile geben.

Der Verband stellt ferner mit Hilfe der Ortsvereine genaue Erhebungen an über die in jeder Gemeinde gewonnenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse aller Art, wie Milch und Molkereierzeugnisse, Eier, Obst, Gemüse, Kartoffeln und Brot-

getreide, auch über die Viehhaltung und deren Erzeugnisse, und unterrichtet sich so über die landwirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Kreises. Auf Grund dieser Feststellungen sorgt er dafür, daß die einzelnen Gemeinden und Betriebe vollständig und gerecht, aber nicht übermäßig für die Volksernährung in Anspruch genommen werden, und daß sich niemand seiner Verpflichtung entzieht. Dadurch macht er den jetzt so häufig erhobenen Vorwurf, die Landwirtschaft sei schuld an der Nahrungsmittelknappheit, hinfällig und trägt zur inneren Befriedung des Volkes wesentlich bei.

Er wirkt weiter organisatorisch mit bei der Lieferung der nötigen Aushilfe für diejenigen Teile des Kreises, die für den eignen Bedarf nicht genügend erzeugen, und, wenn der Kreis im ganzen mehr hervorbringt, als er selbst bedarf, bei der Anlieferung der überschüssigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse in der Verwertungs- oder Handelsorganisation, welche die Kriegswirtschaftsstelle als Annahmestelle bezeichnet. Er sorgt — unter Mitwirkung der Ortsvereine und der Gemeindevorstände oder auch der Kreisbehörden — für alle besonderen Einrichtungen, die zu gebrauchsfertiger Herrichtung der anzuliefernden Erzeugnisse nötig sind, und — je nach Bedarf — für Beschaffung landwirtschaftlicher Betriebshilfsmittel oder auch Lebensmittel, die nicht direkt aus der einheimischen Landwirtschaft stammen, sowie von Heiz- und Beleuchtungsstoffen zum Zweck der Verteilung im Kreise.

Er vertritt endlich — und das ist vielleicht praktisch das bedeutsamste in seiner Tätigkeit — die Landwirtschaft bei der Bestimmung der Preise, welche von den Kriegswirtschaftsstellen bei Abschluß von Anbau- und Lieferungsverträgen unter Zuziehung auch der Handelsorganisationen (siehe weiter unten) vereinbart werden. Durch ihn hat die Landwirtschaft also ein Mitbestimmungsrecht an der Preisbildung und kann selbst für genügenden Gewinn aus ihrer Arbeit Sorge tragen.

Andererseits trägt der Verband, und zwar jeder Vorsitzende für seinen Ortsverein, der Kriegswirtschaftsstelle gegenüber die Verantwortung für die Richtigkeit der Angaben über die Leistungsfähigkeit der Betriebe, über die augenblicklich vorhandenen Vorräte usw.; ferner für die genaue Ausführung der vertragsmäßig übernommenen Lieferungen und der von der Kriegswirtschaftsstelle ausgegangenen oder durch sie vermittelten Vorschriften der öffentlichen Gewalt. Diese Verantwortung teilen mit ihm: 1. in jedem Orte der Gemeindevorsteher und 2. im Kreise der Landrat, beide als Vertreter der öffentlichen Aufsichtsgewalt, 3. wo sie vorhanden sind, die Vertrauensbeamten (Wirtschaftspfleger). Deshalb darf der Gemeindevorsteher nicht Vorsitzender im Ortsverein seiner Gemeinde, der Landrat nicht im Kreisverbande sein.

Die Polizeigewalt gegen Zuwiderhandelnde, einschließlich des Rechts, Geldstrafen zu verhängen, auch die Befugnis, Wucher, Schleichhandel und unrecht-

mäßige Zurückhaltung in erster Instanz zu bestrafen, müßte, um das Verfahren zu kürzen, den Kriegswirtschaftsstellen verliehen werden.

Natürlich muß die gesamte Einrichtung und Geschäftsführung der Ortsvereine und Kreisverbände möglichst einfach und möglichst kostenlos sein. *Jede Beitragszahlung und jede Form der Haftpflicht der Mitglieder ist ausgeschlossen.* Kosten dürfen nur durch die möglichst einfache Buch- und Listenführung entstehen. Diese werden in folgender Weise aufgebracht. Natürlich dürfen die Mitglieder der Ortsvereine nur durch ihren Verein verkaufen (wie dies bei Verwertungsgenossenschaften auch sonst der Fall ist), dabei erhalten sie die vereinbarten Preise; dem Verein aber wird dann ein Preisunterschied zugestanden zwischen diesem an die Erzeuger gezahlten Preise und dem, den er in der als Abnahmestelle bestimmten Genossenschaft erhält. Was davon nach Deckung der Unkosten übrig ist, soll dem Verein verbleiben. Die Hälfte darf durch Beschluß der Mitgliederversammlung alljährlich als Dividende verteilt werden, die andere Hälfte dient zur Bildung eines Vereinsvermögens.

Dadurch erhalten die Landwirte ein über den Erlös aus den für Volk und Heer zu liefernden Erzeugnissen hinausgehendes Interesse am Bestande ihres Vereins. Dieses kann noch weiter gesteigert werden, wenn man den Pflichtanteil an Lebens- und Futtermitteln, der den Erzeugern für ihren eigenen Bedarf gelassen wird, nicht zu knapp bemißt.

Hierdurch wie durch ihre gesamte fürsorgende Tätigkeit würden die Ortsvereine auf möglichste Verbesserung und Steigerung der Erzeugung hinwirken. Da sie ferner den Einzelnen soweit, wie es im allgemeinen Interesse nötig ist, binden und unter Kontrolle stellen, so können durch sie alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse erfaßt und zu den Organisationen geleitet werden, welche die Überführung zu den Verbrauchern und die Verteilung an diese zu bewirken haben. Dadurch wird die Unterbindung des Schleichhandels und des Wuchers sehr erleichtert.

Die Organisationen zur Weiterleitung des Erzeugten an die Verbraucher sind zum Teil in dem landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen schon vorhanden, zum Teil können sie nach dessen Vorbilde neu geschaffen werden. Denn nichts wäre irriger, als wenn man annähme, daß die vorgeschlagenen Ortsvereine dazu bestimmt wären, das bisherige landwirtschaftliche Genossenschaftswesen zu beseitigen oder doch zu beschränken. Das Gegenteil ist richtig. Die Ortsvereine würden ohne das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen und ohne die schon bestehenden großen landwirtschaftlichen Verbände kaum existieren können. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, wie groß ich mir die Bedeutung der letzteren für die Begründung der Ortsvereine und ihre kaufmännisch und technisch richtige Geschäftsführung denke, ich füge noch hinzu, *daß die Ortsvereine das Recht erhalten sollten, den ganzen eigentlich kaufmännischen und technischen Teil ihrer Geschäftsführung einer bestehenden Genossenschaft zu*

übertragen, da es ja leicht vorkommen kann, daß es in einer Gemeinde an einer hinreichend geschulten Kraft dafür fehlt. Alle Erzeugungs-Genossenschaften, wie Molkereien, genossenschaftliche Trocknungsanlagen und Obstverwertungsgesellschaften, werden Mitglieder der Ortsvereine oder doch der Kreisverbände werden und in ihnen große Bedeutung haben, selbst aber durch den Zusammenhang gewinnen. Die Bezugs- und Absatzgenossenschaften aber sowie die Ein- und Verkaufs-Genossenschaften können zu Annahmestellen für die Lieferungen der Ortsvereine bestimmt, dadurch mit sehr ausgiebiger Beschäftigung versehen werden, und durch ihre Lagerräume und ihre außer dem Kreise schon angeknüpften Verbindungen die Aufgaben der Kriegswirtschaft wesentlich fördern. Man könnte jede einzelne von ihnen für einen oder mehrere Kreise gleichsam monopolisieren. Dies trifft auch für die Viehverwertungsgenossenschaften zu, die schon bisher während des Krieges vielfach Lieferungsverträge mit Stadtverwaltungen geschlossen haben. Die Genossenschaften für elektrische Lichterzeugung können bei der Fürsorgetätigkeit der Ortsvereine herangezogen werden; ebenso auch die Bezugs- und Absatzgenossenschaften und die Spar- und Darlehnskassen.

Wo zu Annahmestellen geeignete Genossenschaften nicht vorhanden sind, werden solche gebildet und die nötigen Einrichtungen für die Annahme und Weiterbildung der eingelieferten Mengen geschaffen werden müssen, was vielleicht hie und da Schwierigkeiten bereiten wird.

Wesentlich aber ist für die Sache, daß jeder Kreis auch in Bezug auf die Annahme und Weiterleitung seiner Erzeugnisse zusammengefaßt werden muß in genossenschaftlicher Form. Damit ist das Organ gegeben, welches die Verbindung mit den städtischen Bedarfsgebieten herstellen kann, soweit nicht eine direkte Beziehung zu den Verbrauchern ortsüblich ist. In der Stadt — in der Regel wird die Verbindung beibehalten werden können, die schon im Frieden bestand — muß diesem Organ die Genossenschaft (bzw. mehrere Genossenschaften) des städtischen Lebensmittelhandels entsprechen. Diese muß Groß- und Kleinhandel in sich zusammenfassen, damit in gemeinsamer Besprechung die Verteilung der ankommenden Lieferungen auf die Großhändler und die Weiterleitung zu deren Kundenkreis unter den Kleinhändlern geordnet werden kann. Denn jeder Großhändler hatte ja vor dem Kriege die nötigen Verbindungen bereits geknüpft; was damals bestand, kann als Grundlage für die jetzt notwendige Organisation benutzt werden. Jeder Kleinhändler hatte seinen Kundenkreis schon vor dem Kriege und kann wissen, wie viel Ware er für denselben braucht. Solange Rationierung der Lebensmittel notwendig bleibt, werden die Kleinhändler auf feste Kundenlisten verpflichtet werden müssen, weil sonst die behördliche Kontrolle nicht möglich wäre.

In der beschriebenen Genossenschaft des städtischen Lebensmittelhandels müssen ebenso vollständig alle Groß- und Kleinhändler des Ortes vereinigt sein, wie in

den landwirtschaftlichen Ortsvereinen alle Betriebe der Gemeinden. Sonst ist die Tätigkeit des Handels nicht genügend zu beaufsichtigen. Diese Handelsgenossenschaft ist nun das Organ, welches mit den Verwertungs- oder Absatzgenossenschaften Anbau- bzw. Lieferungsverträge für die Stadt abschließt. Die Kriegswirtschaftsstelle der Stadt vereinbart den Inhalt dieser Verträge, einschließlich der Groß- und Kleinhandelspreise, mit den Vertretern der städtischen Handelsgenossenschaft und denen der Genossenschaft des Kreises. Dabei nimmt die städtische Kriegswirtschaftsstelle das Interesse der Gemeinde und der Verbraucher wahr, auch dann, wenn sie keine Vertreter der Verbraucher als Mitglieder enthalten sollte.

Auf diese Weise wird der ordentliche Handel wieder eingeschaltet, nur muß er sich die durch die Kriegszeit unumgänglich gewordene Beaufsichtigung und Beschränkung seiner Freiheit gefallen lassen. Er kann aber so einen angemessenen Gewinn auf allen seinen Stufen erhalten und bei der Festsetzung desselben seine Wünsche vollständig zur Geltung bringen. Die auf diesem Wege vereinbarten Preise werden allen dafür maßgebenden Gesichtspunkten entsprechen und die unter den obwaltenden Umständen natürlichen sein. Natürlich in ihrer Höhe, natürlich aber auch in der großen örtlichen Mannigfaltigkeit. Dennoch ist eine Nachprüfung durch die Kriegswirtschaftsämter und in letzter Instanz durch das Reichskriegsamt notwendig, da nur so das richtige Verhältnis der Preise aller Warengattungen zu einander gewährleistet werden kann. Doch sind die Vertragspreise möglichst zu schonen, in der Regel keine Höchstpreise festzusetzen. Es erscheint zweckmäßig, daß alle Kleinhandelsbetriebe diese „vereinbarten Preise" in ihren Verkaufsräumen anschlagen, eine entsprechende Vorschrift würde die Zufriedenheit des Publikums sehr erhöhen. Natürlich darf auch dieses nicht das Recht freien Wettbewerbs erhalten, vielmehr ist jeder an einen bestimmten Lieferanten zu binden, von dem er gegen Marke oder Karte die ihm zukommende Lebensmittelration erhält.

Nach meinem Vorschlage würde demnach der Gang der Nahrungsmittelfürsorge im allgemeinen der folgende sein:

1. Die Zentrale stellt den (ungefähren) Bedarf an Nahrungsmitteln fest, wie er sich aus der Bevölkerungsstatistik und den Erfahrungen des Vorjahres ergibt, und legt ihn auf die einzelnen Kreise um.

Voraussetzung für diese erste Arbeit ist a) daß die oben erwähnte statistische Feststellung der Leistungsfähigkeit jedes Kreises durch die Ortsvereine und ihre Nachprüfung und möglichste Richtigstellung vollendet sind; b) daß für das bevorstehende Erntejahr der Anbauplan ausgearbeitet, namentlich etwaige Veränderungen gegen das Vorjahr durchdacht und mit Hilfe der Ortsvereine vorbereitet sind. Dieses Jahr scheint z. B. im K. E. A. der sehr berechtigte Wunsch zu bestehen, den Ölfruchtanbau zu vermehren; denn man hat die Preise für die

Ölfrüchte so heraufgesetzt, daß sie einen Reiz für die Landwirte bilden können. Wie viel mehr könnte dafür geschaffen werden, wenn die Ortsvereine bereits beständen! Die Zentrale könnte Bericht einfordern über die Möglichkeiten gesteigerten Ölfruchtanbaues in jedem Kreise (über die erforderlichen Böden und Lagen der Felder, den verfügbaren Raum, die Neigung der Betriebsinhaber, auch die Arten des gerade möglichen Anbaues, ob gärtnerisch, ob feldmäßig usw.). In wenigen Wochen könnte für ganz Preußen die statistische Grundlage feststehen, und die nötigen Maßnahmen könnten mit Hilfe der Ortsvereine eingeleitet werden. Wenn z. B. wie in der Gegend von Hannover kleine örtliche Ölmühlen fehlen, könnten mit Hilfe der Landratsämter Veranstaltungen zu deren Anlage im Anschluß an die elektrischen Ortszentralen getroffen werden. So würde mit geringer Arbeit der Zentrale eine Milderung der Fettnot vorbereitet werden können, die zugleich eine Besserung der Milch-, Käse- und Butter-Erzeugung und eine Vermehrung des Düngers ergeben würde.

2. Das von der Zentrale festgestellte Soll jedes Kreises für die nächste Wirtschaftsperiode wird von den Kriegswirtschaftsstellen den Kreisverbänden mitgeteilt, die es auf die Gemeinden weiter umlegen. Die Ortsvereine legen es endlich auf die einzelnen Betriebe um.

3. Nachdem die Zentrale jedem Kreise das Bedarfsgebiet bestimmt hat, für welches er zu liefern hat, schließt der Verband seiner Ortsvereine mit der als Annahmestelle dienenden Bezugs- und Absatzgenossenschaft (oder anderen Verwertungsgenossenschaft) des Kreises bezügliche Lieferungs- oder vielleicht erst Anbau-Verträge, denen später, wenn man das Ergebnis des Anbaues genügend erkennen kann, Lieferungsverträge folgen. Die Einzelheiten dieser Verträge richten sich nach dem Ortsbrauch. Z. B. werden in manchen Gegenden Verträge geschlossen, durch welche der Handel das Risiko des Anbaues übernimmt, indem er eine Pauschsumme für den Ertrag eines Feldes vereinbart, einerlei, wie die Ernte ausfällt. Die Kriegswirtschaftsstelle, die dem Staat und der Zentrale gegenüber verantwortlich ist, wirkt bei dem Abschluß der Verträge mit, die ohne ihre Zustimmung nicht rechtskräftig sind. Sie enthalten die Preise, welche den Erzeugern gezahlt werden sollen, und den (geringen) Zuschlag, der den liefernden Ortsvereinen zur Deckung ihrer Geschäftskosten bewilligt wird.

4. Auf Grund dieser Verträge vereinbart die Annahmestelle des Kreises mit der Lebensmittelhandelsgesellschaft des Bedarfsgebietes unter Mitwirkung der dortigen Kriegswirtschaftsstelle die Einzelheiten der Lieferung an das Bedarfsgebiet und die Preise, welche die dortige Handelsgesellschaft zu zahlen hat.

Die letztere verteilt dann die anzuliefernden Mengen auf die einzelnen Großhändler des Bedarfsgebiets; jeder übernimmt die Belieferung bestimmter Kleinhandelsbetriebe. Ferner setzt die Handelsgesellschaft die Preise fest, die der Kleinhandel zu fordern hat. Diese werden als die „vereinbarten Preise" in den Ge-

schäftsräumen angeschlagen. Jeder Kleinhändler stellt seine Kundenliste auf, durch die er an einen bestimmten Kundenkreis und jeder Verbraucher an einen bestimmten Lieferanten gebunden wird.

Alles dieses geschieht unter verantwortlicher Mitwirkung der Kriegswirtschaftsstelle des Ortes; die Verträge und alle anderen Bestimmungen der Handelsgesellschaft sind ohne deren Zustimmung nicht rechtskräftig.

5. Der in Nr. 3 und 4 beschriebene Weg vom Erzeuger zum Verbraucher umfaßt fünf Stationen und macht einen vierfachen Preiszuschlag zu den Gestehungskosten, von denen natürlich jede Preisbestimmung ausgehen muß, nötig: den Gewinn des Erzeugers mit dem geringen, dem Ortsverein zu bewilligenden Preisunterschied, den Gewinn der Annahmestelle im Kreise (Bezugs- und Absatzgenossenschaft), des Großhandels im Bedarfsgebiet und des Kleinhandels daselbst. Von diesen vier Zuschlägen werden drei erspart, wenn unmittelbare Beziehung des Erzeugers zum Verbraucher stattfindet, wie sie z. B. ortsüblich ist im Bamberger Erzeugungsgebiet gärtnerischen Gemüsebaues, auch beim Gemüse- und Obstbau in der Umgebung vieler größerer und der Mehrzahl der kleineren Städte. Die Organe dieses unmittelbaren Verkehrs zwischen Erzeugern und Verbrauchern sind der Wochenmarkt und teilweise auch die Markthalle, sowie der Obst- und Gemüsestand auf der Straße.

Diese volkswirtschaftlich zweckmäßigen Beziehungen sollten meiner Meinung nach nicht zerstört, sondern nur überwacht werden, was freilich ein Teil des Deutschen Vereins für Volksernährung nicht für durchführbar hält.

Die Erzeuger, z. B. die 650 Gärtner des Bamberger Gebietes, müßten zu landwirtschaftlichen Ortsvereinen zusammengeschlossen und dadurch genötigt werden, nur an ihre Vereine zu verkaufen, als deren Beauftragte dann die Bezieher der Wochenmärkte und der Gemüse- oder Obststände den Verkauf ihrer Erzeugnisse besorgen würden. Die Vereine müßten vorher die einzuführenden Waren anmelden und die Preise vereinbaren, sodaß der Wirtschaftsplan der betreffenden Stadt damit rechnen und die Rationierung danach vorgenommen werden kann. Die Waren dürften dann nur gegen Bezugskarte abgegeben werden. Die Marktpolizei müßte darüber wachen, daß die Bestimmungen eingehalten werden. Die Preise wären auf dem Marktplatz öffentlich anzuschlagen.

Die Preise dieses unmittelbaren Handels vom Erzeuger zum Verbraucher dürfen die Kleinhandelspreise nicht überschreiten, können aber höher sein als die Erzeuger- und selbst die Großhandelspreise. Denn die Ware ist frischer und oft auch qualitativ besser, so z. B. im Falle der gärtnerischen Gemüsezucht des Bamberger Gebietes, wo vor dem Kriege die Erzeuger einen Preis erzielten, der den Gewinn des Handels einschloß (freilich auch höhere Gestehungskosten hatten als der feldmäßige Gemüsebau).

Bei allen diesen Vorgängen liegt den Kriegswirtschaftsstellen der Orte die verantwortliche Mitwirkung und Aufsicht ob.

6. Sobald die Ernte beginnt, wird unter Verantwortlichkeit der Vorstände der Ortsvereine die Anlieferung der Erzeugnisse an die Annahmestelle des Kreises den Verträgen gemäß ausgeführt. Wer seine Verpflichtung nicht erfüllt, wird persönlich haftbar für den Verlust. Ist durch Hagelschlag, Früh- oder Spätfrost, Raupenfraß oder andere natürliche Hemmungen die Lieferung unausführbar geworden, so wird an die Zentrale berichtet, die dann nach Kräften Notanordnungen trifft, wie z. B. dieses Jahr bei der Gemüseversorgung Berlins.

Die Annahmestelle (Bezugs- und Absatzgenossenschaft) leitet dann in der fachmäßig richtigen Weise die Absendung des Gelieferten an die Handelsgenossenschaft des Bedarfsgebietes usw.

Über alles dieses haben die Kriegswirtschaftsstellen der betreffenden Kreise im Zusammenwirken mit den Gemeindevorstehern, Landräten und Wirtschaftspflegern, sowie den Stadtverwaltungen die Aufsicht und Kontrolle.

7. Während der ganzen Wirtschaftsperiode führen die Kreisverbände der Ortsvereine die oben beschriebenen Maßregeln zur Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung aus.

## III. Schluß.

Ich habe im obigen den Plan des neuen Ernährungssystems, wie ich ihn mir denke, nicht deshalb so ins Einzelne ausgeführt, weil ich meinte, daß es nur so möglich sei, den zu Grunde liegenden Hauptgedanken zu verwirklichen, sondern weil ich möglichst anschaulich vor Augen führen wollte, daß die Vorschläge Dr. Fleischers und des Deutschen Vereins für Volksernährung eine wirkliche Lösung der Ernährungsfrage enthalten, eine Rückkehr zur Natur, soweit die außerordentlichen Umstände des großen Krieges sie erlauben.

Vor allem tritt der Staat in seine natürliche Stellung als leitende Obergewalt zurück, die Beamtenschaft gibt die wirtschaftliche Tätigkeit den Erwerbsständen der Landwirtschaft und des Lebensmittelhandels, den natürlichen und allein völlig sachverständigen Trägern der Lebensmittelversorgung des Volkes, zurück. Diese allein führen alles durch ihre Organisationen aus und haben bei allem das ihnen zukommende Mitbestimmungsrecht; an Stelle des Staatssozialismus mit seinen Höchstpreisen, seinen Beschlagnahmen und Polizeimaßnahmen tritt die Selbstverwaltung der Berufsstände. Wenn die Staatsaufsicht vorläufig viel stärker und an jeder Stelle mitverantwortlich in diese eingreift, wenn die gesamte Berufstätigkeit einer steten Regelung und Kontrolle unterliegt, so ist das nicht etwa eine Folge unberechtigten Mißtrauens, sondern des Zwanges der Umstände, in die unsere Feinde uns versetzt haben. So lange wir die Lebensmittel noch rationieren müssen, müssen wir auch die Erzeuger und Händler so weit binden, daß sie diesen Zustand nicht gewinnsüchtig ausnutzen können.

Daß ferner alle die einzelnen Mißstände, welche der Staatssozialismus mit sich führt, beseitigt oder gemildert werden durch die Selbstverwaltung der Berufs-

stände, scheint mir ebenfalls unzweifelhaft. Die oben geschilderten Organisationen erleichtern die vollständige Erfassung der vorhandenen Bestände, sichern die fachmäßig richtige Lagerung und Überleitung der Waren zu den Verbrauchern und schützen sie dadurch vor übermäßigem Verderb, der gewerbliche Mittelstand findet wieder seinen ehrlichen Erwerb und wird nicht mehr zum Wucher gedrängt, und die jetzt vom Staat allein übernommene Verantwortung für die Ernährungsfürsorge wird zu einem bedeutenden Teile auf die Erwerbsstände abgewälzt. Darum wird auch die Erbitterung und das Mißtrauen dem Staat gegenüber nachlassen.

Das Schwergewicht der Ernährungsfürsorge fällt nach meinen Vorschlägen auf die Kreise und Gemeinden; sie wird sich also viel geräuschloser vollziehen als die jetzige Zentralwirtschaft. Dennoch behält auch die Zentrale eine große Bedeutung. Sie wird gerade die schwersten Aufgaben, die in der Wahrung der Gesamtinteressen des Volkes liegen, zu lösen haben, ihr muß deshalb der Charakter des besten Sachverständigenrates beigelegt werden, den unser Vaterland aufbringen kann, sie müßte gleichsam ein Landes- bzw. Reichswirtschaftsstab sein, vergleichbar dem großen Generalstabe auf militärischem Gebiete. Gar mancher zu solcher Stellung geeignete Mann arbeitet schon jetzt an der Volksernährungsfürsorge mit, andere wären dazu weiter zu gewinnen.

Vorläufig wäre es wohl zweckmäßig, für ein Hauptnahrungsmittel, für Getreide und Mehl, die Zentralverwaltung beizubehalten und die Reichsgetreidestelle nicht aufzulösen. Diese hat sich von allen zweifellos am besten bewährt, und auf ihrem Gebiet liegt der größte Erfolg des bisherigen Systems: Die verhältnismäßig niedrigen Brot- und Mehlpreise. Mit der Auflösung der übrigen Reichsstellen und Monopol-Gesellschaften fällt auch der erwähnte soziale Nachteil des Staatssozialismus fort, nämlich die Förderung der Konzentration des Kapitals in wenigen Händen. Ob dabei auch die Z. E. G. fallen sollte, darüber wage ich angesichts der Verschiedenheit der Urteile über sie keine Meinung auszusprechen.

Wie aber, wenn die erwähnten „vereinbarten Preise" so hoch steigen, daß manche Teile des Volkes über ihre Kräfte belastet werden? Dann sollen „Notstandseinrichtungen" eintreten, wie sie z. B. Dr. Schiele empfohlen hat. Unter diesen könnten meiner Meinung nach die Massenküchen eine viel größere Rolle spielen als bisher. Bietet man sie in der richtigen Form an, so kann die Volksernährung davon großen Vorteil haben. Denn bei geschickter und sachkundiger Leitung macht der Großbetrieb eine wesentliche Verbilligung und zugleich Verbesserung der Ernährung möglich.

Der Übergang von der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft wird bei dem System der Selbstverwaltung so leicht wie möglich sein. Die Staatsaufsicht braucht nur allmählich geringer zu werden, alles andere ergibt sich von selbst.

# Grundzüge einer organischen Ordnung der Ernährungsfürsorge im Kriege.

Von Friedr. Schöll-Stuttgart und Ferd. Hornemann-Hannover-Kleefeld.

1. Die Kriegswirtschaft darf weder die vielgestaltigen Marktverhältnisse übersehen (sie darf möglichst wenig uniformieren), noch darf sie die Gefahren einer schrankenlosen Freiwirtschaft außer Acht lassen: weder Staatssozialismus noch Verzicht auf staatlichen Einfluß.

2. Die staatlichen Maßnahmen für die Kriegswirtschaft müssen zielbewußt und erfolgsicher, aber auch nach Friedensschluß leicht wieder ausschaltbar sein. Sie dürfen weder derart sein, daß sie dem Staate die Macht nehmen, die ihm kraft seiner Oberaufsicht zusteht: um des Allgemeinwohls willen in die private Wirtschaft einzugreifen, noch dürfen sie die Volkswirtschaft unnötig beschränken.

3. Die Wahrung dieses staatlichen Einflusses setzt für die Kriegs- und Übergangswirtschaft zwei Gliederungen voraus: a) Kriegswirtschaftsstellen, deren Gebiet so klein ist, daß Kenntnis und Einflußnahme sich bis auf den einzelnen Erzeuger erstrecken können, mit ihnen übergeordneten Kriegswirtschaftsämtern in jeder Provinz, Landeswirtschaftsämtern in jedem Bundesstaate und dem Kriegsamt (bzw. Reichswirtschaftsamt) im Reiche; b) eine Zusammenfassung der Einzelwirtschaften in Verbänden, und zwar Erzeuger-, Hersteller- und Händler-Verbänden, auf gesetzlicher Grundlage. Diese beiden Gliederungen gewährleisten einerseits den regelnden Einfluß der Oberleitung von Staat und Gemeinde, welcher nach dem Grundsatz der Fürsorge jede Gefährdung der geordneten Privatwirtschaft möglichst zu hindern und dem Volke das Nährgut zu sichern hat; andererseits sind sie für die Erwerbsstände die Grundlage zur Selbstverwaltung auf dem Gebiete ihrer Berufsarbeit.

4. Daß diese Selbstverwaltung nicht im Widerspruch mit der Allgemeinheit arbeite, dafür ist in letzter Linie der Staat verantwortlich. Er muß die letzte Entscheidung behalten über: a) die Regelung des Anbaus, b) die Preisbildung, namentlich das Verhältnis der Preise der Warengattungen zueinander, zum Geldwert und zum Arbeitslohn, c) das Verhältnis des Großbetriebs zum mittleren und Kleinbetrieb, d) die Beziehungen der Waren zur Volksgesundheit und Volkssittlichkeit, e) die gerechte Verteilung der Waren und die Versorgung aller, f) das Verhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr (Handelsbilanz, Valuta).

5. In der Kriegswirtschaft muß ebenso wie in der Friedenswirtschaft teils der Handel zwischen Erzeuger und Verbraucher vermitteln, teils der Erzeuger unmittelbar mit dem Verbraucher in Beziehung treten. Öffentliche Körperschaften — auch Kriegswirtschaftsstellen — dürfen nicht an Stelle des Handels treten.

Im Falle der unmittelbaren Beziehung des Erzeugers zum Verbraucher ist jeder Erzeuger an die Mitwirkung des Verbandes, zu dem er gehört, gebunden.

6. Die Gelegenheit zum Schleichhandel und Wucher ist gegeben mit dem staatssozialistischen System, an dem wir leiden; die unmittelbare Beziehung des Verbrauchers zum Erzeuger gibt nur dann dazu Anlaß, wenn ihre Überwachung nicht möglich ist.

7. Der staatliche Einfluß auf die Volksernährung im Kriege darf die natürliche Warenvermittlung nicht ausschalten. Der Staat darf also keinerlei ernährungswirtschaftliche Tätigkeit selbst übernehmen, sondern sie nur überwachen und regeln. Dazu dienen vornehmlich die Kriegswirtschaftsstellen, bei denen daher der Schwerpunkt der öffentlichen Tätigkeit in der Ernährungsfürsorge liegt. Mit ihnen sollen die übrigen öffentlichen Organe (Gemeindevorsteher, Landräte, bzw. besondere Vertrauensbeamte — Wirtschaftspfleger —) zusammenwirken.

8. Die Preisbildung ist nicht einer unorganisierten Freiwirtschaft zu überlassen, aber auch nicht von der Zentrale allein zu bestimmen, sondern muß unter verantwortlicher Mitwirkung der Kriegswirtschaftsstellen durch Vereinbarung zwischen Vertretern der Erzeuger- und Händlervereinigungen, sowie der Abnehmer in den Bedarfsbezirken erfolgen. Nachprüfung dieser Vereinbarungen durch die Kriegswirtschaftsämter und das Kriegsamt (bzw. Reichswirtschaftsamt) ist notwendig, weil nur so das richtige Verhältnis der Preise zueinander gewährleistet und der Anbau in den richtigen Bahnen gehalten werden kann. Doch sind die örtlichen Verschiedenheiten, welche die vereinbarten Preise zeigen, möglichst zu schonen.

9. Die Eigenart verschiedener Wirtschaftsgebiete im Reiche ist weitmöglichst zu wahren, Ausfuhrbeschränkungen innerhalb des Reiches sind jedoch aus Rücksicht auf die gleichmäßige Versorgung aller und den naturgemäßen Ausgleich von Überschuß- und Mangel-Gebieten aufzuheben.

10. Was von diesen zunächst für den Krieg bestimmten Einrichtungen später beizubehalten sein wird, läßt sich noch nicht entscheiden. Jedenfalls wird die staatliche Oberleitung später mehr zurücktreten können.

# Berufskunde — eine Forderung deutscher Zukunftserziehung.

Von Schulrat Eberhard, Greiz.

(Schluß.)

## II.

Zu anderen Elementen der allgemeinen Berufs-, Lebens- und Staatsbürgerkunde führt der Begriff der „sozialen Kultur". Verstehen wir unter sozialer Kultur „die Fähigkeit, mit den verschiedensten Temperamenten und Eigenheiten zusammenleben und zusammenarbeiten zu können", so liegt bei dem Nebeneinander der gesellschaftlichen Kräfte in dem modernen Arbeitsverlauf und bei ihrem ständig gesteigerten Ineinanderwirken in den technischen Arbeitsvorgängen die Bedeutung der Erziehung unserer gewerblich und industriell tätigen Jugend zur sozialen Kultur auf der Hand. Die Technik der Menschenbehandlung, die Bedingungen fruchtbringender Zusammenarbeit, das Geheimnis der Unterordnung und des Gehorsams, die Kunst der Arbeitsfreudigkeit, die Fähigkeit, sich in den Mitmenschen hineinzuversetzen und mitzufühlen, die Fabrik-, Büro- und Werkstättenpädagogik stellen hier psychologische und sozial-ethische Aufgaben, die für die Berufsausübung von höchster Bedeutung und doch von unsern Praktikern zumeist kaum einmal erkannt, geschweige denn angerührt sind. Wie ertrage ich die Menschen, die mir „auf die Nerven fallen" nicht nur von ferne, sondern in täglichem vielstündigen Arbeitsumgang? Wie ertrage ich sie nicht nur, sondern wie bewahre ich dabei meine Berufsfreudigkeit? Wie mache ich die Unterordnung unter unfreundliche und unsympathische Vorgesetzte, die Nebenordnung neben ganz anders geartete Menschen, die mannigfachen Interessen-, Temperaments- und Seelenzustandskonflikte des täglichen Tagewerks als eine Elementarschule für opferwillige Unterordnung, für unvoreingenommene Arbeitsgemeinschaft, für die Befreiung von der Tyrannei des Eigenwillens fruchtbar? Wie verknüpfe ich die technische Leistung mit den sonstigen Lebensinhalten? Wie bewahre ich meine Nerven, daß sie sich im Getriebe des Berufes, seien es schwierige menschliche oder sachliche Beziehungen, sei es die technische Massenerzeugung oder der Drang der Arbeitshast, nicht zerreiben? Oder vom Standpunkt des Betriebsleiters, des Werkführers oder Stuhlmeisters aus ergeben sich Fragen folgender Art: Wie kann ich durch pädagogischen Takt und richtiges Beispiel, durch Tonart und Menschenbehandlung, durch Einwirkung auf Arbeitsmotive und Verkörperung der gleichmachenden sittlichen Ordnung, überhaupt durch rechte Vorbildlichkeit und „Pflege" des Menschen im Menschen die Arbeitsfreudigkeit erhalten, der schleichenden Arbeitslähmung vorbeugen, die reinsten und innerlichsten Kräfte des Betriebsfaktors „Mensch" entbinden und sie zwecks Erhöhung des Gesamtertrages der wirtschaft-

lichen Erzeugung für die höchste persönliche Arbeitsleistung wie für das Zusammenwirken mit anderen fruchtbar machen?

Niemand wird leugnen, daß hier wichtige Fragen der Berufspädagogik, der sozialen Erziehung, der volkswirtschaftlichen Gesundheit, der sittlichen Wertlehre und sachlichen Produktionshöchstleistungen berührt sind; aber von einer wirklich durchgearbeiteten „Psychotechnik", d. h. der Anwendung der wissenschaftlichen Psychologie auf die Praxis seelischer Menschenbehandlung und -Beeinflussung, wie sie Prof. W. Stern jüngst in seinem Buche „Die Jugendkunde als Kulturforderung" verkündigt, sind wir noch weit entfernt, und über eine Werkstättenpädagogik herrscht heute noch trotz Kerschensteiner ebenso wie über die Fabrik- oder Büropädagogik ein tiefes Schweigen. Über die Ökonomie von Unterricht und Lehre nach seiten der Lehrpersonen und des Lehrverfahrens zerbrechen sich seit Jahrzehnten die zuständigen Stellen die Köpfe, das Wort von der „Ökonomie der Menschenkräfte" aber bleibt in der Regel nicht bloß den Schülern, sondern oft genug auch den Lehrern verborgen. Die Körper produktiv zu machen, ist eine Kunst, die jeder kann, der Gewalt hat und den Mechanismus von Ursache und Wirkung kennt, aber die Seelen produktiv zu machen zu persönlichem Aufbau der innersten Charakterkräfte und zu korporativer Leistung, diese Aufgabe feinsinnigen Tuns wird oft nicht einmal mit dem kleinen Finger angerührt. Und doch wird niemand leugnen, daß hier psychologische, psychotechnische, sozialethische und politische, volkswirtschaftliche und volkshygienische Aufgaben vorliegen, die neben den Fragen der Werkzeugkunde, der Materialienkunde, der Belehrung über die Arbeitsstätte und Arbeitsvorgänge für die produktive Gesamtleistung von allerhöchster Bedeutung sind. Hier strömen wieder persönliche und soziale Werte ethischer Art in das Leben, und sie verbinden das Spezialistentum berufstechnischen Könnens mit den Grundkräften der Seele und des Herrschens über Stimmungen und Verstimmungen, sie erheben das Nebeneinander des Arbeitsverlaufes zu einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft, sie vertiefen den bloßen Nützlichkeitsstandpunkt zu dem Gedanken freier Hingabe an die Zwecke der Gesamtheit, sie erweitern die Sehgrenze des Durchschnittsmenschen durch die Hinlenkung auf das Überragende geistiger Güter und sittlicher Gesetze, sie erhöhen den Begriff der Arbeit von einer Lohn- und Magenfrage zu einem sittlich-aufbauenden Wert im Rahmen des wirtschaftlichen Lebens des Staates, und endlich: sie verbürgen die Übereinstimmung der Berufsleistung mit dem Persönlichkeitsprinzip.

Mit Dank und Freude ist es daher zu begrüßen, daß jüngstens der Beitrag des Prof. Dipl.-Ing. Matschoß-Berlin „Der Aufstieg der Begabten in Technik und Industrie" in dem Sammelwerk „Der Aufstieg der Begabten" (Leipzig 1916) einen Fortschritt für die Kultur des Gemeinschaftslebens anbahnt — falls nicht der Verfasser mit seinem schriftlichen und mündlichen Wort ein Prediger in der Wüste bleibt. Nachdrücklich betont er, wie es bei den Aufgaben des Leitens und

Organisierens und bei der Geschäftsbehandlung immer „in hervorragendem Maße auf die Fähigkeit ankomme, Menschen richtig zu behandeln", und wie die „Anfänge zu sehr bemerkenswerter Verbindung zwischen Psychologie und Technik", die sich bereits heute finden, in der Zukunft wesentlich gesteigert werden müßten. „Man hat nicht mit Unrecht in neuerer Zeit immer wieder darauf hingewiesen, wie man in der Technik zwar mit dem toten Material schon in ausgezeichneter Weise fertig werde dank der wissenschaftlichen Erforschung, daß man aber mit dem lebenden Material noch die größten Schwierigkeiten habe. Es ist deshalb vorauszusehen, daß gerade die Beschäftigung mit den Menschen an Bedeutung noch erheblich zunehmen wird." Diese Gedanken sind weitergeführt in dem Vortrag über „Die Bedeutung der Persönlichkeit für die industrielle Entwickelung", den der Verfasser in der vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstalteten Vortragsreihe der „Technischen Abende" gehalten hat, und der soeben (Berlin 1917, 50 Pf.) im Druck erschienen ist. Auch hier stoßen wir auf denselben bemerkenswerten Weitblick und Einblick in die Zusammenhänge von Technik, Ethik und Psychologie; und die Beweisführung dürfte dem Verfasser unwiderleglich gelungen sein, daß auch in der Industrie eine fortschreitende Entwickelung nur mit hervorragenden und zur Selbständigkeit erzogenen Menschen erreicht werden kann. Solche ausbilden und deren persönliche Werte entwickeln, heißt nach der höchsten Leistungsfähigkeit streben, heißt in dem bevorstehenden Wettkampf der Völker die Bürgschaft des Sieges begründen.

Was an früheren Wegweisern in dieser Richtung in unserem wissenschaftlichen Schrifttum vorliegt, ist wenig genug, und das Wenige hat nicht die verdiente Beachtung gefunden. Von moralpädagogischer Seite redet Fr. W. Foerster nachdrücklich der Schaffung einer „Berufsethik" das Wort, und von der anderen Seite her hat der Grazer Polytechniker und Professor Kraft in demjenigen Teil seines Systems der technischen Arbeit, den er „die ethischen Grundlagen der technischen Arbeit" überschreibt (Leipzig 1902), Bausteine herbeigebracht. Der Eisenbahnfachmann Max Maria von Weber hat in den Entwickelungsjahren der deutschen Technik in seinem prächtigen Buch „Aus der Welt der Arbeit" das Wort geprägt: „Es kann niemand ein ganzer Techniker sein, der nicht zuvor ein ganzer Mensch war", und auch ein großer kaufmännischer Unternehmer, B. Jaroslaw, läßt sich in seinem Buche „Ideal und Geschäft" (Jena 1912) die Entwickelung der sozialen Kultur angelegen sein, wie er denn bezeichnenderweise eins seiner Kapitel „Betriebstechnik und Seelenführung" überschreibt. Für die weiblichen Angestellten in Laden und Kontor hat soeben eine langjährige, großstädtische Geschäftsleiterin, Rosa Neuenschwander, in dem warmen Büchlein „Eine tapfere Schar" (Basel 1917) sozial-ethische Winke zusammengestellt, und zu einer „hochwertigen sittlichen Handlung" erhebt in einer feinen Studie über „Die Ethik der Geschäftsreklame" der Privatdozent Dr. Keller durch die Forderung „unbedingter

Wahrhaftigkeit" ein Gebiet des Geschäftslebens, das gewöhnlich nur nach dem kalten Geschäftsprinzip des größtmöglichen Gewinnes angebaut wird.

Die Grundgedanken dieser Zusammenhänge sind freilich viel älter und auf dem militär-pädagogischen Gebiet z. B. schon von dem berühmten Strategen, General von Clausewitz, entwickelt worden. Er verlangt in seinem klassischen Werke vom Krieg, daß die moralische Größe nicht aus der Rechnung verwiesen werden dürfe, „weil die Wirkungen der physischen Kräfte mit den Wirkungen der moralischen eng verschmolzen und nicht wie eine metallische Legierung durch einen mechanischen Prozeß davon zu scheiden sind."

III.

Der sozialen Lebensschulung tritt das individuale Moment in der Berufsbildung an die Seite. Aber auch diese beschränkt sich bei einer etwas tieferen Erfassung des Wesens der „Berufskunde" nicht auf die bloße wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sondern auch auf die sittliche Tüchtigkeit, nicht auf die Technik des Berufslebens, sondern auch auf seine Ethik, nicht bloß auf die Leistungsfähigkeit innerhalb des besonderen individuellen Arbeitskreises, sondern auch auf die Aufnahmefähigkeit der universellen Interessen und die Teilnahme an den allgemein menschlichen Aufgaben. Mit Recht betont ein Werkstättenpädagoge und Organisator wie Kerschensteiner in seiner „Staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend" (Erfurt 1909), wie wichtig es sei, daß die Arbeitsleistung mit dem Gewissen verknüpft und zu einer Leistung des Gewissens erhoben werde. Aber das führt notwendig über die bloße technische Anlernung und praktische Tüchtigkeit zu einer grundlegenden und durchgearbeiteten Berufserziehung.

Begriffe wie Arbeitspädagogik, Arbeitsehre, Berufsideale, Berufserfolg, Berufsfreudigkeit, die hier zur Entwickelung kommen und zum Leben gebracht werden müssen, beleuchten sofort die universale Grundlage, auf der die Berufsleistung sich vollzieht, und den Zusammenhang des technischen Könnens mit dem inwendigen Sein. Als Leitwort ließe sich wohl über die Besprechung der persönlichen Arbeitsleistung und wirtschaftlichen Arbeitskultur das heute so viel angeführte Wort Rich. Wagners setzen: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben. Dies Wort richtet den Blick auf Güter und Ziele, die weit über die vergänglichen Belohnungen des Augenblicks hinausliegen, hier tritt die Welt des Idealismus in die Werkstatt und in die Schreibstube hinein und zündet ihre hellen Lichter an, der Kerze gleich, die Licht spendend sich selbst verzehrt.

Von ganz besonderer Bedeutung für unsere Jugend und unser Volk ist hier neben der Einsicht, daß durch die Art, wie wir arbeiten — treulos oder in beharrlichem Vollbringen — unsere Seele gestaltet oder verunstaltet wird, daß wir also unter der vergänglichen Hülle des Berufslebens dem Unvergänglichen dienen oder Handlanger werden des materiellen Arbeitsverlaufes, die Erhaltung, Pflege und Erhöhung der schon in dem ersten Abschnitt berührten Berufsfreudig-

keit. Die Fragen des Berufsideals und des Berufserfolges sind mit ihr unmittelbar verknüpft. Je mehr das lähmende Gift der Arbeitsfrone — zum Teil infolge der Entwickelung der modernen kapitalistischen Produktionsweise — umschleicht und die Berufsleistung zur „stumpfmachenden Mühe" herabwürdigt, statt daß sie ein Mittel der Bereicherung und des Lebensglückes für die Persönlichkeit würde, je mehr darum die Freudensehnsucht der Jugend sich entwertet zu der Jagd nach dem Vergnügen, desto dringlicher müßten Mittel und Wege gesucht werden, um das Persönliche in dem Arbeitsvorgang wieder über das Dingliche zu erheben und so der Jugend das Verständnis für Berufswert und Berufsfreude im reformatorischen Sinne wieder zu gewinnen.

Damit ist auch der Berufserfolg, der sich als die Frucht der Arbeit gibt, nach seinen beiden Seiten gekennzeichnet: als innerer Seelengewinn und als äußerer Lebenserfolg. Treuloses, seelenfremdes, undeutsches Arbeiten hat oft genug den Erfolg geschmälert oder den Menschen um den Erfolg gebracht, wie sich wieder aus den Wirklichkeitsvorfällen des praktischen Lebens leicht erweisen läßt. So mancher, dessen mangelndes wirtschaftliches Gedeihen bei redlicher Mühe ihm selber und anderen ein Rätsel ist, kommt darum nicht vorwärts und aufwärts, weil er von den einfachsten Grundsätzen der Berufsethik und den Ordnungswirkungen der inneren Disziplinierung nichts ahnt, ihm fehlt die sittliche Stellung zur Arbeit, ihm fehlt die Technik der Selbsterziehung, ihm fehlt die Inspiration der Händewirkung von dem ganzen Menschen aus, ihm fehlt jede Einsicht in die Zusammenhänge von Arbeit und Seele, ihm fehlt die Aufsicht des Gewissens. Daher die alleinige und darum schiefe Auffassung des Berufslebens aus dem Gesichtswinkel: Wie gewinne ich Erfolg? Aber solche Unkultur der Erziehung, solche Armseligkeit innerer Bildung schafft nie ein wahres, persönliches Lebensglück und echte Menschheitsbefriedigung, auch wenn die berufliche Routine dem Lebensweg zu äußerem Aufstieg verhelfen sollte. Denn es fehlt der einigende Mittelpunkt des beruflichen Tuns und der universalen Bestimmung, es fehlt das Schwergewicht des echt Menschlichen, das die Harmonie des Innenlebens sichert und „Geschäft" und Persönlichkeit ausgleicht. „Der berufliche Erfolg im höheren Sinne hängt vielmehr als man gewöhnlich meint, von ethischen Qualitäten ab."

Berufsfreudigkeit, sie ist nicht minder als die Berufswahl eine Wesensnotwendigkeit rechter beruflicher Befriedigung. Die Berufskunde wird zeigen — so sagten wir früher —, wie das Erlahmen im Beruf, das Vertrocknen bei lebendigem Leibe nicht minder verhängnisvoll für ein Menschenleben ist als das Verfehlen des rechten Berufs. Berufsfreudigkeit ist oft eine Folge der rechten Berufswahl, aber sie steht auch in innerer Wechselwirkung mit dem Berufserfolg; die Freude wächst mit dem Gelingen, und das Gelingen beschwingt die Freudigkeit. Beides aber, Berufsfreudigkeit und Berufserfolge, bereichern die Persönlichkeit, verinnerlichen die Arbeit und veredeln das Streben durch das frohe Bewußtsein,

etwas für die Gesamtheit zu tun, sie bilden also auch das soziale Gewissen. In der Freudensehnsucht unserer Tage und dem Drang und Recht der jugendlichen Seele auf Freude ist es übrigens wichtig, daß Luthers Wort die Jugend erreicht und vor Abwegen der Freude bewahrt: „Sollte nun nicht ein Herz springen und vor Freuden zerfließen, wenn es zur Arbeit ging und täte, was ihm befohlen wäre, daß es könnte sagen: siehe das ist besser denn aller Karthäuser Heiligkeit, ob sie sich gleich zu Tode fasten und ohne Unterlaß auf den Knieen beten?" Oder das andere Wort, das den Gedanken der Berufswahl hinzubringt: „Den Schatz und die Freude im Herzen, daß einer könnte in den Stand kommen, da er gewiß wüßte, daß er Gott drinnen diente und daß Gott zu seinem Tun und Leben Gefallen hätte, sollte man kaufen um alles, das auf Erden ist. Nun kann ein jeglicher umsonst und ohne Geld in den Stand kommen, wenn er in seinem Beruf bleibt und darin tut, was ihm befohlen ist."

So gelangen wir zum Schluß wieder bei dem Ausgangspunkt an und werden nunmehr das Goethewort recht verstehen, „daß man den Beruf als hauptsächliches Mittel seiner geistigen und moralischen Vervollkommnung ansehe und benutze." Die Berufserfüllung ist nicht bloß eine Sache äußeren Tuns, und der Mensch wirkt viel weniger durch das, was er tut, als durch das, was er ist; aus dem rechten Sein erblüht das rechte Wirken wie die Frucht aus der Knospe. So gilt es, Berufsbildung und allgemeine Bildung in den rechten Einklang und unter eine höhere Einheit zu bringen; die Berufsarbeit soll uns zu großen Gedanken und edlen Gefühlen anregen und so ein Mittel unserer Selbstkultur und ein Antrieb für die Lebensförderung werden. Für die eigene Lebensförderung zunächst, aber in und mit der Selbsterziehung auch für fremde Lebensförderung, die innerhalb der Gesellschaft und des Volkes wirksam wird nach Maßgabe der eigenen Kraft.

Den Berufsfragen wendet sich heute eine erhöhte Anteilnahme zu, und diese pädagogische Durchdringung der beruflichen Bildung oder, anders ausgedrückt, diese Einsicht davon, daß Erziehungswesen und Berufsleben in ihrer Gemeinsamkeit geradezu das Knochengerüst eines Volkskörpers bilden, sollte sich noch viel weitgreifender und verpflichtender auf die Gewissen der Verantwortlichen und der Erzieher legen. Denn wenn der flammende Krieg zu einem guten Ende geführt sein wird, dann wird alsbald auf dem Weltmarkte ein neuer Kampf, der Wirtschaftskampf um die Geltung der deutschen Arbeit, entbrennen. Den Ausschlag in diesem Kampfe aber wird ebensowenig, wie in dem der Waffen, die bloße „Masse", die Zahl der „Hände", die erdrückende Gewalt des Sachlichen und Stofflichen im Sinne reiner Technik oder gar der Abrichtung geben. „Qualitätsarbeit" wird nur geleistet durch Qualitätsarbeiter, die das wirtschaftliche Gewissen mit dem persönlichen und dem gesellschaftlichen vermählt haben und den Beruf als ein Mittel zur Verwirklichung der höchsten Lebensziele ausüben.

Der französische Senat hat jetzt mitten im Kriege einem Gesetzentwurfe zugestimmt, der für alle jungen Leute beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren, die gewerblich tätig sind, unentgeltliche berufliche Lehrgänge einrichtet, zur Pflicht macht und nach dreijährigem Besuche durch ein Lehrlingszeugnis abstempelt. Das ist ein Antrieb mehr für uns, daß wir das Ideal klar erfassen und seine Verwirklichung in die Hand nehmen, dem unsre soziale Kultur und unser deutsches Wirtschaftsleben in der Zukunft zustreben müssen.

# Zur Hundertjahrfeier des Wartburgfestes deutscher Burschen.

Von Alfred Otto Terzi, Ritter von Langfried.
(Wien-Döbling.)

Aus Schlachtendonner und Kampfgebraus entstand uns Deutschen die edelste Jugendbewegung, die je ein Volk erlebt: die völkische, die sich in der allgemeinen deutschen Burschenschaft eine Gliederung schuf. Deutsche Vaterlandsfreunde von Klang und Namen sind Wegweiser gewesen: E. M. Arndt, Turnvater Jahn, die Professoren Fichte, Luden und Fries. Die Unzufriedenheit mit den herrschenden staatlichen Verhältnissen Alldeutschlands, die keine Sicherheit gegen die großen politischen Einheiten Frankreichs oder Englands, Rußlands oder Spaniens boten und die Einzelfreiheit willkürlich beschränkten, die Rückwirkung des am Napoleonhasse entzündeten deutschen Volksstolzes und vor allem die jämmerliche Ungestalt des akademischen Lebens waren es, die den Erneuerungswillen erweckten.

Freilich waren die rein akademischen Reformbestrebungen viel älter als die Wünsche völkischer Wiedergeburt; noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts sah die deutsche Studentenschaft teilnahmslos dem ohnmächtigen Dahinsiechen des heiligen römischen Kaiserreiches deutscher Nation zu, dessen alte Sturmfahne einst der Welt im goldnen Felde den schwarzen Adler an roter Tragstange gezeigt und Achtung unter den Völkern geworben hatte. Jetzt stand der Deutsche da zum Gespött seiner Nachbarn, die ihr Prahlhansmütchen an dem schlummernden Michel kühlten. Der kräftige deutsche Geist, den deutsche Studenten selbst an welschen Hochschulen wie Padua und Bologna betätigt, war von den deutschen Universitäten verschwunden.

Das körperschaftliche Leben zeigte allenthalben ungesunde Wucherungen und sittliche Ausartungen. Die ersten deutschen Pflanzstätten des gesamten Wissens jener Zeit waren 1348 in Prag, 1365 in Wien, 1386 in Heidelberg entstanden; in einer Zeit, da sich alles zu Innungen zünftete und das ständische Wesen tief in das Staatsleben eingriff, bildeten auch die Lehrer und Schüler eine Genossenschaft, zu den zu gehören selbst Fürsten und Herrscher für eine hohe Ehre hielten. Von den engen Banden der unteren Schule befreit, trat der Student als Lehrling in die Zunft der Meister und Gesellen, womit ihm alsbald die Vorrechte freier Ritterschaft zufielen; er ward den Söhnen des höchsten Adels gleichgestellt und stand, wenngleich auch der niedrigsten Geburt entsprossen, unter dem Freigericht seiner Innung, mit deren ehrenfesten Mitgliedern er den Gebrauch der Waffen zu Schutz und Trutz gemein hatte. Bis auf die Zeit der Reformation galt der Jünger der Wissenschaft und Kunst dem Adel gleichgestellt. Infolge dieser gesellschaftlichen Stufe im damaligen Kastenstaate besaß die deutsche Studentenschaft eine Reihe der großen Vorrechte einer adeligen Körperschaft, wie z. B. Unverletzlichkeit des akademischen Bodens, Selbstgerichtsbarkeit, Selbstverwaltung und weiteste Selbstbestimmung, Vorrechte, die als „akademische Freiheit" viel verlästert, aber auch viel gepriesen wurden. Trotz der sittlich oft sehr verrohten Stufe der Burschen war es ein gesundes Zeichen religiösen Geistes, daß die Studentenschaft in Erkenntnis der Besserungsnotwendigkeit gewisser Mißstände sich geradezu stürmisch anschloß an den „Revolutionär im Priesterkleide", an Dr. Martin Luther, den gewaltigen Kämpen gegen widervölkische bekenntnishafte Zwingherrschaft. Auch die katholischen Universitäten Österreichs wurden damals lutherisch.

Die gottümliche Stimmung jener Tage fand in der deutschen Studentenschaft ein gewaltiges, lange alles übertönendes Echo. Wäre es damals gelungen, auch das habsburgische Kaisertum für die Glaubensneuerung zu gewinnen, so hätte heute das Deutschtum eine Nationalkirche! So wurde aber der Weltreichsgedanke, dessen festeste Klammer die Bekenntniseinheit schien, die Quelle der Gegenreformation, die Ursache der Scheidung in ein römisches und romfreies Deutschtum; die süddeutschen katholischen Universitäten begannen sich nun von den protestantischen norddeutschen starr abzuschließen. Damit ward das durch uthers Volkssprache angebahnte Band der geistigen Einheit Alldeutschlands jäh abgeschnitten. Die norddeutschen Hochschulen wurden jetzt zu den weiteren Ausbildnern deutschakademischen Wesens. Der Student schuf sich hier eine von der allgemeinen getrennte Standesehre, bildete die altererbten Bräuche fort und gründete neue Verbindungen zu dem Zwecke, „das Burschenleben zu erhalten und auf die Nachburschen zu bringen."

Der französische Umsturz von 1789 brachte die erste akademische Reformbewegung, die Forderung nach Ausrottung der Zweikämpfe und Schaffung von Ehrengerichten; aber die im Sinne der „Freiheit, Gleichheit,

Brüderlichkeit!" arbeitenden Studentenklubs versündigten sich schwer am deutschen Vaterlande, denn so mancher Student wirkte heimlich und öffentlich wider sein angestammtes Volk. Die Behörden unterdrückten zwar die mit Frankreich sich verschwörenden Orden, stellten ihnen aber Landsmannschaften entgegen, die unter anderem Namen denselben Tand altüberlieferter Renommisterei und Kommentreiterei forterhielten und durch ihre Landesabschließung das gegenseitige Kennenlernen und die Bildung eines allgemein deutschen Geistes verhinderten. Die Behörden suchten das Übel mit strengen Gesetzen und Strafen auszurotten, vergeblich! „Wilde Hetzereien, Verletzungen der Treue, falsche Eidschwüre, Aufrufe, Einkerkerungen, Verbannungen, vermehrte Zweikämpfe — das sind die gewöhnlichen Folgen gewesen, wenn man je einmal angefangen hat, das Übel an der Wurzel ausrotten zu wollen, und gleich darauf hat es sich in verjüngter Lebendigkeit gezeigt." (Arndt.) Schließlich stellte man sich, als ob man von den Verbindungen nichts wüßte. In den Landsmannschaften jener Zeit finden wir keine Spur eines deutschtümlichen Sinnes, sie standen zwar treu zum Landesvater, zeigten aber wenig Teilnahme darüber, ob dieser mit Napoleon im Bunde stand, verehrten teilweise sogar den „großen" Korsen. Ihr sittliches Leben lag tief darnieder, welsche Lüsternheit und Verweichlichung gaben den Ton an, und selbst die Universitäten waren ein trauriges Abbild der schmählichen Zerrissenheit Alldeutschlands. Anstatt Brüderlichkeit herrschte Gehässigkeit, Tücke und erbitterte Selbstzerfleischung, Unterdrückung der Renonzen, sodaß, als 1809 sich die ersten Anzeichen antinapoleonischer Strömungen meldeten, Vaterlandsfreunde darangingen, das Studentenwesen im völkischen Geiste zu erneuern. Freilich war noch nicht überall der Wille zur Befreiung erwacht, und gar manche deutsche Studenten fühlten sich unter Napoleons Zepter wohl, hielt doch der Greifswalder Hochschullehrer Kosegarten gar am Geburtstage Napoleons einen Panegyrikus, und die von den sogenannten „liberalen" Ideen der Franzosen befangenen Professoren Müller und Heeren dachten keineswegs anders. Der sich an allen Hochschulen, wo der „Komment" seine Herrschaft ausübte, regende Reformwille der rechtlosen Renonzen einerseits, andererseits die Erfordernisse völkischer Wiedergeburt heischten dringend, den Mißbrauch der „akademischen Freiheit", die in einer Zeit, wo alles schweigen und dulden mußte, allein die Redefreiheit und damit die dereinstige Befreiung des geknechteten Vaterlandes verbürgte, zu unterbinden und das Gemeinschaftsleben von den landschaftlichen Spaltungen zu befreien. So entwarf Ende 1811 Jahn und Friesen eine „Einrichtung der Burschenschaften" im Geiste der vom „Tugend"- bzw. „Deutschbund" schon 1810 aufgestellten Grundsätze. Das furchtbare Schicksal Napoleons in Rußland (1812) wurde allgemein als Strafe Gottes aufgefaßt und richtete die Herzen wieder auf. Auch bei den Landsmannschaften, besonders den mecklenburgischen Vandalen, erwachte drum der deutsche Geist und drängte zur Abschüttelung des verhaßten

Fremdjoches. An die Erlösung hatte man so lange nicht mehr zu denken gewagt, jetzt schien „Gott da droben" sie selbst in die Hand zu nehmen. Gottümliche und völkische Begeisterung riß die Nation aus der Weichlichkeit, führte die Jünglinge auf den Turnplatz, erweckte den Schillerschen Freiheitsmut, dessen Wilhelm Tell und Jungfrau von Orleans die Sprache der Erlösung aus den Banden des Zwingherrn predigten. In seinem Zeichen lernte die akademische Jugend wieder deutsch fühlen. Die Unfreiheit, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit und Verderbtheit der napoleonischen Oberherrschaft nagte an ihrem Herzen, das sich jedesmal im Schmerze zusammenkrampfte, wenn eine Exekution oder Einquartierung die andere jagte, oder „ausgehobene" Volksgenossen ihr Blut für Frankreichs „Prestige" verspritzen, die Hinterlandssassen dafür steuern mußten, daß Napoleons Wohlleben gesichert sei, der, um der nahenden Rache zu entgehen, die Welt durch falsche Siegesberichte irreführte, um sich möglichst lange oben zu halten.

In diesen bangen Tagen wurden die deutschen Hochschulen die Horte der Zukunft; nur die altererbte akademische Freiheit ermöglichte es, die geistigen Waffen der Befreiung zu schmieden und bot den von Napoleon geächteten „Freiheitspatrioten" eine sichere Zuflucht. Berlin, Königsberg, Heidelberg, Breslau, Gießen und Jena richteten als Stätten der Denkfreiheit den vaterländischen Sinn wieder auf, Jahn, Arndt, Schleiermacher, Niebuhr, Welcker, Luden, Steffens, Rotteck, Fries u. a. wirkten als Lehrer auf die Erweckung deutschen Volksempfindens hin, Körner, Rückert, Schenkendorf, Uhland sowie die Romantiker beschworen die alte deutsche Größe und Herrlichkeit und ließen die Kampffanfare ertönen, bis endlich Aufrufe, das Drängerjoch zu zerbrechen und die Schmach der Knechtschaft zu enden, die Kampfansage brachten. In tiefster Brust ergriffen, eilten von fast allen deutschen Hochschulen die Musensöhne zu den Waffen, sich in „Lützows wilder verwegener Jagd" verewigend. Monate schwankte die Wagschale, bis der große Abrechnungstag von Leipzig Napoleons Schicksal für Deutschland wenigstens endgültig entschied.

So durften nun die deutschen Studenten in freier Luft des Vaterlandes aufatmen, für das sie das erstemal kämpfen gelernt hatten und dessen „hohe Schulen" sie von der Gefahr befreit hatten, von Napoleon umgewandelt zu werden „in französische Mamelukenschulen, in welchen die Leiber zu Soldaten, die Geister zu Knechten abgerichtet werden". (Arndt). Bei den Lützowern wurde nun der Plan der Erneuerung des deutschen Studententums im Kreise Jahns und Friesens oft besprochen, und als im Sommer 1814 die einstigen Freiwilligen an ihre Hochschulen zurückkehrten, da zeigten sie sich im Vereine mit dem besseren Teile bestrebt, die landsmannschaftlichen Spaltungen aus Liebe zum großen gemeinsamen Vaterlande, ohne dessen Gedeihen die engere Heimat ja auch nicht glücklich werden konnte, zu beseitigen, die Kleinigkeitskrämereien, Spielereien und Rohheiten durch einen sittlich-wissenschaftlichen Geist zu verdrängen und endlich

eine der Idee der Universität entsprechende Gestaltung des Gemeinschaftslebens herbeizuführen. Sommer 1814 trafen Jahn, Arndt, Reimer und Frh. von Stein in Frankfurt a. M. zusammen, um die völkische Bewegung in ganz Deutschland zu entfachen, deutsche Art, Frömmigkeit und Zucht gegen das Französlingtum oberer Kreise (Crome!) zu verteidigen. Auf Grund des Arndtschen Entwurfes gründete Justizrat Hoffmann aus Rödelheim die „Deutschen Gesellschaften", die die vaterländisch und freiheitlich gesinnten Männer am Mittelrhein und Main vereinten. Diese Deutschen Gesellschaften nahmen nun die von Jahn und den Freiwilligen betriebene akademische Reformation in die Hand, knüpften sich doch auch, wie die Fülle nationalpolitischer Literatur jener Monate beweist, an den Wiener Kongreß die Hoffnungen auf die Einheit und Freiheit Deutschlands. An den Universitäten, außer Greifswald und Kiel, Leipzig und München, gährte eine vielverheißende Zukunft. Es waren vorwiegend zwei Richtungen, die da das Verbindungswesen neugestalten wollten: eine erhaltsame, die am alten Kampfbrauch und dem geschichtlich Gewordenen möglichst festhalten wollte und eine fortschrittliche, die christlich-germanische Gesinnung, sittliche Erneuerung, Erarbeitung einer völkischen Weltanschauung, Aufstellung eines positiven Ehrbegriffs und Ehrengerichts sowie Gleichberechtigung forderte. Diese bei weitem regsamere völkische Richtung vertrat Gießen. Allmählich näherten sich ihr die erhaltsamen Hallenser und Jenenser, um so mehr als der Wiener Kongreß die vaterländischen Hoffnungen grimmig enttäuschte. Die deutschen Kleinstaaten hatten nichts gelernt und vergessen. Das besiegte Frankreich bekam eine entscheidende Stimme im Friedensrate; was Schwerteskraft mit abertausend Opfern geschaffen, verdarb die Diplomatenfeder. Uneinigkeit und Schwächlichkeit, das war das Vorspiel des „Deutschen Bundes", dessen am 8. Juni 1815 abgeschlossenen „Akte" überall enttäuschten. Die „Vielheit" Deutschland hatte auch politisch gegenüber den „Einheiten" Frankreich, England und Rußland verloren, es war ohne strategische Grenze gegen Westen geblieben, das Maasland und Elsaß blieb französisch, die Blämen wurden Holland angeschmiedet, kurzum vom nationaldeutschen Standpunkt war das Kongreßergebnis erbärmlich. Man lese die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" von Ernst Moritz Arndt (Reklam o. J. S. 229ff.), um die Schäden und Enttäuschung zu ersehen. Nochmals war im Pariser Frieden (Nov. 1815) Gelegenheit geboten, das Elsaß und das Maasgebiet zu nehmen, aber es ward abermals versäumt, und die Patrioten waren wieder um eine Hoffnung ärmer. (Arndt, Erinn. S. 241 u. 247.) Auf den Universitäten hatte man nicht zuletzt dank der entstehenden patriotischen Presse (Goerres, Oken, Arndt, Luden, Wieland u. a.) die öffentlichen Vorgänge genau verfolgt und wollte auch hier im kleineren Maßstabe ein Abbild Alldeutschlands, dessen Karikatur wohl der „Deutsche Bund" war, bilden. So entstand am 12. Juni 1815 die Jenaische Burschenschaft. Hatte doch auch E. M. Arndt

in seinem „Wächter" auf die Erneuerung Bezug genommen und vom Studentenstaat, der nun nach dem Wunsche der Freiwilligen der Freiheits- und Vaterlandsliebe sowie dem Streben höherer geistiger Ausbildung Genüge tun sollte, geschrieben: „Die Art muß man zuerst verbessern, dann macht sich der bessere Komment von selbst. Positive Gesetze verhüten zuweilen Verbrechen und Laster durch die Furcht vor der Strafe. Die Gewalt haben sie nicht, daß sie Sitte und Tugend erschaffen können". Arndt forderte dann ein zwiefaches: von der Jugend, daß sie zur Bekämpfung der Weichlichkeit und Einschränkung der Zweikämpfe turne und Kriegsübungen vornehme, von den Lehrern, daß sie Stolz auf Kraft und Männertugend, Wahrheit und Recht, Freiheit und Vaterland, deutsche Biederkeit und Rechtlichkeit den Jünglingsseelen unauslöschlich einbrennen sollen, „dann werden die Ideen vom deutschen Vaterlande, von deutscher Tugend und Ehre die geistigeren und feurigeren Jünglinge unwiderstehlich ergreifen und eine neue akademische Ritterlichkeit in Tat und Gesinnung schaffen, der alte Komment wird durch diese schönste Gewalt des ungesetzten Geistes teils umgearbeitet, teils weggearbeitet werden". Er betrachtet die akademische Freiheit als ein Zeichen für die künftige staatsrechtliche Erneuerung; „denn ein Volk, bei welchem solche Freiheit sich behaupten kann, wie die akademische Freiheit der Deutschen ist, hat bei all seiner scheinbaren Zerfallenheit und Auflösung noch so viele Urkeime und Urkräfte des Lebens in sich, daß es immer wieder Neues und Lebendiges aus sich heraus schaffen und bilden kann". Ganz in unserem Sinne fährt dann Arndt fort: „Das deutsche Volk ist ein noch durchaus jugendliches und poetisches Volk, weil es in seiner Art reiner und ungemischter geblieben ist. Auf diese Reinheit und Ungemischtheit des Stammes muß ich nach meiner historischen Ansicht einen sehr großen Wert legen, ohne daß ich die Gründe und Beweise dieser Ansicht hier weiter durchführen kann. Tacitus hat vielleicht nicht gewußt, wie sehr er die alten Germanen gelobt hat, als er sagte, sie seien ein reines und mit keinen andern Völkern gemischtes und ihnen selbst nur gleiches Volk . . . so haben wir fast immer nur noch Kinderspiele gemacht; ohne Bewußtsein und oft ohne Zweck, meistens sicherer geleitet durch den sog. Instinkt, der aber bei reinen Völkern eine gewaltige Vernunft ist, als andere durch ihre gepriesene List und Klugheit sich zu leiten meinen". In diesem Zeichen rassendeutscher Volkheit entstanden die Burschenschaften zu Jena, Halle, Erlangen, Gießen, Tübingen, Marburg, Heidelberg und Breslau; aber die Schmalzischen Redereien sollten den Entwicklungsgang stören, auch war ein Stillstand eingetreten in der Verfolgung vaterländischer Forderungen, sodaß Jena für 18. Oktober 1817 das Wartburgfest einberief, um der völkischen Strömung neuen Anstoß zu geben. Dieses Fest war die erste öffentliche völkische Kundgebung im deutschen Reiche und seine Teilnehmer wünschten nichts andres, als was wir heute durch Bismarcks Menschenhaß

und Menschenurteil überragendes Werk besitzen: Das Deutsche Reich! Ist aber in ihm alles in jenem nationalen und wahrhaft sozialen Geiste geordnet, wie es zweifellos schon die Urburschenschaft wollte? Nein! Noch stehen Millionen Auslanddeutsche ohne den moralischen Rückhalt an der Allmutter Germania in der Fremde, gehen national unter oder werden gar unsere Feinde, noch haben wir kein innerliches Verhältnis zu den blutsverwandten Nordgermanen, bes. Schweden gewonnen, noch fehlt uns jene edle, reine Sittlichkeit im öffentlichen, persönlichen, wirtschaftlichen Leben, die nicht nur das gottzugewandte Herz, sondern auch die tiefe Erkenntnis völkischen Innenlebens heischt. Und so lange diese nicht herrscht, wird jede noch so gute Sozialgesetzgebung uns nicht weiter bringen, denn diese beginnt erst mit der Staatsentschuldung, die uns wahren Vaterlandsfreunden gewiß auch am Herzen liegt. So unendlich ist das deutsche Programm, daß wir seine Reichweite erst nur fühlen, nicht bestimmen können, aber die Studentenschaft wird, wenn sie ins bürgerliche Leben getreten sein wird, die veralteten politischen Anschauungen mit neuem, mit germanischem Geiste erfüllen müssen, um das deutsche Vaterland weit hinauszuheben über mitstrebende Völker . . .

Dazu bedarf sie des Wartburggeistes, des Erneuerungswillens, den als edelstes Beispiel Luther betätigt hat. Das Gute im akademischen Leben soll erhalten bleiben, vor allem die Verbindungen als Schulen eiserner Manneszucht, der bewußten Unterordnung unter die höhere Allgemeinheit und selbstgewählte Behörde, als Stätten ritterlichen Mannesmutes, aber die Mißstände wie die Unverträglichkeit der Verbindungen untereinander, hohles Luxusgepränge, zu leichte Aufnahme und allzu rasche meist entehrende Abgabe, politische Teilnahmslosigkeit müssen verschwinden! Die deutschakademische Jugend soll nicht dem Vorwurf des „Festtagspatriotismus" verfallen, sie soll sich national bilden und vor allem trachten, die deutschen Brüder im Auslande enger an sich zu ketten, sie besuchen, sie unterstützen, damit in den Tagen kriegsschwüler Not das Reich auch außerhalb der Grenzen seine Verteidiger habe. Das sagt uns das Wartburgfest nach 100 Jahren! Die damaligen Teilnehmer haben zu ihrem Teil ihre Pflicht erfüllt, erfüllen wir diese nicht nur auf dem Felde der Ehre, sondern auch nach den bangen Kriegstagen im öffentlichen Leben, damit ein späteres Geschlecht nicht von uns sage: Sie waren nicht einmal die Epigonen derer von 1817.

# Deutsche Dichtung und völkische Not.

Von Heinrich Gutberlet, Berlin.

„Bitter not tut unserem Volke Siedelungsland!", das ist der Ruf, der aus Millionen tiefbesorgter deutscher Herzen in dieser schweren Schicksalsstunde unseren berufenen Führern entgegenschallt. Siedelungsland! — Ja, wir brauchen im Osten und Westen und in Übersee Raum für unseren Schritt; wir brauchen gesicherte Grenzen, damit unserem Volke der Mitte räuberische Überfälle, wie sie sich im August 1914 zutrugen, in Zukunft erspart bleiben und deutsche Arbeit, deutscher Handel, deutsche Schiffahrt für alle Zeiten ungehindert sich entfalten können. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Der nun über drei Jahre andauernde ungeheuerste aller Kriege hat unserem Blicke Tiefen aufgetan, vor denen wir schaudernd still stehen, weil unsere Seele ahnt, daß unser innerstes Wesen, unsere Kunst und Kultur nahe daran war, einer schleichenden Krankheit zu erliegen.

In allen Kreisen, die ehrlich ringen um die geistige Zukunft unseres Volkes, bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die beispiellosen Siege unseres Heeres, die glänzenden Erfolge unserer Technik Stückwerk bleiben müssen, wenn wir nicht aus der alle seelischen Triebkräfte hemmenden geistigen Verflachung, Verweichlichung und Gebundenheit zu rüstigem Aufstieg, zu innerer Festigung und zu geistiger Freiheit zurückfinden.

Wir brauchen Siedelungsland der Seele, wenn wir im Kern unseres Wesens gesunden, wenn wir das Volk Goethes, Schillers, Fichtes, Lagardes bleiben wollen. Schritt für Schritt sind wir vor dem Kriege abwärts gegangen; immer mehr guten, alten Mutterboden haben wir uns in geradezu sträflicher Gleichgültigkeit und Verblendung von den Mächten der Zersetzung abringen lassen. Die Lebenswerte unserer völkischen Kunst wurden unterspült und ausgehöhlt. Eine von geschäftigen Händlern der Reichshauptstadt mit erstaunlichem Geschick ausgeklügelte, die Sinne umnebelnde äußere und innere Kinokultur breitete sich aus. Die Erzeugnisse unserer bildenden Künstler wurden zur Handelsware, die Kunstsäle zur Börse, in denen nur die von einer zwar kleinen aber geldmächtigen Gruppe für gangbar erachteten künstlerischen Erzeugnisse gehandelt wurden. Die schöpferischen Meister deutscher Tonkunst blieben unbeachtet oder wurden, wenn sie nicht dem seichten Tagesgeschmack huldigten, kaltgestellt. Wer kennt nicht das vergebliche Ringen zweier der deutschesten Tondichter: Felix Draeseke und Schulz-Beuthen? — Ausländische Komponisten von erwiesener Mittelmäßigkeit — Saint-Saens, Leoncavallo u. a. — wurden zu Modegötzen erhoben. Daneben stand die öde Operettengaukelei in üppiger Blüte. Fade „Schlager" wurden von gewissenlosen Theaterleitern dem kritiklosen deutschen Publikum vorgesetzt. Noch viel schlechter stand es um die deutsche Dichtung. Nur einige „Auserwählte" beherrschten die

Bühne. Wer Gelegenheit hatte, einen Blick „hinter die Kulissen" zu werfen, der mußte bald zu seiner bitteren Enttäuschung erfahren, daß zwischen der richtunggebietenden Presse und den tonangebenden Bühnen der Reichshauptstadt innige Wechselbeziehungen bestanden, die es einem, der nicht zum „Fähnlein" gehörte, geradezu unmöglich machten, sich durchzuringen. Welche reichshauptstädtischen Bühnen standen einem noch unbekannten Dichter, der sich nicht hoher oder höchster Cliquengönnerschaft zu erfreuen hatte, offen? Die Leitung des Königlichen Schauspielhauses wagte sich nur höchst selten an die Aufführung der Stücke eines Jüngeren heran. Die Reinhardtbühne und das Lessingtheater kamen nur für ganz bestimmte Richtungen in Frage, und die übrigen Bühnen waren fast durchgängig auf Kassenstücke angewiesen. Die Leiter der Provinzbühnen nahmen, von Ausnahmen abgesehen, nur diejenigen Stücke in ihren Spielplan auf, die bereits in Berlin einen Bühnen- oder besser noch, einen durchschlagenden Kassenerfolg erzielt hatten, und so war der ernst ringende völkische Künstler, dem keine mächtige kunstbeflissene Gruppe zur Seite stand, von vornherein zur Ohnmacht verurteilt.

Auf dem Gebiete des Romans schoß das Unkraut der alle geistigen Regungen ertötenden Unterhaltungsliteratur üppig empor. Das bittere Wort eines Theaterleiters: „Alle Theaterreformen scheitern am Kassierer" ist nur zu wahr. Auch am Händlersinn vieler unserer leistungsfähigsten Verleger ist so mancher Dichter, der seinen Werken den lebendigen Odem der schöpferischen Gotteskraft einhauchte, zugrunde gegangen. Erst dann, wenn aus dem Dichter ein gewandter Modeschriftsteller (um nicht zu sagen Fabrikant) geworden ist, hat er begründete Aussicht, von der Mehrzahl der geschäftsrührigen Verleger in Gnaden aufgenommen zu werden. Man stelle sich vor, welche Unmenge von Energie ein schaffender Künstler vergeudet, wenn er vergeblich bei etwa zwanzig und mehr Verlegern anklopfen und sich immer wieder sagen lassen muß, daß das deutsche Lesepublikum Romanerzeugnissen von dichterisch höherem Werte kein Verständnis entgegenbringt.

Zu einem bemitleideten Aschenbrödel war vor dem Kriege die Lyrik, die Krone der Dichtkunst, herabgesunken. Wie sollte man auch im Lande der Technik, des Handels und der Industrie noch Sinn finden für die feinsten, aus den Gefilden des Traumes emporsteigenden Regungen der Menschenseele? Welche außerordentlich hohen, alle edlen Triebkräfte eines Kulturvolkes befruchtenden Lebenswerte der Lyrik innewohnen, wurde nur von ganz wenigen Feinhörigen, die sich auch im härtesten Lebenskampfe das reine deutsche Kindergemüt bewahrten, denen die Glocken der Seele in Glück und Qual Frieden und Sturm läuten, erkannt. Was war die Folge? — Eine allgemeine Sucht nach geräuschvollem Sichausleben, Überschätzung des Stofflichen, eine Lockerung der inneren Beziehungen des Einzelnen zum Volksganzen und eine Verarmung der Persönlichkeit.

Das deutsche Volk war auf dem besten Wege, diejenigen Eigenschaften, welche nach dem Ausspruche der Frau von Stael unser Wesen vom französischen vorteilhaft unterscheiden: Unabhängigkeit des Geistes, Liebe zur Einsamkeit und Eigenartigkeit des inneren Menschen, zu verlieren. Ein Volk, das seiner innersten Stimme, der Stimme der Dichtung, nicht mehr zu lauschen vermag, ist trotz aller Errungenschaften der Kultur dem sittlichen Untergange geweiht. Es ist einer Rose vergleichbar, die vor dem Welken den Duft verliert.

Sagen wir es unumwunden: ein undeutscher Geist drohte unserem Volke vor dem Kriege den geistigen Lebensnerv zu zerstören. Das deutsche Gewissen schlief, und diejenigen, welche weckend und warnend dem Volke die Wahrheit kündeten, blieben Prediger in der Wüste.

Nur so konnte es kommen, daß mit einem ungeahnten wirtschaftlichen Aufstieg eine zur Verkümmerung führende seelische Kraftlosigkeit, ein Erblassen der heiligsten Ideale, eine Entwertung der schöpferischen Kunst, einherging.

Unsere Dichtung zeigte alle Spuren des Niederganges. Nicht mehr Dichtkunst im wurzelechten deutschen Sinne wurde begehrt, sondern Auswüchse der verderblichsten Art wurden zur beliebten Tageskost. Deutsche Dichter, wie Wilhelm Raabe, Friedrich Lienhard, Karl Ernst Knodt, Gustav Falke, fanden in dem Hundertmillionenvolk, das die Sprache Schillers spricht, nur eine winzige Gemeinde. Heinz Tovote, Gustav Meyrink, Frank Wedekind, eroberten sich die deutsche Welt. Reimverzerrungen widerlichster Art wurden als Erzeugnisse hochentwickelter lyrischer Kunst angepriesen. Wer diese Anschauungen nicht teilte oder sie gar bekämpfte, galt für rückständig und talentlos und lief Gefahr, der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Damals schrieb ich die Worte:

Die Welt ist starr, die Welt ist kalt,
Sie kennt nicht Feuer noch Sturmgewalt,
Kein heißes Herzblutlodern.
Sie ist an Kraft der Seele leer
Und läßt im Tand und Lustbegehr
Die Ideale modern.

Errett' uns, Herr, aus dieser Zeit! —
Wohin wir blicken, weit und breit,
Nur fahles Traumlichtdämmern.
Schenk' uns in Sturm und Wetterschlag
Nur einen Tag, nur einen Tag,
An dem wir Eisen hämmern! —

Und Wildenbruch, der treue Eckart, rief in heiligem Zorn:

„Was hat die neue Generation unserem Volke gegeben und gebracht? Mit Problemen einer überreifen, überreizten Kultur haben sie die schlichten Instinkte des Volkes verstört. An Stelle der dem Germanen ursprünglich innewohnenden männlich-mannhaften haben sie eine feminine Weltanschauung gesetzt. Mit den Erzeugnissen des Auslandes, und gerade mit den der deutschen Natur fremdartigsten, feindlichsten, mit den markloseſten, haben sie den Markt überschwemmt, von dem unser Volk seine Geistesnahrung erhalten soll. Ein Menschenalter, das sind drei Jahrzehnte — was haben in diesen drei Jahrzehnten die Männer, die zum Volke sprechen, die deutschen Dichter, dem deutschen Volke gesagt?

Haben sie seine Seele freudig gemacht durch großes, begeisterndes Wort? Seinen Arm gestählt durch Hinweis auf die Taten der Väter? Seine Augen erleuchtet durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken?

Ein Notstand ist in unseren Seelen, die äußerlich reich, innerlich arm sind, ein dumpfes Gefühl, daß wir auf gleitender Ebene stehen, daß sich Wolken um uns türmen, aus denen Gewitter hervorbrechen können, und es schwillt eine Angst, daß die Gewitter zu Katastrophen werden möchten." —

Aus Grabestiefen klingt diese Mahnung zur inneren Läuterung zu uns herauf. Jedes einzelne dieser flammenden Worte preßt sich in unsere Seele, als sei es erst heute gesprochen.

Das furchtbare Jahr, von dem Wildenbruch sagte: „es hat kalte, starre Augen", das Jahr des Weltkrieges, ist gekommen. Ein gewaltiger Sturm ging über die alte Erde, wie ihn die Menschheit nie gesehen. Das deutsche Volk wurde in den Grundtiefen seiner Seele aufgerüttelt, und eine Zeitlang schien es, als solle das Deutschtum frei werden von den Fesseln, die eine nationale Entwicklungsmöglichkeit der Dichtkunst verhinderten. Die deutsche Sprache wurde von einer ganzen Reihe von Fremdwörtern, die früher unentbehrlich erschienen, gereinigt; der vordem in vielen Kreisen verpönte nationale Gedanke gab den Zeitdichtungen wieder Klang und Farbe, und Dichter, die vor dem Kriege alles, was echte völkische Gesinnung in sich trug, mit überlegener, ja verächtlicher Handbewegung von sich wiesen, wurden zu begeisterten Heldensängern. Nun war, so durfte man hoffen, endlich auch die Zeit der Ernte für diejenigen völkischen Vorkämpfer gekommen, die, in aufreibendem Ringen gegen den Strom schwimmend, ihren Werken von jeher die lautere Sinnesart kraftbewußten deutschen Geistes aufgeprägt hatten. — Nun würde — nichts lag näher als das — unser Volk den Weg nach Weimar, zu dem Hort der deutschen Ideale, zurückfinden und in seinem Daseinskampfe die von uns geschiedenen, halb oder ganz vergessenen völkischen Dichter und Seher zu Ehren bringen, die das große Weltgeschehen vorausgeahnt hatten. Ein Heinrich von Kleist würde — mehr als hundert Jahre nach seinem Tode — endlich die Bühnen der Reichshauptstadt erobern; von den lebenden Bühnendichtern würden Lienhard, Eberhard König und andere deutschbewußt Schaffende wagemutige Schauspielleiter und ein nach reindeutscher Kunst lechzendes Publikum finden. Dichter wie Robert Hamerling, Wildenbruch, Martin Greif, Otto v. Leixner, die bei Lebzeiten von der führenden Presse totgeschwiegen wurden, kämen — so meinte man — nun, von der Flamme der nationalen Begeisterung zur Höhe getragen, erst zu Recht und Ansehen. Ein irregeleitetes und nun zur wahren Erkenntnis gekommenes Weltvolk würde eine selbstverständliche Dankesschuld abtragen an solche, die für ihr heiligstes Empfinden gekämpft, gelitten und geduldet haben. — All' diese hohen Erwartungen blieben unerfüllt. Es kam am Beginne des Krieges zu

Ansätzen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, aber es fehlte an ideal gesinnten und organisatorisch geschulten Führern, die es verstanden, die brausenden Fluten der in allen Schichten des Volkes erwachenden Vaterlandsliebe in ein ruhiges, tiefes Bett zu leiten. Statt dessen machte sich wie auf Kommando ein Geschäftspatriotismus, der sich in den wunderlichsten Formen austobte, breit. Betriebsame Literaturhandwerker hängten ihren Romanerzeugnissen in geradezu verblüffender Eilfertigkeit ein vaterländisches Mäntelchen um; der friedfertigste Lyriker wurde zu einem Tyrtäus, und Presse und Büchermarkt wurden überschwemmt mit einer beängstigenden Menge minderwertiger Literaturkriegsware. Leider hat zu dieser Zeit auch die nationale Presse zum größten Teil versagt. Ist es nicht geradezu ein Jammer, daß in der hohen Schicksalszeit des deutschen Volkes Dichter von überragender Bedeutung, die aus ihrer deutschen Empfindungswelt heraus das Beste und Tiefste gegeben, die längst vor den Augusttagen im Kampfe gegen Entartung und Fremdsucht die Feuerprobe bestanden, beiseite stehen und darben mußten, während tageserfolggierige Literaturhamster die heilige Hochstimmung unseres Volkes für ihre materiellen Zwecke ausnützen konnten? — Der Rückschlag blieb nicht aus. Die Überfütterung der Leser mit geistigen Kriegsstoffen hatte eine vorzeitige Übersättigung zur Folge, und so kommt es, daß die deutsche Dichtung, die unserem Volke stählerne Glut einhauchen sollte, mitten im Schlachtenlärm des Weltkrieges zu einer stumpfen Waffe geworden ist. Es liegt eine eigene Tragik darin, daß dieselbe Menge, die vor dem Kriege taub war, wenn ein deutschbeseelter Dichter in der heiligen Inbrunst seines vaterländischen Empfindens zu ihr sprach, nun wieder von völkischen Belangen aus dem Grunde nichts hören will, weil geschäftiger Händlergeist ihr die Meinung eingeflößt hat, von deutscher Kunst habe man nun mehr als genug; man müsse wieder zu den bewährten alten (d. h. den fremden!) Göttern zurückkehren. Auf den Berliner Schaubühnen geben sich denn die früher so heiß begehrten und nachher so deutschfeindlichen fremden Modedichter von neuem ein Stelldichein. Sogar den guten Shaw hat man in echtdeutscher Liebedienerei und Unterwürfigkeit willkommen geheißen. Daß in Berlin eine ausgesprochene Strindbergpest grassiert, hat selbst Herbert Eulenberg zugegeben. Wenn das alles noch während des furchtbarsten Daseinskampfes unseres Volkes geschieht, in welchem Hunderttausende ihr Blut freudig dahingaben, damit Deutschland leben müsse, wie soll es dann später werden? — Haben unsere Theaterleiter und Verleger nichts gelernt aus den bitteren Erfahrungen dieses Krieges? Maeterlinck und Spitteler, die überwiegend Deutschland ihren Ruhm verdanken, haben sie nicht in schmählichster Niedertracht das nämliche Deutschland aus dem Hinterhalt mit giftigen Pfeilen überfallen? Weiß man nicht mehr, wie der Kopenhagener Schriftsteller Johannes Jörgensen, der von den deutschen Katholiken mit offenen Armen aufgenommen wurde, in deutschen Klöstern die herzlichste Gastfreyndschaft genoß, in seinem

Studium gefördert und mit Geldmitteln überreichlich unterstützt wurde, in seinem „Klokke Roland" die niedrigsten und schimpflichsten Verleumdungen Deutschlands ausgesprochen hat? —

Wenn irgendwo, so gilt es, auf dem Gebiete der Kunst die erschlaffende Sentimentalität zu verlernen, damit unsere Seele frei wird von den verderblichen fremden Einflüssen, die urdeutsches Wollen und Wirken im Keime ersticken.

Das Theater wird nicht anders wieder der wahren Kunst zurückgewonnen werden können, als dadurch, daß einer größeren Reihe ernst ringender deutscher Dichter, denen bisher die Bühne verschlossen war, der Weg zur Erstaufführung geebnet wird. Man hat gefragt: „Wo sind die vielberufenen Jungen und Jüngsten, die uns eine deutsche Zukunft bedeuten?" — Darauf antworten wir: Gebt uns den Dalberg, der mächtiger ist als der Kassierer und der den Mut und die seltene Gabe besitzt, wirkliche Talente aus dem Dunkel des Unbekanntseins herauszuheben. Um die Zukunft der deutschen Bühne braucht uns dann nicht bange zu sein.

Adolf Bartels hat vorgeschlagen, in der Reichshauptstadt eine deutsche Hochschulbühne zu gründen, die in der Hauptsache das Geschichtsdrama, daneben auch das höhere Lustspiel und das soziale ernste Schauspiel pflegen könne. Diese Anregung erscheint mir außerordentlich erwägenswert, namentlich auch deshalb, weil nicht ein blasiertes weltstädtisches Geldprotzentum, sondern eine aus allen Teilen des Reiches zusammengeströmte kunstempfängliche deutsche Jugendgemeinde die Zuhörerschaft bilden würde. Dazu kommt, daß die Hochschulbühne, wenn sie zustande kommt, alljährlich in der Sommerzeit auch in den anderen deutschen Universitätsstädten Aufführungen veranstalten soll. Unendlicher Segen könnte durch solch' eine im besten Sinne volkstümliche Bühnengründung gestiftet werden.

Unerläßlich ist es, daß in völkischen Kreisen der deutschen Kunst eine größere Anteilnahme und Förderung als seither entgegengebracht wird. Würde beispielsweise in Berlin ein Kunstausschuß der vereinigten völkischen Verbände ins Leben gerufen, so wäre es ein leichtes, alljährlich mindestens eine Woche hindurch eine größere Schaubühne zu mieten. Auf solche Weise könnte in jedem Jahre die Aufführung mindestens eines von völkischem Geiste durchwehten Bühnenwerkes durchgesetzt werden. Die Gemüts- und Willenskräfte, die in der Kunst verborgen liegen, werden in völkischen Kreisen bei weitem nicht in dem gebührenden Ausmaße gewürdigt. Hier darf nicht gewartet werden, bis nach dem Kriege wieder alles beim alten ist. Zeit gewonnen, heißt alles gewonnen! —

Wenn Prof. Alois Brandl sagt, daß die bequeme Massenaufnahme ausländischer Dutzendware mit allen Mitteln passiven und aktiven Widerstandes bekämpft werden müsse, so ist dem nur zuzustimmen. Brandl führt weiter an, daß zu Shakespeares Zeit die Londoner Schauspielhäuser sich so gut wie ausschließlich auf die Aufführung englischer Werke beschränkten. Hätten im damaligen

London Franzosen und Italiener mit ihren Stücken das Vorrecht der Aufführung besessen, so hätte höchstwahrscheinlich der junge Shakespeare nie aus dem Schatten heraustreten können. Es wäre darum nur ein berechtigtes Gebot der Selbsthilfe, würde einmal zur Hebung unserer geistigen Valuta die Aufführung von Stücken lebender Bühnendichter des feindlichen Auslandes einige Jahre hindurch auf deutschen Bühnen gänzlich unterlassen. Aus dem Kriege wird der deutsche Mittelstand, der die Hauptzahl der Theaterbesucher stellt, derartig geschwächt hervorgehen, daß es den deutschen Dichtern, die nicht mit den Königen des Goldes gehen, ohnehin weit schwerer noch als vor dem Kriege fallen wird, sich durchzuringen.

Auch dem guten Roman und der lyrischen Dichtkunst muß eine würdige Pflegstätte bereitet werden. Zwei Minderheiten stehen hier einander in Kampfstellung gegenüber: Auf der einen Seite die feinnervige, literarisch außerordentlich interessierte und bewegliche Händlersippe, auf der andern Seite die vom gesunden deutschen Geiste erfüllte völkische Gruppe, und zwischen beiden Minderheiten die große, völkisch und künstlerisch ohne feste Richtlinien dahin treibende bürgerliche Masse. Will die völkische Gruppe im Kampfe gegen den mit allen geistigen Waffen gerüsteten Gegner den Sieg davontragen, so muß sie sich vor allem des Vollwertes der Innenkräfte in den eigenen Reihen bewußt werden.

Chamberlain äußert sich in seinen Kriegsaufsätzen sehr treffend: „Wollen Deutsche sich selbst kennen lernen — und das ist doch der erste Schritt zur Liebe —, so wäre manchem von ihnen vor allem eine weit eingehendere Beschäftigung mit Goethe zu empfehlen; ich könnte Beispiele einer haarsträubenden Unkenntnis bei sonst sehr gebildeten Menschen nennen; solche Dinge sind aber geradezu ein Verbrechen am Nationalleben, eine Geringschätzung der höchsten Gabe Gottes."

In besonderem Grade gilt das, was Chamberlain hier von jedem gebildeten Deutschen für Goethe fordert, für uns unseren völkischen Dichter gegenüber, die von den Feinden unserer Weltanschauung bekämpft, verächtlich gemacht oder kaltgestellt und infolgedessen von der großen Masse nicht gelesen werden. Aber es ist leider eine Tatsache, daß in weiten völkischen Kreisen das Verlangen nach guten Büchern noch gar zu gering ist. Und sollte doch unsere heilige Pflicht sein, den Unseren den Weg zu bereiten, weil ihre Werke durchglüht sind von dem, davon unser eigen Herz und Sehnen voll ist.

Die innere Zerlassenheit, von der Fritz Bley, der Dichter und Kämpfer, in seinem Buche „Der schlimmste Feind" sagt, daß sie eine unheilvolle Eigenschaft des deutschen Volkes sei, hat auch auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung unermeßlichen Schaden angerichtet. Kleist, Ludwig, Hebbel, Grillparzer sind an der Gleichgültigkeit ihrer Zeitgenossen zugrunde gegangen. Und wie ist es heute? Der härter gewordene wirtschaftliche Daseinskampf des Einzelnen findet kein Gegengewicht in einer vermehrten Empfänglichkeit des Volkes für dichterische Werte. Mehr noch als bisher werden in der Zukunft gerade unsere tiefsten

Dichter in aufreibendem Kampfe mit den Widerwärtigkeiten der äußeren Verhältnisse innerhalb einer ihnen fremden, freud- und verständnislosen Umwelt ihre Kraft und ihr Feuer verschwenden müssen, wenn keine Hilfe kommt, und was tief drinnen zur Wesenheit drängt, auf daß es ihr deutsches Volk aufwärts geleite, neuen Höhen zu, es wird im zermürbenden Frondienst im zuckenden Herzen verkümmern.

Professor Langhans, der Führer des Deutschbundes, hat die hierin liegende völkische Gefahr rechtzeitig erkannt und sich auch in dieser Frage als weitblickender Wegbahner erwiesen. Aus einer anläßlich seines 50. Geburtstages errichteten Stiftung soll an Männer, die auf dem Gebiete des Schrifttums oder der Tonkunst völkisch Hervorragendes geleistet haben, alljährlich eine Ehrengabe verteilt werden. Eine solche Tat wirkt befruchtend in doppeltem Sinne. Einmal gibt sie den ringenden Dichtern und Künstlern das ermutigende Bewußtsein, daß ihren Schöpfungen Liebe, Verständnis und fördernde Anteilnahme begegnet; zum anderen regt das treffliche Beispiel in weiteren völkischen Kreisen zur Nachahmung an. Viel ist in der Richtung dieser Bestrebungen noch zu tun. Im klassischen Lande der Denkmäler und Leihbibliotheken sollten sich kunstempfängliche Wahrheitssucher mehr und mehr zu völkischen Lesegemeinschaften zusammenfinden, die es sich zur Aufgabe setzen, tiefer in die Dichtung der Gegenwart einzudringen, die Spreu von dem Weizen zu sondern und durch Ankauf und Verbreitung wirklich gehaltvoller dichterischer Werke den noch in der Vollkraft ihres Schaffens stehenden geistigen Künstlern den mühseligen Weg zum Aufstieg zu erleichtern. — Machen wir sie durch eine natürliche Wechselwirkung des Empfangens und Gebens frei von den feinsinnige Gemüter am schwersten bedrückenden Sorgen um materielle Güter! — Durch solche Förderung werden wir uns völkische Mitkämpfer erziehen und unserem Volke stetig von neuem seelisch und geistig köstliche Werte erringen.

Dichter und Denker, die durch immer wiederkehrende Enttäuschungen in dumpfe Resignation geraten oder, was noch schlimmer ist, schnödem Händlersinn in die Arme getrieben werden, können unser Volk nicht mit dem Geiste heiliger Schöpferkraft erfüllen, wenn es gilt, die in der Zukunft liegenden ungeheuren völkischen Aufgaben zu lösen. Immer noch war es — denken wir nur an das machtvolle Lutherlied, an die „Wacht am Rhein" und an die herrlichen Freiheitsgesänge Körners und Arndts — der ewig rauschende Quell der Dichtung, der die Seelenkräfte des Volkes Jahrhunderte hindurch wach erhalten und Deutschlands Waffen- und Geisteshelden zu kühner Tat angetrieben hat.

Ist die tiefe völkische Not, unter der wir seufzen, nicht in letztem Betracht eine Folge des Mangels an seelischem Hochschwung? War nicht Bismarcks gewaltige Führerherrlichkeit darin begründet, daß große nationale Augenblicke die in seiner Künstlerseele schlummernden schöpferischen Triebkräfte auslösten? Wirkt nicht sein Wort, Luthers Wort, heute noch hundertmal mehr als alle die gut-

gemeinten Reden der an führender Stelle stehenden politischen Handwerksmeister? Hat nicht der offenkundige Zwiespalt zwischen der Größe der Zeit und der Unzulänglichkeit unseres Geschlechts in uns eine innere Not hervorgerufen, die nicht leicht überboten werden kann, und ein Sehnen nach seelischer Befreiung? Aus diesem Widerstreit kann uns nur die reine Flamme der Dichtung erlösen.

In das Gebilde der Erde, mein Deutscher, wirst du geboren,
Aber die Länder des Lichts eigneſt du kämpfend dir an.
Schmiede wie Bismarck, mein heldisches Volk; beseele dein Deutschland!
Schuf er die Krone von Gold, schaffe nun Kronen aus Licht! (Fr. Lienhard.)

# Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte.

Von Edmund von Wecus, Düsseldorf.

## II.

Eine der reichsten Quellen zur Erforschung der von einem schier undurchdringlichen Dunkel bedeckten Verfassungs- und Gesellschaftsverhältnisse unserer Vorfahren, aus der Zeit, bevor sie durch die Berührung mit den Römern in das Licht der Geschichte treten, oder um es begrenzter auszudrücken, ein Mittel, um das Wesen der Grundlage der alten Staatsverfassung richtig zu verstehen, sind die alten Flur- und Orts-, teilweise auch Straßen- und Personennamen. Richtig gedeutet, sind sie Urkunden von größerer Echtheit, als viele von Leder und Papier, und in ihrem hellen Bronn kann auch die altdeutsche Sprachforschung selbst neue Belebung finden. Wir werden dem starken und treuen Geist unserer Vorväter wieder näher gebracht und können uns mit größerem Stolz ihre Abkömmlinge nennen, die den ihnen gebührenden Platz behaupten wollen. Die bessere Kenntnis der Gesellschafts- und Staatsverhältnisse unserer Ahnen muß das ganze Volk durchdringen, die Begriffe Hundschaft und Malstatt müssen jedem Schulkinde in der entlegendsten Dorfschule geläufig sein, was zu der Stärkung des deutsch-völkischen Rückgrats des Einzelnen mehr beitragen wird, als bisher in dieser dringenden Aufgabe geleistet wurde. Das, was Tausende nur ahnten und dunkel empfanden, wird deutlich und greifbar vor ihrer Seele stehen. Wie ich schon sagte, ist der unschätzbare Wert der Ortsnamen für die Volksgeschichte bisher nur recht schwach erkannt worden, und unsere gegenwärtige Ortsnamenforschung geht von völlig falschen Voraussetzungen aus. Sie knüpft an Äußerlichkeiten an, anstelle das Wesen der Dinge und die Richtschnur zu erfassen, die bei der Schaffung der Namen maßgebend war, es fehlt ihr die sichere Grundlage. Dieser Eckstein ist der Begriff: Hundschaft und Malstatt. Es ist daher erforderlich, sich zunächst mit dem Wesen der Namen zu befassen. Bei

der Deutung von alten, ganz offenbar aus der Vorzeit stammenden Namen muß stets im Auge behalten werden, daß es bei dem großen ganzen, auf weit ausgedehnten Ländergebieten wohnenden deutschen Volke keine allgemeine gleiche Sprache gab, die unserem Hochdeutsch entsprochen hätte, sondern daß jeder Volksstamm seine eigene Mundart sprach, und daß alle diese vielen Mundarten, ganz abgesehen davon, daß man sie in einige Hauptgruppen zusammenfassen kann, unter sich sehr verschieden waren, sowohl was die Wortbildung an und für sich, wie auch, was die Bedeutung der Worte anbelangt. Dies ist der Hauptgrund, der die richtige Deutung vieler Namen so überaus erschwert. Fast alle Orts- und Flurnamen, ausgenommen diejenigen, die nachweislich im Mittelalter oder in neueren Zeiten entstanden sind, gehen in eine ferne Vergangenheit zurück, deren Dunkel nur recht unvollkommen gelichtet ist, sie entstanden unter rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die von den heutigen durchaus verschieden sind, und deren genaue Erfassung auf Grund sehr spärlicher Nachrichten nur mit großer Mühe möglich ist. Auch sehr viele Familien-, d. h. Geschlechternamen sind viel älter, als man gemeinhin hier annimmt, und Jahrtausende spielen dabei keine größere Rolle als Jahrhunderte oder Jahrzehnte. Die Namen sind das älteste, was die Sprache besitzt, Wörter, die seit Jahrtausenden vielleicht schon verschollen sind, urälteste Vorstellungen unserer Ahnen sind in den Namen enthalten. So gleichen sie den Versteinerungen vorweltlicher Tiere. Aus den Umwälzungen von Jahrtausenden sind sie übrig geblieben als Zeugen von dem, was längst gewesen, Denkmale des ältesten Lebens unseres Volkes. Eine erleuchtete Forschung hat auch bewiesen, daß die germanischen Völker seit Urzeiten in beständigem Fluß gewesen sind, dessen Grenzen sich auch nicht annähernd bestimmen lassen, und dieser Strom, der seinen Ausgang im Norden nahm, ergoß sich über einen großen Teil von Europa, über halb Asien und Nordafrika. Wie die Findlinge der Eiszeit, mächtige Steinblöcke, fast unerklärlich, weitab von Gebirgen und Wasserläufen in weiten, flachen Ebenen erscheinen, so finden wir auch allenthalben Orts- und Familiennamen, die aus der herrschenden Sprache gar nicht oder nur mühsam zu erklären sind. Volksstämme wechselten unaufhörlich ihre Wohnsitze, mit ihnen die Mundarten, die auch ihrerseits durch die beständige Reibung einem steten Wechsel unterlagen, Verhältnisse, die häufig durch endlose Zeiträume getrennt sind, finden ihren Niederschlag in den Namen, die haften blieben, während der Namengeber weiter zog. Es kommt noch hinzu, daß die meisten dieser Worte ihre Urform abgeschliffen haben, gleichwie der scharfkantige Felsstein in der starken Strömung des Flusses zum runden Kiesel wird. Während die Sprache sich weiterentwickelte und viele Ausdrücke spurlos aus ihr verschwanden, blieben die Orts- und Geschlechternamen in ihren alten Formen stehen. Man darf vor allem nicht vergessen, daß es sehr, sehr lange gedauert hat, bis die Schrift aufkam, und auch dann, als sie schon eine Reihe von Jahrhunderten lang in

Gebrauch war, blieben die Beurkundungen ziemlich spärlich. Ebensowenig darf man übersehen, daß stellenweise noch weit bis ins 18. Jahrhundert hinein die Orts- und Familiennamen bei Beurkundungen fast immer nach dem Gehör geschrieben wurden, sodaß es vollständig auf die Stammeszugehörigkeit, das Sprachgefühl und den Bildungsgrad des Schreibers ankam, in welcher Form der Name geschrieben wurde. Weiterhin muß man sich daran erinnern, daß die mannigfachen feinen mundartlichen Verschiedenheiten in den Lauten a e i o u und in den Doppellauten, den Zwischenstufen oder Übergängen sich in der Schriftsprache gar nicht wiedergeben lassen, auch vom Gehör der verschiedenen Menschen verschieden aufgenommen werden. Schließlich blieb aber eine bestimmte Schreibung des Namens bestehen, sie versteinerte, wie man es nennt. Bei Namendeutungen darf man also unter keinen Umständen ängstlich am Buchstaben kleben, denn, um ein einziges Beispiel anzuführen, wenn wir einen Namen Hein lesen und ihn in unserer jetzigen Sprache aussprechen, vermag niemand zu sagen, ob sein ältester Träger ihn vor vielen Jahrhunderten ebenso gesprochen hat, mit anderen Worten, ob ein anderer Schreiber nicht vielleicht Hen, Hän, Hain oder Han geschrieben hätte. Jeder Kenner von Mundarten wird mir hierin beipflichten. Zur weiteren, allgemeinen Deutung aller altgermanischen Orts-, Flur-, Geschlechter- und Personennamen dient die wichtige, bisher gänzlich vernachlässigte Tatsache, daß die uralte Grundlage des gesamten Germanentums im weitesten Sinne und ohne irgend eine Ausnahme, der Grund- und Eckstein der Verfassung der alten Deutschen, die Hundschaft oder Hundertschaft mit ihrem Mittelpunkt der Malstatt und ferner die vom Gott Heimdall unter dem Namen Rig geschaffene Einteilung des Volkes in die drei Stände der Edlen, Freien und Hörigen war. Alle Orts- und Flurnamen, die bei genauer Prüfung unzweifelhaft aus der Vorzeit stammen, bezeichnen Malstätten, also Stätten des Gerichts, des Heeresaufgebots, der Götterverehrung und der damit verbundenen Handlungen, oder Einrichtungen, wie z. B. Verbrennungs- oder Bestattungsplätze, Kampfwiesen usw., kurzum Stätten, die mit den Rechts- und Gewohnheitsverhältnissen der Hundschaft in irgend einer Form verknüpft sind. Gleichwie unsere Vorvorderen innig mit der heiligen Erde des Vaterlandes und mit allem, was sie trug, verwachsen waren, so waren sie auch von der Wiege bis zum Grabe, in allen Handlungen und Äußerungen des ganzen Lebens, in Freud und Leid, auf Leben und Sterben mit der Hundschaft und der mit den Schauern des Geheimnisses umwobenen Malstatt verbunden. Diese mächtigen, alles, das ganze Sinnen und Trachten beherrschenden Einflüsse und Eindrücke fanden ganz von selbst ihre Ausprägung in den Malstattbenennungen, und ebenso wie aus diesen Malstätten die Ortschaften und Städte selbst entstanden sind, so sind die Namen zu Orts- und auch zu Geschlechternamen geworden. Niemals sind Ortsnamen entstanden aus den Namen von bloßen Naturerscheinungen wie Berge, Flüsse, Seen, Bäume,

Tiere usw. an und für sich, weil diese Dinge ja auch bei der Beschaffenheit der ganzen Landschaft und der Art der Verhältnisse keinerlei besondere Merkmale darstellten, und der Deutsche im Gegenteil Ausdrücke von Sinnfältigkeit und scharf kennzeichnender Kraft und Fülle bildete. Überdies stehen auch die Namen der Naturerscheinungen, wie ich später nachweisen werde, z. B. der Tiere Hund, Bracke, Wolf, Eber, Hirsch, Hinde, Reh, Eule, Ente, Schwan, Gans, Roß, Hahn, Huhn und vieler Pflanzen mit der Hundschaft und den Handlungen auf der Malstatt im engsten Zusammenhang und sind daraus gebildet worden, und einzig und allein von diesem Standpunkt aus gelangt man zur richtigen Erkenntnis der Bedeutung der alten Namen. Sobald aber die wahre Bedeutung der Namen richtig erfaßt ist, erweisen sie sich dankbar durch eine häufig ungeahnte Aufklärung, die sie dann wiederum über alte Verhältnisse geben, und somit müssen wir erkennen, daß sie das hervorragendste Mittel zur Erkenntnis der Vorzeit nach vielen Richtungen hin abgeben. Allerdings ist diese Aufgabe sehr oft mit unglaublichen Schwierigkeiten verknüpft, die an Wissen und Scharfsinn harte Anforderungen stellen, zumal auch die Sprachen zahlreicher Fremdvölker ihre Spuren zurückgelassen haben, und auf diesen Umstand ist es zurückzuführen, daß manche Namen jedes Deutungsversuches spotten. Es gibt keine Wissenschaft, die schwieriger ist, und keine, in der die Gefahr des Irrweges gleich groß ist. Niemals entstanden auch Ortsnamen, die auf nebensächliche, d. h. für die Rechtsverhältnisse der Allgemeinheit belanglose, m. a. W. auf alltägliche und selbstverständliche Beschäftigungen und Arbeiten oder auf Liebhabereien zurückzuführen sind, z. B. das Lichten eines Waldes, das Bebauen des Feldes, die Ausübung einer Handfertigkeit, die Jagd oder Ähnliches. Alle Namen, die man in dieser Weise zu erklären sucht, haben einen anderen Sinn. Ebensowenig entstanden Orts- und Geschlechternamen aus Personennamen an und für sich, denn auch alle alten Personennamen sind in dem gleichen Gedankengang wie die Flurnamen entstanden und sie bezeichnen niemals rein persönliche Eigenschaften, die an und für sich der Hundschaft gleichgültig sein konnten. Um ein einziges Beispiel anzuführen, heißt Robert nicht, wie man lehrt Rotbart, sondern Rog- oder Hrot-, Rot-bert, der Bert, zusammengezogen aus Berat, der klarblickende, erleuchtete Rog oder Rot, der Anführer der Hundschaft, oder der Bert auf dem Rog oder Rot, der Malstatt, denn in ihrer kurzen kraftvollen Sprachbildung hatten unsere Vorfahren für Person und Ort nur ein Wort. Auch an dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, wie bequem, aber falsch und irreführend das vielfach angewandte Schema ist, bei Ortsnamendeutungen irgend einen sagenhaften Personennamen, am liebsten auf o, als Besitzer vorauszusetzen und dann frisch und munter vom Feld, Berg, Tal, Wald usw. des Heino, Benno, Bruno, Ludo, Bolko oder Odo zu reden. Dergleichen, in fast allen Namenbüchern anzutreffenden Deutungen sind auch insofern falsch, als sie unter gänzlicher Ver-

kennung germanischer Verfassungsverhältnisse neuzeitliche Besitzverhältnisse zur Voraussetzung haben müßten. Der Verfassung der in dem innersten Wesen des Germanentums beruhenden Hundschaft hat aber eine Bildung von Flurnamen nach Eigennamen eines etwaigen Besitzers durchaus widersprochen, weil das Allod, sowohl das des Edlen wie das des Freien, kein persönliches, sondern Sippeneigentum war, woran nicht gerüttelt werden konnte, da es sich verfassungsmäßig als Stammsitz von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, weil weiterhin das sonstige Gelände der Hundschaft, die Mark, der Bann, die Allmende, ebenfalls unter allen Umständen ausschließlich Gemeindeeigentum war, also in allem das genaue Gegenteil unserer heutigen Besitz- und Gesellschaftsverhältnisse. Anders liegt natürlich die Sache bei allen Namen, die nach gänzlicher Umgestaltung aller alten Rechtsgrundsätze in späteren Zeiten, schon vom frühen Mittelalter an bis in die Neuzeit entstanden ist, also in Zeiten, wo die Verfassung der Hundschaft nicht mehr bestand und sogar in vielen Gegenden ihr Andenken völlig geschwunden war oder nur noch dunkel und unbestimmt fortlebte. Der Scheitelpunkt liegt in der Regierungszeit des von ausländischen Einflüssen beherrschten blutigen Kaisers Karl, des Sachsenschlächters, der die aus den fernsten Urtagen stammende, viele Jahrtausende alte, in germanischem Sinne freiheitliche Allodverfassung Schritt vor Schritt zerstörte und dem undeutschen Wesen der Feudalverfassung Eingang verschaffte. Bei allen Versuchen zur Deutung eines Namens muß also zunächst mit möglichster Sicherheit die Ursprungszeit ermittelt werden. Genau so wie bei den Namen liegt die Sache bei den Wappen. Auf die gleichen Urzeiten wie die Namen gehen die Wappen, Schild und Zierde zurück. Es ist ein völliger Irrtum, ihre Entstehung in die Zeit der Kreuzzüge zu verlegen. In dieser Zeit, in der alle ritterlichen Formen eine festere äußere Ausgestaltung erhielten, nahmen die Wappen die bestimmten Formen an, wie wir sie heute noch zeichnen. Auch sie, die Wappen des Uradels mit ihren Zeichen und Farben — denn auch diese sind nach genau bestimmten Gesichtspunkten gewählt — sind untrennbar mit der Hundschaft verbunden. Es sind Sprach- und Geschichtsurkunden von viel größerem Wert für uns als die ägyptischen Hieroglyphen, denn sie sind jahrtausende alte Denkmale der Geschichte des Germanentums, sie haben in ihm ihren Ursprung und sind, wie so manches andere, wegen ihrer unnachahmlichen Brauchbarkeit von den anderen Völkern später übernommen worden. Alle Urwappen sind Herrschaftszeichen, sie beziehen sich auf die ausübende Gewalt des Huno. Sie haben mithin mehr oder weniger alle die nämliche Bedeutung, nur daß in dem einen oder anderen Zeichen mehr die Stellung des Huno im allgemeinen oder mehr im besonderen seine Tätigkeit, sei es als Heerführer, als Richter, als Ausüber der gesellschaftlichen oder gottesdienstlichen Pflichten, als Verwalter usw. betont wird. Sie waren ein vollkommener Ersatz der Schrift, als diese selbst noch gar nicht bekannt oder nur unvollkommen entwickelt war.

Diesen Zweck erfüllten sie auch noch in späteren Zeiten, denn die Kunst des Lesens und Schreibens war noch bis vor nicht allzu langer Zeit nur das Vorrecht einer kleinen Minderheit. Allerdings hat man den großen Wert dieser Quelle noch kaum begriffen, was sich aber wohl einigermaßen entschuldigen läßt, weil ihre Reinheit durch die Verständnislosigkeit späterer Zeiten, durch unrichtige Zeichnungen, falsche Wiedergabe der Farben, durch allerlei störende Zutaten und sog. Wappenverbesserungen vielfach getrübt ist. Sehr viele Wappenzeichen sind Bildworte ähnlich wie im Rebus. Zwischen Sprache und Wappenzeichen einerseits und der Vorgeschichte unseres Volkes andererseits besteht ein unlöslicher Zusammenhang, und wo bei Forschungen das Zeichen mit dem Orts- oder Geschlechtsnamen zusammentrifft, leistet das Wappen unersetzliche Dienste, indem sich das eine aus dem anderen erklärt und ergänzt. Was von der Entstehung der Namen gesagt ist, gilt auch von den Wappen, denn niemals, auch nicht in einem einzigen Falle bezieht sich ein Wappen auf rein alltägliche Beschäftigungen, auf persönliche Eigenschaften, Gewohnheiten oder Liebhabereien. Ganz besonders nicht die Tierfiguren wie Ure, Wisente, Wölfe, Hunde, Eber, Steinböcke, Hirsche, die ohne Kenntnis des wirklichen Zusammenhanges mit der Jagd oder sagenhaften Vorfällen zusammengebracht werden, während sie in Wirklichkeit Bildworte zum Ausdruck gänzlich anderer Verhältnisse sind. Alle Urwappen können nur von dem Gesichtspunkt des öffentlichen Rechtes aus betrachtet werden, die Zeichen sind nur der Ausdruck von Angelegenheiten der Hundschaft, denn jeder Anführer, auch des Gaues, oder jeder König eines größeren Volksverbandes wurzelte mit seiner Sippe zunächst fest in der Hundschaft, der stark gefügten Grundlage jeglicher germanischer Staatsverfassung. Die Seele der Hundschaft, ihr Brenn- und Scheitelpunkt ist die Malstatt, die heimliche, geweihte, abgemessene und abgegrenzte, umhegte Stätte, der Grundstein unserer alten Ortschaften und Städte. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mundarten und der überquellenden, alle anderen Sprachen der ganzen Erde weit übertreffenden Gestaltungskraft der Sprache unserer Vorväter, die uns durch den tausendjährigen, beschämenden und deutschfeindlichen Einfluß des leider immer noch verhätschelten Fremdwortes völlig abhanden gekommen ist, bildeten sich vielhundertfältige Benennungen der Malstatt. Diese Mannigfaltigkeit ist so groß, daß es dem Uneingeweihten bei Lesung einer Zusammenstellung von etwa 200 Namen, die ich bisher gesammelt habe, schwer fällt, zu glauben, daß alle diese grundverschiedenen Namen den nämlichen Begriff ausdrücken sollen. Diese Mannigfaltigkeit wurde noch durch den Umstand erhöht, daß sich auf der Malstatt die verschiedenartigsten Vorgänge abspielten, wodurch in ihren Namen bald dieser, bald jener Zweck mehr hervortritt, ebenso ihre Eigenschaft als Malstatt einer Hundschaft oder eines größeren Verbandes. Auch darf der Umstand nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die Namen vielen, unter Umständen weit auseinander liegenden Zeitabschnitten ihre Entstehung ver-

danken. In der überreichen Fülle der Benennungen kann man drei Hauptgruppen unterscheiden: Einmal bezeichnet man sie als Stätte an und für sich mit den Wörtern Mal, Malstatt, Statt, Ingen, Ungen, Tum, Hamm, Heide, Ring, Holz, Berg, Wald, Loh (Wald), Erde, Hus, Husen, Feld, Au, Lage, Acker, Rute usw. Das andere Mal durch die einfache Benennung der Umhegung, die dann übertragend zur Benennung der Stätte selbst wird, wie z. B. Hag, Hagen. Die Absperrung, das Gehege, bestehend aus Wall und Graben, Haselstauden, Dorngesträuch usw., und außerdem den roten Weihebändern, die durch ihr bloßes Vorhandensein eine wirksame Absperrung bedeuteten, ist die unerläßliche Bedingung für die Kennzeichnung einer Stätte als Malstatt. Schon durch die versteckte Lage als geheim gekennzeichnet, wurde die Geheimhaltung durch die Absperrung und die Androhung der Todesstrafe für jeglichen, auch den kleinsten Verrat noch verstärkt. Das Gehege spricht sich aus in den Wörtern Dorn, Hagedorn, Hag, Hagen, Hasel, Haan, Haen, Hain, Hülse, Nessel, Netel, Park, Perk, Berk, Barch, Berg, Reck, Pfahl usw. Endlich finden wir in den Malstattbenennungen den Ausdruck der stattfindenden Handlungen wie Opfer, Götterverehrung, Heeresaufgebot, Verträge, Ehe, Gericht, Freudenfeiern usw. Vielfach sind auch zwei Arten dieser Benennungen in einem Wort zusammengesetzt, und in vielen Namen kommt auch die Hundschaft oder Bursame zum Ausdruck, ebenso der Sinn „von den Vätern her". So sind diese Namen, die sich meist in der ursprünglichen Form erhalten haben, unter allen Umwälzungen der Sprache wie Runensteine aus märchenhafter Vergangenheit stehen geblieben. Sie sprechen zu dem, der die bemooften Runen zu lesen vermag, eine beredte Sprache.

An Hand von einigen Beispielen sei das Vorstehende näher erläutert, woraus sich der Leser selbst ein Urteil über den Wert der Ortsnamenforschung zur Erkenntnis der Vorzeit bilden kann. Nehmen wir zunächst Hamburg. Der in vielen alten Ortsnamen im gesamten deutschen Sprachgebiet, auch in den Niederlanden, Nordfrankreich, England und Skandinavien allein oder in Zusammensetzungen vorkommende Ausdruck Ham oder Hamm bezeichnet einen umhegten Ort, die Malstatt, die ja auch Hamalstatt genannt wird. Auch unsere älteren sprachwissenschaftlichen Werke deuten Hamm als einen Ort, der von starkbewachsenen Knüppeldämmen umschlossen ist, mit zwei oder drei Gräben vor den Wiesen, wozwischen nur ein enger Weg Zugang verleiht. Mit dieser treffenden Deutung ist ein wahres Musterbeispiel der Malstatt gezeichnet. Im Holländischen bezeichnet ham zwar Schinken, das jedoch einen anderen Wortstamm bildet, aber auch ein umzäuntes Stück Land oder eine Festung. Hamel bedeutet Schlagbaum, Fallbaum, Schutzgatter, Gittertor. Der Vergleich mit dem Englischen beweist, daß bei Ham zwei verschiedene Wortstämme zu beachten sind, denn in dieser Sprache bedeutet zwar ham ebenfalls Schinken, hame jedoch Kummet, mithin eine Umzäunung, einen Ring. Nach Grimm bedeutet das deutsche Hame eine hölzerne gebogene

Fessel zum Leiten und Festhalten des Viehs. Die Wurzel ist das altdeutsche ham, biegen, krümmen, einengen. Dieser Gedankengang liegt auch dem französischen Wort hameau, Gehöft zugrunde, das umzäunte im Gegensatz zum offenen Land. Das holländische Wort inham bezeichnet einen Meerbusen, einen Golf, eine Bai, das von Land umgebene oder eingezäunte Wasser. Das arische Urwort unseres Ham oder Hamm lautet hama, das noch in Hamaland, einem ehemaligen Gau um Deventer erscheint, wozu bemerkt sei, daß in der alten Sprache Land einen bestimmten Ort bezeichnet, wie z. B. Roland oder Rotland und Wieland, der Ort des Gerichts. — Hemmerden Bez. Dortmund heißt urkundlich Hamerithi, worin der Begriff der Malstatt deutlich hervortritt, denn rithi bedeutet Recht. Ebenso erscheint der Begriff der Hundschaft in den urkundlichen Bezeichnungen Honhameln oder Hoenhameln für Hohenhameln in Hann. Amt Peine. Die jetzige Bezeichnung Hohen- ist irrtümlich, denn Hon, Hoen (e ist Dehnungszeichen, nicht Umlaut) ist ebenso wie Hun, Hün nur eine mundartliche Form des Zahlwortes Hund oder Hond, was z. B. für das fränkische Sprachgebiet vollkommen einwandfrei feststeht, wo man heute noch von der Honschaft spricht. Von Hama oder Ham als Malstatt oder Hamalstadt ist Hammer, altdeutsch hamar abgeleitet. Der Hammer ist ein uraltes deutsches Rechtszeichen und er ist das Zeichen des Rechtsgottes Tor oder Donar. Als solchem begegnen wir ihm auch in den Namen und Wappen des Uradels, z. B. Hammerstein, wobei mit Stein der blaue oder blutige Stein bezeichnet ist, den ich in meiner Schrift wiederholt besprochen habe. Wenn bei den Sachsen der Ding- oder Gerichtstag angesagt wurde, trug man den Hammer herum. Das Vorzeigen des Hammers war eine Ladung vor Gericht. Der Hammerwurf war das Zeichen der Besitzergreifuug. So weit der Hammer flog, so weit gehörte das Land dem Werfenden. Nicht der blinde Zufall sollte dabei entscheiden, wie groß der Besitz des Werfenden sein durfte, sondern der Kräftigere, der weiter werfen konnte als der Schwächere, sollte auch den größeren Besitz haben; die Stärke gewahrte das Anrecht. Der Hammerwurf spielte auch bei der Ausmessung der Gerichtsbarkeit eine Rolle, so weit der Hammer flog, so weit reichte die Macht des Gerichtsherrn. Der Hammer war auch das Heilszeichen, wie das Kreuz für die Christenheit. Auf den Malstätten, den Heiligtümern, war der Hammer, das Zeichen des Gottes Tor aufgehangen, wie er auch in steinernen Malen eingehauen war. Noch in viel späterer Zeit hat man ihn sogar an den Eingängen christlicher Kirchen eingemauert, natürlich ohne an den alten Gott zu denken. Im niedersächsischen Sprachgebiet, in Westfalen, ist für Hundschaft die Bezeichnung Bursame, Burs-Hame, gebräuchlich. Ebenso finden wir diesen Nachklang uralter Verhältnisse in der berühmten Urkunde der kölnischen Kaufmannsgilde aus dem 12. Jahrhundert. Darin wird die Gilde Burschaf, Geburschaf oder Burscham (Burs-Ham), und das Versammlungshaus geburhaus oder burgerriethe genannt. — Zu den vielen Benennungen, womit die Malstatt selbst

oder das Gehege bezeichnet wird, das übertragend immer den nämlichen Begriff umfaßt, und die bis jetzt nur mangelhaft oder ganz unrichtig gedeutet wurden wie Dol, Pin, Beck, Schranne, Rahm, Reck, Reis, Neſſel, Netel, Neſt, Hülſe, Dorn, Ward, Gard, Mand, Korb, Hort, Horſt, Ing, Eng, Nau, Lick, Lich, Leich und viele andere gehört auch Borg oder Burg, Nebenform von Berg. In Ortsnamen bedeutet Berg in den ſeltenſten Fällen Berg nach unſerem heutigen Begriff, weil die Naturerſcheinungen an und für ſich überhaupt nur in Ausnahmefällen in den Ortsnamen in die Erſcheinung treten, und weil die Lage der meiſten Orte nicht eine ſolche iſt, daß der Berg einen zwingenden Grund zur Namenbildung abgegeben hätte. Außerdem iſt doch Berg im Gebirge eine ſelbſtverſtändliche Erſcheinung ohne Kennzeichnung. Letzten Endes findet ſich Berg in Ortsnamen vielfach da, wo weit und breit kein Berg zu ſehen iſt. Aus der großen Zahl ſolcher Namen will ich nur herausgreifen: Berghoven, Kr. Hörde, Bergsdorf und Berge, Mark Brandenburg, Bergedorf bei Hamburg. Alle dieſe Namen haben denn auch mit Berg in unſerem Sinn nichts zu tun, denn Berg iſt eine mundartliche Form von Park. Dieſes germaniſche Urwort bedeutet urſprünglich Schranke, übertragend Kampfplatz beim Salhof, dem Herrenſitz, bis es mit dem Wechſel der Zeiten die heutige Bedeutung erlangte. Im Holländiſchen heißt Park perk, das auch die Bedeutung umfriedigter Platz und Kampfplatz hat. Aus der Redensart: iemand paal en perk stellen, jemanden Schranken ſetzen, ergibt ſich deutlich der alte Begriff der umhegten Malſtatt, des Gerichts. Beſchränken heißt beperken. In mundartlichen Abtönungen treffen wir alsdann Barch, Barg, Bark, Berk, Berch, Berg. Auf die Nebenbeſtimmung der umhegten und geſchützten Malſtatt zum Schutz der Weiber und Kinder und der fahrenden Habe in Zeiten von Not und Gefahr deuten die Zeitwörter bergen und verbergen Eine andere ablautende Form iſt Birg und eine weitere Borg, wozu auch die Abtönung Burg gehört, deren urſprüngliche Bedeutung der Schutzbegriff iſt. Im Mittelalter drückte man dann dieſen alten Begriff durch das Zeichen der ſteinernen Burg aus. Hamburg bezeichnet alſo mit ausdrücklicher Deutlichkeit die feſt umhegte Malſtatt. Der Name der Stadt, die auf einem Rechtsboden, auf Roter Erde ſteht und in ſehr frühe Zeit zurückgeht, lautet urkundlich Hamborg, Hamoysborg, Yſenborg, Ylenborg, Hammaburg, Hamburgh, Hamanaburg 715, Hamwig 842. In den Formen Hammaburg und Hamanaburg erſcheint das Urwort Hama, während das in Hamanaburg enthaltene na das ariſche Urwort für Urſprung iſt. Wir finden es u. a. in Osnabrück und in Nachbar, entſtanden aus Nabur, der von der Väter Zeiten zur Hundſchaft gehörige Bur, der geborene ſchöppenbare Freie. Die Formen Yſenborg und Ylenborg ſind andere Benennungen der Malſtatt, worin die Götterverehrung und die Wiſſenſchaft beſonders betont ſind. In Yſenborg finden wir die alte Erdgöttin Iſe, die von Steinen in ſeiner Geſchichte Weſtfalens, von Tacitus verleitet, Iſis nennt und

die später als Eise, Göttin der Schiffahrt verehrt wurde und somit für einen Ort wie Hamburg auch in der Urzeit von besonderer Wichtigkeit war. Die Eise war das Sinnbild der Naturgewalt des erwachenden Frühlings, die das Eis zum Schmelzen bringt und damit die Schiffahrt wieder frei macht. Ihre Verehrung war auch deshalb so groß, weil der Winter der Vorzeit bedeutend strenger als heute war und somit die Schiffahrt länger gehindert. Das ihr geweihte heilige Schiff konnte sowohl auf dem Wasser wie auf dem Lande fahren (Carrus navalis, Karneval, Narrenschiff). Das Bild der Göttin befindet sich noch im Münster zu Aachen auf der Kanzel, und noch im Februar des Jahres 1133 wurde zu ihren Ehren in Aachen ein großes Fest gefeiert, wobei ein Schiff auf Rädern über Berg und Tal gezogen wurde. Daraus sind am Niederrhein die Karnevalszüge mit Wagen, ursprünglich dem Narrenschiff entstanden, denn der Karneval fällt in die Zeit des Tauwetters, wenn die Flüsse sich vom Eis befreien. In einigen Gegenden am Niederrhein und in Westfalen nannte man die Göttin auch Sporke und nach ihr den Februar Spörkel, von sporkeln oder sprokkeln, d. i. springen, brechen. Wenn es im Februar viel regnete, sagte man: „Spörkels Kathrin schüttelt ihre 29 Röcke." Auch nannte man sie Spörkels Elske, Else und die weiteren Namen Iske, Aske, Ascha, Acha bedeuten fließendes Wasser. Hauptsächlich bei den Friesen wurde die Göttin auch Nehalennia genannt. — In Ylenborg finden wir die Ul, Uhl, Ûl, Uil oder Eule, die bei allen arischen Völkern verehrte Verkörperung der Erkenntnis und Wissenschaft, deren ursprüngliche Bezeichnung das Urwort Ul ist. Die alten Deutschen hielten die Eulen auch für verzauberte Menschen, die zu tief in die Geheimnisse der Natur geblickt hatten. Uhl erscheint u. a. in Uhlenhorst. Horst bezeichnet ebenfalls ein Gehege, die Malstatt. Ein gleicher Hinweis auf tiefes Denken und überliefertes Wissen liegt in dem Wort Hamwig, und zwar besonders in dem zweiten Teil wig, dessen Ableitung ich in meiner Schrift ausführlich besprochen habe. Der Stamm des Wortes ist der Name des uns von der Edda überlieferten Feuergottes Wi, Wih, We oder Wig, woraus witten, weten, wissen entstand und wonach die Malstätten vielfach auch die Namen Witum, Wetum, Widdum usw. trugen, ebenso die Bezeichnung Wigbold, woraus sich aus Unkenntnis unser unverständliches Wort Weichbild bildete. Weiterhin die Namen Wighus, Wichhus, Weihhus, womit noch im Mittelalter, besonders in Süddeutschland, das Rathaus bezeichnet wurde. Auch der Name des heiligen, des geweihten Vogels Weih, Weich, Weech, Wig, wie die Franken und Alemannen den Adler nannten, der auf der Malstatt vom Leichenbrand der Gefeierten zum Zeichen der Wiederverjüngung aufgelassen wurde, hängt damit zusammen, ebenso der Name des Sachsenhelden Wittekind. Ham sowohl wie Wig bezeichnet Malstatt, Ham mehr die Umhegung, Wig die Handlung. Man darf wohl voraussetzen, daß die verschiedenen urkundlich überlieferten Namen Hamburgs im Volksmunde von jeher nebeneinander gebraucht wurden.

## Von der Lage des Künstlers.

Uns wird geschrieben:

In dem sonst so verdienstlichen Aufsatz von Dr. Lorenz über Walther Rathenau (Heft 9) findet sich eine Bemerkung, die Widerspruch notwendig macht, weil sie geeignet ist, eine Vorstellung zu vertiefen, die weit verbreitet und gerade darum verderblich ist. Dr. Lorenz schreibt: „Wenn jeder geistige Arbeiter vor Not gesichert ist, wird vermutlich ein starker Hang zur Bequemlichkeit entstehen, ja, eine geistige Erschlaffung eintreten." Der Irrtum in dieser Bemerkung wird, wie die Erfahrung lehrt, von sehr vielen nicht erkannt. Der geistige Arbeiter, insbesondere doch der Künstler — für den Gelehrten wird ja von Staatswegen gesorgt — der sein ganzes Leben einem großen Gedanken gewidmet hat, dem er seinem Volk zugut Gestaltung verleihen will, soll des Stachels der Not bedürfen, damit er nicht einem faulen Leben anheimfällt? Man mache sich das einmal klar, so wird man erkennen, wie töricht diese Forderung ist! Das Volk in seiner Gesamtheit lebt aber in dieser Vorstellung, sonst ließe es die Sachwalter seiner Heiligtümer nicht in der schmählichen Not, unter der sie heute seufzen. Man stelle sich doch einmal vor, daß ein Künstler, der große Gedanken in sich trägt, bis zur Selbstopferung mit ihnen ringt, Gedanken, die ein ganzes Volk auf geistige Höhen tragen sollen, von einem Tag zum andern von der erbärmlichsten Sorge um das tägliche Brot gequält wird. Das aber ist die Lage fast jedes Künstlers, der nicht gerade ein Vermögen erbte, oder dem ein Zufallserfolg in den Schoß fiel. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, in viele Künstlerhäuser schauen durfte, der kann von einem Elend, einer seelischen Not berichten, die doch manchen erschrecken würden. Jeder Künstler fühlt sich zum Erlöser seines Volkes berufen, der es herausreißen will aus seinen Niederungen. Wie jubelnd, des Sieges gewiß stürmt er in seiner Jugend dahin! Das Letzte, das Tiefste im schöpferischen Manne vermag sich aber erst unter der Hand des liebenden Weibes zu entfalten, daß ist ein geheimes Gesetz, daß jeder Schaffende kennt. Er schreitet zur Ehe, es werden ihm Kinder geboren. Er verstrickt sich in die Fesseln der Not. Es beginnt eine Kette von Demütigungen, von der Fernstehende selten etwas ahnen. Er, der die höchsten Gedanken seines Volkes in sich trägt, dessen Seele wie die Äolsharfe im leisesten Hauch erzittert, muß sich mit den elendesten Erbärmlichkeiten des Lebens herumschlagen. Wieviel stolze Seelen sind darunter schon zerknickt. Wieviel große Werke, die viele Empfangende zu Höhen getragen hätten, sind ungeschaffen geblieben, weil der Künstler in das Joch des Tages gespannt war oder sein oft von Hause aus schon zarter Körper durch die Not zermürbt wurde! Die Welt weiß und ahnt das nicht, weil alle die so hart Betroffenen ihr Los in der Stille tragen. Darum kommt auch niemand zu ihnen, daß er seine Hand reiche und sie aufrichte. Am härtesten trifft dieses Los die, welche ihrem Volke treu geblieben sind, die zu stolz sind, in das Lager der Juden zu gehen, wo die Macht ist, wo man weiß, wieviel der Künster vermag und den mit offenen Armen empfängt, der von seinem Volke überläuft. Wenn diese Treugebliebenen den Deutschen von den Herrlichkeiten ihres Volkes künden wollen, nicht wahr, sie müssen sie doch kennen! Hat etwa der Künstler Bücher und Reisen umsonst? Müßten ihm nicht gerade reichliche Mittel zur Verfügung stehen, damit ihn nicht die Sorgen des Tages fesseln und hemmen? Ich kenne einige Dichter, die schon den Fünfzig zueilen, die bewiesen haben, daß sie etwas zu sagen haben, die sich innerlich zerreiben, weil sie vor lauter Not große Werke, von denen sie erfüllt sind, nicht gestalten können. Nun sagt man wohl, die Deutsche Schillerstiftung sei ja da. Sie denkt aber gar nicht daran, liebevoll die Dichter aufzuspüren, die in solcher Not sind. Sie wartet, bis sie sich demütigen und Bettelbriefe schreiben; dann reicht sie ihnen Gaben von 200 oder 300 Mark! Sie kann ja auch gar nicht anders, denn es fehlt ihr an Mitteln. Dr. David sagte auf dem Parteitag zu Würzburg, die geistigen Arbeiter gehörten in die Sozialdemokratie. Allerdings, dann werden ihre Bücher gekauft, ihre Dramen aufgeführt! Deutschland weiß ja gar nicht, wieviel geistige Kraft es vergeudet, die es doch so bitter nötig hätte! In Schweden ist man klüger, da macht man

die Dichter zu Domherren und sichert ihnen ein freies Schaffen. Bei uns aber glaubt man, sie müßten durch den Stachel der Not getrieben werden!

*

## Deutsche Lichtspielkunst.

Der Kampf gegen das Kino überhaupt ist allmählich auch von denen aufgegeben worden, die in dem Lichtspielwesen nicht den Kulturfortschritt zu sehen vermögen, als der es von seinen Freunden ausgerufen wird. Man mußte einsehen, daß es unmöglich ist, sich gegen etwas zu stemmen, das beim Volke bereits völlig Eingang gefunden hat, und es kann sich daher nur noch um eine Bekämpfung der Auswüchse handeln. Das Kino ist in der ganzen Welt Volksbedürfnis geworden, wenngleich ein eingebildetes, vielmehr als das Theater, das für die breiten Volksschichten immer Ausnahmezustand sein wird. Ein Theaterbesuch behält für kleine Leute stets etwas Festliches, auf das sie sich tagelang freuen, was, an den Zielen echter Theaterkunst gemessen, auch sehr gut ist. Anders das Kino, das den Instinkten der Menge am willigsten entgegenkommt, das Nachdenken überflüssig macht und schon durch bloßes Schauen derb an die Gefühle rührt. Ein Gang um die nächste Ecke, wenn das Unterhaltungsbedürfnis gerade da ist, und man hat für wenige Groschen den Genuß, den man sucht.

Alles Geschrei gegen das Unzuträgliche, gegen die falschen Werte, die neben schon recht viel Gutem durch das Kino dem Volke geboten werden, nützt aber nichts, solange das Schlechte nicht in reichlicher Menge und ohne viel Mühe für die Kinobesitzer durch Besseres, ebenso Zugkräftiges ersetzt werden kann. Die Inhaber der Lichtspielbühnen sind Geschäftsleute, sie müssen für rasche Abwechselung in ihren Darbietungen sorgen können, wenn sie bestehen wollen. Alle Woche mindestens einmal muß der Spielplan wechseln, und da nehmen sie Zugkräftiges, woher sie es bekommen können. Versuche sind genug gemacht worden, wenigstens das sogenannte „Beiprogramm", das neben dem unvermeidlich scheinenden „Filmdrama" geboten wird, gediegener zu gestalten und darin durch wirklich Wertvolles und doch die breiten Massen Fesselndes so viel zu geben, daß es eigentlich zur Hauptsache wird. Man hat den ganzen Kreis der Schöpfung ausgeschnitten und viel Gutes an schönen Landschaftsbildern, an Bildern aus dem Naturleben, aus der Technik usw. zusammengebracht. Dieses muß aber in die Durchschnittkinos gleichsam eingeschmuggelt werden. Durchblättert man die Fachzeitschriften der Filmindustrie, so findet man kaum etwas anderes angezeigt als Filmdramen und Humoresken; diese sind und bleiben für die Filmindustrie die Hauptsache und für die Lichtspieltheater die Zugmittel, ohne die kein Kinobesitzer auskommen kann. Man darf sich da nichts vormachen, muß mit dieser der Neigung der Durchschnittsbesucher entsprechenden Tatsache rechnen und daher die Sache hier anpacken, wenn man wirklich eine Hebung des Kinos im Sinne der Befreiung von „Sensationsfilmen" erreichen will.

Diesen Weg will nun ein Unternehmen gehen, das im Mai dieses Jahres von einsichtigen Männern gegründet wurde, und das in aller Stille so weit gereift ist, daß es in wenigen Wochen mit seinen ersten Arbeiten an die Öffentlichkeit treten kann. Es ist die Gesellschaft für künstlerische Lichtspiele „Deutsche Heimat", eine eingetragene Genossenschaft m. b. H., der schon jetzt eine stattliche Zahl angesehener Männer, Vereine und Körperschaften angehört. Der Arbeitsplan dieser Genossenschaft ist durch den Namen „Deutsche Heimat" im allgemeinen gekennzeichnet. Sie will sozusagen heimatliche Filmkunst pflegen, in gediegener und doch volkstümlicher Weise, unter Vermeidung des ausgesprochen Lehrhaften, das den Kinobesuchern, wie sie heute sind, zumeist langweilig ist. Sie will zugleich Lust und Liebe zur Heimat pflegen und vertiefen, und das voraussichtlich wirkungsvoller, als es durch die bisherigen Versuche dieser Art möglich war. Die „Deutsche Heimat" will in der Hauptsache richtige Filmschaustücke schaffen, mit fesselnder Handlung oder doch mit Stoffen, die auch ohne eigentliche Handlung wirksam und spannend sind. Das Richtige will man dadurch finden, daß mit dem Kinofachmann (auf den kommt

es sehr an!) der Dichter und der Künstler gehen; nicht zur „Verfilmung" bereits vorhandener Romane und Dramen, sondern zum Hervorbringen neuer, von vornherein auf das Kino berechneter Arbeiten. Eine Anzahl namhafter Dichter und Schriftsteller ist bereits für das Unternehmen gewonnen worden. So hat Eberhard König einen Stoff aus der deutschen Göttersage in wirksamster Weise behandelt, Fedor von Zobeltitz Bilder aus dem Frauenleben aller Zeiten, Rudolf Presber einen humoristischen Stoff, Julius von Pflugk-Harttung eine scherzhaft behandelte Hochzeitsreise am Rhein. Josef von Lauff hat die Entwicklung des deutschen Kriegswesens unter dem glücklich gewählten Titel: „Von Hermann bis Hindenburg" übernommen. Erwähnt sei, daß streng auf „Stilechtheit" auch in der Landschaft und in dem sonstigen Rahmen der Handlung gehalten wird; man läßt sich auch in dieser Hinsicht keine Mühe verdrießen, sodaß jedes Bild möglichst getreu die der Handlung entsprechende Umwelt wiederspiegelt und dadurch im besten Sinne belehrend wirkt.

Unmittelbar auf die Pflege der Heimatliebe und des Heimatsbewußtseins zielt die Einbeziehung des deutschen Volkslebens in den Arbeitsplan der „Deutschen Heimat", und zwar ebenfalls in spannende Handlung verwoben. Denn auf das spannende kommt es nun einmal an, sollen die Schaustücke ihr Glück beim Kinopublikum machen, und es zeigt vom gesunden Wirklichkeitssinne derer, die die Genossenschaft leiten, daß sie sich dieser Erkenntnis nicht verschließen. — Daß mit den einmal gewonnenen Mitteln und Kräften auch allerlei anderes, zur Bereicherung des oben erwähnten „Beiprogramms" Geeignetes gewonnen werden kann und gewonnen wird, ist selbstverständlich. Die Frage, wie sich die, auf die es sehr stark ankommt, nämlich die Besitzer der Lichtspielbühnen, zu der ganzen Sache stellen werden, ist leicht beantwortet. Bietet die Genossenschaft auch im Sinne des Geschäftsmannes Gutes, d. h. die Zuschauer Anziehendes, so werden sie mit beiden Händen zugreifen. So durchaus feindlich allem „Nichtsensationellen", wie manche Feinde des Kinos annehmen, ist selbst der ungebildetste Kinounternehmer nicht mehr, und es ist auch nicht böser Wille, wenn er sich gegen gewisse Hebungsversuche sträubt, sondern die Furcht, durch „Langweiliges" — immer im Sinne der Durchschnittsbesucher gedacht — sich das Geschäft zu verderben.

Es ist selbstverständlich, daß einem so groß angelegten Unternehmen auch dauernd große Mittel zur Verfügung stehen müssen, wenn es wirklich lebensfähig sein und bleiben will. Darum hat die Genossenschaft jetzt eine umfangreiche Werbearbeit begonnen, die zu unterstützen Zweck dieser Zeilen ist. Die Gesellschaft will praktische Arbeit leisten und zwar eine Arbeit, die wirklich Kulturarbeit für das Volkswohl ist. Darum ist ihr dringend ein großer Kreis von Genossenschaftern zu wünschen, an deren Opferwilligkeit keine großen Ansprüche gestellt werden. Das Unternehmen ist nicht ins Blaue hinein erdacht worden, sondern wurde von vornherein auf eine gesunde kaufmännische Grundlage gestellt, die auch geldlichen Gewinn bringt. Und wenn dieser Gewinn auch zum größten Teil dem weiteren Ausbau der Arbeit dient, die auch die Bestrebung, die Landbevölkerung durch Errichtung besonderer Lichtspielbühnen vor Schund und Kitsch zu bewahren, unterstützen will, so verspricht er doch angemessene Verzinsung der Einlagen. Das ist wichtig, denn das Ideale allein ist, wie die Erfahrung lehrt, leider für die Dauer ein zu schwacher Kitt, um alle anfänglich Begeisterten bei der Stange zu halten!

Wer Näheres über Beitritt usw. erfahren will, der wende sich an die Geschäftsstelle der Gesellschaft für künstlerische Lichtspiele „Deutsche Heimat", Berlin W, Bellevuestraße 21/22, die bereitwilligst die Werbeschriften verschickt. B. E.

*

## Vom Volksliedsingen.

Wir lagen am Bergeshang. Der Waldrand spendete seinen Schatten denen, die ihn suchten. Und andere wollten die Sonne. Junge und Alte, Burschen und Mädels. Und eines von diesen nahm die Klampfe zur Hand und sang mit feiner aber glockenreiner Stimme einige alte

liebe Volkslieder vom Scheiden und Meiden und einige neue von Leid und Tod in den sonnenhellen Sommertag. Tief innerlich ergriffen lauschten wir still und andächtig. Auch in uns war Klingen und Singen. Und Sehnsucht war und Andacht. ....

Es war ein Fest der Jugend. Und Hunderte freuten sich herrlicher Sommernatur. Und eine Gruppe saß mitten auf der Wiese und sang. Einer aber stand in der Mitte und machte den Vorsänger. Laut und geräuschvoll und theatralisch. Er wiegte den Körper und verdrehte die Augen und verzog den Mund und sang in dem Ton des Bänkelsängers oder des „Variétés". Und die rund um ihn herum saßen, waren gelehrig und sangen mit ähnlich gemachter Stimme. Und rundum standen, angelockt durch den lauten Gesang viele, viele in großem Kreis, hörten's und nickten und zollten Beifall. Da ging ich traurig zur Seite. ...

Volkslied! Liebes Volkslied! Armes Volkslied.

Es ist etwas Wunderbares, wenn, wie dort am Waldrand, aus der Stimmung geboren, leise und schlicht ein Volkslied die Stimmung erfaßt, hebt und verstärkt. Wenn versonnene Töne so keusch hinziehen übers Sommerland. Und wenn man still liegt und lauscht und genießt. Wenn kein Wort fällt, weil man fürchtet, jeder andere Ton möchte stören, möchte die feinen Fäden zerreißen, die da gesponnen wurden. Wenn man still mit genießen kann. Und wenn der Sänger oder die Sängerin sich selbst den Lohn singen, weil sie singen müssen, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt, und ihnen das Lied Lohn ist, der reichlich lohnt. Wenn keusch und schämig Ton an Ton und Vers an Vers und Lied an Lied sich reiht und tief hinan greift ans Herz, daß einem wohl und weh und freudig und doch so bang wird. .....

Wenn aber nun das Volkslied auftritt mit frechem Blick wie die „Muse des Tingeltangels", wenn es wetteifert mit dem „Chanson des Variétés" und „der Moritat des Bänkelsängers", dann kann es nur verletzen. Und wer das Volkslied so singt und mit der Absicht des Beifalls der Menge, von dem darf man wohl sagen, daß er aus dem reizenden keuschen Kind eine freche Dirne gemacht hat, die nun mit ihren Reizen prahlt, um anzulocken. Da merkt man die Absicht und wird verstimmt. ...

Wenn unsere Jugend und unser Volk wieder die alten lieben Lieder singen, dann genügt nicht allein, daß man sie singt. Das ist erst das äußerliche und noch keine Kulturtat. Sondern es kommt darauf an, daß man auch den Sinn und die Seele dieser Lieder erfaßt. Und das wird sich dann darin zeigen, wie man sie singt. Man singt diese Lieder nicht um der Zuhörer und des Beifalls willen. Auch nicht um der Lieder willen, daß man etwa Altes ausgräbt. Sondern man singt sie um seiner selbst willen, daß sie Ausdruck sind des Denkens und Fühlens, Ausdruck innerer Stimmung.

Es genügt nicht, so und so viele alte Lieder auszugraben. Wenn man dabei die Bescheidenheit und Einfachheit und Keuschheit vergißt. ...

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. ...

Mir scheint, es ist notwendig, vor einer Prostitution des Volksliedes zu warnen. ...

Wir wollen mit ihm auch den alten, einfachen, ehrlichen Sinn. Denn das Lied ist doch nur der Ausdruck inneren Fühlens. Es kann auch der Ausdruck größter Unreife sein. ...

Walther Kluge.

*

## Für Freunde deutschen Humors.

Den meist aus völkischen Kreisen stammenden Lesern meines mit Nr. 2 des Jahrgangs 1914 eingegangenen „Knoten" danke ich nochmals für ihre Treue. Der Knote, der unter allerlei übermütigem Ulk auch zuweilen ernste Töne brachte, wird in der alten Form nicht wieder auferstehn.

Ob in einer neuen, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls bitte ich Freunde deutschen Humors, die für ein kleines humoristisches Monatsblatt (kein Witzblatt!) Interesse hätten, schon jetzt um ihre Anschrift, damit ich ihnen, falls mir die Gründung eines solchen gelingen sollte, Mitteilung machen könnte. —

Askan Schmitt in Weimar.

*

# Aus völkischen Zeitschriften.

## Deutsche Politik im Weltrahmen.

Holle, G.: Kann man im Völkerleben von Entwicklung reden (Polit.-Anthrop. Monatsschrift 1917, Sept.).

Rogge, M.: Mit d. U-Boot zum Endsieg (Nationale Rundschau 1917, H. 3).

Schmidt-Gibichenfels, O.: Klassenimperialismus u. gesamtvölkische Machtpolitik (Pol.-Anthr. Monatsschr. 1917, Okt.).

Wach, E.: Die Kriegsverlängerer (Deutschlands Erneuerung 1917, Nov.).

Warum ist Wilson gegen den Wirtschaftskrieg? (Wirklichkeit 1917, H. 26).

## Deutsche Politik in Einzelfragen.

Alldeutscher Verbandstag in Kassel (Alldeutsche Blätter 1917, Nr. 42).

Arbeiter von der Demokratie zu erwarten, Was hat der —? (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 36).

v. Grotthuß, J. Frhr.: Deutsche Vaterlands-Partei u. Deutscher Volksrat (Türmer 1917, Okt. II).

Lüdtke, F.: Die Fehler u. Irrtümer altdeutscher Politik (Ostmark. 1917, Okt.).

Polentum, Die Versöhnungspolitik gegen d. — (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 39).

Raß: Ausschüsse als Zeitfragen (Zeitfragen 1917, 12. Sept.).

Sozialdemokraten, Die deutschen — u. d. Wirklichkeit (Wirklichkeit 1917, H. 28).

Sozialdemokratie, Die deutsche —. Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte". 104 S. 1.80

v. Stengel, K.: Die parlamentarische Regierungsreife (Deutsche Wacht, Bonn, 1917, Nr. 32).

Ullmann, H.: Sammlung [d. Deutschtums in Österreich] (Deutsche Arbeit 1917, Okt.).

## Deutsche Kultur und Weltanschauung.

v. Below, G.: Das Reformationsjubiläum als deutsches Fest (Deutschlands Erneuerung 1917, Okt.).

Freimaurer im Weltkriege, Die — (Auf Vorposten 1917, Juni/Sept.).

Freksa, Fr.: Das deutsche Volk u. seine Habe (Wirklichkeit 1917, H. 29).

v. Freytag-Loringhoven: Graf Schlieffens geistiger Anteil an den deutschen Erfolgen im Weltkriege (Deutsche Revue 1917, Okt.).

Georgi, W.: Die deutsche Freimaurerei und der Weltkrieg (Nornen 1917, Nr. 3).

Hering, J.: Schicksals-Willkür oder Völker-Gesetz (Heimdall 1917, Nr. 8/9).

## Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Geldhändler u. Staatsanleihen (Auf Vorposten 1917, Aug./Sept.).

Hartig, P.: Thule, eine rassische, deutsch-germanische Siedlung (Nornen 1917, Nr. 3).

Hering, J.: Plutokratischer Imperialismus (Hammver 1917, 15. Okt.).

Lembke, F.: Landlehrerschaft u. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege (Land 1917, 15. Sept.).

zu Löwenstein, Fr. Prinz: Zukunftssteuern und ihre Grenzen (Wirklichkeit 1917, Nr. 27).

Siebert, F.: Zur Zeichnung der Kriegsanleihe (Deutsche Ziele 1917, Okt.).

Valuta (Auf Vorposten 1917, Juni u. Juli).

Zimmermann, A.: Kriegsentschädigung für unsere Krieger (Deutsche Handels-Wacht 1917, Nr. 9/10).

## Binnensiedlung u. Kriegerheimstätten.

## Deutsche Erziehung u. Schule.

Holle, G.: Jugendpflege u. Volkstum (Nachr. d. Hamburg. Landesverb. f. Jugendpflege 1917, Aug.).

Hunkel, E.: Die Wiedererweckung deutscher Bauern- u. Rassenkultur durch d. Volkshochschule (Neues Leben 1917, Aug./Sept.).

## Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Groß, K.: Gustav Meyrinks Stellung zur deutschen Literatur (Natur u. Gesellschaft 1917, Okt.).

Eberhard König-Heft der Breslauer Hochschul-Rundschau. 56 S.

Riedel, R.: Der Okkultist Guido v. List (Nornen 1917, Nr. 3).

# Aus der Arbeit des Deutschbundes.

## Eingabe des Deutschbundes an den Reichskanzler zur Ernährungsfrage.

Die Frage der Volksernährung hat sowohl für die erfolgreiche Beendigung des Weltkrieges wie für die Entwicklung der inneren Krisis, in der wir stehen, die höchste Bedeutung. Darum hat es der Deutschbund, seinen vaterländisch-völkischen Zielen gemäß, für seine Pflicht gehalten, in Beratungen über diese Frage einzutreten und deren Ergebnis dem Herrn Reichskanzler zu unterbreiten.

In der Überzeugung, daß die vom Deutschen Verein für Volksernährung vertretenen Gedanken eine ersprießliche Lösung der Volksernährungsfrage enthalten, richtet deshalb der Deutschbund an den Herrn Reichskanzler die ehrerbietige Bitte, er möge eine Organisierung der Erwerbsstände der Lebensmittelerzeugung und -Verteilung auf gesetzlicher Grundlage zur Neuordnung der Ernährungsfürsorge einleiten.

Zur Begründung dieses seines Antrages legte der Deutschbund eine von Geh. Studienrat Prof. F. Hornemann in Hannover-Kleefeld verfaßte Denkschrift „Eine neue Lösung der Volksernährungsfrage" und die von Friedr. Schöll und F. Hornemann entworfenen „Grundzüge einer organischen Ordnung der Ernährungsfürsorge im Kriege" bei[1]).

## Das Deutschschriften-Verzeichnis des Deutschbundes,

das als Führer und Ratgeber für den Bücher-einkauf zu Geschenkzwecken sich Anerkennung in den weitesten Kreisen verdient hat, ist in neuer Auflage erschienen (bisher 110000 Stück) und kostenlos von der Kanzlei des Deutschbundes in Gotha zu beziehen. Besonders für das bevorstehende Weihnachtsfest empfiehlt sich seine Einsichtnahme für jeden, der völkisch zuverlässig beraten sein will. Das Deutschschriften-Verzeichnis enthält in seinen zwei Abteilungen (Dichterische Schriften und Schriften der Erkenntnis) rund 200 Buchtitel von Werken im Preise von 1.20—18 Mark; auch das plattdeutsche Schrifttum ist vertreten.

1) Vorstehend abgedruckt auf S. 355—372.

## Kriegswohlfahrtspflege im Deutschbund.

In wie hohem Maße die Mitglieder des Deutschbundes in den verschiedensten Zweigen der Kriegswohlfahrtspflege tätig sind, geht schon daraus hervor, daß ihrer bereits 65 durch die Verleihung des Verdienstkreuzes ausgezeichnet sind, abgesehen von den noch weit zahlreicheren Ehrungen der Bundesfürsten für ihre engeren Landeskinder. Am bedeutungsvollsten dürfte aber wohl die Auszeichnung sein, die Prof. Dr. Sellmann in Hagen i. W. (Gem. Mark) zuteil wurde: er wurde gelegentlich des Reformationsfestes von der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Münster wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Verwundeten- und Hinterbliebenenfürsorge zum licentiatus honoris causa ernannt.

In reichem Maße ist der Deutschbund auch bemüht gewesen, unter den eigenen Mitgliedern Hilfe zu leisten, wo immer es nötig wurde. Stehen doch nicht weniger als 800 im Felde, von denen bereits einige 60 die Treue zum Vaterlande mit dem Tode besiegelt haben. Dem Aufrufe „Tut wohl allen, die das Vaterland verteidigen, am meisten aber den Genossen Eures völkischen Glaubens" wurde weitgehend entsprochen. Allein die Kriegshilfskasse des Bundes vereinnahmte bisher über 14000 Mark, das Eiserne Bundeskreuz „für Witwen und Waisen gefallener Brüder" wurde bereits mit 4000 Mark benagelt, von über 21000 Mark Kriegsanleihe stehen der Hilfskasse die Zinsen zur Verfügung, mit einem Vermögen von rund 25000 Mark ist sie ins 4. Kriegsjahr eingetreten. So konnte manche Träne getrocknet und manche Not gelindert werden in dankbarem Gedenken an gefallene Weggenossen und in treuer Hilfe an darbenden Brüdern besonders der sog. freien Berufe, deren Erwerbsmöglichkeiten durch den Krieg oft verhängnisvoll beschränkt wurden.

## Deutschbund-Adreßbücher.

Zur Beeinflussung der Käufer in völkischer Richtung hatten eine große Anzahl von Gemeinden für ihre Orte Adreßbücher deutscher Geschäfts-

inhaber herausgegeben; Umfang und Einrichtung der Büchlein waren den örtlichen Bedürfnissen angepaßt. Die Gem. Unterweser hat erfahrungsgemäß die richtigste Form gefunden mit ihrem „Deutschbund-Führer durch die Unterweserorte" der bereits mehrere Auflagen erlebt hat und ein Muster eines Führers „für Heimische und Fremde" geworden ist. Ganz einfach dadurch, daß er die Heimatkunde in den Mittelpunkt des Ganzen gerückt und damit sich als gelungenen Versuch bewährt hat, Verständnis und Liebe zur Heimat zu wecken. Guten Erfolg hatte auch der von der Gem. Kassel herausgegebene „Führer durch die deutsch-christlichen Geschäfte Kassels", der in 10000 Stück am Orte und in der Umgebung verbreitet wurde. Weitere Deutschbund-Adreßbücher gaben die Gemeinden Altona, Berlin (2 Auflagen), Breslau (2 Aufl.), Frankfurt a. M. (2 Aufl.), Gnadenfrei, Halle a. S., Hamburg (2 Aufl.), Hannover-Linden, Kiel, Leipzig, Wiesbaden und Mainz heraus.

## Bücherspenden des Deutschbundes für unsere Feldgrauen.

Aus eigenen Mitteln hat der Deutschbund zum zweiten Male eine größere Sendung völkischer Bücher ins Feld und in die Etappe gesandt, auch Lazarette, Soldatenheime, Ersatzformationen, Gefangenenlager usw. sind reichbedacht worden. Außer den bereits im D. V. 1917, S. 303 genannten völkischen Schriftstellern waren vertreten mit meist mehreren ihrer Arbeiten: Franz Bachmann, Rudolf Franke, Albert Grimpen, Fritz Großmann, Artur Hoffmann, Wilhelm Lennemann, Artur Luerssen, Georg Ost, Wilhelm Rohmeder, Otto Schmidt-Gibichenfels, Friedrich Schöll, Adolf Sellmann, Leopold v. Vietinghoff-Scheel, Artur v. Wallpach.

Besonders zahlreich war die Nachfrage nach Eberh. Königs „Wenn der alte Fritz gewußt hätte", Langhans' „Alldeutschem Atlas", Pilfs „Kreuz der Ehre", Maß' „Wofür sie starben" und Stilles „Osterworth".

Die eingelaufenen Dankschreiben atmen durchgehends lebhafte Freude, daß dem „Schützengraben-Kitsch", den die Feldbuchhandlungen zum größten Teil vertreiben, durch die vom Deutschbund verbreitete wahrhafte geistige Kost ein Gegengewicht bereitet werde.

## Inhalt der „Deutschbund-Blätter" 1917, Nr. 6—8:

Verlag und Buchvertrieb des DB. — Unsere Toten. — „Vergiß die treuen Toten nicht!" Von Fr. Henning. — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts. — Ein neues Volksbildungsmittel völkischer Art. Von Dr. med. Luerssen. — Trübe Erfahrungen. Von Prof. Ad. Bartels. — Jahresrechnung der Bundeskasse 1916. — Abrechnung der Sammlung für die „Langhans-Stiftung". — Nachrichten aus dem Bunde: a) Gemeindeleben: Deutschböhmen, Halle, Leipzig, Marburg, Meiningen, Niederlausitz; b) Mitgliederbewegung; c) DB.-Sterbekasse. — Kriegsaufruf. — Völkische Bücher fürs deutsche Haus.

## Inhalt der „Deutschbund-Blätter" 1917, Nr. 9—10:

Aufklärung des deutschen Volkes — gegen die Reichstagsmehrheit. — Bücher als Weihnachtsgeschenke. — Unsere Toten. — „Treues Gedenken folgt Euch, Ihr Brüder". Von Frau Anna Maria Denecke. — Amtliche Bekanntmachungen des Bundeswarts. — Kriegsaufruf. — XIII. Empfangsbestätigung der Eingänge für die Kriegshilfskasse und die Nagelung des Eisernen Kreuzes. — Das nationale Zeitschriftentum. Von Gerh. Krügel. — Satzung der „Langhans-Stiftung" des DB. — Zeichnungen für Volksbildungszwecke (12900 Mark). — Alles Gold zu den Sammelstellen. Von Staatsanwalt Spatz. — Aus der Deutscharbeit von Brr. und Frr. — Nachrichten aus dem Bunde: a) Gemeindeleben: Drewenzgau, Mark, Osterland, Weimar; b) Mitgliederbewegung; c) Neue Preise für DB.-Sachen; d) II. Empfangsbestätigung der Eingänge für die „Langhans-Stiftung". — Völkische Bücher für jedes deutsche Haus. — Beilage: Deutschschriften-Verzeichnis.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02675 4898

FÖSTE, LÜDDECKE, BÖHNISCH & CO.
GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG.